Sturmflut

Henryk
Sienkiewicz

Francis Hardon Burr -

from

Papa & Mama.

Christmas, 1903 -

Sturmflut

Sturmflut

Historischer Roman

von

Henryk Sienkiewicz

Autorisierte Übersetzung

von

Clara Hillebrand

Erster Band

Zweite Auflage

Leipzig

Verlag von O. Gracklauer

1900

Vorwort.

Dank der Rührigkeit der noch jungen Verlagsfirma kann ich heute den größten historischen Roman des weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt gewordenen polnischen Schriftstellers Henryk Sienkiewicz in deutscher Uebersetzung vorlegen. Um das Lesen des überaus interessanten Buches zu erleichtern, habe ich alle diejenigen polnischen Namen, welche vorwiegend aus Konsonanten zusammengesetzt sind, in einer Schreibweise wiedergegeben, welche geläufig gelesen und ausgesprochen werden kann und in der Aussprache genau die Klangfarbe der polnisch geschriebenen Namen beibehält.

Bezüglich des hohen litterarischen Wertes der geschichtlichen Romane Henryk Sienkiewicz' „Mit Feuer und Schwert", „Sturmflut" und „Der kleine Ritter", will ich von einer eingehenden Besprechung an dieser Stelle absehen, da eine solche in dem Vorwort zu „Mit Feuer und Schwert" bereits erschienen ist.

Daß „Sturmflut" die schönste und großartigste der Schöpfungen Sienkiewicz' ist, wird jeder der freundlichen Leser, welcher sich für die Werke dieses Schriftstellers interessiert, bald selbst herausgefunden haben.

Die Uebersetzerin

Clara Hillebrand.

Erstes Buch.

In Smudz war das mächtige Geschlecht der Billewitsch weitverzweigt und in ganz Reußen vor allen anderen hochgeachtet. Zu hohen Aemtern, welche meist von Kreisinsassen verwaltet wurden, hatten es die Billewitsch zwar niemals gebracht, dafür aber auf dem Marsfelde dem Lande unschätzbare Dienste geleistet, wofür sie zu verschiedenen Zeiten reich belohnt worden waren. Ihr Geburtsnest, welches noch heute existiert, hieß ebenfalls Billewitsche; aber sie besaßen außer diesem Stammsitz noch viele andere Güter in Reußen und weiter nach Krakinow hin, in der Lauda, Schoja, Niewiasch bis weiterhin noch hinter Poniewiersch. Späterhin zersplitterte es in mehrere Linien, deren Glieder sich allmählich aus den Augen verloren. Sie kamen nur dann Alle zusammen, wenn in Reußen auf der Ebene, „Stany" genannt, die Heerschau des großen Smudzer Heerbannes abgehalten wurde. Teilweise begegneten sie sich auch unter den Fahnen der litauischen Stammsoldaten und auf den Landtagen, und da sie begütert und einflußreich waren, so wurden sie sogar von den in Litauen und Smudz allmächtigen Radziwills respektiert.

Zur Zeit der Regierung Johann Kasimirs war der Patriarch aller Billewitsch Heraklius Billewitsch, Hauptmann der leichten Reiterei, Unterkämmerer von Upit. Dieser wohnte nicht auf dem Stammgut, welches zu jener Zeit der Schwertträger von Reußen, Thomas Billewitsch, inne hatte. Dem Herrn Heraklius gehörten Wodockt, Lubitsch und Mitrun, in der Nähe der Lauda gelegen, rings von einem Kranz herrlicher Ländereien, den Besitzungen des zahlreich dort ansässigen Kleinadels, umgeben. Außer den Billewitsch gab es in jener Gegend dort nur noch einige Großgrundbesitzer, die Sollohubs, Montwills, Schillings, Koryznows und Sizinskis. Im übrigen war das ganze Flußgebiet der

Lauda dicht besäet mit sogenannten Hufenländern oder, wie man sie gewöhnlich nannte, kleinadeligen Stellen, bewohnt von dem berühmten und in der Geschichte der Smudz und Polens vielgenannten Laudaschen Adel. In anderen Gegenden nannten sich die Adelsgeschlechter nach ihren Stellen oder die Stellen nach den Besitzern, wie das in Podlachien der Fall war; dort aber, im Flußgebiet der Lauda, war es anders. Dort wohnten in Mortsch die Stakanows, welche seinerzeit Batory für ihre Tapferkeit bei Pskow dort eingesetzt hatte. In Wolmontowitsch ließen es sich die Butrymows auf fettem Weideland wohl sein, die größten und wohlhabendsten Bauern, berühmt wegen ihrer Schweigsamkeit und ihrer Stärke, welche zu Zeiten der Landtage, feindlicher Ueberfälle und Kriege schweigend, aber tapfer für das Land einzustehen pflegten. Die Ländereien von Droschejkan und Mosg wurden von dem zahlreichen Geschlecht der Domaschewitsch bewirtschaftet, welche, außerdem berühmte Jäger, durch die Sielonka-Haide bis Wilkomiersch den Spuren des Bären folgten.

Die Gaschtowts waren in Pazunel ansässig. Ihre Töchter waren ihrer Schönheit wegen so berühmt, daß zuletzt alle hübschen Mädchen aus den Gegenden von Krakinow, Poniewiersch und Upit Pazulner Mädchen genannt wurden.

Die Sollohubs aus Mali waren reich an Pferden und schönem Vieh, auf Waldweiden groß gezogen; die Gostschewitsch aber in Gostschew brannten Theer in den Wäldern, welche Beschäftigung ihnen den Namen die schwarzen oder Rauch-Gostschewitsch eingetragen hatte.

Es gab noch mehr Stellen und noch mehr Geschlechter. Die Namen Vieler existieren noch, aber die Stellen liegen größtenteils nicht mehr da, wo sie früher waren, und die Menschen darin rufen sich mit anderen Namen. Kriege, Unglück und Feuersbrünste sind gekommen; man hat nicht immer auf den alten Trümmern neue Ansiedlungen errichtet, mit einem Wort: es hat sich vieles geändert. Damals aber blühte die alte Lauda noch im urwüchsigen Wohlleben und der Laudasche Adel genoß das höchste Ansehen, da er sich vor nicht allzu langen Jahren unter Janusch Radziwill gegen die aufständischen Kosaken mit großem Ruhme bedeckt hatte. Alle Laudaer aber dienten in der Fahne des Heraklius Billewitsch, die Reicheren als Waffenbrüder mit zwei Pferden, die Aermeren als solche mit einem und die ganz Armen als Posten.

Im allgemeinen war dieser Adel kriegerisch und ging ganz

im Rittertum auf. Dafür verstand er weniger von denjenigen Geschäften, welche das Material für die Landtage lieferten.

Er wußte, daß in Warschau der König thronte, daß Radziwill und Hlebowitsch Starosten in Smudz und Herr Billewitsch in Wodockt Herrscher in der Lauda sei. Er stimmte, wie Herr Billewitsch ihm lehrte, überzeugt, daß er nur das thue, was Herr Hlebowitsch wolle, daß dieser hinwieder Hand in Hand mit Radziwill gehe, daß Radziwill die rechte Hand des Königs, der König aber der Schützer der Republik, der Vater der Adligen sei. Das genügte ihm.

Herr Billewitsch war übrigens mehr ein Freund als ein Diener des mächtigen Oligarchen in Birz — und das ein sehr geschätzter, denn er hatte stets tausend Stimmen und tausende Laudascher Säbel in Bereitschaft, und die Säbel in den Händen der Stajkanows, Butrymows, Domaschewitsch oder Gaschtowts hatte in jener Zeit noch niemand in der Welt gering geschätzt. Erst später änderte sich das alles, gerade zu jener Zeit, wo Herr Heraklius Billewitsch nicht mehr war.

Dieser Vater und Wohlthäter des Laudaschen Adels aber hörte auf zu sein im Jahre 1654. Es entbrannte damals längs der ganzen östlichen Seite der Republik ein furchtbarer Krieg. Herr Billewitsch konnte nicht mehr mit in den Kampf ziehen, sein Alter und seine Taubheit erlaubten ihm das nicht; aber die Laudaer gingen. Und so geschah es, daß, als die Nachricht eintraf, Radziwill sei bei Schklow geschlagen und die Laudasche Fahne bei einer Attacke auf französische Mietssoldaten fast vollständig aufgerieben, der alte Hauptmann vom Schlage gerührt seinen Geist aufgab. Diese Nachricht hatte ein gewisser Herr Wolodyjowski, ein noch junger, aber ruhmbedeckter Soldat gebracht, welcher an Stelle des Herrn Heraklius unter der Oberleitung Radziwills die Laudaer führte. Der Rest der Fahne kehrte ebenfalls in die heimatlichen Einfriedigungen zurück, erschöpft, entmutigt, ausgehungert, laut klagend, daß der Großhetman, im Vertrauen auf seinen furchterweckenden Namen, auf den Zauber seines Siegesruhmes, mit seinem kleinen Heere das zehnfach stärkere des Feindes angegriffen und dadurch seine Soldaten und das Land ins Unglück gestürzt habe.

Unter diesen allgemeinen Klagen erhob sich jedoch nicht eine einzige gegen den jungen Obristen, den Herrn Georg Michael Wolodyjowski. Im Gegenteil! Diejenigen, welche der Niederlage entgangen waren, erhoben sein Lob bis zum Himmel, indem sie Wunderdinge von seiner Tapferkeit und Erfahrung

in Kriegssachen erzählten. War doch die Erinnerung an den an den Tag gelegten Mut der einzige Trost für die Uebriggebliebenen der Laudaer Fahne. Hatten sie sich doch attackierend durch die ersten Haufen der gemeinen Soldaten hindurchgeschlagen, gleichsam wie durch eine Rauchwolke, und indem sie dann die französischen Söldlinge überfielen, das ganze vortreffliche Regiment wie ein Gebett Daunen in alle Winde zerstreut, wobei Herr Wolodyjowski den Obersten dieses Regiments mit eigener Hand niedergehauen hatte. Zuletzt, zwischen vier Feuer genommen, retteten sie sich verzweifelt dadurch, daß sie sich, dichte Leichenhaufen zurücklassend, mutig durch den Feind durchschlugen.

Wehmütig und doch stolzerfüllt hörten diejenigen der Laudaer, welche nicht beim litauischen Stammheere dienten, diese Erzählungen. Sie waren nicht verpflichtet, im Stammheere zu dienen, sondern nur, dem allgemeinen Aufgebot Folge zu leisten, welches als letzte Hilfe und letzter Schutz des Landes aufgerufen werden sollte. Man war für diesen Fall von vornherein übereingekommen, den Herrn Wolodyjowski zum Anführer der Laudaer zu wählen, denn obgleich er nicht dem dortigen Adel angehörte, so gab es doch keinen unter ihnen, welcher tapferer und ruhmbedeckter war als er. Die Uebriggebliebenen erzählten von ihm noch, daß er sogar den Hetman selbst aus Lebensgefahr gerettet habe. So wurde er denn auch von der ganzen Provinz auf Händen getragen und eine Gegend wollte ihn immer der anderen entziehen. Besonders stritten sich um ihn die Butrymows, Domaschewitsch und Gaschtowts, bei welchen er längere Zeit zu Gaste sein sollte. Ihm selbst gefiel dieser kriegerische Kleinadel so wohl, daß, als die Reste des Radziwillschen Heeres nach Birz zogen, um sich nach den erlittenen Niederlagen dort zu erholen, er nicht mit den anderen fortging, sondern, von Stelle zu Stelle ziehend, endgültig in Pazunel bei den Gaschtowts seine Residenz aufschlug, bei Herrn Pakosch Gaschtowt, welcher über alle die anderen in Pazunel die Oberhoheit hatte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so hätte Herr Wolodyjowski unter keinen Umständen mit nach Birz gehen können, da er bettlägerig wurde. Erst bekam er ein böses Fieber, dann wurde sein rechter Arm, infolge einer bei Zibichow erhaltenen Kontusion, lahm. Drei Fräulein Paschkow, schön, wie eben nur die Mädchen in Pazunel waren, hatten ihn in Pflege genommen und sich geschworen, diesen berühmten Kavalier wiederherzustellen. Der Kleinadel aber beschäftigte sich

bis auf den letzten Mann mit dem Begräbnis seines Führers, des Herrn Heraklius Billewitsch.

Nach dem Begräbnis öffnete man das Testament des Verstorbenen, aus welchem ersichtlich wurde, daß derselbe zur Erbin seines ganzen Vermögens, mit Ausnahme des einen Gutes Lubitsch, seine Enkeltochter Alexandra Billewitsch, Tochter des Jägermeisters von Upit, eingesetzt hatte. Die Vormundschaft über sie, bis zu ihrer Verheiratung, hatte er dem ganzen Laudaschen Adel anvertraut.

„. . . Diejenigen, welche mir zugethan waren (so lautete es im Testament) und mir Liebe mit Liebe gezahlt haben, mögen diese auch der Waise erhalten und in dieser verdorbenen und verkehrten Zeit, wo niemand frei von Furcht und sicher vor dem Uebermut der Menschen ist, mögen sie die Waise um meines Gedächtnisses willen vor jeder Unbill bewahren.

„Ebenso mögen sie Acht haben, daß sie in Sicherheit ihre Glücksgüter genieße, mit Ausnahme des Gutes Lubitsch, welches ich dem Herrn Kmiziz, Fähnrich von Orschan, gebe, schenke und verschreibe, damit ihm kein Hindernis in den Weg gelegt wird. Wen jedoch diese meine Zuneigung zu dem gnädigen Kmiziz Wunder nehmen oder wer hierin eine Bekürzung meiner Enkeltochter Alexandra sehen sollte, der soll und muß wissen, daß ich von dem Vater dieses rechtgeborenen Andreas Kmiziz schon in jungen Jahren und bis zum Tode Freundschaft und vollständige brüderliche Liebe erfahren habe. Mit ihm habe ich Kriege zusammen durchgemacht, er hat mir zu öfteren Malen das Leben gerettet, und als die Bosheit und Nichtswürdigkeit der Herren Sizinski mir mein Vermögen rauben wollte, hat er mir auch da geholfen. So bin ich, Heraklius Billewitsch, Unterkämmerer von Upit und zugleich ein unwürdiger Sünder, heute vor dem strengen Gericht Gottes stehend, vor vier Jahren (noch bei gesundem Leibe mit den Füßen auf dieser irdischen Welt umherwandelnd) zu Herrn Kmiziz dem Vater, dem Schwertträger von Orschan, gereist, um ihm Dankbarkeit und treue Freundschaft zu geloben. Dort haben wir, im Uebereinkommen, nach altem Adels- und Christenbrauche beschlossen, daß unsere Kinder, und insbesondere sein Sohn Andreas mit meiner Enkeltochter Alexandra, Jägermeisterstochter, ein Ehepaar werden sollen, damit aus ihnen eine Nachkommenschaft zur Ehre Gottes und der Republik zum Nutzen emporwachsen solle. Dieses wünsche ich dringend und verpflichte meine Enkelin Alexandra hiermit zum Gehorsam gegen den hier nieder-

geschriebenen letzten Willen, ausgenommen, daß Herr Fähnrich von Orschan (was Gott verhüten möge) mit häßlichen Thaten seine Ehre beflecken und ehrlos erklärt werden sollte. Und sollte er auch sein Familienerbe etwa verlieren, was in jener Gegend bei Orschan leicht geschehen kann, so soll sie ihn mit meinem Segen zum Manne nehmen, ja selbst für den Fall, daß er von Lubitsch abfiele, nicht darauf achten.

„Wenn jedoch, nach der besonderen Gnade Gottes, meine Enkelin zur Ehre des Höchsten ihre Jungfräulichkeit bewahren und den Schleier nehmen wollte, so darf sie das thun, denn Gottes Ehre soll vor Menschenehre gehen . . .“

In dieser Weise disponierte Herr Heraklius über sein Vermögen und seine Enkelin, was niemanden sehr verwunderte. Fräulein Alexandra wußte seit langem, was ihrer wartete, und der Adel hatte längst von der Freundschaft zwischen den Kmiziz und Billewitsch gehört. Im übrigen waren die Gedanken aller in diesen Zeiten der Not auf andere Dinge gerichtet, so daß man binnen kurzem nicht mehr von dem Testament sprach.

Nur auf dem Herrenhofe in Wodockt wurde unaufhörlich von den Kmiziz gesprochen, d. h. nur von Herrn Andreas, denn der alte Schwertträger war auch schon gestorben. Der Jüngere stand mit einer eigenen Fahne Freiwilliger aus Orschan bei Schklow. Später war er verschollen; man durfte aber keineswegs annehmen, daß er dort gefallen sei, da der Tod eines so bedeutenden Kavaliers nicht unbemerkt geblieben wäre. Seine Verwandten, die Kmiziz im Orschanschen, waren vermögende Herren, aber jene Ländereien hatte die Kriegsflamme verwüstet. Ganze Kreise, große Strecken Land, waren in Wüsteneien verwandelt, die Besitzungen zerfielen, die Menschen kamen um.

Nachdem Radziwills Macht gebrochen war, leistete niemand mehr stärkeren Widerstand. Dem Feldhauptmann Gosiewski fehlten die Kräfte, die Kronenhetmane kämpften mit dem Rest ihrer Heere in der Ukraine und konnten ihm nicht zu Hilfe kommen, ebenso war die Republik durch die Kosakenkriege völlig erschöpft. Die Kriegswelle überzog das Land immer weiter; hier und da nur prallte sie an befestigten Mauern ab, aber auch die Mauern fielen eine nach der anderen, so wie Smolensk gefallen war. Die Wojewodschaft Smolensk, in welcher die Güter der Kmiziz gelegen waren, mußte als verloren betrachtet werden. In der allgemeinen Verwirrung, der allgemeinen Angst verstreuten sich die Menschen wie vom Winde aus-

einandergetriebene Blätter. Niemand wußte, was mit dem jungen Fähnrich von Orschan geschehen war.

Da aber der Krieg noch nicht bis zur Smudzer Starostei vorgedrungen war, so erholte sich der Laudasche Adel allmählich von der bei Schklow erlittenen Niederlage. Die Hufenbauern fingen an, zu Beratungen zusammenzukommen und über öffentliche und private Angelegenheiten Rat zu halten. Die Butrymows, als die am kriegerischsten Gesinnten, ließen die Meinung laut werden, daß man zum Kongreß des allgemeinen Aufgebotes nach Reußen und dann zu Goschewski gehen müsse, um die Schklower Niederlage zu rächen. Die Domaschewitsch fingen an, die Wälder der Rogowo-Haide zu durchziehen, und brachten Neuigkeiten von den feindlichen Vorposten. Die Rauch-Gostschewitsch räucherten schon Fleischvorräte für den nächsten Feldzug. Anläßlich verschiedener Privatangelegenheiten beschloß man zuerst, erfahrene und gereiste Leute auszuschicken, um den Herrn Andreas Kmiziz aufzusuchen.

Diese Beratungen der vornehmsten Laudaer fanden unter dem Vorsitz von Pakosch Gaschtowt und Kassian Butrym, der zwei Patriarchen der „Gegenden", statt. Der ganze Adel, welchem das Vertrauen, das der verstorbene Herr Billewitsch in ihn gesetzt, sehr schmeichelte, hatte sich zugeschworen, treu an dem Wortlaut des Testamentes festzuhalten und das Fräulein Alexandra mit fast elterlicher Fürsorge zu umgeben. So kam es, daß trotz der Kriegszeiten, während selbst in Gegenden, bis zu welchen die Kriegsfackel noch nicht gedrungen war, Zänkereien und Unruhen ausbrachen, an den Ufern der Lauda Ordnung und Ruhe herrschte. Keinerlei Differenzen und keinerlei Eingriffe in die Grenzen der Besitzungen der jungen Gutsherrin trübten den Frieden. Es wurden keine Grenzraine verlegt, keine ausgezeichnete Fichte umgeschlagen, kein Weideacker umgepflügt. Im Gegenteil, man unterstützte die alleinstehende Gutsherrin mit allem, was die Hufenbauern nur auftreiben vermochten. So sandten die am Flußufer wohnenden Stajkanows gesalzene Fische, von den bärbeißigen Butrymows aus Wolmatowitsch kam Getreide, Heu von den Gaschtowts, Wild von den Jagd-Domaschewitsch, Theer und Pech von den Rauch-Domaschewitsch. Von Fräulein Alexandra wurde überall in allen Stellen nur von „unserem Fräulein" gesprochen und die schönen Mädchen von Pazunel erwarteten Herrn Kmiziz fast ebenso ungeduldig als sie selbst.

Unterdessen hatte eine Zusammenberufung des Adels statt-

gefunden; es begann sich in der Lauda zu regen. Wer vom Knaben zum Manne heranzuwachsen begann, wen die Last des Alters nicht niederbeugte, mußte aufs Pferd. Johann Kasimir war in Grodno angekommen und bestimmte diesen Ort zum Generalversammlungs-Platz; dorthin zogen sie alle. Stillschweigend rückten zuerst die Butrymows aus; ihnen folgten andere, die Gaschtowts ganz zuletzt, wie immer, weil es sie dauerte, die schönen Pazulnerinnen zu verlassen. Aus anderen Gegenden stellte sich der Kleinadel in geringerer Zahl ein, weil das Land schutzlos geblieben wäre, die fromme Lauda aber fand sich bis auf den letzten Mann ein.

Herr Wolodyjowski indessen ging nicht mit; er konnte die Hand noch nicht bewegen. Er blieb der einzige Beschützer der Pazulnerinnen. Die „Gegenden" verödeten und nur die Greise und die Blondköpfe saßen abends um die Feuer. Es wurde sehr still in Poniewiersch und Upit. Man wartete sehnsüchtig auf Neuigkeiten. Auch Fräulein Alexandra schloß sich in Wodockt ab; sie sah niemanden außer ihrer Dienerschaft und ihren Laudaschen Vormündern.





1. Kapitel.

Das neue Jahr 1655 war gekommen. Der Januar war frostig, aber trocken; der harte Winter hatte die heilige Erde der Smudz mit einem ellendicken weißen Pelz bedeckt. Die Wälder beugten sich und brachen unter der Last der Eiszapfen, der Schnee blendete tagsüber beim Sonnenlicht die Augen, und des Nachts hüpfte es wie Funken, die allsobald verlöschten, über die steif gefrorene Fläche. Das Wild näherte sich den menschlichen Wohnungen und die armen grauen Vögel pickten mit dem Schnabel an die mit Eis- und Schneeblumen bedeckten Fensterscheiben.

Eines Abends saß Fräulein Alexandra mit den Hofmädchen in der Gesindestube. Es war früher so Sitte bei den Billewitsch, daß sie, wenn keine Gäste da waren, die Abende mit der Dienerschaft verbrachten, fromme Lieder singend und das ungebildete Völkchen durch ihr Beispiel erbauend. So that es auch Fräulein Alexandra und das um so lieber, als ihre Hofmädchen, fast alle vom Kleinadel, sehr arme Waisen waren. Diese verrichteten alle Arbeiten, selbst die gröbsten, und bedienten die Damen; dafür lernten sie dort feine Sitten und erfuhren eine bessere Behandlung als die gewöhnlichen Mägde. Es befanden sich jedoch unter ihnen auch Bauernmädchen, sich deutlich von ihnen durch die Sprache unterscheidend, denn viele derselben verstanden nicht polnisch. Fräulein Alexandra saß mit ihrer Verwandten, dem Fräulein Kulwiecz, in der Mitte der Stube, die Mädchen an den Wänden auf Bänken; alle spannen am Rocken. Im mächtigen Kamin brannten kieferne

Klafterscheite und Wurzelstöcke, bald erlöschend, bald hoch auf-flammend oder funkensprühend, je nachdem der neben dem Kamin stehende halbwüchsige Knabe kleines Birkenholz oder Kien hinzu-warf. Flammte das Feuer lichter auf, so sah man die dunklen Holzwände der sehr großen Stube mit der niedrigen, balken-durchzogenen Decke. Von den Balken herab hingen an Fäden verschiedenfarbige Sternchen aus Oblaten geschnitten, in der Wärme hin und her zitternd, und hinter den Balken hervor lugten Tocken gehechelten Flachses, an beiden Seiten derselben herabhängend, ähnlich eroberten türkischen Roßschweifen. Fast die ganze Stubendecke war so voll gesteckt davon. An den dunklen Wänden umher blitzten gleich Sternen größere und kleinere, auf langen eichenen Gesimsen aufgestellte oder an-gelehnte zinnerne Gefäße.

Im Hintergrunde an der Thür drehte ein zottiger Smudzer sausend eine Handmühle, unter der Nase ein monotones Lied brummend. Fräulein Alexandra ließ schweigend die Perlen eines Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten, die Spinnerinnen spannen, ohne nur ein Wort zu sprechen. Das Licht der Flammen fiel auf ihre jungen, rosigen Gesichter, sie selbst spannen mit erhobenen Händen — die linke den weichen Flachs vorzupfend, mit der rechten die Spindel drehend, eifrig wie um die Wette, von dem strengen Blick des Fräulein Kulwiez angefeuert. Mitunter blickten sie sich auch mit munteren Augen gegenseitig an, mitunter nach dem Fräulein Alexandra hin, als erwarteten sie bald, daß diese dem Smudzer gebieten würde, mit dem Mahlen innezuhalten, um ein frommes Lied anzu-stimmen; aber sie hörten dabei nicht auf zu arbeiten, sie spannen und spannen, die Fäden drehten sich, es surrten die Spindeln, es blinkten die Stricknadeln in den Händen des Fräulein Kulwiez und der zottige Smudzer drehte sausend die Mühle. Auf Augenblicke jedoch unterbrach er zuweilen die Arbeit, augenscheinlich war bei der Handmühle etwas nicht in Ordnung, denn gleichzeitig hörte man ihn dann mit zorniger Stimme rufen:

„Paddas!“

Fräulein Alexandra erhob das Haupt, wie erweckt durch die Stille, welche jedesmal den Rufen des Smudzers folgte; dann beleuchtete die Flamme ihr Gesicht und die ernsten, himmelblauen Augen, welche unter schwarzen Wimpern hervor-sahen.

Sie war ein schönes Fräulein, mit aschblondem Haar, blasser Gesichtsfarbe und feinen Zügen. Sie besaß die Schön-

heit einer weißen Blume. Die Trauerkleider gaben ihrem Wesen etwas Ernstes. So vor dem Kamine sitzend, war sie so in Gedanken versunken, als ob sie schliefe; jedenfalls dachte sie wohl über ihr eigenes Geschick nach, da ihr Loos noch ein so ungewisses war. Das Testament bestimmte sie zur Frau eines Mannes, den sie seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, und da sie eben erst das zwanzigste Jahr zu erreichen im Begriff war, so blieb ihr nur die undeutliche kindliche Erinnerung an einen gewissen ungestümen jungen Burschen, welcher mit Pfeil und Bogen sich mehr in den Sümpfen umhertrieb, als sie beachtete.

Wo ist er und wie mag er jetzt sein? — das waren die Gedanken, welche sich in dem Kopfe des ernsten Mädchens drängten. Zwar kannte sie ihn noch aus den Erzählungen des verstorbenen Unterkämmerers, welcher vier Jahre vor seinem Tode die weite Reise nach Orschan unternommen hatte. Nach diesen Erzählungen mußte er ein schwärmerischer, wenn auch ungeheuer heißsporniger Kavalier sein. Nach jenem Uebereinkommen, betreffend die Ehe der Kinder, abgeschlossen zwischen dem alten Billewitsch und dem Vater des Kmiziz, sollte jener Kavalier gleich nach Wodockt kommen, um sich dem Fräulein vorzustellen; unterdeß war ein großer Krieg ausgebrochen, der Kavalier ging in die Berestetscher Felder, anstatt zu seiner Dame zu reisen. Dort verwundet, mußte er sich zu Hause heilen; später pflegte er den totkranken Vater, dann war wieder Krieg, und auf diese Weise waren wieder vier Jahre verflossen. Jetzt war seit dem Tode des alten Hauptmanns schon wieder ein Stück Zeit verflossen und Kmiziz blieb verschollen.

Fräulein Alexandra hatte also Ursache zum Nachdenken, vielleicht sehnte sie sich nach ihrem Unbekannten. Sie trug in ihrem reinen Herzen, wohl deshalb, weil sie die Liebe noch nicht kannte, eine große Liebessehnsucht. Es bedurfte nur des Funkens, um auf diesem Herde eine ruhige, aber helle Flamme zu entzünden, gleichmäßig und unverlöschlich wie die litauische Treue.

So war sie von Unruhe ergriffen; diese war zuweilen angenehm, oft aber quälend, und sie stellte sich Fragen, auf welche es keine Anwort gab oder doch nur eine solche, welche erst aus weiter Ferne kommen mußte. Die erste Frage war die, ob er sie wohl aus eigenem freien Willen nehmen und ihr mit gleicher Bereitschaft entgegenkommen würde wie sie ihm?

In jenen Zeiten waren die elterlichen Verträge, betreffend die Verheiratung ihrer Kinder, etwas Alltägliches und die Kinder, welche mit elterlichem Segen auf diese Weise versprochen waren, hielten meist diese Verträge.

In der Verkuppelung selbst sah das Fräulein gerade nichts Außergewöhnliches, aber da der eigene Wille nicht immer mit der Pflicht Hand in Hand ging, so beschwerte auch diese Sorge das Köpfchen des Fräuleins: „Ob er mich lieben wird?“ Und mit dieser Frage überfiel sie eine Schar Gedanken, gerade wie eine Schar Vögel auf Bäumen sich niederläßt, die einsam im weiten Felde stehen. Wer bist du? wie bist du? wandelst du noch lebend auf Erden? oder bist du schon irgendwo gefallen? . . . . bist du fern oder nahe? . . . . Das Herz des Fräuleins, welches Thür und Thor zum Empfange des lieben Gastes weit geöffnet hielt, rief wider Willen nach der weiten Ferne, nach den Wäldern und schneeigen nachtbedeckten Feldern hin: „Komm her, du junger Ritter! denn nichts ist schlimmer in der Welt als das Warten!“

Und eben jetzt ertönte von außen, gerade aus der Richtung jener schneeigen nachtbedeckten Ferne her, der Ton eines Glöckleins, wie eine Antwort auf ihren Ruf.

Das Fräulein zuckte zusammen, schnell gefaßt erinnerte sie sich jedoch, daß man jeden Abend aus Pazunel nach Arzneien für den jungen kranken Obristen in ihre Hausapotheke schickte; diesen Gedanken teilte Fräulein Kulwiez, sie sagte:

„Die Gaschtowts schicken nach Theriak.“

Das unregelmäßige Läuten des an der Deichsel hin- und hergerissenen Glöckleins tönte immer näher; plötzlich verstummte es, der Schlitten hielt augenscheinlich vor der Thür.

„Sieh nach, wer angekommen ist,“ sagte Fräulein Kulwiez zu dem die Handmühle drehenden Smudzer. Derselbe verließ die Gesindestube, nach einer kleinen Weile aber kehrte er zurück, und wieder nach dem Stabe seiner Mühle langend, sagte er phlegmatisch:

„Herr Kmiziz.“

„Und das Wort ist Fleisch geworden!“ rief das Fräulein Kulwiez aus.

Die Spinnerinnen sprangen auf, die Rocken und Spindeln fielen zu Boden. Fräulein Alexandra stand ebenfalls auf; das Herz schlug ihr wie ein Hammer, ihr Antlitz bedeckte Purpurröte, welche dann einer tiefen Blässe wich. Aber sie

wendete sich absichtlich vom Kamin hinweg, um ihre Bewegung zu verbergen.

Eben erschien in der Thür eine hohe Gestalt im Pelzrock, mit einer Pelzmütze auf dem Kopf. Der junge Mann trat bis in die Mitte der Stube vor, und erkennend, daß er sich in der Gesindestube befinde, fragte er mit wohlklingender Stimme, ohne die Mütze abzunehmen:

„Heh! wo ist euer Fräulein?"

„Ich bin hier!" antwortete mit sicherer Stimme Fräulein Billewitsch.

Als dies der Ankömmling hörte, nahm er die Mütze ab, warf sie zu Boden und sagte, sich verneigend:

„Ich bin Andreas Kmiziz."

Wie ein Blitz streiften die Augen des Fräuleins das Gesicht Kmiziz', dann senkten sie sich wieder zu Boden. Dieser eine Blick hatte jedoch genügt, um sie einen strohgelben, kurzgeschorenen Kopf mit brauner Hautfarbe, zwei scharf vor sich blickenden grauen Augen, einem dunklen Schnurrbart und ein junges, fröhliches und keckes Gesicht mit Adlernase bemerken zu lassen.

Er stemmte seine linke Hand in die Seite, erhob die rechte bis an den Schnurrbart und fuhr fort zu sprechen:

„In Lubitsch war ich noch nicht; mit der Eile des Vogels kam ich hierher, um der Jägermeisterstochter mich zu Füßen zu neigen. Direkt aus dem Lager hat der Wind mich hergeweht. Gott gebe, daß er ein glücklicher war."

„Euer Gnaden haben vom Tode meines Großvaters, des Unterkämmerers, gehört?" fragte das Fräulein.

„Ich wußte nichts davon, aber ich habe meinen Wohlthäter mit heißen Thränen beweint, als ich von den Grauröcken, welche aus dieser Gegend zu mir kamen, seinen Tod erfuhr. Er war ein aufrichtiger Freund, fast ein Bruder meines verstorbenen Vaters. Dem gnädigen Fräulein ist wohl bekannt, daß er vor vier Jahren bis nach Orschan zu uns kam. Damals hatte er mir euch versprochen und euer Konterfei gezeigt, zu welchem ich seitdem nächtelang seufzte. Ich schwur, schon eher hierher zu kommen, aber der Krieg ist keine liebende Mutter, der kuppelt die Menschen dem Tode."

Diese dreiste Rede verwirrte das Fräulein etwas; um derselben eine andere Wendung zu geben, sagte sie:

„So haben Euer Gnaden euer Lubitsch noch nicht gesehen?"

„Dazu ist noch Zeit. Hierher führte mich mein Dienst zuerst, und das teure Legat, welches ich vorerst in Besitz nehmen

möchte. Aber Fräulein — ihr wendet euch mir so vom Kamin fort, daß ich euch noch nicht einmal in die Augen schauen konnte. Seht! so! dreht euch herum und ich stelle mich gegen den Kamin! — seht — so!“ Indem er dies sagte, faßte der kecke Soldat das sich einer solchen That nicht versehende Fräulein Olenka (Abkürzung für Alexandra) an der Hand und drehte sie wie einen Kreisel dem Herde zu.

„So wahr mir Gott lieb ist, eine Rarität! Ich lasse hundert Seelenmessen für meinen Wohlthäter lesen dafür, daß er euch mir verschrieb. Wann soll die Hochzeit sein?“

„Nicht so bald, noch bin ich nicht die eure,“ entgegnete Olenka.

„Aber ihr werdet es — und sollte ich darum dies Haus niederbrennen! Um Gott! ich dachte, das Konterfei sei geschmeichelt, hier sehe ich, daß der Maler sich ein hohes Ziel gesteckt, aber weit gefehlt hat. Hundert Peitschenhiebe gehören ihm und das Recht, Oefen zu malen, nicht aber solche Raritäten wie die, an denen ich eben meine Augen weide. Es ist angenehm, ein solches Legat zu bekommen, so wahr mich Feindeskugeln treffen!“

„Wie recht hatte mein Großvater, als er mir erzählte, ihr seiet ein Heißsporn.“

„So sind wir im Smolenskschen Alle, nicht wie eure Smudzer. Entweder — oder! Es muß sein, wie wir wollen, wenn nicht, so suchen wir den Tod!“

Olenka lächelte und sagte schon etwas sicherer, indem sie die Augen zu dem Kavalier erhob:

„Ei! so müssen höchstens Tartaren bei euch wohnen!“

„Das ist einerlei! Ihr, gnädiges Fräulein, seid mein, nach dem Willen der Eltern und des Herzens.“

„Ob nach dem Willen des Herzens, weiß ich noch nicht.“

„Wäret ihr es nicht, so würde ich mich niederstechen!“

„Ihr sagt das mit lachendem Munde, gnädiger Herr. Aber — wir sind noch immer in der Gesindestube. Ich bitte, in die Gemächer. Nach der langen Reise wird euch ein Abendessen gut thun, ich bitte!“

Hier wendete sich Olenka an Fräulein Kulwiez:

„Mühmchen, kommt ihr mit uns?“

Der junge Fähnrich blickte um sich:

„Mühmchen?“ fragte er — „was für eine Muhme?“

„Die meinige, Fräulein Kulwiez.“

„So ist sie auch die meinige!“ entgegnete er, indem er

sich anschickte, ihr die Hände zu küssen. „Bei Gott! ich habe da in meiner Fahne einen Gefährten, welcher Kulwiez Hippocentaurus heißt. Ist das ein Verwandter, bitte?"

„Ich stamme von denselben ab," nickte die alte Jungfrau.

„Ein guter Junge, aber ein Sausewind, wie ich!" setzte Kmiziz hinzu.

Unterdeß hatte der Bursche Licht gebracht, sie gingen in den Flur, wo Herr Andreas den Pelzrock ablegte, und von dort auf die andere Seite in die Gastgemächer.

Gleich nach dem Fortgange der Herrschaft hatten die Spinnerinnen einen engen Kreis gebildet und, eine die andere überschreiend, ihre Bemerkungen ausgetauscht. Der geschmückte Jüngling gefiel ihnen sehr, sie sparten daher auch nicht mit Worten, um die Wette sein Lob zu singen.

„Er verbreitet Licht um sich," sagte die eine, „als er eintrat, glaubte ich, er sei ein Königssohn."

„Und Augen hat er wie ein Luchs, er durchbohrt einen förmlich," antwortete die andere, „mit so einem läßt sich nicht spaßen!"

„Zu spaßen ist gefährlich!" sagte eine Dritte.

„Das Fräulein drehte er wie eine Spindel herum. Aber man sah, sie gefiel ihm sehr, denn wem gefiele sie auch nicht?"

„Bah, er ist auch nicht schlechter als sie, fürchte das nicht. Wenn dir so einer käme, gingst du mit ihm auch bis Orschan, obgleich das am Ende der Welt sein soll."

„Glückliches Fräulein!"

„Den Reichen ist es immer wohler in der Welt. Ei! Ei! Das ist reines Gold, kein Ritter."

„Die Pazulner Mädchen sagen, daß auch der Obrist, welchen der alte Pakosch bei sich hat, ein schöner Kavalier ist."

„Ich habe ihn nicht gesehen, aber wie könnte er sich mit Kmiziz messen! Einen zweiten solchen giebt es in der Welt nicht mehr."

„Paddas!" rief plötzlich der Smudzer, dem an der Handmühle wieder etwas in Unordnung geraten war.

„Wirst du Zottelbube mit deinem Schimpfen aufhören! Sei still, man hört sein eigenes Wort kaum! Ja, ja! es dürfte schwer fallen in der Welt, einen Besseren zu finden als Herrn Kmiziz! Auch in Kiejdan giebt es wohl keinen solchen."

„Von so einem könnte man träumen."

„Nun ja, man könnte . . ."

In dieser Weise unterhielten sich die adeligen Mädchen in

der Gesindestube. Unterdeß deckte man schleunigst im Eßzimmer den Tisch und in der Gaststube unterhielt sich Fräulein Alexandra allein mit Herrn Kmiziz, denn die Muhme Kulwiez war mit dem Zurichten des Abendessens beschäftigt.

Herr Andreas verwandte keinen Blick von Olenka und die Augen leuchteten ihm immer lebhafter; endlich sagte er:

„Es giebt Menschen, welchen Vermögen über alles geht, andere jagen der Kriegsbeute nach, noch andere sind Pferdenarren, aber ich gäbe das gnädige Fräulein für alle Schätze der Welt nicht hin! So wahr Gott lebt, je länger ich euch anschaue, desto größer wird mein Verlangen, mich zu verheiraten; am liebsten geschähe es morgen! Diese Augenbrauen! Ihr malt sie wohl mit einem gebrannten Korken?"

„Ich habe wohl gehört, daß leichtfertige Mädchen das thun, aber ich gehöre nicht zu ihnen."

„Und die Augen, die sind wie vom Himmel! Mir fehlen vor Verwirrung die Worte."

„Ihr scheint mir nicht sehr verwirrt, da ihr so spornstreichs auf mich eindringt, daß ich mich darüber wundern muß."

„Das ist so bei uns in Smolensk Brauch, den Frauen muß man wie dem Feuer dreist entgegentreten. Ihr müßt euch daran gewöhnen, meine Königin, denn so wird es immer zwischen uns sein."

„Ihr müßt euch das abgewöhnen, denn so darf es nicht sein."

„Vielleicht ergebe ich mich drein, so wahr man mich niederhaut! Wißt ihr, Fräulein, für euch möchte ich den Himmel herunterholen, glaubt ihr es? Für euch, meine Königin, bin ich auch bereit, andere Sitten anzunehmen, denn ich weiß sehr gut, daß ich ein roher Soldat bin, weil ich mich mehr im Lager aufhielt als in den Gemächern der Höfe."

„Das schadet nichts, denn auch mein Großvater war Soldat, aber ich danke für den guten Willen!" entgegnete Olenka und ihre Augen blickten dabei so süß auf Herrn Andreas, daß sein Herz wachsweich wurde; er antwortete:

„Ihr werdet mich um den Finger wickeln können!"

„Ihr seht mir gar nicht darnach aus, als ob ihr euch am Bändel führen lassen wolltet! Das fällt bei solch Unbeständigen am schwersten."

Kmiziz lächelte und zeigte dabei seine Zähne, die so weiß waren wie die eines Wolfes.

„Wieso!" sagte er, „haben denn die Brüder im Konvent noch wenig Ruten an mir gebrochen, damit ich gesetzter werde und

verschiedene schöne Maximen mir einpräge als Führer auf dem Lebensweg?"

„Und welche habt ihr am besten behalten?"

„Diejenige, welche sagt: „wen du liebst, dem falle zu Füßen" — seht so! Dies sprechend, lag Herr Kmiziz schon auf den Knieen, das Fräulein aber zog schnell ihre Füße zurück unter den Tisch und rief:

„Bei Gott! das lehrten sie euch im Konvent nicht! Lasset das, sonst werde ich ernstlich böse . . . auch kommt die Muhme bald . . ."

Er aber blieb knieend, hob den Kopf in die Höhe und blickte in ihre Augen.

„Ach, mag doch eine ganze Fahne Muhmen heranziehen, ich verleugne meine Liebe nicht!"

„Steht doch auf!"

„Ich stehe schon."

„Setzt euch!"

„Ich sitze schon."

„Ihr seid ein Verräter, ein Judas!"

„Das ist nicht wahr, denn wenn ich küsse, so thue ich das aus vollem Herzen, aufrichtig! Wollt ihr euch überzeugen?"

„Wagt es nicht, gnädiger Herr!"

Aber Fräulein Alexandra lachte dennoch; von seiner Person ging der Zauber der Jugend und des Frohsinns aus, der sie bestrickte. Die Nüstern waren bei ihm in Bewegung, wie bei einem edlen Rassefüllen.

„Ei! ei!" sagte er, „was sind das für Augen, für Wangen! Alle Heiligen, rettet mich, ich halte es nicht aus!"

„Man braucht nicht erst alle Heiligen anzurufen. Ihr saßet vier Jahre, ohne nur einmal hierherzusehen, so sitzet auch jetzt ruhig weiter!"

„Bah! ich kannte nur das Konterfei. Ich werde diesen Maler erst in Pech tauchen und dann in Federn setzen lassen und dann den Befehl geben, ihn mit der Peitsche, um den Marktplatz von Upit zu treiben. Ich will euch offen alles bekennen, Fräulein, verzeiht mir — thut ihr es nicht, so muß ich mir den Hals abschneiden! Ich dachte also, indem ich jenes Konterfei betrachtete: Das ist ein glattes Würmchen, ein glattes, aber es giebt mehr solcher glatter Würmchen in der Welt und ich habe Zeit! Der verstorbene Vater trieb fortwährend zur Reise, ich antwortete stets nur — ich habe noch Zeit! Die Heirat läuft mir nicht davon, denn die Jungfrauen gehen nicht

in den Krieg und werden nicht totgeschlagen. Ich widersetzte mich dem Willen des Vaters nicht gerade, Gott ist mein Zeuge! aber ich wollte vorher den Krieg genießen und ich habe ihn genossen an meiner eigenen Haut. Jetzt erst erkenne ich, wie dumm ich war, denn ich konnte verheiratet auch in den Krieg ziehen, und hier warteten meiner Wonnen. Gott sei gelobt, daß ich nicht ganz in Stücke gehauen wurde. Erlaubt mir, Fräulein, euch die Hände zu küssen."

„Es ist besser, ich erlaube es nicht."

„So werde ich nicht erst darum bitten; bei uns in Orschan sagen sie: bitte — und wird dir die Bitte nicht gewährt, so nimm es dir selbst!"

Hier griff Herr Andreas nach den Händen Olenkas und bedeckte sie mit Küssen; das Fräulein wehrte ihm nicht zu sehr, damit er nicht an eine Abneigung ihrerseits denken solle.

Eben trat Fräulein Kulwiez ein und war über das, was sie sah, nicht besonders entzückt. Sie erhob die Augen, aber wagte doch nicht zu schelten, dafür lud sie zum Abendessen.

Sie gingen Beide, Arm in Arm, wie Geschwister, in das Eßzimmer, in welchem ein gedeckter, reich mit allerlei Speisen besetzter Tisch stand. Besonders waren ausgezeichnete Räucherwaren vertreten und eine mit dem Siegel des Alters bedeckte riesige Flasche stärkenden Weines zierte die Mitte des Tisches. Die jungen Leute waren fröhlich und heiter miteinander. Das Fräulein war schon nach dem Abendessen, so nahm nur Herr Kmiziz Platz am Tische und aß jetzt mit eben derselben Lebhaftigkeit, wie er vordem geplaudert hatte.

Olenka sah ihm von der Seite zu und freute sich, daß er aß und trank, später, als er den ersten Appetit gestillt hatte, fing sie wieder an zu fragen:

„Ihr kommt also nicht direkt von Orschan?"

„Ich weiß selbst nicht, woher! . . . . Heut war ich hier, morgen dort! Ich habe den Feind beschlichen, wie der Wolf eine Schafherde umschleicht, und was dort zu gewinnen war, das nahm ich."

„Es wundert mich, daß ihr gewagt habt, einer Macht zu opponieren, welcher der Großhetman selbst weichen mußte."

„Daß ich es wagte? Ich bin zu allem bereit, das liegt in meiner Natur!"

„Der Großvater erzählte mir davon . . . . Es ist ein Glück, daß ihr nicht ums Leben kamt."

„O! sie haben mich oft so mit Hand und Mütze nieder=

gedrückt, aber so oft sie mich auch zudeckten, ich entschlüpfte und stach sie an einer anderen Stelle. Ich bin ihnen so lästig geworden, daß sie einen Preis auf meinen Kopf gesetzt haben. . . . . Die Gänsebrust ist ausgezeichnet."

„Im Namen des Vaters und des Sohnes!" rief in unverstelltem Schreck Olenka, während sie gleichzeitig mit wahrer Verehrung zu diesem Jüngling aufblickte, der zugleich von dem auf seinen Kopf gesetzten Preis und einer Gänsebrust redete.

„Ihr habt wohl eine große Heermacht zu eurem Schutz gehabt?"

„Allerdings hatte ich meine vorzüglichen Dragoner bei mir, aber sie waren in einem Monat aufgelöst. Dann zog ich mit Freiwilligen umher, welche ich ohne Wahl sammelte, wo ich konnte. Gute Kriegsknechte, aber Gauner über Gauner! Diejenigen, welche noch nicht tot sind, werden früher oder später doch eine Beute der Krähen. . . ."

Indem er dies sagte, lachte Herr Andreas laut auf, und den Becher leerend, setzte er hinzu:

„Solche Strauchdiebe habt ihr, Fräulein, noch nicht gesehen. Der Henker möge ihnen leuchten! Es sind Offiziere, alles Adel aus unserer Gegend von guter Familie, sonst ehrenwerte Menschen, aber fast ein jeder steht unter Gerichtsaufsicht. Sie sitzen jetzt in Lubitsch, denn was sollte ich mit ihnen machen?"

„So seid ihr mit eurer ganzen Fahne zu uns gekommen? . . . ."

„So ist es. Der Feind hat sich in den Städten befestigt, denn der Winter ist furchtbar. Meine Leute sind auch abgerissen, wie Besen vom fortwährenden Fegen, da hat mir der Fürst Wojewode die Ueberwinterung in Poniewiersch bestimmt. So wahr Gott lebt, es ist dies eine wohlverdiente Ruhe!"

„Eßt nur, ich bitte."

„Ich würde Gift von euch nehmen! . . . . Ich habe daher einen Teil meines Gesindels in Poniewiersch, einen anderen Teil in Upit gelassen und nur die würdigsten Kumpane nach Lubitsch eingeladen . . . . Diese werden kommen, dem gnädigen Fräulein ihre Ehrfurcht zu erweisen."

„Und wo haben die Laudaer Männer euch gefunden?"

„Die fanden mich schon unterwegs nach Poniewiersch; ich würde auch ohne sie hergekommen sein."

„Trinket nur . . . ."

„Ich würde von euch Gift trinken . . . ."

„Aber vom Tode des Großvaters und von dem Testament haben die Laudaer euch erst gesagt?"

„Vom Tode ja. Der Herr leuchte der Seele meines Wohlthäters. Habt ihr diese Leute nach mir geschickt?"

„Das dürft ihr niemals denken. Ich dachte nur an meine Trauer, an das Gebet und sonst an nichts . . . ."

„Die Leute sagten mir das auch. . . . . Das sind ja stolze Burschen! Ich wollte ihnen eine Belohnung geben für ihre Mühe, da schnauzten sie mich noch an und meinten, daß wohl der Orschauer Adel Trinkgelder nehme, nicht aber der Laudaer! Sie sagten mir häßliche Worte! Als ich das hörte, dachte ich: Wollt ihr kein Geld, so lasse ich euch jedem hundert Stockschläge geben."

Fräulein Alexandra faßte sich mit beiden Händen am Kopfe.

„Jesus, Maria! und ihr habt das gethan?" Kmiziz sah sie verwundert an.

„Erschreckt nicht so sehr, Fräulein . . . ich habe es nicht gethan, obgleich ich über diesen Kleinadel empört bin, der sich immer uns gleichstellen will. Aber ich dachte mir: sie würden mich unschuldig als einen Gewaltthäter ausschreien und mich vor euch anschwärzen."

„Das ist ein großes Glück!" sagte, tief aufatmend, Olenka. „Hättet ihr es gethan, so könnte ich euch nicht mehr in die Augen sehen."

„Und warum das?"

„Sie sind vom Kleinadel, der aber uralt und berühmt ist. Der verstorbene Großvater liebte sie sehr und zog immer in den Krieg mit ihnen. Ein ganzes Menschenalter haben sie so zusammen gedient und in Friedenszeiten empfing er sie bei sich im Hause. Das sind alte Freunde unseres Hauses, die ihr achten müßt. Ihr habt doch ein Herz und werdet den heiligen Frieden, in welchem wir bis jetzt lebten, nicht stören!"

„Das alles habe ich nicht gewußt; möge ich verdammt sein, wenn ich es gewußt habe. Aber ich bekenne, daß mir dieser barfüßige Adel gar nicht imponiert. Bei uns bleibt der Bauer Bauer, die Uebrigen sind alle vom angesehenen Adel, welche nicht zu zweien auf einem Pferde sitzen . . . Bei Gott! Diese ungeschliffenen Menschen haben weder mit den Kmizizs noch mit den Billewitschs etwas zu thun, ebenso wie der Peisker nicht zum Hecht paßt, obgleich das ein Fisch ist, und das auch."

„Der Großvater pflegte zu sagen, daß das Vermögen nichts bedeutet, nur das Blut und die Bravheit, und es sind brave

Menschen, sonst hätte der Großvater sie mir nicht zu Vormündern eingesetzt."

Herr Andreas staunte und öffnete weit die Augen.

„Also sie hat der Großvater zu euren Vormündern eingesetzt? Den ganzen Laudaer Adel? . . ."

„So ist es. Seht nicht so mürrisch drein, denn der Wille des Verstorbenen ist heilig. Ich wundere mich, daß die ausgeschickten Männer euch nichts davon gesagt haben."

„Ich hätte sie . . . aber das kann nicht sein! Es giebt hier ja mehrere Stellen . . . halten die alle Rat über euer Wohl? Werden sie auch über mich ratschlagen, ob ich nach ihrem Sinne bin oder nicht? . . . Treibt keinen Scherz, Fräulein, denn mein Blut gerät in Wallung darüber!"

„Ich scherze nicht, Herr Andreas . . . es ist die heilige und wahrhafte Wahrheit, die ich spreche. Sie werden euch nicht bevormunden; wenn ihr sie nicht abstoßend behandelt und ihnen nicht stolz entgegentretet, so werdet ihr nicht nur ihre Herzen, sondern auch mein Herz gewinnen. Ich werde zusammen mit ihnen euch zeitlebens dankbar sein . . . zeitlebens, Herr Andreas . . ."

Die Stimme zitterte ihr, ihre Bitte klang schmeichelnd, aber die Falten zwischen den Brauen des Herrn Andreas wichen nicht, er sah düster vor sich hin. Zwar hielt er seinen Zorn noch zurück, aber er blitzte ihm aus den Augen und hochmütig und stolz sagte er:

„Das habe ich nicht erwartet! Ich ehre den Willen des Verstorbenen, aber ich denke mir, daß der Herr Unterkämmerer dieses adelige Kruppzeug nur bis zur Zeit meiner Ankunft zu euren Vormündern gemacht hat, da ich aber einmal den Fuß hierher gesetzt habe, so wird von jetzt ab niemand anders Vormund sein als ich. Nicht nur diese Grauröcke, nein, selbst die Birzer Radziwills haben hier nichts zu bevormunden!"

Fräulein Alexandra wurde ernst und sagte nach einer Weile tiefen Schweigens: „Ihr thut nicht gut, daß ihr so stolz euch überhebt. Das Vermächtnis des verstorbenen Großvaters muß entweder ganz verworfen oder ganz angenommen werden, einen andern Rat weiß ich nicht. Die Laudaer werden sich nicht aufdrängen und nicht lästig fallen, denn es sind würdige und friedliche Menschen. Ihr dürft nicht annehmen, daß sie euch lästig werden. Wenn hier bei uns Streitigkeiten entständen, so hätten sie wohl ein Wort mitzureden, ich denke

aber, es wird Frieden und Ruhe bei uns herrschen und dann ist die Vormundschaft so gut wie gar nicht vorhanden."

Er schwieg noch eine Weile, dann sagte er, mit der Hand winkend:

„Es ist ja wahr, die Trauung macht allem ein Ende. Es giebt da nichts zu streiten, mögen sie nur ruhig sitzen und sich nicht in meine Angelegenheiten drängen, denn, so wahr Gott lebt, ich lasse mir nicht in den Bart blasen; im übrigen, was kümmern sie mich! Willigt nur in eine baldige Vermählung, Fräulein, so wird es am besten!"

„Es schickt sich gar nicht, in der Trauerzeit davon zu sprechen . . ."

„Ei! muß ich lange warten?"

„Der Großvater selbst hat geschrieben, daß dies nicht länger als ein halbes Jahr dauern soll."

„Bis dahin trockne ich aus wie eine Schindel. Aber ärgern wir uns nicht mehr. Ihr habt mich schon so ernst angeblickt wie einen Missethäter. Das dürft ihr nicht, meine goldene Königin! Was kann ich für meine Natur. Wenn ich auf jemanden böse werde, da faßt mich der Zorn so, daß ich ihn zerreißen könnte, und ist der Zorn vorüber, so möchte ich ihn wieder zusammennähen!"

„Mit so einem Hitzkopf muß man sich ja fürchten, zusammen zu leben!" sagte Olenka schon etwas heiterer.

„Nun, eure Gesundheit, Fräulein! Das ist ein schöner Wein und bei mir ist der Säbel und der Wein die Hauptsache. Weshalb das Zusammenleben mit mir fürchten? Ihr werdet mich mit euren Aeugelein im Netz halten und mich zum Sklaven machen, mich, der niemanden über sich dulden kann. Wie z. B. jetzt zog ich vor, auf eigene Faust mit meiner Fahne umherzuziehen, als mich den Herren Hetmanen zu beugen. Mein goldener König! wenn euch etwas an mir nicht gefällt, so verzeiht mir, denn ich habe Manieren hinter den Kanonen gelernt, nicht im Frauenzimmer — im Lärm des Soldatenlebens, nicht bei der Laute. Bei uns ist die Gegend unruhig, man darf den Säbel nicht aus der Hand lassen. Und so kommt es, daß, wenn dort auch auf jemandem ein Urteilsspruch lastet, das nichts bedeutet, selbst wenn man ihn damit verfolgt. Die Menschen achten ihn, sobald er Kavaliergeist besitzt. Zum Beispiel: meine Kumpane, die anderswo längst im Turm säßen, gehen ruhig ihres Weges als angesehene Kavaliere. Sogar die Mädchen gehen bei uns in Stiefeln; den Säbel an der

Seite führen sie Parteien an, wie die Frau Kokosinska, die Muhme meines Hauptmannes, gethan hat, welche jetzt den Kavaliertod gestorben ist. Ihr Bruderssohn hat unter meinem Kommando ihren Tod gerächt, obgleich er sie bei Lebzeiten gar nicht liebte. Wo sollten wir, selbst die vom höchsten Adel, die Artigkeiten lernen? Aber das verstehen wir: im Kriege heißt es — festgestanden, bei den Landtagen — gut reden, und wo die Worte fehlen, da muß der Säbel helfen. Und was ist's! So wie ich bin, hat mich der selige Unterkämmerer kennen gelernt, so hat er mich für euch gewählt."

„Ich folgte stets gern dem Willen des Großvaters," entgegnete mit niedergeschlagenen Augen das Fräulein.

„O, laßt mich euch die Hände küssen, mein süßes Mädchen! Bei Gott! Ihr seid mir sehr ans Herz gewachsen. Das Testament hat mich so außer mir gebracht, daß ich nicht weiß, wie ich mich nach diesem Lubitsch, welches ich noch nicht gesehen habe, finden werde."

„Ich werde euch einen Führer mitgeben."

„Es wird ohne ihn gehen. Ich bin daran gewöhnt, mich während der Nächte herumzuschlagen. Mein Diener ist aus Poniewiersch, der muß den Weg kennen. Dort aber erwartet mich Kokosinski mit den Kumpanen, sie sind sehr angesehene Menschen bei uns, die Kokosinskis, sie tragen den Pips im Wappen. Diesen Menschen haben sie ganz unschuldig für ehrlos erklärt, dafür, daß er dem Herrn Orpischewski das Haus niederbrannte, die Braut entführte und seine Leute niederhieb . . . Ein würdiger Gefährte! . . . Gebt noch einmal die Hände; ich sehe, es ist Zeit, aufzubrechen."

Eben fing die große Danziger Uhr im Eßzimmer ganz langsam an Mitternacht zu schlagen.

„Um Gotteswillen! es ist Zeit! es ist Zeit!" rief Kmiziz. „Hier richte ich doch nichts mehr aus. Liebt ihr mich auch nur ein ganz klein wenig?"

„Ein anderes Mal antworte ich darauf. Ihr werdet mich doch hoffentlich besuchen?"

„Täglich! Außerdem: die Erde versinke mir unter den Füßen. Man soll mich niederhauen!"

Indem er dies sagte, stand Kmiziz auf, sie gingen Beide in den Flur. Der Schlitten wartete schon vor dem Gange, er zog den Pelzrock an und abschiednehmend bat er, sie möge in die Gemächer zurückgehen, da es im Gange kalt sei.

„Gute Nacht, meine liebe Königin," sagte er, „schlaft wohl,

denn ich werde wohl kein Auge schließen können, wenn ich an eure Schönheit denke.“

„Wenn ihr euch nur nicht etwas Häßliches erseht. Aber ich werde euch lieber einen Mann mit einer Fackel mitgeben, denn es fehlt an Wölfen nicht bei Wolmontowitsch.“

„Bin ich denn eine Ziege, daß ich die Wölfe fürchten sollte? Der Wolf ist des Soldaten Freund, denn die Hand desselben verhilft ihm gar oft zur Nahrung. Man hat auch eine Flinte in den Schlitten genommen. Gute Nacht, Geliebteste, gute Nacht!“

„Fahrt mit Gott!“

Mit diesen Worten zog sich Olenka zurück und Herr Kmiziz ging nach dem Gange zu. Unterwegs aber sah er durch die Ritze der angelehnten Thür zur Gesindestube noch ein paar Mädchenaugen blitzen, welche sich noch nicht schlafen gelegt hatten. Diesen sendete er nach Soldatenart einen Handkuß. Bald darauf ertönte das Glöckchen erst laut, dann immer leiser, bis es zuletzt nicht mehr zu hören war.

Es war still geworden in Wodockt und diese Stille verwunderte Fräulein Alexandra fast, denn noch immer klangen ihr die Worte des Herrn Andreas in den Ohren, noch immer hörte sie sein Lachen, stand vor ihren Augen die üppige Gestalt des Jünglings, und nun nach diesen stürmischen Worten, dem Lachen und der Fröhlichkeit war es wundersam still geworden. Das Fräulein horchte hinaus, ob es nicht wenigstens noch das Glöcklein am Schlitten läuten höre. Aber nein, dasselbe läutete jetzt schon irgendwo in den Wäldern bei Wolmontowitsch. Eine große Bangigkeit befiel sie, niemals hatte sie sich so allein in der Welt gefühlt wie heute.

Allmählich nahm sie das Licht, ging hinüber in das Schlafgemach und kniete zum Gebet nieder. Sie begann wohl fünf Mal damit, ehe sie es mit gebührender Andacht sprechen konnte. Und dann flogen ihre Gedanken wie auf Flügeln zurück zu jenem Schlitten und der daraufsitzenden Gestalt. Auf beiden Seiten Wald, mitten drinnen ein breiter Weg und er — Herr Andreas fährt dahin. Hier schien es ihr, als sähe sie den aschblonden Kopf, die grauen Augen, den lachenden Mund mit den weißen Wolfszähnen dicht vor sich. Mit Mühe nur konnte das ernste Mädchen vor sich selbst die Thatsache verbergen, daß dieser übermütige Kavalier ihr sehr gefiel. Etwas beunruhigte er sie, etwas erschreckte er sie, aber zugleich zog er sie durch seine Fröhlichkeit, seinen Freimut und seine lebhafte Phantasie

an. Fast schämte sie sich, daß ihr sogar sein übermütiger Stolz gefiel, als er bei der Bemerkung über die Vormünder den Kopf, wie einen Türkenbund rot, erhob und sagte: „Selbst die Radziwill aus Birz haben hier nichts zu bevormunden." Das war kein Weichling, das war ein wirklicher, echter Mann! sagte sich das Mädchen. Ein Soldat, wie der Großvater sie am meisten liebte . . . und er war es wert! .

So grübelte Olenka und bald umfing sie ein süßer Friede, bald faßte sie eine große Unruhe, aber auch diese Unruhe war süß. Dann fing sie an sich auszukleiden, als die Thür knarrte und die Muhme Kulwiez mit einem Licht in der Hand eintrat.

„Ihr habt schrecklich lange gesessen!" sagte sie. „Ich wollte euch nicht stören, damit ihr euch zum ersten Male ordentlich aussprechen könntet. Er scheint mir ein artiger Kavalier zu sein, wie hat er dir gefallen?"

Fräulein Alexandra antwortete zuerst gar nichts, sie kam mit den barfüßigen Füßchen zur Muhme geeilt, legte ihre Arme um den Hals derselben, und indem sie ihren hellblonden Kopf auf deren Brust sinken ließ, sagte sie schmeichelnden Tones:

„Mühmchen, ach Mühmchen!"

„Oho!" brummte das alte Fräulein, indem sie den Kopf und das Licht erhob.



2. Kapitel.

Als Herr Andreas vor das Herrenhaus in Lubitsch vorfuhr, sah er die Fenster hell erleuchtet und lautes Geräusch drang bis hinaus in den Hof. Das Gesinde eilte auf den Ton der Glocke herbei, um den Herrn willkommen zu heißen, denn seine Kumpane hatten ihnen gesagt, daß er kommen würde. Man begrüßte ihn demütig, ihm die Hände küssend und seine Füße umfassend. Der alte Vogt Snikis stand im Flur mit Brot und Salz und verneigte sich tief; alle blickten unruhig und neugierig zu dem künftigen Herrn hin, um zu sehen, wie er aussehe. Er warf einen Beutel voll Thaler auf das Tablett und fragte nach seinen Gefährten, erstaunt, daß keiner von ihnen seiner hausherrlichen Gnaden entgegen kam.

Sie konnten aber nicht herauskommen, denn sie saßen schon drei Stunden bei Tische und spielten so eifrig mit den Bechern, daß sie wohl das Klingen des Glöckleins überhört hatten. Als Kmiziz jedoch in die Stube trat, da empfingen sie ihn mit lautem Geschrei: „Haeres! haeres! er ist gekommen!“ und alle sprangen auf und kamen ihm mit den Bechern entgegen. Er stemmte die Hände in die Seiten und lachte, da er sah, wie sie sich Rat gewußt, es sich in seinem Hause bequem gemacht, sogar sich schon gehörig vollgetrunken hatten, noch ehe er gekommen war. Immer lauter lachte er, da er sah, wie sie auf ihrem Wege zu ihm die Schemel umwarfen, mit der ganzen Gravität Betrunkener einhergingen. Allen voran schritt der riesenhafte Herr Jaromir Kokosinski, welcher den Pips im Wappen trug, ein tapferer Soldat und der berüchtigtste

Händelstifter, mit einer fürchterlichen Narbe über Stirn, Auge und Wange, mit einem Schnurrbart, der auf einer Seite kürzer war als auf der anderen, Hauptmann und Freund des Herrn Kmiziz, „ein würdiger Kumpan“, im Smolenskischen verurteilt zum Verlust der Ehre und des Halses für Mädchenraub, Brandstiftung und Mord. Jetzt schützte ihn der Krieg und die Protektion des Herrn Kmiziz, welcher gleichalterig mit ihm war und dessen Besitzungen, ehe Herr Jaromir noch die seinen durchgebracht hatte, mit denselben grenzten. Jetzt kam er daher, mit beiden Händen einen gefüllten zweihenkligen Pokal haltend. Hinter ihm ging Herr Ranizki, vom Wappen der trockenen Gemächer, geboren in der Wojewodschaft Mschtschislaw, aus der er verbannt war, weil er zwei Erbgutsbesitzer erschlagen hatte. Den einen hatte er im Duell getötet, den anderen ohne Kampf aus dem Bogen erschossen. Er besaß nichts mehr, obgleich er stiefmütterliche Güter von seinen Vätern ererbt hatte. Ihn schützte der Krieg ebenfalls vor dem Henker. Er war ein geschickter Raufbold im Handgemenge. Der dritte in der Reihe war Rekutsch Leliwa, auf welchem keine Blutschuld lastete, höchstens Feindesblut. Dafür hatte er sein ganzes Vermögen im Würfelspiel verloren und vertrunken — seit drei Jahren hing er Herrn Kmiziz an. Mit ihm zugleich kam als vierter Herr Uhlick, ebenfalls aus Smolensk, für Auseinandersprengung des Tribunals zum Verlust der Ehre und zum Strange verurteilt. Herr Kmiziz unterhielt ihn, weil er schön auf dem Hakenstock spielte. Außer diesem gehörte noch Herr Kulwiez Hippocentaurus, so groß wie Kokosinski, aber stärker als er, und Zend, welcher die Stimmen aller Tiere und Vögel nachahmen konnte, zu den Kumpanen Kmizizs. Zend war ein Mensch von ungewissem Herkommen, obgleich er sich als kurländischer Edelmann ausgab; da er kein Vermögen hatte, so ritt er für Herrn Kmiziz die Pferde zu, wofür er ein Gehalt bezog.

Alle diese also umringten den lachenden Herrn Andreas; Kokosinski hob den Henkelbecher in die Höhe und stimmte ein Lied an:

Trink aus mit uns, du lieber Wirt,
Den gold'nen Wein, den gold'nen Wein,
Damit du mit uns trinken kannst
Bis in das Grab hinein — hinein! . . .

Die anderen wiederholten den Refrain, worauf Herr Kokosinski dem Herrn Kmiziz den Henkelbecher reichte, ihm selbst gab Zend gleich einen anderen.

Kmiziz hob den Becher in die Höhe und schrie:

„Die Gesundheit meines Mädchens!"

„Vivat! vivat!" schrieen alle, daß die Scheiben in ihrer bleiernen Fassung zitterten.

„Vivat! Die Trauer geht zu Ende, es giebt Hochzeit!"

Herr Andreas wurde mit Fragen bestürmt.

„Wie sieht sie aus? Ist sie sehr schön? Hast du sie dir so gedacht? Giebt es eine zweite solche in Orschan?"

„In Orschan?" rief Kmiziz, „die Mädchen dort sind, mit ihr verglichen, gut genug zum Kaminfutter! Hundert Blitze! Eine Zweite wie sie giebt es in der ganzen Welt nicht mehr!"

„Das wünschten wir stets für dich," antwortete Herr Ranizki. „Wann ist die Hochzeit?"

„Wenn die Trauer vorüber sein wird."

„Fort mit der Trauer. Kinder werden nicht schwarz, sondern weiß geboren."

„Wenn Hochzeit sein wird, da giebt es keine Trauer mehr. Heh! Andreas, frisch drauf los!"

„Frisch drauf los, Andrusch!" riefen alle zusammen.

„Die kleinen Orschaner Fähnrichlein sehnen sich schon vom Himmel auf die Erde!" schrie Kokosinski.

„Laß die armen Dinger nicht zu lange warten!"

„Meine Herren!" sagte mit dünner Stimme Rekutsch Leliwa, „auf der Hochzeit betrinken wir uns unmenschlich."

„Meine lieben Lämmchen," entgegnete Kmiziz, „laßt ab von mir, oder besser gesagt, schert euch zu allen Teufeln, ich will mich in meinem Hause etwas umsehen!"

„Nichts da!" antwortete Uhlick. „Das kommt morgen, jetzt gehen wir gemeinschaftlich zu Tische; dort stehen noch einige Weinflaschen mit gefüllten Leibern."

„Wir haben die Revision schon für dich abgehalten. Dieses Lubitsch ist ein goldener Apfel!" sagte Ranizki.

„Ein prächtiger Pferdestall ist auch hier!" schrie Zend, „es giebt da zwei dicke Klepper, zwei vorzügliche Husarenpferde, ein Paar Smudzer und ein Paar Kalmücken, und alles paarweise, wie die Augen im Kopfe. Morgen wollen wir die Viehherden ansehen."

Hier wieherte Zend wie ein Pferd und die anderen wunderten sich, daß er das so gut machte, und lachten.

„Also solche Ordnung herrscht hier?" fragte hocherfreut Kmiziz.

„Und der Weinkeller läßt sich sehen," pipste Rekutsch, „da

sind verpichte Anker und verschimmelte Bouteillen aufgepflanzt, wie Fahnen in der Schlachtordnung."

„So sei Gott gelobt! Setzen wir uns zu Tische."

„Zu Tische! Zu Tische!"

Aber kaum hatten sie sich gesetzt und die Becher gefüllt, als Ranizki schon wieder aufsprang.

„Die Gesundheit des Unterkämmerers Billewitsch!"

„Dummkopf!" entgegnete Kmiziz. „Was heißt das? Du trinkst die Gesundheit eines Verstorbenen?"

„Dummkopf!" wiederholten die anderen. „Die Gesundheit des Wirtes!"

„Euer Wohl! . . ."

„Möge es uns in diesen Räumen wohl gehen."

Kmiziz sah sich unwillkürlich im Eßzimmer um und sah von der vom Alter geschwärzten Wand aus Lärchenholz eine Reihe streng blickender Augen auf sich gerichtet. Diese Augen schauten aus alten Porträts der Billewitsch, welche niedrig, etwa zwei Ellen vom Fußboden, hingen, da die ganze Wand niedrig war. Ueber den Bildern, in einförmiger Reihenfolge, waren Totenköpfe, Bison-, Reh-, Hirsch- und Elennsköpfe, noch mit der Krone ihres Geweihes, angebracht, manche schon geschwärzt vom hohen Alter, andere noch weiß glänzend. Alle vier Wände waren gleich bedeckt.

„Es muß vortreffliche Jagdgründe hier geben, denn ich sehe hier einen Reichtum von Wild!" sagte Kmiziz.

„Morgen wollen wir gleich zur Jagd, oder übermorgen," entgegnete Kokosinski. „Wie glücklich bist du, Andrusch, daß du dein Haupt hier niederlegen kannst."

„Nicht so wie wir!" seufzte Rekutsch.

„Trinken wir uns zum Trost," sagte Ranizki.

„Nein, nicht zum Trost!" antwortete Kulwiez Hippocentaurus, „aber noch einmal die Gesundheit unseres geliebten Rittmeisters Andrusch! Er ist es, werte Herren, welcher uns hier in Lubitsch Obdach giebt, uns armen Geächteten, die kein Dach über dem Haupte haben."

„Er hat Recht!" riefen einige Stimmen. „Kulwiez ist nicht so dumm, wie er aussieht."

„Unser Geschick ist schwer," pipste Rekutsch. „Auf dir beruht unsere ganze Hoffnung, wir denken doch, du wirst uns arme Waisen nicht hinter die Thür setzen?"

„Laßt das!" sagte Kmiziz, „was mein ist, ist auch euer!"

Alle standen auf und einer nach dem anderen umarmte

ihn. Thränen der Rührung flossen über ihre rohen, versoffenen Gesichter.

„Auf dir beruht unsere ganze Hoffnung, Andrusch!“ rief Kokosinski. „Laß uns bei dir ausruhen, und sei es nur auf Erbsenstroh, vertreibe uns nicht.“

„Laßt das doch!“ wiederholte Kmiziz.

„Vertreibe uns nicht, man hat uns alte Adlige ohnehin vertrieben!“ rief Uhlick wehmütig.

„Zum Kuckuck! wer vertreibt euch denn; eßt und trinkt, was zum Teufel wollt ihr denn?“

„Streite nicht, Andrusch,“ sagte Ranizki, auf dessen Gesicht Punkte hervortraten wie auf einem Luchsfell, „streite nicht, Andrusch, wir sind mit Haut und Haar verloren . . .“

Hier stockte er, legte den Finger an die Stirn, als ob er nachdenken wollte, dann fuhr er plötzlich fort, indem er die Anwesenden blöde anblickte:

„Außerdem, das Glück wendete sich!“

Und alle schrieen laut im Chor:

„Was sollte sich nicht ändern!“

„Wir werden unsere Schuld noch auszahlen.“

„Und zu Gelde kommen.“

„Und zu Ehren!“

„Gott segnet die Unschuldigen, das Recht ist auf unserer Seite, geehrte Herren!“

„Unsere Gesundheit!“ rief Kmiziz.

„Heilig sei dein Wort, Andrusch!“ entgegnete Kokosinski, indem er ihm seine Pausbacken zum Kusse hinhielt. „Auf daß es besser mit uns werde!“

Die Gesundheiten wurden im Kreise herum getrunken, die Schöpfe rauchten. Alle sprachen durcheinander und jeder hörte nur sich selbst, ausgenommen Herr Rekutsch, denn dieser ließ den Kopf auf die Brust fallen und schlief. Nach einer Weile fing Kokosinski an zu singen: „Sie mandelte den Flachs in Mandeln!“ Als dies Uhlick hörte, langte er nach seinem Hakenstock und fing an, ihn zu begleiten, und Herr Ranizki, ein großer Fechtmeister, begann mit bloßen Händen und mit unsichtbaren Gegnern zu fechten, indem er halblaut wiederholte:

„Du so, ich so! Du schlägst, ich stoße! Eins! zwei! drei! — Schach!“

Der riesenhafte Kulwiez Hippocentaurus glotzte eine zeitlang aufmerksam nach Ranizki hin, endlich winkte er mit der Hand und sagte:

„Du bist ein Narr. Stoße mit Gesundheit. Mit Kmiziz kannst du es sowieso auf Säbel nicht aufnehmen."

„Weil es mit ihm niemand aufnimmt, aber versuche du es mit mir."

„Auch mit mir gewinnst du auf Pistolen nicht."

„Wetten wir auf den Schuß einen Dukaten."

„Einen Dukaten! Aber wo ist das Ziel?"

Ranizkis Blick schweifte umher, endlich wies er auf die Totenköpfe und rief aus:

„Zwischen die Hörner! Um einen Dukaten!"

„Um was?" fragte Kmiziz.

„Zwischen die Hörner, um zwei, drei Dukaten! Her die Pistolen!"

„Einverstanden!" rief Kmiziz. „Es sei um drei! Zend! Die Pistolen!"

Alle fingen immer lauter an zu schreien und miteinander zu handeln; unterdeß war Zend in den Flur gegangen und mit Pistolen, einem Beutel Kugeln und dem Pulverhorn nach einer Weile zurückgekehrt. Ranizki griff nach der Pistole.

„Ist sie geladen?" fragte er.

„Ja."

„Um vier! fünf Dukaten!" schrie der betrunkene Ranizki.

„Stille! Du fehlst, du fehlst!"

„Ich treffe, seht zu! . . dort! jenen Kopf zwischen die Hörner . . . eins, zwei . . ."

Alle wendeten die Augen nach einem mächtigen Elennkopfe, welcher gerade gegenüber Ranizki hing; er selbst streckte den Arm aus, die Pistole zitterte ihm in der Hand.

„Drei!" rief Kmiziz.

Der Schuß knallte, die Stube war mit Pulverdampf angefüllt.

„Er hat gefehlt! seht, wo das Loch ist!" sagte Kmiziz, mit der Hand nach dem dunklen Wandgetäfel zeigend, aus welchem die Kugel einen hellen Span herausgerissen hatte.

„Der zweite Schuß gilt erst!"

„Nein! laßt mich!" rief Kulwiez.

In diesem Augenblick stürzte die erschreckte Dienerschaft herein, welche den Schuß gehört hatte und nach der Ursache sehen wollte.

„Fort! fort!" schrie sie Kmiziz an; „eins! zwei! drei! . . ."

Wieder knallte ein Schuß. Diesmal flogen Knochensplitter umher.

Auf einmal riefen alle zusammen: „Gebt uns auch Pistolen!“

Und aufspringend schlugen sie mit den Fäusten auf die Rücken der Diener los, um sie zur Eile zu treiben. Ehe eine Viertelstunde verflossen war, donnerte die ganze Stube von Schüssen; der Pulverdampf verhüllte das Licht der Kerzen und die Gestalten der Schießenden. Den Knall der Schüsse begleitete die Stimme Zends, welcher krächzte wie ein Rabe, zwitscherte wie ein Falke, heulte wie ein Wolf und brüllte wie ein Auerochs. Alle Augenblicke unterbrach ihn das Pfeifen der Kugeln; Späne aus den Wänden, Knochensplitter aus den Köpfen und Stücke aus den Rahmen der Bilder flogen umher. In dem Wirrwarr schoß man auch nach den Billewitsch, und Ranizki, welcher wütend geworden war, hieb mit dem Säbel auf sie ein. Das erstaunte und erschreckte Gesinde stand wie betäubt, mit stieren Augen diesem Vergnügen zusehend, welches einem Ueberfall der Tartaren glich. Die Hunde heulten und bellten. Das ganze Haus war in Aufruhr. Auf dem Hofe sammelten sich Menschen in Haufen an. Die Hofmägde liefen unter die Fenster, und indem sie an den Fensterscheiben die Nasen platt drückten, sahen sie dem Treiben in der Stube zu.

Herr Zend erblickte sie plötzlich; er pfiff so durchdringend, daß allen die Ohren gellten und schrie:

„Meine Herren! Unter den Fenstern stehen Mägde!“

„Mägde! Mägde! Hinaus zu ihnen,“ riefen mehrere Stimmen.

Die betrunkene Schar stürmte durch den Flur in den Hof. Die Mägde zerstreuten sich laut schreiend im ganzen Hofe. Die Männer aber machten Jagd auf sie und führten eine jede, die sie erhascht hatten, in die Stube. Nach einer Weile begannen sie zwischen den Trümmern, inmitten des Dampfes, um den Tisch zu tanzen, auf welchem der vergossene Wein einen See bildete.

So belustigten sich in Lubitsch Herr Kmiziz und seine wilden Kumpane.

3. Kapitel.

Während der folgenden Tage war Herr Andreas täglich in Wodockt und täglich kam er verliebter zurück, täglich bewunderte er seine Olenka mehr. Den Kumpanen lobte er sie bis in den Himmel, bis er endlich eines Tages zu ihnen sprach:

„Meine lieben Lämmer, heute fahrt ihr nach Wodockt, dem Fräulein eure Ehrerbietung darzubringen. Wir haben uns mit meinem Mädchen besprochen, daß wir alle zusammen nach Mitrun fahren, um die Schlittenbahn im Walde zu genießen und das dritte Gut in Augenschein zu nehmen. Sie wird uns dort gastfrei bewirten und ihr werdet euch anständig betragen, denn ich haue denjenigen zu Mus, welcher ihr irgendwie zu nahe tritt.“

Die Kavaliere eilten, sich umzukleiden, und bald fuhr die vergnügungslustige Jugend mit vier Paar Schlitten nach Wodockt. Herr Kmiziz saß im ersten schöngeschmückten, welcher die Gestalt eines versilberten Bären hatte. Er wurde von drei Kalmücken-Pferden gezogen, die mit buntem Geschirr, Bändern und Pfauenfedern nach Smolenskischer Art geschmückt waren, was die Smolensker wieder von ferneren Nachbarn übernommen hatten. Ein Knecht, welcher im Halse des Bären saß, kutschierte. Herr Andreas, der mit einem grauen, mit Zobel gefütterten und einer goldenen Klammer geschlossenen Pelzoberrock bekleidet war und auf dem Kopfe eine Mütze von Zobelpelz mit einer Reiherfeder trug, war heiter, fröhlich und sagte zu dem neben ihm sitzenden Herrn Kokosinski:

„Höre, Kokosch! Wir sind wohl an den letzten zwei Abenden zu übermütig gewesen, besonders den ersten Abend, als

es an die Totenköpfe und Bilder ging. Die Geschichte mit den Mägden war noch schlimmer. Der Teufel neckt den Zend immer, und wer muß das Bad ausschütten? — ich! Ich fürchte, daß die Leute davon sprechen, und es handelt sich hier um meine Reputation."

„Hänge dich an deiner Reputation auf, denn sie taugt ebenso viel wie die unsere."

„Wer ist schuld daran, wenn nicht ihr? Denke daran, daß ich auch im Orschanschen nur euretwegen für einen unruhigen Geist galt und alle mich auf ihre scharfen Zungen nahmen."

„So? wer hat denn den Herrn Tumgrat im Winterfrost ans Pferd gebunden? wer jenen Kronenherrn erschlagen, der da fragte, ob man in Orschan schon auf zwei Füßen gehe oder noch auf vieren? Wer hat die Herren Wyschinski, Vater und Sohn, halbtot geschlagen? wer den letzten Landtag auseinandergetrieben?"

„Den Landtag löste ich im Orschanschen, nirgendwo anders, das war eine häusliche Angelegenheit. Herr Tumgrat verzieh mir sterbend und das Uebrige ist nicht der Rede wert, denn ein Duell kann auch dem Unschuldigsten vorkommen."

„Ich habe dir auch längst nicht alles vorgeworfen; von den Kriegskontributionen spreche ich gar nicht, die Strafe für zweie wartet deiner im Lager."

„Nicht meiner, sondern euer, denn ich war nur so viel Schuld daran, daß ich euch erlaubte, bei den Bürgern zu plündern. Aber lassen wir das. Halte das Maul, Kokosch, und erzähle nichts von dem allen der Olenka, weder von den Duellen, besonders aber nichts von dem Schießen nach den Bildern und von den Mägden. Wenn das herauskommt, schiebe ich alle Schuld euch in die Schuhe. Dem Gesinde habe ich es schon gesagt, ebenso den Mägden, daß ich denjenigen, der nur ein Wort darüber verlauten läßt, in Stücke reiße."

„Laß dich beschlagen, Andrusch, wenn du dein Mädchen so fürchtest. Zu Hause in Orschan warst du anders. Ich sehe es schon kommen, du wirst am Gängelbande gehen, und das taugt nichts. Ein Philosoph des Altertums pflegte zu sagen: „Wenn du die Kachna nicht hast, so hat sie dich!" Du bist schon total gefangen."

„Du bist dumm, Kokosch! Und was Olenka betrifft, so wirst du auf den Zehen ihr entgegengehen, wenn du sie erblickst, denn einen Blondkopf mit so artigem Verstande findest du nicht

wieder. Was gut ist, das lobt sie gleich, und was schlecht ist, das versäumt sie nicht zu tadeln, denn sie schätzt jeden nach seinen Tugenden und hat ein bestimmtes Maß dafür. So hat sie der verstorbene Unterkämmerer erzogen. Wenn du dich als flotter Kavalier vor ihr zeigen und dich etwa damit brüsten wolltest, daß du das Recht mit Füßen getreten hast, so schämst du dich hinterher, denn sie wird dir gleich sagen, daß ein ehrenhafter Kavalier das nicht thun dürfe, da es gegen die Vaterlandsliebe verstößt. So würde sie dir sagen und dir würde dabei zu Mute, als hättest du eine Maulschelle bekommen, und wunderst dich, daß du das früher nicht selbstverständlich gefunden hast ... Pfui! Schande! Wir haben uns fürchterlich herumgehadert, jetzt müssen wir vor der Tugend und Unschuld die Augen niederschlagen ... Das schlimmste war die Geschichte mit den Mägden! ..."

„Das war gar nicht das Schlimmste. Ich habe gehört, daß hier in den Stellen kleinadelige Mädchen wohnen wie Milch und Blut, die durchaus nicht spröde sind."

„Wer hat dir das gesagt?" fragte Kmiziz lebhaft.

„Wer? Nun, wer sonst als Zend. Als er gestern den Rotschimmel probieren wollte, ritt er nach Wolmontowitsch zu; aber er ritt nur über den Weg, da sah er eine Menge Mädchen, die aus der Vesperandacht heimkehrten. ‚Ich fiel fast vom Pferd vor Staunen, so sauber und schön waren sie', sagte er. Und sah er eine an, gleich wies sie ihm lachend die Zähne. Das ist kein Wunder! Die Männer vom Kleinadel sind nach Reußen gegangen und den Mädchen wird allein die Zeit lang."

Kmiziz stieß den Gefährten mit der Faust in die Seite:

„Wir fahren hin, Kokosch, einmal abends, etwa so, als hätten wir uns verirrt — was?"

„Und deine Reputation?"

„Zum Kuckuck! Halt's Maul. Wenn es so ist, so fahrt allein, oder besser, laßt ihr es auch bleiben! Es ginge ohne Lärm nicht ab und ich will mit dem hiesigen Adel in Frieden leben, denn der verstorbene Unterkämmerer hat sie alle zu Olenkas Vormündern eingesetzt."

„Du sprachst davon, aber ich wollte es nicht glauben. Woher kam ihm diese Vertraulichkeit mit den Grauröcken?"

„Weil er mit ihnen in den Krieg zog; ich habe schon in Orschan gehört, wie er sagte, daß ein braves Blut in diesen Laudaern fließe. Aber, um die Wahrheit zu sagen, Kokosch, so

war auch mir das anfangs wunderlich, denn das sieht so aus, als hätte er sie zu Wächtern über uns gemacht."

„Du mußt dich ihnen also anbequemen und ihnen Verbeugungen bis auf die Stiefelspitzen machen."

„Eher möge sie eine böse Luft wegraffen. Sei still, denn es ärgert mich! Sie werden sich mir beugen und mir dienen. Das ist eine Fahne, auf jeden Ruf bereit."

„Da ist schon ein anderer, welcher die Fahne führen soll. Zend erzählte mir, daß hier irgend ein Obrist unter ihnen ist; ich habe den Namen vergessen, Wolodyjowski oder sonst wie! Er hat sie bei Schklow angeführt. Sie sollen fest gestanden haben, aber man hat sie dort tüchtig ausgehechelt."

„Ich hörte von einem gewissen Wolodyjowski, einem tapferen Soldaten ... aber — dort sieht man Wodockt schon."

„Es muß den Menschen sehr wohl sein hier in Smudz, denn überall herrscht die peinlichste Ordnung. Der Alte muß ein ausgezeichneter Wirt gewesen sein ... und das Herrenhaus, es läßt sich sehen. Der Feind muß hier seltener hausen, da haben sie Zeit, sich auszubauen."

„Ich denke, sie kann von dem Uebermut in Lubitsch noch nichts gehört haben," sagte Kmiziz wie zu sich selbst.

Darauf wendete er sich zum Gefährten:

„Mein lieber Kokosch, ich sage dir, und du wiederhole es den anderen, daß ihr euch hier anständig betragen müßt, denn wenn einer von euch sich die geringste Freiheit erlaubt, so schlage ich ihn zusammen."

„Nun, sie haben dich hier gut gezäumt."

„Gezäumt oder nicht, das geht dich nichts an!"

„Sieh dir mein Mädchen nicht an,
Denn sie geht dich nichts an!"

sagte phlegmatisch Kokosinski.

„Knalle mit der Peitsche!" rief Kmiziz dem Kutscher zu.

Der Knecht, welcher im Halse des silberfarbenen Bären stand, drehte die Peitsche und knallte so geschickt mit ihr, daß es wie ein Schuß schallte, die anderen Kutscher folgten seinem Beispiel und so fuhren sie, unter Peitschenknall, fröhlich und heiter, wie bei einem Fastnachtsscherz, vor.

Nachdem sie ausgestiegen waren, gingen sie zuerst in den großen ungeweißten, einem Speicher ähnlichen Flur; von dort führte sie Herr Kmiziz in das Eßzimmer, welches ebenso wie in Lubitsch, mit den Köpfen erlegter Tiere geschmückt war. Hier blieben sie, unverwandt nach der Thür blickend, durch

welche Fräulein Alexandra hereinkommen sollte. Unterdeß unterhielten sie sich, eingedenk der Warnung des Herrn Kmiziz, leise, wie in einer Kirche.

„Du kannst gut reden," flüsterte Uhlick dem Kokosinski zu, „du kannst sie in unser aller Namen begrüßen."

„Ich habe mir unterwegs schon eine Rede zurecht gelegt, aber ich weiß nicht, ob sie schön genug sein wird, denn Andrusch hat mich fortwährend gestört."

„Wenn sie nur Schwung hat! Was kommen soll, kommt. Seht, da ist sie schon!"

In der That trat jetzt eben Fräulein Alexandra ein; sie blieb einen Augenblick an der Schwelle stehen, wie verwundert über eine so zahlreiche Begleitung, und Herr Kmiziz stand wie angewurzelt beim Anblick ihrer Schönheit. Er hatte sie bis jetzt nur des Abends gesehen, am Tage erschien sie ihm noch schöner. Ihre Augen hatten die Farbe der Kornblume, die ebenholzschwarzen Brauen über ihnen hoben sich dunkel von der weißen Stirn ab und das lichte Haar glänzte darüber wie die Krone auf dem Haupte einer Königin. Ihr Blick war ruhig, ihr rosiges Gesicht, welches noch mehr durch ein schwarzes, hermelinbesetztes Jäckchen gehoben wurde, strahlte. Ein so ernstes und erhabenes Mädchen hatten jene Krieger noch nicht gesehen; sie waren an Weiber anderen Zuschnittes gewöhnt. So standen sie denn auch in Reih' und Glied wie bei einer militärischen Musterung, sie machten auch eine steife Verbeugung, nur Herr Kmiziz trat vor, und nachdem er ihr einige Male die Hände geküßt hatte, sagte er:

„Hier, mein Kleinod, habe ich euch die Gefährten gebracht, mit welchen ich den letzten Krieg mitmachte."

„Es ist für mich keine kleine Ehre," entgegnete das Fräulein Billewitsch, „in meinem Hause so ehrenwerte Kavaliere zu empfangen, von deren Tugend und vorzüglichen Sitten der Herr Fähnrich mir schon erzählt hat."

Indem sie dies sagte, faßte sie mit den Spitzen ihrer Finger das Kleid, und dasselbe ein wenig emporziehend, verneigte sie sich ungewöhnlich ernst. Herr Kmiziz biß sich in die Lippen, gleichzeitig aber errötete er vor Freude, daß sein Mädchen so dreist sprach.

Die ehrenwerten Herren machten fortwährend Kratzfüße, indem sie den Kokosinski anstießen.

„So tritt doch vor."

Herr Kokosinski trat einen Schritt vor, räusperte sich und fing so an:

„Erlauchte Unterkämmererstochter —“

„Jägermeisterstochter“ — verbesserte Kmiziz.

„Erlauchte Jägermeisterstochter und unsere liebwerte Wohlthäterin,“ wiederholte verlegen Herr Jaromir. „Verzeiht, wenn ich den Titel verwechselte. . .“

„Das ist ein unschuldiger Irrtum, welcher die Redekunst eines so wortreichen Kavaliers nicht beeinträchtigt,“ antwortete Fräulein Alexandra.

„Erlauchte Jägermeisterstochter, Wohlthäterin und vielgeliebte Herrin! Ich weiß nicht, was mir zukommt, im Namen des ganzen Orschan mehr zu loben, eure ungewöhnliche Schönheit und Tugend oder die unaussprechliche Glückseligkeit des Rittmeisters, unseres Kommilitonen, des Herrn Kmiziz. Denn wollte ich mich auch in die Wolken erheben, könnte ich thatsächlich die Wolken erreichen, die Wolken selbst . . . sage ich . . .“

„Aber steige doch schon einmal von den Wolken herab!“ rief Kmiziz.

Die Kavaliere platzten alle in ein ungeheures Gelächter heraus, aber plötzlich des Befehls des Herrn Kmiziz gedenkend, langten sie an die Schnurrbärte, um dasselbe zu verbeißen.

Herrn Kokosinskis Verlegenheit stieg auf das Höchste, er errötete und sagte:

„So sprecht euren Willkommen selbst, ihr Heiden, wenn ihr mich unterbrecht!“

Eben faßte Fräulein Alexandra wieder mit den Fingerspitzen ihr Kleid.

„Ich bin eurer Redefertigkeit nicht gewachsen, meine Herren, ich weiß nur, daß ich diese Huldigungen, die ihr mir im Namen von ganz Orschan zu Füßen legt, nicht verdiene.“

Und wieder verneigte sie sich würdevoll, und den Orschauer Raufbolden fing es an etwas unbehaglich zu werden in der Nähe dieser höfischen Dame. Sie bemühten sich, als zuvorkommende Leute aufzutreten, und dies wollte ihnen nicht gelingen. So fingen sie denn an, sich an den Schnurrbärten zu zupfen, unter der Nase zu brummen, die Hände auf die Säbel zu stützen, bis Kmiziz sagte:

„Wir sind eigentlich hergekommen, um das gnädige Fräulein nach Mitrun abzuholen, durch die Wälder zu fahren, wie wir es gestern besprochen. Die Schlittenbahn ist herrlich und das Wetter ist frostig.“

„Ich habe schon die Muhme Kulwiez nach Mitrun geschickt, damit sie uns einen Imbiß zurecht macht. Und jetzt bitte ich die Herren, ein wenig zu warten, ich will mich nur etwas wärmer ankleiden."

Indem sie dies sagte, kehrte sie um und ging hinaus. Herr Kmiziz sprang schnell zu seinen Gefährten.

„Nun, was, liebe Lämmer? ist das nicht eine Fürstin? Was, Kokosch? du sagtest, sie hätte mich gezäumt, weshalb standest du denn vor ihr wie ein Schulbube? Hast du je so ein Mädchen gesehen?"

„Ich hätte den Mund nicht so voll nehmen sollen, denn ich dachte nicht, daß ich zu einer solchen Persönlichkeit sprechen würde."

„Der selige Unterkämmerer," sagte Kmiziz, „war sehr viel mit ihr in Kiejdan am Hofe des Fürsten Wojewoden oder bei den Hlebowitsch, dort hat sie die feinen Manieren gelernt. Und schön ist sie, nicht wahr? Ihr könnt noch nicht zu Atem kommen!"

„Wir haben uns blamiert wie die Narren", sagte Ranizki zornig, „aber der größte Narr ist Kokosinski!"

„O, Verräter, du hast mich mit dem Ellenbogen gestoßen, du hättest mit deinem punktierten Gesicht vortreten sollen."

„Frieden! Haltet Frieden!" sagte Kmiziz. „Es ist erlaubt, sie zu bewundern, aber streiten dürft ihr nicht."

„Ich würde für sie durch das Feuer gehen," meinte Rekutsch. „Schlag' mich nieder, Andrusch, ich kann es nicht leugnen!"

Kmiziz jedoch dachte gar nicht daran, ihn niederzuschlagen, vielmehr war er sehr zufrieden damit, er drehte seinen Schnurrbart und blickte triumphierend auf die Gefährten. Unterdeß erschien Fräulein Alexandra in einem Iltispelz und Käppchen, unter dem hervor ihr helles Gesicht noch strahlender erschien. Sie traten auf den Gang.

„In diesem Schlitten sollen wir fahren?" fragte das Fräulein, auf den silbernen Bären zeigend, „einen so schönen Schlitten habe ich noch nicht gesehen, so lange ich lebe."

„Ich weiß nicht, wer ihn früher benutzte, denn es ist ein Beuteschlitten. Jetzt werden wir Beide darin fahren und er paßt ganz für uns, da in meinem Wappen eine Jungfrau auf einem Bären sich präsentiert. Es giebt noch eine andere Linie der Kmiziz, welche eine Fahne im Wappen führen, diese stammen von Filion Kmita Tscharnobylski, und der war kein Nachkomme desselben Hauses, aus welchem die großen Kmiziz herkommen."

„Und wann habt ihr denn diesen Schlitten erobert?"

„Jetzt, in diesem Kriege. Wir arme Exilierte, die das Glück verlassen hat, haben nur das, was wir erbeuten, und da ich meinem Herrn treu gedient habe, so hat er mich auch belohnt."

„Gott gebe einmal einen glücklichen Krieg, denn der jetzige belohnt den Einen und preßt dem ganzen Vaterlande Thränen aus."

„Gott wird das ändern und die Hetmane!" Indem er dies sagte, hüllte er das Fräulein in den Schurz aus weißem, mit weißem Wolfsfell gefütterten Tuch ein, dann setzte er sich selbst hinein und rief dem Kutscher zu, zuzufahren, worauf die Pferde gleich anzogen.

Die kalte Luft schnitt ihnen ins Gesicht, sie verstummten; man hörte nur das Knistern des gefrorenen Schnees unter den Kufen, das Schnaufen und Getrappel der Pferde und die Zurufe der Kutscher.

Endlich beugte sich Herr Andreas zu Olenka hinüber:

„Gefällt es euch, Fräulein?"

„Wohl! es gefällt mir," antwortete sie, den kleinen Muff bis zum Munde erhebend, um sich vor dem Winde zu schützen.

Die Schlitten flogen pfeilgeschwind dahin; der Tag war hell und frostig; der Schnee blitzte, als ob er mit Funken bestreut wäre; aus den Dächern der beschneiten Häuser, welche wie große Schneehaufen aussahen, stiegen Säulen rosigen Rauches empor. Ganze Scharen Krähen flogen laut krächzend zwischen den blätterlosen Bäumen vor den Schlitten her. Etwa zwei Gewände hinter Wodockt fuhren sie in einen dunklen Wald ein, welcher uralt und totenstill dastand wie ein unter dem dicken Schnee schlafender Greis. Die Bäume flogen an ihnen vorüber; es war, als ob sie weit hinter die Schlitten zurückflohen, und die Schlitten glitten schnell und schneller, als hätten die Rosse Flügel. Bei solcher Fahrt schwindelt einem und eine gewisse Trunkenheit überkommt die Fahrenden; so geschah es auch Fräulein Alexandra. Sich zurücklehnend, schloß sie die Augen und überließ sich diesem Gefühl. Ein süßes Gefühl der Machtlosigkeit überkam sie und ihr war zu Mute, als ob dieser Orschaner Bojar sie entführe und sie in ihrer Ohnmacht vermöge nicht, sich dagegen zu wehren und nicht zu schreien. Schneller, immer schneller fliegen sie dahin. Olenka fühlt, daß Arme sie umschließen, fühlt auch auf den Lippen etwas wie ein glühendes Siegel, sie vermag die Augen nicht zu öffnen, wie im festen Schlaf. Und weiter geht die Fahrt! Das träumende Fräulein erwacht erst, als eine Stimme sie fragt:

„Liebst du mich?“

Sie öffnet die Augen:

„Wie meine Seele!“

„Und ich auf Tod und Leben!“

Und wieder beugt sich die Zobelmütze des Herrn Kmiziz über Olenka. Sie wußte jetzt selbst nicht, was sie trunkener machte, die bezaubernde Fahrt oder die Küsse. Und weiter ging es, immer im Walde! Die Bäume flogen in Haufen vorüber, der Schnee sauste um sie, die Pferde schnauften und sie — waren glücklich.

„Ich möchte bis an das Ende der Welt so fahren!“ rief Kmiziz.

„Was thun wir? Das ist Sünde!“ flüsterte Olenka.

„Was heißt Sünde! Laß mich noch einmal sündigen.“

„Es darf nicht sein. Mitrun ist ganz in der Nähe.“

„Nah oder weit, das ist einerlei!“

Und Kmiziz erhob sich im Schlitten, hob die Hände hoch in die Höhe und fing an zu rufen, als könnte er das große Glücksgefühl nicht mehr in der Brust bergen:

„Heh — hah — heh — hah!“

„Heh! a hop! hoop!“ antworteten die Gefährten aus den zurückgebliebenen Schlitten.

„Weshalb ruft ihr Herren so?“ fragte das Fräulein.

„Nur so, vor Freude! Bitte ruft ihr auch einmal, Fräulein.“

„Heh! hah!“ schallte es fein und lieblich durch den Wald.

„Meine Königin! Ich falle dir zu Füßen.“

„Die Gefährten würden lachen.“

Nach der Trunkenheit überkam Beide eine ausgelassene Fröhlichkeit, toll, wie ihre Fahrt toll war. Kmiziz fing an zu singen:

„Es blickt ein schön Mädchen, es blickt aus dem Herrenhaus
Ins üppige Feld ein Stück!
O, Mutter! es kommen viel Ritter zum Walde heraus,
O, du mein glücklich Geschick!
Ach, Töchterlein! schau' nicht nach ihnen, die Aeuglein deck' zu
Mit den Händen, den weißen!
Es zieht ihnen nach in den Krieg, dein Herz, ohne Ruh',
Den Krieg, den so heißen!“

„Wer hat euch die schönen Lieder gelehrt?“ fragte Fräulein Alexandra.

„Der Krieg, Olenka. Im Lager haben wir aus Bangigkeit gesungen.“

Die weitere Unterhaltung wurde unterbrochen durch ein lautes Rufen von den hinteren Schlitten her: „Steh! steh! He doch — steh!"

Herr Andreas drehte sich verwundert und zornig um; was war den Gefährten in den Sinn gekommen, daß sie ihn durch ihr Rufen aufhalten wollten? Da sah er einige hundert Schritte hinter seinem Schlitten einen Reiter, welcher sich näherte, so schnell das Pferd laufen konnte.

„Um Gotteswillen! das ist mein Wachtmeister Soroka; es muß etwas geschehen sein!" sagte Herr Andreas.

Unterdeß hatte der herangekommene Wachtmeister das Pferd derartig pariert, daß es auf die Hinterfüße aufsaß, und sagte ganz außer Atem . . .

„Herr Rittmeister!"

„Was giebt es, Soroka?"

„Upit brennt; man kämpft dort!"

„Jesus Maria!" schrie Olenka.

„Fürchtet euch nicht, Fräulein . . . wer kämpft?"

„Die Soldaten mit den Einwohnern. Der Markt steht in Flammen! Die Einwohner haben sich hinreißen lassen und haben zum Präsidium nach Poniewiersch geschickt und ich bin hierher geeilt zu euer Gnaden. Ich kann kaum noch atmen."

Während dieser Unterredung waren die zurückgebliebenen Schlitten herangekommen. Kokosinski, Ranizki, Kulwiez Hippocentaurus, Uhlick, Rekutsch und Zend sprangen auf den Schnee und umgaben die Sprechenden.

„Worum handelt es sich?" fragte Kmiziz.

„Die Einwohner wollten keine Nahrungsmittel geben, weder den Menschen, noch den Pferden, weil sie keine Anweisungen hätten, da wollten die Mannschaften mit Gewalt dieselben nehmen. Wir belagerten die Bürgermeisterei mit denjenigen, welche sich auf dem Markt verbarrikadiert hatten. Man fing an zu feuern, wir zündeten zwei Häuser an; jetzt ist die Not groß, sie läuten mit allen Glocken."

Die Augen Kmiziz' leuchteten zornig.

„So ist unsere Hilfe dort nötig!" rief Kokosinski.

Das Militär wird die Kleinstädter gut zurichten!" schrie Ranizki, dessen Gesicht rote, weiße und dunkle Flecke ganz bedeckten. „Schach! Schach! meine Herren!"

Zend lachte gerade so wie eine Nachteule, die Pferde wurden scheu und Rekutsch pipste, die Augen zum Himmel erhoben:

„Schlag zu, wer an Gott glaubt. Laßt die Städte im Rauch aufgehen.“

„Schweigt!“ brüllte Kmiziz, daß der Wald dröhnte und der nahestehende Zend zurücktaumelte wie ein Betrunkener. „Ihr seid dort nicht nötig, es bedarf keiner Metzelei. Setzt euch alle in zwei Schlitten, mir laßt einen hier, und fahrt nach Lubitsch. Dort habt ihr zu warten, bis ich etwa nach euch schicke.“

„Was soll das?“ protestierte Ranizki. Aber Herr Andreas faßte ihn unter dem Halse und blickte noch zorniger mit den Augen.

„Kein Wort mehr!“ sagte er drohend. Sie schwiegen still. Man sah, sie fürchteten ihn, obgleich sie für gewöhnlich vertraulich mit ihm waren.

„Olenka, kehrt nach Wodockt zurück,“ sagte Kmiziz, „oder fahrt nach Mitrun, die Muhme zu holen. Die Schlittenfahrt hat kein gutes Ende genommen. Ich dachte es mir, daß sie es nicht in Ruhe aushalten würden. Aber es soll dort bald ruhiger werden, wenn erst ein paar Köpfe abgeschlagen sind. Seid unbesorgt, Fräulein, und bleibt gesund, ich werde meine Rückkunft beschleunigen.“

Er küßte ihr die Hände und hüllte sie warm ein; dann setzte er sich in einen anderen Schlitten und rief dem Kutscher zu: „Nach Upit!“

4. Kapitel.

Mehrere Tage waren verflossen, Kmiziz kehrte nicht zurück, aber dafür kamen dreie vom Laudaischen Adel nach Wodockt auf Kundschaft zum Fräulein. Es war Pakosch Gaschtowt aus Pazunel, derselbe, welcher den Herrn Wolodyjowski bei sich bewirtete, der Patriarch der Stellen, berühmt seines Reichtums und seiner sechs Töchter wegen, von denen dreie an drei Butrymows verheiratet waren, die eine jede außer der Aussteuer und dem Inventar einhundert blanke Thaler Kranzgeld bekommen hatten. Der zweite der Angekommenen war Kassian Butrym, der älteste Mensch in ganz Lauda, der ganz gut noch des Batory sich erinnerte, und mit ihm der Schwiegersohn des Pakosch, Jozwa Butrym. Dieser, noch im besten Alter und nicht mehr als fünfzig Jahre zählend, war doch nicht zum allgemeinen Aufgebot nach Reußen gegangen, da während der Kosakenkriege eine Kanonenkugel ihm einen Fuß abgerissen hatte. Aus diesem Grunde nannte man ihn auch den Einfüßigen oder Jozwa Ohnefuß. Er war ein gefürchteter Edelmann, von Bärenstärke, großem Verstande, aber streng, bissig und die Menschen scharf beurteilend. Man fürchtete ihn daher, denn vergeben konnte er weder sich noch anderen etwas. Er wurde auch sonst gefährlich, wenn er sich betrank, aber das geschah sehr selten.

Diese drei also kamen zu dem Fräulein, welche sie artig empfing, obgleich sie sich sogleich dachte, daß sie kundschaften und von ihr etwas über Herrn Kmiziz hören wollten.

„Denn wir wollten zu ihm, um ihm unsere Ehrerbietung darzubringen, aber er soll noch nicht aus Upit zurück sein,“ sagte Pakosch, „so sind wir zu dir, Liebchen, gekommen, zu fragen, wann das geschehen kann.“

„Ich denke, er muß jeden Augenblick erscheinen," antwortete das Fräulein. „Er wird sich freuen über euch Vormünder, von ganzem Herzen freuen, denn er hat viel Gutes von euch gehört, schon früher durch den Großvater, jetzt durch mich."

„Wenn er uns nur nicht so empfangen wollte wie die Domaschewitsch, als sie mit der Nachricht vom Tode des Hauptmanns zu ihm kamen!" brummte finster Jozwa.

Das Fräulein hörte das und entgegnete sogleich lebhaft:

„Seht nicht so schief dazu. Vielleicht hat er sie nicht artig genug aufgenommen, aber er hat seinen Irrtum hier schon eingestanden. Man muß daran denken, daß er direkt aus dem Kriege kommt, während dem er so viel Mühen und Kummer durchgemacht hat. Bei einem Soldaten darf es nicht Wunder nehmen, wenn er zu seinesgleichen auch barsch ist, denn bei ihm sind die Launen oft scharf wie eine Schwertschneide."

Pakosch Gaschtowt, der stets mit aller Welt Frieden halten wollte, winkte mit der Hand und sagte:

„Wir wunderten uns auch nicht. Der Eber grunzt den Eber an, wenn er ihn plötzlich erblickt, weshalb sollte der Mensch den Menschen nicht anfahren. Wir werden nach dem alten Lubitsch fahren, ihn begrüßen, ihn bitten, daß er mit uns leben, in den Krieg und in die Haide ziehen möge, wie der Herr Unterkämmerer."

„So sage uns, Liebling, hat er dir gefallen oder nicht?" frug Kassian Butrym. „Es ist unsere Pflicht, dich zu fragen."

„Gott lohne euch eure Sorgfalt. Herr Kmiziz ist ein geachteter Kavalier, und wenn ich wirklich etwas gegen ihn hätte, so schickte es sich nicht, davon zu sprechen."

„Aber du hast doch nichts gegen ihn, du, unsere liebste Seele?"

„Nein, nichts! Im übrigen hat hier niemand ein Recht, ihn zu verurteilen, oder, Gott behüte, Mißtrauen zu zeigen! Wir müssen lieber Gott danken!"

„Wofür im voraus danken! Wird für etwas zu danken sein, so thut man es, wenn nicht, dann nicht," antwortete düster Jozwa, der wie jeder Smudzer vorsichtig und vorbedacht war.

„Und habt ihr von der Hochzeit gesprochen?" frug Kassian wieder.

Olenka schlug die Augen nieder:

„Herr Kmiziz will sie so bald als möglich feiern . . ."

„Noch so etwas! Sollte er etwa nicht wollen?" brummte Jozwa, „er müßte ja dumm sein. Welcher Bär möchte wohl

nicht den Honig aus der Klotzbeute holen? Aber wozu die Eile, ist es nicht besser, erst abzuwarten, was er für ein Mensch ist? Vater Kassian, so sprecht doch, was ihr auf der Zunge habt und schlaft nicht wie der Hase in der Furche am Mittag."

„Ich schlafe nicht, sondern überlege, was zu sagen ist", antwortete der Greis. „Der Herr Jesus sagte so: Wie Jakob Gott, so Gott dem Jakob! Wir wünschen ja auch dem Herrn Kmiziz nichts Böses, damit er uns wohl will, was Gott geben möge. Amen!"

„Wenn er nur nach unserem Sinne wäre!" setzte Jozwa hinzu. Das Fräulein Billewitsch runzelte ihre Falkenbrauen und sagte mit einer gewissen Würde:

„Bedenket, Herren, daß wir keinen Diener annehmen sollen; er wird der Herr hier sein, und sein Wille soll geschehen, nicht der unsrige. Er muß auch eure Vormundschaft vertreten."

„Das bedeutet, daß wir uns hier nicht mehr einmengen sollen?" fragte Jozwa.

„Das bedeutet, daß ihr ihm Freunde sein sollt, wie er euch ein Freund sein will. Er wacht doch über sein eigenes Wohl hier und mit diesem schaltet ein jeder nach eigenem Gutdünken. Ist das nicht wahr, Vater Pakosch?"

„Heilige Wahrheit!" antwortete der Greis aus Pazunel.

Und Jozwa wandte sich wieder an den alten Butrym:

„Schlaft nicht, Vater Kassian!"

„Ich schlafe nicht, ich überlege nur."

„So sprecht, was ihr denkt."

„Was ich denke? Da, ich denke . . . Herr Kmiziz ist einer vom hohen Adel, von vornehmem Blut, und wir sind arme Knechte! Dabei ist er ein ruhmvoller Soldat; er allein hat sich dem Feinde entgegengestellt, als alle die Hände sinken ließen. Gott gebe uns recht viele solcher. Aber seine Gefährten taugen nichts. Nachbar Pakosch, was habt ihr von den Domaschewitsch gehört? Daß es ehrlose Menschen sind, gegen welche Infamien, Proteste, Inquisitionen und Verurteilungen vorliegen. Sie sind Henkersknechte. Sie waren dem Feinde lästig, aber sie sind auch der Bürgerschaft lästig. Sie stifteten Brände, raubten und verübten Gewaltthaten, und wie ist es jetzt? Wenn sie da jemanden zusammenhauen oder niederfahren möchten, so kann das auch einem achtbaren Manne passieren, aber sie verfahren, wie es heißt, vollständig nach Tartarenmanier, und ihre Gebeine würden längst in Turm-

verließen faulen, wenn nicht die Protektion des Herrn Kmiziz sie schützte, der ein mächtiger Herr ist. Er liebt sie, er beschützt sie, an ihn hängen sie sich, wie im Sommer die Bremsen an die Pferde. Jetzt sind sie hierher gekommen und schon ist allen bekannt, was sie sind. Schon am ersten Abend haben sie aus Pistolen geschossen — und auf wen? Auf die Porträts der verstorbenen Billewitsche, was Herr Kmiziz nicht hätte erlauben dürfen, denn es sind seine Wohlthäter."

Olenka bedeckte die Augen mit den Händen.

„Das kann nicht sein! Das kann nicht sein!"

„Es kann sein, denn es ist so. Die Bilder der Wohlthäter hat er zu durchlöchern erlaubt, diejenigen, mit denen er in Verwandtschaft treten sollte. Und dann zogen sie die Mägde in die Stube zu Ausschreitungen. Pfui, das ist eine Beleidigung Gottes! Das kam noch nie bei uns vor ... Am ersten Tage schon fingen sie mit Schießen und Ausschweifungen an, am ersten Tage!"

Hier ereiferte sich der alte Kassian und fing an, mit dem Stocke auf den Fußboden zu stoßen; im Gesicht Olenkas stieg dunkle Röte auf und Jozwa meldete weiter:

„Und die Soldaten des Herrn Kmiziz, welche in Upit zurückblieben, sind sie etwa besser? Wie die Offiziere, so sind die Mannschaften. Dem Herrn Sollohub wurde von Unbekannten das Vieh geraubt, man sagt, es seien die Leute des Herrn Kmiziz gewesen; die Bauern aus Mejzagol, welche Pech fuhren, wurden auf der Landstraße geschlagen. Wer war es? Auch sie. Herr Sollohub fuhr zu Herrn Hlebowitsch, sein Recht zu suchen, und jetzt ist in Upit wieder solche Gewalt geschehen! Das alles ist gegen Gottes Willen! Es war still hier wie nirgends, und jetzt muß man nachts die Büchse laden und wachen und warum? weil Herr Kmiziz mit seinen Gefährten zu uns gekommen ist."

„Vater Jozwa! sprecht nicht so! sprecht nicht so!" rief Olenka.

„Und wie soll ich sprechen? Wenn Herr Kmiziz nicht schuld daran ist, warum hat er solche Leute, warum lebt er mit ihnen? Das gnädige Fräulein mag ihm sagen, daß er sie fortjagt oder sie dem Henker übergiebt, sonst wird nicht Ruhe hier werden. Ist das erhört, nach Bildern zu schießen und die Wollust öffentlich zu treiben? Die ganze Gegend spricht von nichts anderem!"

„Was soll ich thun?" fragte Olenka. „Vielleicht sind es

böse Menschen, aber er hat doch den Krieg mit ihnen durchgemacht. Wird er sie auf meine Bitten fortjagen?"

„Wenn er sie nicht forttreibt, ist er selbst wie sie!" brummte Jozwa. Dem Fräulein kochte das Blut vor Aerger über diese Gefährten, Totschläger und Spieler.

„Uebrigens sei es so! Er muß sie fortjagen. Mag er sie oder mich wählen. Wenn das wahr ist, was ihr sagtet — und heute noch werde ich es erfahren, ob es wahr ist, so verzeihe ich ihnen das nicht, weder das Schießen, noch die Ausschweifungen. Ich bin zwar allein eine schwache Waise, sie sind ein bewaffneter Haufen, aber ich fürchte sie nicht."

„Wir werden dir helfen."

„Bei Gott!" sagte Olenka immer erregter, „mögen sie thun, was sie wollen, nur nicht hier in Lubitsch ... mögen sie selbst sein, wie sie wollen, das ist ihre Sache, sie stehen mit ihren Hälsen dafür ein, aber sie sollen Herrn Kmiziz nicht aufreden zu Schwelgereien ... Scham! Schande! ... ich glaubte, es seien nur ungeschlachte Soldaten, jetzt sehe ich, daß es nichtswürdige Verräter sind, welche sich selbst und ihn schänden. So ist es! Das Böse sieht ihnen aus den Augen, ich erkannte das nicht gleich, weil ich zu dumm war. Gut! ich danke euch, Väter, daß ihr mir die Augen über diese Judasseelen geöffnet habt ... ich weiß, was mir zu thun obliegt."

„So! so! so!" sprach der alte Kassian. „Die Tugend spricht aus dir, wir wollen dir helfen."

„Ihr aber beschuldigt den Herrn Kmiziz nicht, denn, wenn er wirklich etwas gegen die Sitte gefehlt, so ist er noch jung, und sie führen ihn in Versuchung, reden ihn auf, stacheln ihn durch ihr Beispiel zum Bösen und bringen Schande über seinen Namen. So ist es! So wahr ich lebe, das wird nicht lange dauern!"

Der Zorn gegen die Gefährten des Herrn Kmiziz griff immer mehr Platz im Herzen Olenkas, so wie der Schmerz einer frischen Wunde zunimmt. Man hatte in ihr aber auch fürchterlich die Eigenliebe, das frauenhafte Selbstbewußtsein und jenes Vertrauen verletzt, mit welchem sie ihr volles reines Gefühl dem Herrn Andreas entgegengebracht. Sie schämte sich seiner und vor sich selber, und diese Scham, dieser Zorn in ihrem Innern suchte vor allem die Schuldigen.

Die Kleinadeligen aber freuten sich, als sie die Enkelin ihres Hauptmannes so ernst und bereit zum Kriege gegen die Orschaner Raufbolde sahen.

Sie sprach mit feuersprühenden Augen weiter:

„So ist es! Sie sind die Schuldigen und müssen fort; nicht nur aus Lubitsch, sondern aus der ganzen Gegend."

„Wir beschuldigen auch den Herrn Kmiziz nicht, unser Herzchen," sagte der alte Kassian. „Wir wissen, daß sie ihn verführen. Wir sind nicht mit Gift und Galle gegen ihn hierher gekommen, nur mit dem Bedauern, daß er diese Schwelger bei sich hält. Es ist ja bekannt, daß die Jugend keine Tugend hat. Auch der Herr Starost Hlebowitsch war in der Jugend nicht weise, und jetzt regiert er uns alle."

„Und was thut ein Hund?" sagte gerührten Tones der sanfte Greis aus Pazunel. „Gehst du mit dem jungen ins Feld, so wird er närrisch, anstatt hinter dem Wild herzujagen, dir zu Füßen fallen, spielen und an den Rockflügeln dich zerren."

Olenka wollte etwas sagen, aber plötzlich brach sie in Thränen aus.

„Weine nicht," sagte Jozwa Butrym.

„Weine nicht! weine nicht!" wiederholten die beiden Alten.

So trösteten sie das Fräulein und vermochten es doch nicht. Nach ihrer Abfahrt blieb die Sorge, die Unruhe und eine gewisse Verstimmung gegen sie und gegen Herrn Andreas bei Olenka zurück. Es schmerzte das stolze Fräulein immer tiefer, daß es notwendig war, ihn zu verteidigen, zu rechtfertigen und zu entschuldigen. Und diese Kumpane! Die kleinen Hände des Fräuleins ballten sich bei dem Gedanken an sie. Sie sah deutlich die Gesichter der Herren Kokosinski, Uhlick, Zend, Kulwiez Hippocentaurus und der übrigen vor sich und sah, was sie vorher nicht gesehen hatte, daß es schamlose Gesichter waren, auf welche Narrheit, Wollust und das Verbrechen ihre Siegel gedrückt hatten. Das ihr bisher fremde Gefühl des Hasses erwachte in ihr wie ein brennendes Feuer.

Aber in diesem inneren Zwiespalt wuchs mit jeder Minute die Verstimmung auch gegen Herrn Kmiziz.

„Scham und Schande!" flüsterte mit bleichen Lippen das Fräulein sich selbst zu. „Jeden Abend kehrte er von mir direkt zu Dienstmägden zurück . . ."

Und sie fühlte sich vor sich selbst gedemütigt. Eine unerträgliche Last benahm ihr den Atem in der Brust.

Draußen dunkelte es. Fräulein Alexandra ging mit schnellen Schritten im Gemach auf und ab, in ihrem Innern gährte es noch fortwährend. Sie war keine Natur, welche ruhig Schicksalsschläge über sich ergehen ließ, ohne sich dagegen

zu wehren. Ritterblut floß in den Adern dieses Mädchens. So wollte sie den Kampf mit dieser Bande böser Geister sofort aufnehmen, sofort. Was blieb ihr aber zu thun? Sie konnte nur weinen und nichts thun, als Herrn Andreas bitten, daß er diese Schandkumpane in alle vier Winde treibe. Und wenn er das nicht thun wollte? . . .

„Wenn er es nicht will . . .“

Und sie wagte noch gar nicht darüber nachzudenken.

Dieses Sinnen des Fräuleins unterbrach ein Bursche, welcher einen Arm voll Wachholderholz hereintrug und, nachdem er dasselbe neben dem Kamin niedergelegt, die Kohlen unter der alten Asche hervorzuscharren begann. Olenka faßte einen plötzlichen Entschluß.

„Kostek!“ sagte sie, „du setzest dich gleich zu Pferde und reitest nach Lubitsch. Wenn der Herr schon zurück ist, so bitte, daß er hierherkommt; ist er noch nicht da, so mag der Vogt, der alte Znikis, zugleich mit dir aufbrechen und zu mir kommen. Aber schnell!“

Der Bursche warf ein kieniges Scheit auf die Kohlen, legte den trockenen Wachholder darauf und sprang zur Thüre.

Lichte Flammen prasselten und knisterten im Kamin. Olenka fühlte sich erleichtert.

Vielleicht wendet Gott noch alles zum Guten! dachte sie, und vielleicht war es auch so schlimm nicht, wie die Vormünder sagten . . .

Nach einer Weile ging sie in die Gesindestube, um nach uraltem Brauch der Billewitsch mit der Dienerschaft zu sitzen, die Spinnerinnen zu überwachen und fromme Lieder zu singen.

Nach zwei Stunden trat der durchfrorene Kostek ein.

„Znikis ist im Flur!“ sagte er. „Der Herr ist noch nicht in Lubitsch.“

Das Fräulein sprang lebhaft auf. Der Vogt verneigte sich ihr bis zu Füßen.

„Wie befindet ihr euch, erlauchte Herrin? Gott gebe gut.“ Sie gingen hinüber in das Eßzimmer; Znikis blieb in der Thür stehen.

„Was hört man bei euch?“ fragte das Fräulein.

Der Bauer winkte mit der Hand.

„Ah! Der Herr ist nicht da.“

„Ich weiß, daß er in Upit ist. Aber was geht im Hause vor?“

„Ach!“

„Höre Znikis, sprich dreist, es fällt dir kein Haar vom

Kopfe. Man sagt, daß der Herr gut ist und nur seine Kumpane ausgelassen sind."

„Wenn es nur das wäre, erlauchtes Fräulein, ausgelassene Menschen."

„Sprich aufrichtig!"

„Wenn es mir, Fräulein, doch verboten ist ... ich fürchte mich ... sie haben es mir verboten."

„Wer hat es verboten?"

„Der Herr!" ...

„So?" sagte das Fräulein.

Es entstand eine Pause. Sie ging eilig im Gemach auf und ab mit zusammengepreßten Lippen und gerunzelten Brauen — er folgte ihr mit den Augen.

Plötzlich stand sie vor ihm.

„Wohin gehörst du?"

„Zu den Billewitsch. Ich stamme aus Wodockt, nicht aus Lubitsch."

„Du kehrst nicht mehr nach Lubitsch zurück, du bleibst hier. Jetzt befehle ich dir, alles zu erzählen, was du weißt."

Der Bauer sank, so wie er da auf der Schwelle stand, auf die Kniee.

„Erlauchtes Fräulein, ich will auch nicht dahin zurück, dort ist das letzte Gericht angebrochen! ... Das, Fräulein, sind Mörder und Mädchenschänder, dort ist der Mensch keinen Tag, keine Stunde sicher."

Das Fräulein drehte sich auf dem Fleck um, wie von einer Kugel getroffen. Sie wurde sehr blaß, fragte aber ruhig:

„Ist es wahr, daß sie in der Stube nach den Bildern geschossen haben?"

„Freilich haben sie geschossen, und die Mägde schleppten sie in den Gemächern umher, und alle Tage wiederholen sich diese Ausschweifungen. Im Dorfe ist Weinen und Wehklagen, auf dem Herrenhofe Sodom und Gomorrha! Die Ochsen wandern auf den Tisch, die Böcke wandern auf den Tisch ... die Menschen werden bedrückt ... den Stallknecht haben sie gestern unschuldig durchgehauen."

„Den Stallknecht durchgehauen?"

„So war's! Aber das größte Leid geschieht den Mädchen. Sie haben deren nicht mehr genug auf dem Hofe, sondern jagen schon im Dorfe auf sie."

Wieder entstand eine Pause. Heiße Röte stieg in dem Gesicht des Fräuleins auf und schwand nicht wieder.

„Wann erwarten sie den Herrn zurück?"

„Sie wissen es nicht, Fräulein, ich habe nur gehört, wie sie zu einander sprachen, daß morgen die ganze Kompagnie nach Upit aufbrechen müsse. Sie befahlen, die Pferde bereit zu halten und wollen hier bei dem Fräulein eintreten, um Diener und Pulver zu bitten, da es ihnen dort nötig sein könnte."

„Sie wollen hier eintreten? . . . Das ist gut. Gehe jetzt in die Küche Znikis. Du gehst nicht mehr nach Lubitsch zurück."

„Daß euch Gott Gesundheit und Glück gebe!"

Fräulein Alexandra hatte erfahren, was sie wissen wollte, aber sie wußte nun auch, was sie zu thun hatte.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Morgens, noch ehe die Frauen aus Wodockt in die Kirche gefahren waren, kamen die Herren Kokosinski, Uhlick, Kulwiez Hippocentaurus, Ranizki, Rekutsch und Zend an und mit ihnen das Gesinde aus Lubitsch. Bewaffnet und zu Pferde hatten die Kavaliere beschlossen, dem Herrn Kmiziz nach Upit zu Hilfe zu gehen.

Das Fräulein ging ihnen ruhig und stolz entgegen, eine völlig Andere als damals, wo sie dieselben vor einigen Tagen zum ersten Male begrüßte. Die unterwürfigen Verbeugungen erwiderte sie mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes; die Kavaliere aber dachten, daß die Abwesenheit des Herrn Kmiziz das Fräulein so vorsichtig machte, und merkten nichts weiter.

Sogleich trat Herr Jarosch Kokosinski vor und dreister als beim ersten Male sagte er:

„Erlauchtes Fräulein, Jägermeisters Tochter, Wohlthäterin! Wir treten auf dem Wege nach Upit hier ein, um Ew. Gnaden zu Füßen zu fallen und um Hilfe zu bitten, das heißt um Pulver, Schießgewehre und daß Ew. Gnaden den Knechten die Pferde zu besteigen befehle und mit uns zu reiten. Wir werden Upit im Sturme nehmen und den Kleinstädtern etwas zur Ader lassen."

„Es wundert mich," antwortete das Fräulein Billewitsch, „daß ihr Herren nach Upit geht, da ich doch selbst gehört habe, daß Herr Kmiziz euch befohlen hat, ruhig in Lubitsch zu sitzen, und ich denke, ihm kommt es zu, zu befehlen und euch, als Untergebene, zu gehorchen."

Als die Kavaliere diese Worte hörten, sahen sie einander verwundert an. Zend schob die Lippen vor, als wollte er einen Vogelpfiff machen. Kokosinski fuhr sich mit der breiten Hand über den Kopf.

„So wahr ich lebe, gnädiges Fräulein!“ sagte er, „man könnte glauben, ihr sprecht zu den Troßknechten des Herrn Kmiziz. Es ist ja wahr, daß wir zu Hause sitzen sollten, aber da der vierte Tag herangekommen ist und Andrusch noch immer nicht da ist, so sind wir zu der Ueberzeugung gekommen, daß dort vielleicht ein großer Tumult entstanden ist, bei welchem auch unsere Säbel von Nutzen sein können.“

„Herr Kmiziz ist nicht zur Schlacht geritten, sondern um seine übermütigen Soldaten zu strafen, was euch ebenso dienlich wäre, wenn ihr seinem Befehle zuwider handelt. Uebrigens könnte eure Anwesenheit dort noch viel mehr einen Tumult und Metzelei hervorrufen.“

„Es hält schwer, mit dem gnädigen Fräulein zu verhandeln. Wir bitten nur um Pulver und Leute.“

„Pulver und Leute gebe ich nicht, ihr hört es!“

„Höre ich recht?“ sagte Kokosinski. „Wie, ihr gebt sie nicht? Dem Kmiziz, dem Andrusch zur Rettung wollt ihr sie nicht geben? Wollt ihr lieber, daß ihm etwas Schlimmes widerfährt?“

„Das Schlimmste, das ihn treffen könnte, wäre eure Gesellschaft.“

Ihre Augen schleuderten Blitze, sie erhob den Kopf und ging einige Schritte auf diese Totschläger zu, welche verwundert vor ihr zurückwichen.

„Verräter!“ sagte sie, „ihr führt ihn wie böse Geister zur Sünde, ihr redet ihn auf! Aber ich kenne euch, eure Ausschweifungen und schamlosen Thaten schon. Die Gerechtigkeit verfolgt euch, die Menschen wenden sich ab von euch und die Schande? wen trifft sie — ihn! durch euch Geächtete und Infame!“

„He! bei Jesu Wunden! Brüder! hört ihr?“ schrie Kokosinski auf. „He! was soll das heißen? Schlafen wir etwa, Brüder?“

Das Fräulein trat noch einen Schritt vor, und auf die Thür weisend rief sie:

„Fort von hier!“

Die Raufbolde wurden leichenblaß, und keiner war eines Wortes mächtig. Sie knirschten nur mit den Zähnen, die Hände zuckten nach den Säbelgriffen und die Augen blitzten zornig. Aber nach einer Weile überfiel ihre Seelen Furcht. Stand doch dieses Haus unter dem Schutze des mächtigen Kmiziz, war doch dieses verwegene Mädchen seine Braut. So

unterdrückten sie den Zorn, während sie mit blitzenden Augen noch immer nach der Thür wies.

Endlich sagte Kokosinski mit vor Wut unterdrückter Stimme:

„Da man uns hier so freundlich aufnimmt, so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns von der artigen Wirtin zu verabschieden und zu gehen, indem wir für die Gastfreundschaft danken ...“ Dies sagend, griff er mit ironischer Unterwürfigkeit nach der Mütze und verneigte sich fast bis zur Erde, die andern, einer nach dem andern, folgten seinem Beispiel, und sie gingen hinaus. Als die Thür sich hinter dem letzten geschlossen hatte, sank Olenka erschöpft und schweratmend auf einen Stuhl, denn sie hatte mehr Mut als Kraft, sich aufrecht zu halten.

Die Abgewiesenen aber versammelten sich vor dem Gange, Rat zu halten, doch keiner wollte zuerst sprechen.

Endlich sagte Kokosinski:

„Was nun, liebe Lämmer?“

„Was nun?“

„Ist euch das recht?“

„O, wenn Kmiziz nicht wäre! wenn Kmiziz nicht wäre!“ sagte Ranizki, konvulsivisch die Hände reibend, „wir würden dem Fräulein hier mitspielen nach unserer Weise! ...“

„Geh', binde mit Kmiziz an!“ pipste Rekutsch. „Stelle dich ihm!“

Das Gesicht Ranizkis war wie ein Luchsfell, ganz mit Punkten bedeckt.

„Ich stelle mich ihm und dir Raufbold, wo du willst!“

„Es ist gut!“ sagte Rekutsch.

Beide langten nach den Säbeln, aber der riesige Kulwiez Hippocentaurus drängte sich zwischen sie.

„Bei dieser Faust!“ sagte er, die wie ein Laib Brot groß schüttelnd, „bei dieser Faust!“ wiederholte er, „dem ersten, welcher den Säbel zieht, schlage ich den Schädel ein!“

Er sah, dies sprechend, bald einen, bald den anderen an, als wollte er stumm fragen, welcher es zuerst versuchen wolle; aber die beiden, so eingeschüchtert, beruhigten sich bald.

„Kulwiez hat recht!“ sagte Kokosinski. „Meine lieben Lämmer, die Eintracht ist uns jetzt mehr von Nöten als je. Ich möchte raten, so schnell als möglich zu Kmiziz zu eilen, damit sie ihn nicht eher sieht als wir und ihm uns als Teufel malt. Es ist gut, daß Keiner sie beleidigt hat, obgleich mich selbst die Hände und Zunge kitzelten. Auf zu Kmiziz! Soll

sie ihn gegen uns aufbringen, so wollen wir lieber ihn gegen sie stacheln. Gebe Gott, daß er uns nicht verläßt. Man würde auf uns hier gleich eine Hetzjagd wie auf Wölfe anfangen."

„Vorwärts!" sagte Ranizki. „Nichts werden sie uns thun. Es ist Krieg jetzt; giebt es denn nicht viele Menschen, welche ohne Obdach und Brot in der Welt umherlaufen? Wir werden uns eine Partei schaffen, liebe Gefährten, und sollten uns alle Tribunale hetzen. Gieb' die Hand, Rekutsch, ich vergebe dir!"

„Ich hätte dir die Ohren abgehauen," pipste Rekutsch, „aber vertragen wir uns! eine gemeinschaftliche Blamage hat uns betroffen."

„Solchen Kavalieren wie wir die Thür zu weisen," sagte Kokosinski.

„Und mich, in welchem Senatorblut fließt, so zu beleidigen," setzte Ranizki hinzu.

„Geachtete Menschen, von guter Familie!"

„Verdiente Soldaten!"

„Und Exilierte!"

„Unschuldige Waisen!"

„Ich habe die Stiefeln mit Lohkuchen untersohlt, aber die Füße frieren mir schon," sagte Kulwiez. „Werden wir wie Bettler vor diesem Hause stehen? Man wird uns kein Warmbier bringen. Was sollen wir hier? Sitzen wir auf und reiten wir. Schicken wir die Diener fort, was sollen sie uns ohne Waffen, und reiten wir allein."

„Nach Upit!"

„Zu Andrusch, unserem ehrenwerten Freunde. Ihm wollen wir unsere Not klagen."

„Wenn wir ihn nur nicht verfehlen."

„Zu Pferde, Gefährten! Zu Pferde!"

„Sie saßen auf und ritten stampfend davon, den Zorn und die Scham verbeißend. Hinter dem Thor drehte sich Ranizki, dem die Wut noch den Hals schnürte, um und drohte mit der Faust nach dem Hofe hin.

„Ei, Blut fehlt mir, Blut!"

„Wenn sie sich nur mit Kmiziz veruneinigen möchte," sagte Kokosinski, „wir kämen dann mit dem Feuerschwamm zurück."

„Das kann noch kommen."

„Gott verhelfe uns dazu," setzte Uhlick hinzu.

„Die Heidentochter, die bissige Birkhenne."

So erreichten sie, auf das Fräulein fluchend und schimpfend und sich gegenseitig anbrummend, den Wald. Kaum hatten sie

die ersten Bäume hinter sich, als eine ungeheure Schar Krähen über ihren Häuptern kreiste. Zend fing gleich an fürchterlich zu krächzen, tausend Stimmen antworteten aus der Höhe. Die Vögel ließen sich so weit herunter, daß sogar die Pferde sich vor ihrem Flügelschlag fürchteten.

„Halte den Mund," schrie Ranizki den Zend an. „Du wirst noch Unglück herbeikrächzen. Diese Krähenreiher krächzen über uns, wie über einem Aas . . ."

Die anderen lachten aber, deshalb krächzte Zend weiter. Die Krähen kamen immer tiefer und so jagten die Kavaliere im Sturm dahin. Die Thoren! sie verstanden die böse Vorbedeutung nicht.

Hinter dem Walde sah man schon Wolmontowitsch, welchem die Kavaliere im Trabe zuritten, denn der Frost war stark und sie waren sehr durchfroren und bis Upit war es noch weit. Aber in dem Dorfe selbst mußten sie den Schritt verlangsamen, der breite Weg des Ortes war mit Menschen angefüllt, wie gewöhnlich des Sonntags. Die Butrymows und ihre Familien kamen zu Fuß und zu Schlitten vom Ablaß aus Mitrun. Die Adligen sahen sich die unbekannten Reiter an, halb erratend, wer sie seien. Die jungen Mädchen hatten schon von den Ausschweifungen in Lubitsch und von den berühmten öffentlichen Sündern, die Herr Kmiziz mitgebracht hatte, gehört; sie sahen sich dieselben um so neugieriger an. Stolz sahen sie aus, in schöner militärischer Haltung, in erbeuteten Sammetröcken und Pelzmützen aus Luchsfell auf tüchtigen Pferden. Man konnte sehen, daß sie Soldaten von Profession waren, mit finsteren, stolzen Gesichtern, die rechte Hand in die Seite gestemmt, die Köpfe aufgerichtet. Sie ritten auch niemandem aus dem Wege, in Reihe und Glied reitend, riefen sie von Zeit zu Zeit: „Aus dem Wege!" Hier und da sah wohl einer der Butryms sie scheel an, aber alle wichen aus.

„Seht einmal, ihr Herren," sagte Kokosinski, „was es hier für schön gewachsene Männer giebt, einer beim anderen, und alle sehen bissig aus wie die Wölfe."

„Wäre nicht dieser Wuchs und die Säbel, so könnte man sie für Bauern halten," sagte Uhlick.

„Seht euch nur diese Säbel an; es sind reine Stahlklingen, so wahr ich Gott liebe!" bemerkte Ranizki. „Ich möchte es wohl mit einem von ihnen versuchen."

Hier fing Herr Ranizki an mit den bloßen Händen zu fechten.

„Er so! ich so! Er so, ich so! und Schach!“

„Du kannst dir leicht das Vergnügen verschaffen,“ bemerkte Rekutsch, „bei ihnen braucht es nicht viel.“

„Ich wollte es lieber mit diesen Mädchen versuchen!“ sagte plötzlich Zend.

„Das sind Mädchen wie die Kerzen!“ rief Rekutsch feurig aus.

„Was sagt ihr: Kerzen? Tannen sind es. Und ihre Gesichter sind alle wie mit Bleierz gemalt.“

„Bei solchem Anblick wird es schwer, auf dem Pferde auszuhalten!“

Unter diesen Reden waren sie zum Dorfe hinausgekommen und ritten wieder im Trabe. Nach einer halben Stunde Weges kamen sie an eine Schenke, Doty genannt, welche halbwegs zwischen Wolmontowitsch und Mitrun lag. Die Butryms und ihre Töchter und Frauen hielten sich auf dem Rückwege von der Kirche dort gewöhnlich eine Zeit lang zur Zeit des Frostes auf, um auszuruhen und sich zu erwärmen. So erblickten denn die Kavaliere vor der Auffahrt mehrere Schlitten mit Erbsenstroh ausgelegt und ebenso viel gesattelte Pferde.

„Trinken wir einen Branntwein, es ist kalt,“ sagte Kokosinski.

„Das kann nicht schaden,“ entgegneten alle im Chor.

Sie saßen ab, banden die Pferde an Säulen und gingen in die ungeheure, dunkle Schankstube. Der Klein-Adel saß auf Bänken oder stand in Gruppen vor dem Schankfaß und trank Warmbier; manche auch Krupnik, ein Getränk aus Butter, Honig, Branntwein und Gewürz gekocht. Es waren alle Butryms, große Männer, ernst und so schweigsam, daß fast kein Gespräch in der Stube zu hören war. Alle waren mit Oberröcken von eigenem Gewebe oder reußischem Tuch bekleidet, die, mit Schaffellen gefüttert, mit breiten Ledergürteln zusammengehalten waren, an denen Säbel in schwarzen eisernen Scheiden hingen. Die Einförmigkeit dieser Kleidung gab ihnen einen soldatischen Anstrich. Aber es waren zumeist alte Leute von über sechzig Jahren oder halbwüchsige bis zu zwanzig. Diese hier waren des winterlichen Ausdrusches wegen zu Hause geblieben, während die kampffähigen nach Reußen gegangen waren.

Als die Orschaner Kavaliere eintraten, machten die Butryms ihnen vor dem Schankfaß Platz und betrachteten sie. Die soldatische Montierung gefiel diesem kriegerischen Adel; mitunter

ließ auch einer oder der andere ein Wort fallen: „Das sind die aus Lubitsch."

„Ja, die Kumpane des Herrn Kmiziz."

„Die sind es!"

„Gewiß!"

Die Kavaliere tranken Branntwein, aber der Krupnik duftete zu schön. Zuerst spürte ihn Kokosinski und ließ sich welchen geben. Sie setzten sich um den Tisch, und als man den dampfenden Grogk brachte, fingen sie an zu trinken und mit zwinkernden Augen in der Stube sich um- und die Adligen sich anzusehen. Es war ziemlich düster. Die Fenster hatte der Schnee halb verschüttet und die lange niedrige Oeffnung des Kamins, in welchem ein Feuer brannte, wurde den Blicken ganz entzogen durch Gestalten, welche mit dem Rücken gegen die Stube gekehrt waren.

Als der Krupnik bereits in den Adern der Kavaliere zu kreisen begann und über den ganzen Körper eine angenehme Wärme verbreitete, wurde auch ihre Laune lebhafter, die nach dem Empfang in Wodockt herabgedrückte Stimmung hob sich und Zend fing wieder an zu krächzen, wie eine Krähe, so natürlich, daß alle Gesichter sich ihm zuwendeten.

Die Kavaliere lachten, die Adligen kamen fröhlich näher, besonders die Jungen, mit mächtigen breiten Schultern und Pausbacken. Die vor dem Kamin sitzenden Gestalten drehten sich nach der Stube zu und Rekutsch sah zuerst, daß es Frauenzimmer seien.

Zend schloß die Augen und krächzte, krächzte. Plötzlich hörte er auf und nach einer Weile hörten die Anwesenden den Ton eines vom Hunde gewürgten Hasen. Der Hase winselte in der Agonie immer leiser, schwächer, dann schrie er auf einmal verzweifelt auf und verstummte für ewig. Dafür meldete sich ein Rehbock mit mächtiger Stimme wie zur Brunftzeit.

Die Butryms standen noch verwundert, als Zend schon aufgehört hatte. Sie hofften, noch etwas zu hören, aber unterdessen sprach die Pipsstimme des Herrn Rekutsch:

„Am Kamin sitzen Mägde!"

„Ach, es ist wahr," sagte Kokosinski, die Hand vor die Augen haltend.

„So wahr ich lebe!" wiederholte Uhlick, „es ist nur so dunkel in der Stube, daß ich es nicht sehen konnte."

„Ich bin neugierig, was sie dort machen?"

„Vielleicht sind sie zu Tanze gekommen."

„Wartet, ich werde fragen!“ sagte Kokosinski. Und die Stimme erhebend, fragte er: „Liebe Frauen, was thut ihr dort vor dem Kamin?“

„Wir wärmen uns die Füße.“

Jetzt standen die Kavaliere auf und näherten sich dem Feuer. Vor demselben saßen auf einer langen Bank etwa zehn jüngere und ältere Frauen, die entblößten Füße auf einen Klotz vor dem Feuer gestellt. Auf der anderen Seite des Klotzes lagen die vom Schnee durchnäßten Stiefel zum Trocknen.

„Warum wärmt ihr die Füße?“ fragte Kokosinski.

„Weil sie durchfroren sind.“

„Sehr schmucke Füßchen!“ pipste Rekutsch, sich zu dem Klotz niederbeugend.

„Ach, schert euch fort, Herr!“ sagte eines von den adeligen Mädchen.

„Ich möchte gern näher zu euch kommen, nicht fortgehen, da ich ein besseres Mittel gegen kalte Füße habe als das Feuer; dieses Mittel ist folgendes: nur lustig tanzen, so geht der Frost gleich weg.“

„Wenn tanzen, dann tanzen!“ sagte Herr Uhlick. „Es bedarf weder der Fidel noch des Basses, ich spiele euch auf dem Hakenstock auf.“

Er nahm aus einer am Säbel hängenden kleinen Lederscheide das von ihm unzertrennliche Instrument, fing an zu spielen und die Kavaliere schoben sich zappelnd nach den Mädchen hin und zogen sie von der Bank. Die Mädchen sträubten sich mehr zum Schein als im Ernst, im Grunde fast gar nicht. Vielleicht hätte der Adel der Reihe nach auch Tanzlust bekommen, denn gegen einen Tanz am Sonntag nach der Messe zur Faschingszeit hätte niemand etwas einzuwenden gehabt, aber die Reputation der „Kumpane“ war in Wolmontowitsch schon zu bekannt und so stand Jozwa Butrym, derselbe, welchem ein Fuß fehlte, zuerst von seinem Platze auf, und sich dem Kulwiez Hippocentaurus nähernd, faßte er ihn an die Brust, hielt ihn fest und sagte düster:

„Wenn Ew. Gnaden Lust hat zu tanzen, so versucht es mit mir.“

Kulwiez Hippocentaurus runzelte die Stirn und bewegte den Schnurrbart heftig.

„Ich ziehe es vor, mit den Mädchen zu tanzen,“ entgegnete er, „mit euch nachher vielleicht . . .“

Eben kam Ranizki mit seinem von Punkten schon wieder bedeckten Gesicht dazu; er spürte schon einen Strauß.

„Was bist du für einer, Wegelagerer?“ fragte er, nach dem Säbel greifend.

Uhlick hörte auf zu spielen und Kokosinski schrie:

„Heh! Gefährten! zu Haufen! zu Haufen!“ Aber schon standen hinter Jozwa die Butryms, die mächtigen Greise, die riesigen Nachwüchsler; sie sammelten sich ebenfalls, brummend wie die Bären.

„Was wollt ihr, sucht ihr Händel?“ fragte Kokosinski.

„Was ist da zu reden! geht fort!“ sagte phlegmatisch Jozwa.

Ranizki, welchem es darum zu thun war, Streit anzufangen, stieß mit der Handhabe den Jozwa so vor die Brust, daß die ganze Stube davon widerhallte, und schrie:

„Schlagt zu!“

Die Rappiere blitzten, die Weiber schrieen, die Säbel klirrten, Verwirrung und Lärmen entstand. Da entzog sich der riesengroße Jozwa dem Getümmel, ergriff eine neben dem Tische stehende ungehobelte Bank, und sie wie ein leichtes Brettchen erhebend, schrie er:

„Rum! rum!“

Staubwolken stiegen von der Diele auf und verhüllten die Kämpfenden, aus dem Wirrwarr drang nur Stöhnen . . .



5. Kapitel.

Am Abend desselben Tages kam Herr Kmiziz nach Wodockt, an der Spitze von hundert und einigen Leuten, welche er aus Upit mitgebracht hatte, um sie nach Kiejdan zum Großhetman zu schicken, da er selbst eingesehen hatte, daß in einer so kleinen Stadt nicht Platz für eine größere Anzahl Militär war und daß nach dem Aushungern der Bewohner die Soldaten zu Gewaltmaßregeln greifen mußten, besonders solche Soldaten, die nur durch die Furcht vor ihrem Führer im Zaum gehalten werden konnten. Es genügte, auf die Söldlinge des Herrn Kmiziz nur einen Blick zu werfen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß eine schlimmere Sorte Menschen wohl schwerlich in der ganzen Republik zu finden sei. Und Kmiziz konnte auch keine anderen haben. Nach der Niederlage des Großhetman hatte der Feind des ganze Land okkupiert. Die Reste der regulären litauischen Truppen hatten sich auf eine zeitlang nach Birz und Kiejdan zurückgezogen, um sich dort zu erholen. Der Adel aus Smolensk, Witebsk, Polsk, Mschzislaw und Minsk war entweder dem Heere nachgezogen oder barg sich in den noch nicht okkupierten Wojewodschaften. Die Mutigeren unter ihnen sammelten sich in Grodno um den Herrn Schatzmeister Gosinoski, denn dort hatte man den Generalsammelpunkt für das allgemeine Aufgebot festgesetzt. Leider gab es wenig solche, welche dem allgemeinen Aufruf folgten, selbst diejenigen, welche der Stimme der Pflicht gehorchten, kamen so lässig, daß inzwischen thatsächlich niemand Widerstand leistete, ausgenommen Herr Kmiziz, welcher, mehr angespornt durch die eigene Kampflust als durch Patriotismus, den Krieg auf eigene

Faust führte. Es war daher leicht begreiflich, daß er in Ermangelung regulärer Soldaten und des Adels, Leute nahm, wie er sie eben bekam — also solche, welche dem Hetman nicht verpflichtet waren und nichts zu verlieren hatten. Es sammelten sich also um ihn obdachlose Wegelagerer, Leute niederen Standes, Deserteure von den regulären Truppen, verwilderte Waldmenschen, Burschen aus den Städten oder von der Gerechtigkeit verfolgte Vagabunden. Diese alle glaubten unter der Fahne Schutz und Beute zu finden. Unter der eisernen Hand Kmiziz' verwandelten sie sich in mutige, bis zur Tollkühnheit mutige Soldaten, und wäre Herr Kmiziz selbst ein standhafter, ernster Mann gewesen, so hätten sie der Republik bedeutende Dienste geleistet. Aber Kmiziz war ein mutwilliger Mensch, mit heißem Blut; übrigens woher sollte er auch Proviant und Waffen nehmen, da er keine Inhabitorien besaß und aus der Schatzkammer der Republik keine Hilfe erwarten durfte. So nahm er denn mit Gewalt, was er brauchte, oft dem Feinde, oft aber auch von den eigenen Leuten. Widerstand vertrug er nicht und bestrafte ihn grausam.

Er war bei den fortwährenden Vorschüben, Kämpfen und Ueberfällen verwildert, an das Blutvergießen gewöhnt, so daß selten etwas sein im Grunde gutes Herz zu bewegen vermochte. Er liebte zügellose Menschen, welche zu allem bereit waren. Sein Name hatte in kurzem eine unheilvolle Berühmtheit erlangt. Kleinere feindliche Abteilungen wagten sich in den Gegenden, wo der fürchterliche Partisan hauste, nicht aus den Städten oder dem Lager hervor. Aber selbst die vom Kriege hart mitgenommenen Bürger fürchteten seine Leute nicht weniger als den Feind, besonders da, wo Kmiziz sie nicht persönlich überwachte und sie unter dem Kommando der Offiziere standen.

Bei allen, Kokosinski, Uhlick, Kulwiez, Zend und vor allem bei dem wildesten und grausamsten von ihnen, dem aus vornehmem Blute stammenden Ranizki, konnte man immer fragen: „Sind das Beschützer oder Händelstifter?“ Kmiziz strafte zuweilen, wenn er nicht bei Laune war, seine Leute ganz ohne Erbarmen; öfter jedoch stand er auf ihrer Seite, ohne auf das Rechtmäßige ihres Handelns oder die Thränen und das Leben der Menschen zu achten.

Diese Menschen, mit Ausnahme des Rekutsch, an welchem kein unschuldig vergossenes Blut klebte, stachelten noch immer den jungen Führer zu größerer Zügellosigkeit.

So also waren die Soldaten des Herrn Kmiziz. Eben

nun hatte er seine Bande in Upit versammelt, um sie nach Kiejdan zu schicken. Wie sie jetzt vor dem Herrenhause in Wodockt hielten, erschrak Fräulein Alexandra, als sie sie durch das Fenster erblickte, so sehr glichen sie Straßenräubern. Jeder war anders bewaffnet, die einen trugen erbeutete Helme, die andern Kosakenmützen aus Pelz, oder Hüte; ein Teil trug von der Sonne verblichene Oberröcke, die andern Pelze. Die Waffen bestanden aus Schießgewehren, Spießen, Bogen; sie saßen auf mageren, struppigen Pferden mit polnischem, russischem und türkischem Zaumzeug. Olenka beruhigte sich erst, als Herr Andreas frisch und munter wie immer in die Stube sprang und ihr die Hände küßte.

Sie aber, obgleich sie sich vorher vorgenommen hatte, ihn kühl und ernst zu empfangen, konnte die Freude, welche sein Anblick ihr bereitete, doch nicht verbergen. Vielleicht spielte auch die weibliche Schlauheit hierbei eine Rolle, denn sie mußte doch dem Herrn Andreas erzählen, daß sie seinen Gefährten die Thür gewiesen hatte, also wollte das durchtriebene Mädchen ihn erst durch Freundlichkeit gewinnen. Ueberdies begrüßte er sie so aufrichtig liebevoll, daß der Rest ihrer Verstimmung völlig verschwand.

„Ohne Zweifel, er liebt mich,“ dachte sie.

Und er sagte: „Mir war so bange nach dir, daß ich ganz Upit verbrennen wollte, um so schnell als möglich zu dir zu eilen. Mag der Frost diese Kleinstädter ausrotten.“

„Ich war auch sehr unruhig, ob es dort zu einer Schlacht kommen würde. Gott sei Dank, daß ihr da seid.“

„O, was für eine Schlacht? Die Soldaten fingen an, die Städter etwas zu hecheln ...“

„Aber ihr habt doch gleich alles beruhigt?“

„Ich werde dir gleich alles erzählen, was geschehen ist, mein Kleinod, ich will mich nur etwas setzen, denn ich bin müde. O, hier ist es warm. Wie angenehm ist es in Wodockt, wie im Paradiese. Eine Ewigkeit möchte man hier sitzen bleiben, niemals fortgehen und immer in diese schönen Augen sehen. Es würde aber ein warmes Getränk gar nicht schaden, denn draußen ist es fürchterlich kalt.“

„Ich lasse euch gleich Wein mit Eiern heiß machen und werde ihn euch selbst bringen.“

„Ach, gieb auch meinen Galgenstricken einen Krug Branntwein und lasse sie etwas in die Ställe gehen, damit sie sich

an den Ausdünstungen des Viehes erwärmen. Ihre Kleider sind mit Wind gefüttert und sie sind greulich erfroren."

„Ich werde ihnen mit nichts kargen, denn es sind eure Soldaten."

Indem sie dies sagte, lächelte sie in einer Weise, daß Kmiziz' Augen leuchteten, und schlich hinaus wie ein Kätzchen, um in der Gesindestube alles anzuordnen.

Kmiziz ging im Zimmer auf und ab, strich sich die Haare, drehte den Schnurrbart und überlegte, wie er ihr das erzählen sollte, was in Upit geschehen war.

„Ich werde ihr die reine Wahrheit bekennen müssen," brummte er unter der Nase, „es wird nichts helfen, sollten auch die Gefährten lachen, daß ich hier schon so am Bändel geführt werde."

Und wieder strich er sich über die Haare und lief hin und her, endlich wurde er ungeduldig, daß sein Mädchen so lange nicht kam.

Unterdeß hatte ein Bursche Licht gebracht. Er verbeugte sich tief und ging hinaus. Gleich darauf erschien die liebliche Wirtin; sie trug mit beiden Händen ein glänzendes zinnernes Tablett, darauf ein Töpfchen, welchem der wonnige Duft heißen Ungarweins entströmte, und ein Becher aus geschliffenem Glas mit dem Wappen der Kmiziz stand. Herr Billewitsch hatte ihn seinerzeit bei einem Besuche von dem Vater des Herrn Andreas bekommen.

Sobald Herr Andreas die Wirtin erblickte, sprang er zu ihr.

„He!" rief er, „die Hände sind beide nicht frei, du entkommst mir nicht."

Er beugte sich über das Tablett, sie bog ihr blondes Köpfchen, nur vom heißen Dampf geschützt, zurück.

„Verräter! laßt sein, sonst lasse ich die Suppe fallen ..."

Aber ihn erschreckte die Drohung nicht; er rief:

„So wahr Gott im Himmel ist, man kann bei diesen Delicen den Verstand verlieren."

„Ihr seid schon lange nicht bei Sinnen ... setzt euch, setzt euch."

Er nahm gehorsam Platz; sie goß ihm den Becher voll.

„Erzählt jetzt, wie ihr in Upit die Schuldigen bestraftet."

„In Upit? Wie Salomo!"

„Gott sei Dank! Es liegt mir am Herzen, daß die ganze Gegend euch für einen gesetzten und gerechten Menschen hält. Wie war es also?"

Kmiziz nahm einen tüchtigen Schluck Wein, verpustete sich erst, dann sagte er:

„Ich muß von Anfang anfangen. Es war so: Die Städter und der Bürgermeister verlangten die Anweisungen auf Proviant vom Großhetman oder Schatzmeister. Ihr seid Söldlinge, sagten sie zu den Soldaten, und könnt keine Kontribution anordnen. Die Quartiere geben wir aus Gefälligkeit und die Verproviantierung, sobald es sich zeigt, daß wir dafür bezahlt werden.“

„Hatten sie Recht oder nicht?“

„Sie hatten Recht nach dem Gesetz, aber die Soldaten hatten Säbel, und es ist von alters her so, daß, wer den Säbel hat, auch das bessere Recht hat. Sie sagten also den Bürgern: Wir werden gleich die Anweisungen auf euer Fell schreiben! Und sofort entstand Tumult. Der Bürgermeister verbarrikadierte sich mit den Bürgern in einer Straße und meine Leute stürmten sie; es ging nicht ohne Schüsse ab. Die armen Soldatenschelme zündeten, um die Bürger in Schreck zu jagen, ein paar Scheunen an, brachten auch einige von ihnen zur Ruhe.“

„Was heißt zur Ruhe?“

„Wer mit dem Säbel eins über den Schädel bekommt, der wird still wie ein Toter.“

„Um Gotteswillen, das ist ja Totschlag!“

„Ich kam gerade dazu. Die Soldaten kamen mir gleich mit Klagen über ihre Notlage und erzählten, wie man sie hier verfolge: Unsere Magen sind leer, sagten sie, was sollen wir anderes thun? Ich ließ den Bürgermeister rufen. Er besann sich lange, endlich kam er mit drei anderen. Die fingen gleich an zu weinen: Wenn sie schon die Anweisungen nicht geben wollten, weshalb schlugen sie uns und setzten die Stadt in Brand? sagten sie. Essen und Trinken hätten wir ihnen für gute Worte gegeben; sie wollten aber Speck, Meth, Delikatessen, und wir sind arme Menschen, haben es selbst nicht. Das Recht wird uns schützen und Ew. Gnaden werden sich für eure Soldaten vor Gericht verantworten müssen.“

„Gott wird euch segnen,“ rief Olenka, „wenn ihr, wie es sich gebührte, Gerechtigkeit geübt habt.“

„Wenn ich sie geübt habe?“

Hier wand sich Herr Andreas wie ein Schulknabe, welcher eine Schuld eingestehen soll, und strich sich die Haare in das Gesicht.

„Mein König!“ rief er zuletzt in kläglichem Tone, mein Kleinod! sei nicht böse auf mich.“

„Was habt ihr nur wieder gemacht?“ fragte Olenka besorgt.

„Ich ließ dem Bürgermeister und den Ratsherren einem jeden hundert Stockschläge geben!“ stieß in einem Atemzuge Herr Andreas hervor.

Olenka antwortete nichts, sie stützte nur die Hände auf die Kniee, ließ den Kopf auf die Brust sinken und versank in Stillschweigen.

„Schlage mir den Hals ab!“ rief Kmiziz, „aber zürne mir nicht! . . . ich habe noch nicht alles bekannt . . .“

„Noch nicht?“ stöhnte das Fräulein.

„Sie haben doch nach Poniewiersch um Hilfe geschickt. Es kamen hundert simple Burschen mit Offizieren. Diese habe ich auseinandergehetzt und die Offiziere . . . um Gottes willen zürne nicht . . . die ließ ich nackend mit Kantschus auf dem Schnee umherjagen, gerade so, wie ich es einst mit Herrn Tumgrat in Orschan machte . . .“

Das Fräulein Billewitsch hob den Kopf; ihre strengen Augen blickten zornig und Purpurröte stieg ihr ins Gesicht.

„Ew. Gnaden habt weder Scham noch ein Gewissen!“ sagte sie.

Kmiziz sah sie verwundert an, schwieg eine Weile, dann fragte er in verändertem Ton:

„Sprichst du die Wahrheit oder thust du nur so?“

„Ich sage die Wahrheit, wenn ich sage, daß diese That eines Straßenräubers würdig ist — nicht eines Kavaliers! . . . Ich sage die Wahrheit, weil mir eure Reputation am Herzen liegt, weil ich mich schäme, daß ihr, kaum hierher gekommen, schon vor der gesamten Bevölkerung als Gewaltthäter geltet und man mit Fingern auf euch zeigt.“

„Was kümmert mich eure Bevölkerung. Zehn Hütten werden von einem Hunde bewacht und auch der hat nicht einmal etwas zu thun.“

„Aber es giebt keine Schlechtigkeit unter diesen armen Bauern, rein von Schande ist jeder Name und niemand wird von den Gerichten verfolgt wie ihr!“

„Laß dir darüber den Kopf nicht schmerzen. Hier in unserer Republik ist jeder ein Herr, wer nur einen Säbel in der Hand hat und versteht, sich eine Partei zu gewinnen. Was können sie mir thun? Ich fürchte hier niemanden.“

„Wenn ihr niemanden fürchtet, so wisset, daß ich den Zorn Gottes . . . und die Thränen der Menschen und das Unrecht fürchte! Und die Schande will ich mit niemandem teilen; obgleich ich nur ein schwaches Weib bin, so ist mir doch der gute Klang meines Namens lieber als manchem, der sich Kavalier nennt.“

„Um Gotteswillen, drohe mir nicht mit einem Korbe, denn du kennst mich noch nicht . . .“

„O, ich glaube, daß auch mein Großvater euch nicht kannte!“

Die Augen des Herrn Kmiziz sprühten Zorn, aber auch in ihr regte sich das Blut der Billewitsch.

„Faßt mich doch an, knirscht doch!“ fuhr sie dreist fort, „ich fürchte mich nicht, obgleich ich allein bin und euch eine ganze Fahne zu Gebote steht. Meine Unschuld schützt mich! . . . Denkt ihr, ich weiß nicht, daß ihr in Lubitsch die Ahnenbilder zerschossen und die Mägde geschändet habt? Ihr kennt mich schlecht, wenn ihr denkt, daß ich demütig schweige zu allem. Ich verlange Ehrenhaftigkeit von euch, und das zu verlangen, verbietet mir kein Testament . . . im Gegenteil, der Wille meines Großvaters war der, daß ich nur die Frau eines Ehrenmannes werden solle.“

Kmiziz schämte sich sichtlich dieser Schelmenstücke in Lubitsch; mit gesenktem Kopf und leiserer Stimme fragte er:

„Wer hat dir von jenem Schießen erzählt?“

„Der ganze Adel der Umgegend spricht davon.“

„Ich werde diesen Grauröcken, diesen Verrätern, ihre Klatschsucht heimzahlen!“ antwortete Kmiziz düster. „Aber das geschah in der Trunkenheit . . . in Gesellschaft . . . wo die Soldaten sich nicht zu beherrschen verstehen. Und was die Mägde betrifft, so habe ich sie nicht herzugezogen.“

„Ich weiß, daß jene Schamlosen, jene Mörder, euch zu allem aufhetzen . . .“

„Sie sind keine Mörder, sie sind meine Offiziere . . .“

„Ich habe diesen euren Offizieren die Thür gewiesen!“

Olenka erwartete einen Zornesausbruch, statt dessen sah sie erstaunt, daß die Nachricht von der Austreibung seiner Gefährten nicht den mindesten Eindruck auf ihn machte, ja sogar seine Laune aufzuheitern schien.

„Du warfst sie hinaus?“

„So ist es!“

„Und sie gingen?“

„Sie gingen!"

„Bei Gott, in dir steckt Kavaliersmut. Das gefällt mir fürchterlich, denn es ist eine gefährliche Sache, mit solchen Menschen anzubändeln. Das hat schon mancher teuer bezahlt. Aber auch sie haben Respekt vor dem Kmiziz!... Siehst du!... Sie haben sich still und demütig wie Lämmer entfernt — siehst du! Und warum? Weil sie mich fürchten."

Herr Andreas sah Olenka dabei hämisch an und drehte am Schnurrbart; diese plötzliche Laune jedoch raubte ihr vollends die Fassung und der unzeitige Hohn versetzte sie in noch größerem Zorn, sie sagte also mit erhobener Stimme und mit Nachdruck:

„Ihr müßt wählen zwischen mir und ihnen; es darf nicht anders sein!"

Kmiziz schien den Ernst und die Energie, mit der Olenka sprach, nicht bemerken zu wollen; er sagte wegwerfend, fast fröhlich:

„Wozu soll ich wählen, wenn ich dich habe und sie! Das gnädige Fräulein kann in Wodockt thun, was sie will, und wenn meine Kumpane hier kein Unrecht gethan haben und nicht übermütig waren, weshalb soll ich sie da fortjagen? Du verstehst nicht, was es heißt, unter einer Fahne zu dienen und gemeinschaftlich einen Krieg durchzumachen. Keine Verwandtschaft verbindet die Menschen so wie der gemeinschaftliche Dienst. Du mußt wissen, sie haben mir wohl tausendmal das Leben gerettet, und da sie Geächtete sind, so muß ich umsomehr ihnen Schutz bieten. Mit Ausnahme des Zend sind sie alle Altadlige und von guter Familie. Nur Zend ist von ungewissem Herkommen, aber einen solchen Kalfaktor wie ihn giebt es in der ganzen Republik nicht. Außerdem würdest du selbst ihn liebgewinnen, wenn du hören könntest, wie er alle Tier- und Vogelstimmen nachahmen kann."

Hier lachte Herr Andreas laut auf, als hätte kein Zorn, keine Mißstimmung zwischen ihnen Platz gegriffen. Olenka aber rang die Hände als sie wahrnahm, wie diese Windhundsnatur sich mühte, ihr sozusagen unter den Händen zu entschlüpfen. Alles das, was sie ihm von der Meinung der Menschen, von der Notwendigkeit eines ernsteren Handelns und von der Schmach gesagt hatte, war an ihm abgeglitten wie der Wurfspieß am Panzer. Das schlafende Gewissen dieses Soldaten konnte ihre Entrüstung über jede Ungerechtigkeit, jeden schamlosen Uebermut nicht nachfühlen. Wie sollte sie dasselbe wecken, wie zu ihm sprechen?

„Es geschehe Gottes Wille,“ sagte sie endlich. „Wenn ihr mich verschmäht, so geht eures Weges. Gott wird die Waise schützen!“

„Ich dich verschmähen?“ fragte Kmiziz höchlichst verwundert.

„So ist es. Wenn nicht mit Worten, so doch mit Thaten. Und wenn ihr mich nicht verschmäht, so verschmähe ich euch, denn ich werde nicht die Frau eines Menschen, auf welchem Menschenthränen und Menschenblut lasten, auf welchen mit Fingern gezeigt wird, den sie einen Geächteten und Raubmörder heißen und für einen Verräter halten!“

„Für was für einen Verräter halten sie mich? Bringe mich nicht zur Raserei, damit ich nicht etwas thue, was ich später bereuen müßte. Mag mich gleich der Blitz treffen, mögen mich die Teufel heute noch zerreißen, wenn ich ein Verräter bin, ich, der ich dem Vaterlande beigestanden habe zu einer Zeit, wo alle die Hände in den Schoß legten!“

„Ihr steht dem Vaterlande bei und thut dasselbe, was auch der Feind thut, denn ihr tretet es mit Füßen, quält die Menschen und achtet weder die Gesetze Gottes, noch die der Menschen. Nein! Und wenn mir das Herz bräche, ich will euch nicht so, wie ihr seid, nicht so will ich euch! . . .“

„Sprich mir nicht von einer Zurückweisung, sonst werde ich toll! Ihr Engel, rettet mich! Willst du mich nicht freiwillig, so nehme ich dich mit Gewalt, und wenn diese ganze Kleinadelsbande aus den Stellen, wenn Radziwill selbst oder der König in höchsteigener Person samt allen Teufeln mit den Hörnern den Zutritt zu dir wehrten, selbst wenn ich meine Seele dem Satan verkaufen müßte . . .“

„Ruft nicht die bösen Geister, damit sie euch nicht hören!“ schrie Olenka, beide Hände vor sich streckend.

„Was willst du von mir?“

„Seid rechtschaffen! . . .“

Beide verstummten, Stille folgte. Man hörte nur die schweren Atemzüge des Herrn Andreas. Die letzten Worte Olenkas hatten den Panzer durchbrochen, welcher sein Gewissen umgab. Er wußte nicht, was er ihr antworten, wie er sich verteidigen sollte. Nachher fing er an, in der Stube mit schnellen Schritten auf und ab zu gehen; sie saß unbeweglich. Unfriede, Erbitterung und Schmerz war zwischen sie getreten. Es war ihnen drückend bei einander und das lange Stillschweigen wurde ihnen immer unerträglicher.

„Lebe wohl!“ sagte Kmiziz plötzlich.

„Geht mit Gott und möge Gott euch mit anderen Gedanken erleuchten!“ antwortete Olenka.

„Ich werde gehen!“ Bitter war mir dein Trank, bitter dein Brot! Mit Galle und Essig hat man mich hier getränkt!“

„Und ihr glaubt, daß ihr mir Süßigkeiten zu kosten gabt,“ antwortete sie mit von Thränen zitternder Stimme.

„Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“

Kmiziz schritt der Thüre zu, plötzlich kehrte er um, sprang auf sie zu, faßte sie bei beiden Händen und sagte:

„Bei den Wunden Christi! willst du, daß ich tot vom Pferde stürzen soll, unterwegs?“

Da brach Olenka in Thränen aus; er umarmte sie, und sie, die am ganzen Körper zitterte, in den Armen haltend, wiederholte er mit zusammengepreßten Zähnen:

„Schlage mich, wer an Gott glaubt! schlagt mich! schont mich nicht!“

Zuletzt platzte er aus:

„Weine nicht, Olenka! Um Gotteswillen, weine nicht! Was begehrst du von mir? Ich thue alles, was du willst. Jene treibe ich fort . . . in Upit bringe ich alles in Ordnung . . . ich will anders leben, denn ich liebe dich. Bei Gott! Das Herz springt mir . . . ich will alles thun . . . nur weine nicht . . . und bleibe mir gut . . .“

So suchte er sie zu beruhigen und zu trösten; sie aber, nachdem sie sich ausgeweint hatte, sagte:

„Geht jetzt! Gott wird Frieden zwischen uns stiften. Ich hege keinen Groll, fühle nur Schmerz im Herzen.“

Der Mond war schon hoch über die weißen Felder gekommen, als Herr Andreas zurück nach Lubitsch ritt. Hinter ihm her trotteten die Soldaten in Schlangenlinie auf der Landstraße. Sie ritten durch Wolmontowitsch, aber auf kürzerem Wege, denn der Frost hatte die Sümpfe zum Stehen gebracht, so daß man sicher hinüber konnte.

Der Wachtmeister Soroka näherte sich dem Herrn Andreas.

„Herr Rittmeister,“ fragte er, „wo sollen wir in Lubitsch einkehren?“

„Scher' dich fort!“ antwortete Kmiziz.

Und er ritt voraus, zu keinem ein Wort redend. Im Herzen wühlte ihm Schmerz, zuweilen Zorn, vor allem aber Zorn gegen sich selber. Es war die erste Nacht seines Lebens, wo er mit seinem Gewissen rechnete, und diese Rechnung drückte

ihn wie ein Panzer. Er war in diese Gegend mit beflecktem Rufe gekommen, was hatte er gethan, ihn aufzubessern? Am ersten Tage erlaubte er das Schießen und die Tollheiten in Lubitsch und hatte sich eingeredet, daß er nichts damit zu thun hatte, und doch hatte er dazu gehört; später duldete er es alle Tage. Ferner: seine Soldaten hatten den Städtern Schaden zugefügt und er hatte dort das Maß der Schuld voll gemacht. Noch schlimmer! Er hatte das Poniewierscher Präsidium angegriffen, die Leute geschlagen, die Offiziere entblößt in den Schnee getrieben. Wenn sie ihm den Prozeß machten, so verspielte er ihn. Sie werden ihn zum Verlust des Vermögens, der Ehre und vielleicht des Halses verurteilen. Und er wird nicht, wie früher, eine bewaffnete Partei sammeln und des Gesetzes spotten können, denn er beabsichtigt, sich zu verheiraten, in Wodockt sich ansässig zu machen, nicht mehr auf eigene Faust, sondern in Gemeinschaft dem Vaterlande zu dienen; dort wird das Recht ihn finden und erreichen. Außerdem, wenn er auch straflos ausging, so war doch in seinen Thaten etwas Häßliches, etwas eines Ritters Unwürdiges. Vielleicht ließ der Uebermut sich wieder gutmachen, aber das Andenken daran blieb doch in den Herzen der Menschen, in seinem eigenen Gewissen und in dem Herzen Olenkas.

Als es ihm hier einfiel, daß sie ihn doch nicht ganz verstoßen hatte, daß er zuletzt noch Vergebung in ihren Augen gelesen hatte, erschien sie ihm so gut wie die Engel im Himmel. Und ihn erfaßte das Verlangen, zurückzukehren, nicht morgen, nein, gleich heute, jetzt, so schnell das Pferd ihn tragen konnte, ihr zu Füßen zu fallen und sie zu bitten, alles zu vergessen, ihre süßen Augen zu küssen, die Augen, welche heute sein Antlitz mit Thränen betaut hatten.

Er hätte laut weinen mögen und er fühlte, daß er dieses Mädchen liebe, wie er noch niemanden im Leben geliebt.

„Bei der heiligsten Jungfrau!" dachte er im Innern, „ich werde thun, was sie will; ich werde die Gefährten reich beschenken und sie bis an das Ende der Welt schicken, denn wahr ist es ja, daß sie mich zum Bösen verleiten."

Hier fiel ihm ein, daß er, angekommen in Lubitsch, die Kumpane wohl betrunken oder mit den Mägden antreffen werde, und es erfaßte ihn eine solche Wut, daß er am liebsten mit dem Säbel dreingeschlagen hätte, gleichviel auf wen, und wäre es auf die Soldaten, die er führte, um sie zu Brei zu hauen ohne Barmherzigkeit.

„Ich werde es ihnen schon geben!“ brummte er, den Bart zausend, „sie haben mich so noch nicht gesehen, wie sie mich sehen werden . . .“

Er gab dem Pferde die Sporen, zauste es an der Trense und warf es hin und her, daß das Roß fast toll wurde, und Soroka, der das sah, murmelte den Soldaten zu:

„Der Rittmeister ist wütend. Gott bewahre jeden, der jetzt unter seine Hände gerät . . .“

Herr Andreas war wirklich wütend. Ringsum herrschte tiefer Frieden. Der Mond schien klar, der Himmel war mit Sternen bedeckt, auch nicht die leiseste Luft bewegte die Aeste an den Bäumen — nur im Herzen des Ritters stürmte es. Der Weg nach Lubitsch dünkte ihm länger als jemals. Eine ihm bisher unbekannte Furchtsamkeit wehte ihm aus der Dämmerung, der Tiefe der Wälder und den mit dem grünlichen Mondlicht übergossenen Feldern entgegen. Endlich ermüdete Herr Andreas, denn um die Wahrheit zu sagen, hatte auch er die ganze vorige Nacht in Upit durchschwelgt. Aber er wollte Böses mit Bösem vertreiben und so rief er, seine Unruhe abschüttelnd, den Soldaten im Kommandoton zu:

„Vorwärts!“

Wie ein Blitz flog er dahin, seine Abteilung hinterher. Und so flogen sie durch diese Wälder, durch die wüsten Felder wie jener Höllenzug der Kreuzritter, von dem die Menschen in Smudz erzählten, daß er in mondhellen Nächten erscheine und durch die Luft jage, ungewöhnlich harte Kriege und Hungersnot verkündend. Das Getrappel tönte hinter und vor ihnen; die Pferde dampften, und erst als die beschneiten Dächer von Lubitsch in Sicht waren, ritten sie langsamer. Sie fanden den Thorweg weit geöffnet. Kmiziz wunderte sich darüber, daß Niemand herauskam, während der Hof sich mit Menschen und Pferden füllte, um nachzusehen, oder zu fragen, wer da sei. Er hatte erwartet, die Fenster erleuchtet zu finden, die Töne von Uhlicks Hakenstock, die Fiedel, oder fröhliches Geschrei zu hören. Statt dessen blinkte nur schwach aus zwei Fenstern der Eßstube ein ungewisses Licht, sonst war alles dunkel und still wie ausgestorben. Der Wachtmeister Soroka sprang zuerst vom Pferde, um dem Rittmeister den Steigbügel zu halten.

„Geht schlafen!“ sagte Kmiziz, „wer in der Gesindestube Platz hat, der schlafe dort, die anderen in den Ställen. Die Pferde stellt in die Ställe und Scheunen und bringt ihnen Heu vom Heuboden.“

„Ich gehorche!“ entgegnete der Wachtmeister.

Kmiziz stieg vom Pferde. Die Thür zum Flur stand ebenfalls angelweit offen, der Flur war durchkältet.

„Heh dort! ist niemand da!?“ rief Kmiziz.

Keine Antwort kam.

„Heh dort!“ rief er lauter.

Stillschweigen.

„Sie sind betrunken,“ brummte Herr Andreas.

Und eine solche Raserei befiel ihn, daß er laut mit den Zähnen knirschte. Unterwegs hatte ihn der Zorn geschüttelt bei dem Gedanken, daß er sie bei einem Saufgelage antreffen würde, jetzt erbitterte ihn die tiefe Stille noch mehr.

Er trat in die Eßstube. Mitten auf dem großen Tische stand ein eisernes Feuerbecken, in welchem Talg mit rotem, schwelendem Licht brannte. Die aus dem Flur hineindringende Zugluft machte die Flamme hin und her flackern, so daß Herr Andreas eine Zeit lang garnichts sehen konnte. Erst als das Flackern aufhörte, erblickte er eine Reihe Gestalten, welche in gleicher Linie an der Wand lagen.

„Sie haben sich wohl auf den Tod betrunken, oder was sonst?“ brummte er unruhig.

Ungeduldig näherte er sich der zunächst liegenden Gestalt. Das Gesicht derselben lag im Schatten, deshalb konnte er es nicht sehen, aber an dem breiten weißen Gurt und der weißen Scheide für den Hakenstock erkannte er Herrn Uhlick und stieß ihn sehr unzeremoniell mit dem Fuße an.

„Steht auf, ihr Hundesöhne! steht auf!“ Aber Herr Uhlick lag unbeweglich, mit schlaff an den Seiten herabhängenden Armen, und hinter ihm lagen alle die anderen; keiner atmete, keiner zuckte, keiner wachte auf oder gab einen Laut von sich. In diesem Augenblick sah Herr Kmiziz, daß sie alle in derselben Stellung auf dem Rücken lagen, und eine fürchterliche Ahnung packte ihn. Er sprang zum Tische, faßte mit zitternder Hand das Feuerbecken und leuchtete ihnen ins Gesicht.

Ein so gräßlicher Anblick bot sich ihm, daß sein Haar sich sträubte. Den Uhlick allein erkannte er an dem weißen Gurt, denn Kopf und Gesicht bildeten eine einzige formlose Masse, blutig, gräßlich, ohne Auge, Nase und Mund — nur der kolossale Schnurrbart starrte aus dieser Blutlache hervor. Herr Kmiziz leuchtete weiter. Gleich als Nächster lag Zend, zähnefletschend, mit herausgetretenen Augen, in denen sich noch die Todesangst wiederspiegelte. Der Dritte, Ranizki, hatte die Augen geschlossen

und das Gesicht voll von weißen, dunklen und blutigen Flecken. Herr Kmiziz leuchtete weiter. Der Vierte der Daliegenden war Herr Kokosinski, der liebste seiner Gefährten, weil sein früherer Nachbar. Dieser schien ruhig zu schlafen, nur von der Seite im Halse sah man eine große Stichwunde. Der Fünfte in der Reihe lag der Riese Herr Kulwiez Hippocentaurus, mit auf der Brust zerrissenem Oberrock und mit dichten Wunden bedecktem Gesicht. Herr Kmiziz brachte die Flamme jedem Gesicht nahe und als er endlich dem Sechsten, Herrn Rekutsch, hineinleuchtete, schien es ihm, daß die Augenlider desselben etwas zuckten.

Er stellte das Feuerbecken auf den Boden und schüttelte den Verwundeten leicht.

„Rekutsch, Rekutsch!“ rief er. „Das bin ich, Kmiziz!“

Das ganze Gesicht fing an zu zucken, Augen und Mund öffneten und schlossen sich abwechselnd.

„Das bin ich!“ sagte Kmiziz.

Auf einen Augenblick öffneten sich die Augen des Rekutsch ganz — er erkannte das Gesicht des Freundes und stöhnte leise:

„Andrusch! . . . . Den Geistlichen! . . . .“

„Wer hat euch geschlagen?!“ schrie Kmiziz, sich die Haare raufend.

„Die Bu—trym—s,“ sagte die Stimme leise, kaum hörbar.

Dann reckte sich Rekutsch, wurde steif, die Augen starr und gläsern — er starb.

Kmiziz trat schweigend an den Tisch, stellte das Feuerbecken darauf, setzte sich auf einen Stuhl und rieb sich mit den Händen das Gesicht wie einer, der eben aus dem Schlaf erwacht und selbst nicht weiß, ob er schon wacht oder noch Traumbilder sieht. Später sah er wieder nach den im Düstern liegenden Körpern. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, die Haare standen ihm zu Berge und plötzlich schrie er so gräßlich, daß die Scheiben zitterten:

„Komme her, wer da lebt! Kommt!“

Die Soldaten, die es sich in der Gesindestube bequem gemacht hatten, hörten diesen Schrei und stürzten eilig herbei. Kmiziz zeigte mit der Hand nach den an der Wand liegenden Leichen.

„Erschlagen! Erschlagen!“ wiederholte er mit heiserer Stimme.

Sie eilten hin, zu sehen; einige kamen mit Kien herbei und leuchteten den Toten ins Gesicht. Nach dem ersten Schrecken entstand Verwirrung und Gemurmel. Es kamen auch

diejenigen herbei, die sich in den Ställen schlafen gelegt hatten. Das ganze Haus war bald erleuchtet, mit Menschen angefüllt, und mitten in diesem Wirrwarr, diesem Hin- und Wiederfragen lagen nur die Erschlagenen still und stumm, gleichgiltig gegen alles und ganz gegen ihre Natur ruhig. Die Seelen hatten sie verlassen und die toten Körper konnte weder die Kriegstrompete, noch festliches Gläserklingen mehr erwecken.

Unterdeß hörte man aus dem Getöse, welches die Soldaten machten, immer mehr Drohungen und Wutgeschrei heraus. Kmiziz, welcher bisher wie geistesabwesend dagesessen hatte, sprang plötzlich auf und rief:

„Zu Pferde!“

Alles, was nur lebte, drängte nach der Thür. Noch keine halbe Stunde war verflossen, da sprengten schon über hundert Reiter über Hals und Kopf den breiten, schneebedeckten Weg dahin und allen voran jagte Herr Andreas, ohne Mütze, den blanken Säbel in der Hand, wie vom bösen Geist besessen. Durch die nächtliche Stille tönte wildes Geschrei.

„Schlagt tot! . . . Schlagt tot!“

Der Mond hatte eben den Zenith erreicht, als sein Glanz sich mit einem rosigen Lichte zu mischen und zusammenzufließen begann, welches unter der Erde hervorzukommen schien. Allmählich rötete der Himmel sich immer mehr, wie von heraufziehendem Morgenrot, bis endlich ein blutroter Feuerschein die ganze Gegend erhellte. Ein Feuermeer wogte über den Stellen der Butryms und die wilde Soldateska Kmizizs mordete mitten in Rauch und Funken, die in Säulen emporstiegen, die entsetzte und von der Angst sinnlose Bevölkerung.

Die Bewohner der benachbarten Stellen fuhren aus dem Schlafe auf. Größere und kleinere Haufen der Gostschiewitsch, Dymnych, Stajkanows, Gaschtowts und Domaschewitsch sammelten sich an den Wegen, vor den Häusern, und nach der Richtung der Feuersbrunst hinsehend, sandten sie von Mund zu Mund die furchtsame Vermutung: „Der Feind muß eingebrochen sein und die Butryms in Brand gesetzt haben . . ., das ist keine gewöhnliche Feuersbrunst!“

Büchsenknalle, welche von Zeit zu Zeit herüberdrangen, bestärkten sie in dieser Vermutung.

„Gehen wir ihnen zu Hilfe!“ riefen die Mutigeren, „lassen wir die Brüder nicht umkommen.“

Und als die Aelteren das sagten, setzten die Jüngeren, welche des winterlichen Ausdrusches wegen nicht nach Reußen

gegangen waren, sich zu Pferde. In Krakinow und Upit wurden die Kirchenglocken geläutet.

In Wodockt weckte ein leises Klopfen an die Thür das Fräulein Alexandra.

„Olenka! steh' auf!“ rief Fräulein Franziska Kulwiez.

„Kommt doch herein, Muhme! Was geht denn vor?“

„Wolmontowitsch brennt!“

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

„Man hört die Schüsse bis hier, es wird eine Schlacht geschlagen dort! Gott erbarme sich unser!“

Olenka schrie laut auf, sprang aus dem Bett und warf sich eiligst die Kleider über. Ihr Körper flog wie im Fieber. Sie allein erriet sofort, welcher Feind die unglückseligen Butryms überfallen hatte.

Bald stürzten die erweckten Frauen aus dem ganzen Hause unter Weinen und Schluchzen in das Gemach. Olenka sank in die Kniee vor einem Heiligenbild; alle folgten ihrem Beispiel und alle fingen laut die Litanei für die Verstorbenen zu beten an.

Kaum hatten sie jedoch die Hälfte gebetet, als ein gewaltiges Klopfen die Flurthür erschütterte.

„Macht nicht auf! Macht nicht auf!“

Das Klopfen wurde stärker wiederholt, als sollte die Thür aus den Angeln gehoben werden. Kostek, der Bursche, platzte mitten unter die versammelten Frauen herein.

„Fräulein,“ rief er, „es klopft jemand; soll ich öffnen oder nicht?“

„Ist er allein?“

„Ganz allein.“

„Geh', öffne!“

Der Bursche sprang fort, sie griff nach dem Licht, ging hinüber in die Eßstube, ihr folgten Fräulein Franziska und alle Spinnerinnen.

Sie hatte kaum Zeit, das Licht auf den Tisch zu stellen, als im Flur das Rasseln eines Säbels, das Geräusch der geöffneten Thür hörbar geworden war und vor den Augen der Frauen Herr Kmiziz auftauchte, von Rauch geschwärzt, blutbefleckt, erschöpft, mit irren Blicken.

„Das Pferd ist mir hinter dem Walde gefallen!“ rief er. „Sie verfolgen mich! . . .“

Fräulein Alexandra sah ihn fest an:

„Ihr habt Wolmontowitsch in Brand gesteckt?“

„Ich, ich! . . .“

Er wollte weiter sprechen, aber eben kam von der Richtung des Weges und des Waldes her Pferdegetrappel und Geschrei, welches sich ungewöhnlich schnell näherte.

„Die Teufel kommen nach meiner Seele! . . . . gut!“ schrie wie im Fieber Kmiziz.

Fräulein Alexandra drehte sich im Augenblick zu den Spinnerinnen:

„Wenn sie euch fragen, so sagt ihr, daß niemand hier ist; jetzt in die Gesindestube und Licht hierher! . . .“

Dann zu Kmiziz gewendet:

„Ihr dahinein!“ sagte sie, nach der Nebenstube zeigend.

Und mit fast übermenschlicher Kraft ihn durch die geöffnete Thür hineinstoßend, schloß sie dieselbe sofort.

Unterdessen hatten Bewaffnete den Hof angefüllt und im nächsten Augenblick stürzten die Butryms, Gostschiewitsch, die Domaschewitsch und andere in das Haus. Als sie das Fräulein sahen, blieben sie in der Eßstube stehen, Olenka aber mit dem Licht in der Hand verstellte ihnen den Weg zu der andern Thür.

„Leute! — was ist geschehen? — was wollt ihr hier?“ fragte sie, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken vor den drohenden Blicken und dem unheilverkündenden Blitzen der blanken Säbel.

„Kmiziz hat Wolmontowitsch in Brand gesteckt!“ schrie der Klein-Adel im Chor. „Er mordete Männer, Weiber und Kinder! Kmiziz hat das gethan! . . .“

„Wir haben seine Leute erschlagen!“ ließ sich die Stimme Jozwa Butryms hören, „und jetzt wollen wir seinen Kopf!“

„Seinen Kopf! Blut! Haut den Mörder in Stücke!“

„Verfolgt ihn!“ rief eilig das Fräulein. „Was steht ihr hier! Jagt ihn!“

„Hat er sich hier nicht versteckt? Wir haben sein Pferd hinter dem Walde gefunden.“

„Hier nicht! Das Haus war geschlossen. Sucht in den Scheunen und Ställen.“

„Er ist in den Wald entkommen!“ rief einer vom Adel. „Haida, ihr Herren Brüder!“

„Schweigt!“ schrie mit mächtiger Stimme Jozwa Butrym. „Fräulein,“ sagte er, „versteckt ihn nicht. Er ist ein verfluchter Mensch.“

Olenka schlug beide Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ich fluche ihm, wie ihr ihm fluchet . . .“

„Amen!“ schrie der Adel. „In die Wirtschaftsgebäude und in den Wald! Wir finden ihn! Heissa, auf den Mörder! Heissa, Heissa!“

Säbelklirren und Stampfen schallte von neuem durch die Nacht. Der Adel stürzte vor den Gang (Vordach mit darunter fortlaufendem Gange, welcher sich an alten polnischen Herrenhäusern befindet) und setzte sich sofort zu Pferde. Ein Teil desselben suchte noch eine Weile in den Wirtschaftsräumen, den Viehställen, dem Heuschuppen, dann entfernten sich die Stimmen immer mehr nach dem Walde zu.

Fräulein Alexandra horchte so lange, bis sie völlig verhallt waren, dann klopfte sie fieberhaft an die Thür des Gemaches, in welchem sie Kmiziz versteckt hatte.

„Es ist niemand mehr hier! Kommt heraus!“

Herr Kmiziz wankte aus der Stube wie ein Betrunkener.

„Olenka!“ fing er an.

Sie schüttelte den Kopf mit den aufgelösten Haaren, welche ihren Rücken wie ein Mantel bedeckten.

„Ich will euch nicht sehen, nicht kennen! Nehmt ein Pferd und flieht von hier!“

„Olenka!“ stöhnte Kmiziz mit vorgestreckten Händen.

„Es klebt Blut an euren Händen, wie an Kains Händen!“ schrie sie und sprang zurück, wie beim Anblick einer Schlange. „Fort, auf ewig! . . .“

6. Kapitel.

Der Tag stieg blaß empor und beschien eine Menge Trümmerhaufen in Wolmontowitsch, Ueberreste von Häusern, Wirtschaftsgebäuden, halbverbrannte oder in Stücke gehauene Leichen und Pferdekadaver. Kleine Haufen bleicher Menschen suchten unter der Asche und den glimmenden Kohlen nach den Körpern der Vermißten oder den Ueberbleibseln ihrer armseligen Habe. Ein Tag der Trauer und des Elends war über ganz Lauda hereingebrochen. Der zahlreiche Adel hatte zwar den Sieg über die Abteilung des Herrn Kmiziz davongetragen, aber er war blutig und schwer errungen. Außer den Butryms, von denen die meisten gefallen waren, gab es kein Gehöft, in welchem nicht Frauen ihre Männer, Eltern ihre Söhne oder Kinder ihre Eltern zu beweinen hatten. Es war den Laudaern um so schwerer geworden, die Angreifer zu besiegen, als die besten und stärksten Krieger nicht daheim waren und nur Greise und die kaum der Kindheit entwachsenen Jünglinge sich am Kampfe beteiligen konnten. Dennoch war von den Leuten Kmizizs kein einziger übrig geblieben. Die einen hatten ihr Leben in Wolmontowitsch gelassen, indem sie sich so hartnäckig verteidigten, daß sie schon verwundet noch weiter kämpften, die andern jagte man am nächsten Tage in den Wäldern, bis man sie einfing, und schlug sie unbarmherzig nieder. Kmiziz selbst war spurlos verschwunden. Man erging sich in Vermutungen, was mit ihm geschehen sei. Etliche mutmaßten, er sei nach der Zielonka-Haide entkommen und von dort nach Rogowska, wo nur die Domaschewitsch allein ihn auszuspüren vermochten. Viele waren auch der Meinung, er werde zu Chowanski gehen, um die Feinde herzuführen, aber das war zum mindesten eine verfrühte Besorgnis.

Unterdessen war alles, was von den Butrymows noch lebte, nach Wodockt gezogen und der Hof förmlich belagert. Das ganze Haus war voll Weiber und Kinder. Was dort nicht mehr unterkommen konnte, das ging nach Mitrun, welchen Ort Fräulein Alexandra den Abgebrannten vollständig eingeräumt hatte. Außerdem standen etwa hundert bewaffnete Männer, welche von Zeit zu Zeit sich ablösten, in Wodockt kampfbereit; man glaubte nämlich, Herr Kmiziz würde den Kampf noch nicht aufgeben und könne jeden Tag erscheinen, um das Fräulein mit bewaffneter Hand zu nehmen. Auch andere bedeutende Häuser der Umgegend, wie die Schillings, die Sollohubs und andere, schickten ihre Heiducken und Hofkosaken zum Schutz des Fräuleins. Wodockt sah aus wie eine Stadt, welche eine Belagerung erwartet. Und mitten zwischen diesen Bewaffneten, zwischen den Haufen der versammelten Weiber und dem Adel ging trauernd, bleich und schmerzbewegt Fräulein Alexandra umher, gezwungen, das Weinen und Wehklagen der Menschen und die Flüche und Verwünschungen anzuhören, welche dem Herrn Kmiziz nachgerufen wurden und welche wie Dolchstiche ihr Herz verwundeten. War sie doch die unmittelbare Ursache alles dieses Unglücks. Ihretwegen war dieser wahnsinnige Mann in diese Gegend gekommen, dieser Mann, welcher den Frieden zerstört, das Recht mit Füßen getreten, Menschen getötet, wie ein Bissurmann Dörfer mit Feuer und Schwert vernichtet und nur blutige Andenken an sich zurückgelassen hatte. Es war fast wunderbar, daß ein einziger Mensch in so kurzer Zeit so viel Schlimmes vollbringen könne — und das dazu ein Mensch, der weder völlig verdorben, noch völlig boshaft war. Niemand wußte das besser als Fräulein Alexandra, die allein hier ihn näher kennen gelernt hatte. Ein ganzer Abgrund trennte den Herrn Kmiziz selbst von seinen Thaten. Aber gerade deshalb verursachte ihr der Gedanke, daß dieser Mensch, welchen sie mit der ganzen Innigkeit eines jungen Herzens liebte, anders sein könnte, daß er Eigenschaften in sich vereinigte, die ihn zum Muster eines Ritters, Kavaliers und Nachbars machen konnten, daß er an Stelle der Verachtung, Bewunderung und Liebe, statt der Verwünschungen Segenswünsche erwerben könnte, einen tiefen Schmerz.

So gab es denn Augenblicke, wo es dem Fräulein schien, daß ein großes Unglück, eine mächtige unreine Gewalt ihn zu allen diesen Uebelthaten drängte. Dann bemächtigte sich ihrer eine unendliche Trauer über diesen Unglückseligen, die unaus-

löschliche Liebe zu ihm erwachte nur stärker mit dem Gedenken an seine ritterliche Gestalt, seine Worte, seine Beteuerungen, seine Liebe.

Inzwischen liefen hundert Proteste gegen ihn um, hundert Prozesse drohten ihm und der Starost Hlebowitsch sandte Leute aus, um den Missethäter zu fangen.

Das Gericht mußte ihn verdammen.

Jedoch lag zwischen dem Urteilsspruch und der Vollziehung desselben ein weiter Zwischenraum, da die Unordnung in der Republik immer mehr zunahm. Ein schrecklicher Krieg drohte dem Lande und näherte sich mit blutigen Tritten immer mehr der Smudz. Der mächtige Radziwill aus Birz, welcher allein das Recht mit bewaffneter Hand schützen konnte, war zu sehr von öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch genommen; überdies vertiefte er sich zugleich in große Unternehmungen, sein eigenes Haus betreffend, welches er hoch über alle anderen Häuser des Landes erheben wollte, sei es auch auf Kosten des öffentlichen Gesamtwohles. Andere Magnaten dachten auch mehr an sich selbst als an die Republik. Seit den Kosakenkriegen waren alle Bande zersprengt, welche den mächtigen Bau dieser Republik zusammenhielten.

Das bevölkerte reiche Land, voll edler Ritter, wurde eine Beute der Parteigänger; Eigenwille und Uebermut erhoben sich immer mehr und fühlten sich schon so stark, um dem Rechte trotzen zu können.

Die Unterdrückten fanden gegen die Unterdrücker den besten und fast einzigen Schutz in ihren eigenen Säbeln. So verließen denn die Laudaer, nachdem sie in den öffentlichen Versammlungen gegen Kmiziz protestiert hatten, noch lange nicht die Sättel, um Macht gegen Macht stellen zu können.

Es war bereits ein Monat verflossen. Von Kmiziz war nichts zu hören. Die Menschen begannen freier aufzuatmen. Die Magnaten beriefen ihre bewaffneten Diener, welche sie zum Schutze nach Wodockt geschickt, zurück. Der Klein-Adel sehnte sich nach seiner gewohnten Arbeit und der größeren Bequemlichkeit auf seinen Höfen und begann daher auch allmählich sich zu zerstreuen. Und in eben dem Maße, wie der kriegerische Sinn mit der dahineilenden Zeit sich mäßigte, in demselben Maße steigerte sich der Wunsch bei ihnen, den Abwesenden zu quälen und bei den Gerichten ihr Recht zu suchen. Denn, wenn auch Herrn Kmiziz das Urteil nicht erreichen

konnte, so blieb doch Lubitsch, diese schöne große Besitzung, um die erlittenen Schäden zu ersetzen und auszugleichen. Die Lust am Prozessieren wurde bei den Laudaern eifrig durch Fräulein Alexandra angeregt. Zweimal kamen die Aeltesten der Lauda zu Beratungen bei ihr zusammen und sie nahm an jenen Beratungen nicht nur teil, sie übernahm sogar den Vorsitz bei denselben, indem sie alle durch ihren männlichen Verstand und ihr treffendes Urteil, um welches sie mancher Rechtsgelehrte beneiden konnte, in Staunen setzte.

Die Aeltesten der Lauda wollten also Lubitsch mit Bewaffneten besetzen und dasselbe den Butrymows übergeben, aber das Fräulein riet energisch davon ab.

„Zahlt nicht Gewalt mit Gewalt,“ sagte sie, „sonst nimmt auch eure Sache eine schlimme Wendung; die Schuldlosigkeit muß ganz auf eurer Seite sein. Er ist ein mächtiger Mensch mit vielerlei Verbindungen, auch bei Gericht wird er seine Helfer finden, und wenn ihr nur den geringsten Anlaß gebt zu einer Klage, so würde euch das nur zum Schaden gereichen. Euer Recht muß so klar sein, daß ein jedes Gericht, und wäre es selbst aus seinen leiblichen Brüdern zusammengesetzt, euch zu Recht erkennen mußte. Sagt den Butryms, sie sollen weder Vieh noch sonstiges Geräte aus Lubitsch nehmen und den Herrenhof gänzlich in Ruhe lassen. Was sie etwa brauchen, werde ich ihnen aus Mitrun geben, wo mehr brauchbares Gut sich vorfindet, als jemals in Wolmontowitsch war. Und sollte Herr Kmiziz hierher zurückkehren, so sollen sie auch ihn in Ruhe lassen, bis das Urteil gefällt ist, ihn auch nicht an der Gesundheit schädigen, denn merkt euch, daß nur, so lange er lebt, ihr ein Recht habt, auf Schadenersatz zu dringen.“

So sprach das kluge Fräulein mit dem gereiften Verstande und die Geschädigten lobten ihre Weisheit, nicht beachtend, daß die Verzögerung ebenso gut dem Herrn Andreas von Nutzen sein könne und — zum Wenigsten — sein Leben sicherte. Vielleicht wollte auch Olenka dieses unglückselige Leben vor einem plötzlichen Ende bewahren? Genug, der Klein-Adel gehorchte ihr, denn er war von uralten Zeiten her daran gewöhnt, alles, was aus dem Munde der Billewitsch kam, wie das Evangelium heilig zu halten. Lubitsch blieb unberührt, und Herr Andreas hätte, wenn er sich dort gezeigt hätte, in aller Ruhe dort wohnen können.

Aber er kam nicht. Etwa ein und einen halben Monat später erschien dafür bei dem Fräulein ein Bote, ein ganz

fremder Mensch, mit einem Briefe. Der Brief war von Kmiziz und enthielt folgendes:

„Von Herzen geliebte, teuerste und ewig betrauerte Olenka! Es ist jedem irdischen Geschöpf, besonders aber dem Menschen, und sei es der elendeste, der Drang angeboren, für erlittenes Unrecht sich zu rächen und denjenigen, welche ihm Böses zugefügt, mit Bösem heimzuzahlen. Gott ist mein Zeuge, daß, da ich diese stolzen Adligen überfiel, dies nicht ein Gefallen an der Grausamkeit war, sondern darum, weil sie meine Gefährten, wider alles göttliche und Menschenrecht, ohne ihrer Jugend und hohen Geburt zu achten, unbarmherzig eines so grausamen Todes hingemordet haben, wie dies selbst die Kosaken und Tartaren nicht gethan hätten. Ich will nicht leugnen, daß eine unnatürliche Wut mich beherrschte; aber wer würde eine Wut verdammen, die ihren Ursprung in dem vergossenen Freundesblute fand? Die Geister meiner in Gott ruhenden Gefährten Kokosinski, Ranizki, Uhlick, Rekutsch, Kulwiez und Zend legten das Racheschwert gerade zu der Zeit in meine Hand, da ich nur — ich schwör' es beim ewigen Gotte — an Frieden und Freundschaft mit dem Laudaer Adel dachte und den festen Vorsatz gefaßt hatte, nach Deinen süßen Ratschlägen meinen Lebenswandel völlig zu ändern. Indem Du die Klagen über mich hörst, verwirf auch meine Verteidigung nicht und richte gerecht. Ich bedaure jetzt diese Menschen, denn gewiß sind auch Unschuldige von meiner Rache betroffen, aber der Soldat, wenn es sich darum handelt, Bruderblut zu rächen, vermag nicht die Unschuldigen von den Schuldigen zu trennen und respektiert nichts. Ich wünsche, es wäre niemals geschehen, was mir in Deinen Augen schaden konnte. Für fremde Schuld und Sünden, für meinen gerechten Zorn trifft mich die schwerste Buße: denn indem ich Dich verliere, schlafe ich ein, Verzweiflung im Herzen, und erwache verzweifelt, da ich weder Dich noch meine Liebe zu Dir vergessen kann. Mögen alle Tribunale mich Unglückseligen verdammen, mögen die Landtage mein Urteil bestätigen, mögen sie mich für ehrlos erklären, möge die Erde mich verschlingen, alles will ich ertragen, alles über mich ergehen lassen, nur Du — beim barmherzigen Gotte — verstoße mich nicht aus Deinem Herzen. Ich will alles thun, was sie wollen, ich will ihnen Lubitsch und nach der Auseinandersetzung mit dem Feinde auch meine Güter im Orschanschen geben; in den Wäldern habe ich Beuterubel vergraben, auch die sollen sie haben, wenn Du nur mir sagst, daß Du mir die Treue be-

wahrst, wie der selige Großvater es Dir gebot. Du hast mir das Leben gerettet, so rette auch meine Seele, laß mich das Unrecht wieder gut machen, laß mich einen besseren Lebenswandel anfangen, denn das weiß ich, wenn Du mich verläßsest, so verläßt mich auch Gott, und die Verzweiflung treibt mich dann zu noch schlimmeren Thaten . . ."

Wer vermöchte zu erraten, zu erkunden, wie viele Stimmen des Mitleids und der Fürsprache für Herrn Andreas in der Seele des Mädchens sich regten. Die Liebe kommt wie ein Samenkörnlein aus dem Walde eilig dahergeflogen; wenn sie aber, ein Baum, im Herzen großgewachsen ist, dann kann man sie nur mit dem Herzen zugleich herausreißen. Das Fräulein Billewitsch gehörte zu denen, die stark und ehrlich lieben, darum benetzte sie den Brief des Herrn Kmiziz mit Thränen. Aber sie durfte doch nicht beim ersten Worte alles vergessen und vergeben. Gewiß war die Reue Kmiziz' eine aufrichtige, aber seine wilde Seele, seine ungezügelte Natur hatten sich durch die letzten Ereignisse wohl nicht so sehr geändert, daß man ohne Sorgen an die Zukunft denken konnte. Nicht der Worte, sondern der Thaten bedurfte es für die Zukunft von seiten des Herrn Andreas. Uebrigens — wie wäre es möglich gewesen, zu einem Menschen, welcher die ganze Gegend bluten gemacht, dessen Name an beiden Ufern der Lauda nur zugleich mit Verwünschungen genannt wurde, zu sagen: „Komme wieder, für die Toten, für Brand, Blut, Menschenthränen will ich dir meine Liebe, meine Hand schenken."

Sie schrieb ihm also:

„Sofern ich Euch sagte, daß ich Euch nicht kennen und sehen will, so beharre ich bei meiner Aussage, und sollte mir das Herz darüber springen. Das Böse, das Ihr hier gethan habt, läßt sich weder mit Geld noch mit Gut wieder gut machen, denn das vermag nicht, Tote aufzuwecken. Ihr habt auch nicht Euer Vermögen verloren, sondern Eure Ehre. Sofern Euch der Klein-Adel, den Ihr gemordet und gebrandschatzt habt, vergiebt, so vergebe auch ich Euch. Möge er Euch empfangen, so empfange auch ich Euch; möge er zum Fürsprecher für Euch werden bei mir, so werde ich ihn erhören. Und — da dieses niemals stattfinden kann, so müßt Ihr anderswo Euer Glück suchen, vor allem aber Gottes und nicht der Menschen Vergebung erbitten, da Euch diese viel mehr Not thut."

Fräulein Alexandra benetzte jedes Wort dieses Briefes

mit heißen Thränen, sie versiegelte ihn mit dem Petschaft der Billewitsch und trug ihn selbst zu dem Boten.

„Woher bist du?“ fragte sie, die seltsame Gestalt dieses Halb-Bauer, Halb-Diener mit forschendem Blicke betrachtend.

„Aus dem Walde, Fräulein.“

„Und wo ist dein Herr?“

„Das ist mir nicht erlaubt zu sagen ... aber er ist weit von hier; ich ritt in fünf Tagen hierher und habe das Pferd dabei ruiniert.“

„Hier, hast du einen Thaler!“ sagte Olenka. „Dein Herr ist doch nicht krank?“

„Der Ritter ist gesund wie ein Bär.“

„Leidet er auch keine Not?“

„Er ist ein reicher Herr.“

„Geh' mit Gott.“

„Ich falle dem Fräulein zu Füßen.“

„Sage dem Herrn — warte — sage dem Herrn ... Gott möge ihn behüten.“

Der Bauer ging. Wieder verflossen Tage, Wochen ohne ein Lebenszeichen von Kmiziz. Dafür kamen Nachrichten aus der Oeffentlichkeit, eine immer unglücklicher als die andere. Das russische Heer unter Chowanski überzog immer mehr die ganze Republik. Abgesehen von den ukrainischen Ländereien waren im Großherzogtum allein die Wojewodschaften Potozk, Smolensk, Witebsk, Mschzislaw, Minsk und Nowogrod besetzt. Nur ein Teil der Wilnaer, Litauisch-Brest, Trozk und die Smudzer Starostei atmete noch frei, aber man erwartete täglich die feindlichen Gäste.

Die Republik hatte ersichtlich den Höhepunkt ihrer Kraftlosigkeit erreicht, da sie nicht mehr imstande war, denjenigen Elementen Widerstand entgegen zu stellen, welche sie bisher immer gering geschätzt und sieghaft überwunden hatte. Freilich wurden diese Elemente durch den noch immer nicht völlig erloschenen und wie eine hundertköpfige Hydra immer von neuem sich erhebenden Aufstand Chmielnizkis unterstützt. Aber trotz dieses Aufstandes, trotz der Erschöpfung der Kräfte in den vorhergegangenen Kriegen, war das Großherzogtum allein imstande, nicht nur dem Andrang Halt zu gebieten, sondern die siegreichen Fahnen bis hinter die eigene Landesgrenze hinauszutragen. So hatten erfahrene Krieger und Statistiker die Thatsache festgestellt. Unglücklicherweise stand der innere Unfrieden dieser Möglichkeit im Wege, indem er sogar die Be-

mühungen selbst derjenigen Bürger paralysierte, welche bereit waren, Gut und Leben dem Vaterlande zum Opfer zu bringen.

Unterdessen bargen sich in den noch unbesetzten Länderstrichen Tausende von Flüchtigen sowohl vom Adel als vom gemeinen Volke. Die Städte, Städtchen und Dörfer der Smudz waren überfüllt von Menschen, welche das Kriegsunglück um Hab und Gut und zur Verzweiflung gebracht hatte. Die dort Eingesessenen waren nicht mehr imstande, allen Unterkommen und ausreichende Nahrung zu geben; so starben denn viele Hungers, besonders aus den niederen Ständen. Oft wurde mit Gewalt genommen, was man ihnen freiwillig zu geben verweigerte, daher entstanden Unruhen, Kämpfe und Schlägereien immer öfterer.

Der Winter war außerordentlich hart. Der April kam endlich, aber der Schnee lag noch hoch, nicht nur in den Wäldern, sondern auch auf den Feldern. Als die vorjährigen Vorräte ihr Ende erreicht hatten und noch keine frischen da waren, da fing der Hunger, dieser Bruder des Krieges, an zu wüten. Und seine Herrschaft breitete sich immer weiter aus. Man fand, wenn man die Häuser verließ, in den Feldern nicht selten Menschenleichen, ebenso Erfrorene an den Wegen, denen die Wölfe schon halb das Fleisch von den Knochen genagt hatten. Diese Tiere hatten sich so außerordentlich vermehrt, daß sie scharenweise die Dörfer und Gehöfte umschlichen. Ihr Geheul mischte sich mit den menschlichen Rufen um Barmherzigkeit; in den Wäldern und Feldern, dicht bei den Dörfern leuchteten nämlich des Nachts Feuer, an welchen die Armen ihre durchfrorenen Glieder wärmten. Kam jemand vorüber, so liefen sie ihm in den Weg, um Geld, Brot und Barmherzigkeit bettelnd, jammernd, fluchend und drohend zugleich. Eine abergläubische Furcht benahm den Menschen den Verstand. Viele behaupteten, daß diese Kriege, dieses Unglück, wie es bisher noch nie dagewesen, sich an den Namen des Königs knüpfe. Man erklärte sich nur zu gern die Buchstaben: J. C. R., welche auf den kleinen Münzen ausgeschlagen waren, nicht bloß Joannes Casimirus Rex, sondern viel lieber Initium Calamitatis Regni. Und wenn schon in den vom Kriege noch nicht überzogenen Provinzen eine solche Panik und Unordnung herrschte, was geschah da erst in denjenigen, welchen der Krieg bereits seine feurigen Spuren aufgedrückt hatte? Die ganze Republik war aufgelöst in sich gegenseitig befehdende Parteien,

krank, fiebernd, wie ein Mensch in der Sterbestunde. Man sagte auch neue innere und äußere Kriege voraus. An Anlässen dazu fehlte es nicht. Verschiedene mächtige Häuser der Republik, welche der Sturm der Streitigkeiten mit fortgerissen hatte, betrachteten sich gegenseitig wie feindliche Mächte und mit ihnen bildeten ganze Länderstriche, ganze Kreise feindliche Heerlager. So hatte in Litauen ein Streit zwischen dem Großhetman Janusch Radziwill und dem Feldhauptmann und gleichzeitigen Unterkämmerer des Großfürstentums Litauen fast die Gestalt eines offenen Krieges angenommen. Auf seiten des Unterkämmerers standen die mächtigen Sapiehas, denen die große Macht des Radziwillschen Hauses längst ein Dorn im Auge war. Die Parteigänger belasteten den Großhetman mit schweren Vorwürfen; sie behaupteten, daß er, nur auf seinen eigenen Ruhm bedacht, das Heer bei Schklow dem Verderben, das Land dem Feinde zur Beute preisgegeben habe, daß ihm die Erlangung des Rechtes für sein Haus zur Teilnahme an den Sitzungen des Landtages im deutschen Kaiserreich mehr am Herzen liege, als das Glück der Republik, ja, daß er sogar an den Besitz der Königskrone dächte und die Katholiken verfolge . . .

Oft genug schon kam es zu Gefechten zwischen den beiden Parteien, vorgeblich ohne Wissen und Willen ihrer Patrone; die Patrone aber verklagten einander in Warschau, ihre Zänkereien wurden zum Gegenstand von Verhandlungen auf den Landtagen — an Ort und Stelle unterstützten sie den Uebermut und sicherten ihm Straflosigkeit, denn ein Kmiziz durfte des Schutzes eines dieser beiden Potentaten sicher sein, sobald er sich auf die Seite des einen gegen den anderen stellte.

Und inzwischen drang der Feind ungehindert vor, nur hier und da auf befestigte Schlösser stoßend, gemächlich das Land überflutend.

Unter solchen Verhältnissen mußten auch die Laudaer wachsam und fortwährend unter den Waffen sein; besonders, da die Hetmane nicht in der Nähe waren. Denn diese plänkelten beide sich mit dem Feinde herum, ohne viel auszurichten, aber dennoch ihm den Eintritt in die bis jetzt noch freien Wojewodschaften wehrend. Auch Paul Sapieha allein leistete ihm ruhmvollen Widerstand. Janusch Radziwill, ein berühmter Krieger, dessen Name allein, bis zur verlorenen Schlacht bei Schklow, dem Feinde Schrecken eingejagt hatte, errang sogar einige größere Vorteile. Gosiewski schlug sich bald herum,

bald versuchte er, durch Verträge das weitere Vordringen desselben aufzuhalten. Beide Führer beriefen alle Krieger aus den Winterquartieren und wo sie diese nur herbekommen konnten, zu sich, voraussehend, daß zum Frühjahr der Krieg von neuem losbrechen würde. Aber das Heer war zu klein, die Schatzkammer leer und das allgemeine Aufgebot konnte aus den okkupierten Wojewodschaften nicht herzugezogen werden, da der Feind die Leute zurückhielt. „Man hätte vor der Schlacht bei Schklow daran denken sollen,“ sagten die Gostschiewitsche, „jetzt ist es zu spät.“ Es war auch wirklich zu spät. Das Kronenheer konnte nicht zu Hilfe kommen, es war in der Ukraine und hatte schwere Arbeit gegen Chmielnizki, Scheremet und Baturlin.

Nur die Nachrichten von den Heldenthaten, welche aus der Ukraine kamen, von den eingenommenen Städten und nie dagewesenen Feldzügen munterten etwas die mutlosen Herzen auf und gaben ihnen neue Widerstandslust. Laut wurden denn auch die Namen der beiden Kronenhetmane gerühmt; neben ihnen erklang auch immer öfter von allen Lippen der Name Stefan Tscharniezkis, aber der Ruhm der Führer konnte den Mangel eines genügenden Heeres, sowie die Hilfe der königlichen Truppen nicht ersetzen. So zogen denn die litauischen Hetmane sich allmählich zurück, unterwegs ihre Zänkereien unaufhörlich fortsetzend.

Endlich langte Radziwill in Smudz an. Mit ihm kehrte im Laudaschen momentaner Friede ein. Nur in den Städten erhoben die Anhänger des Kalvinismus, ermutigt durch die Nähe ihres Oberhauptes, die Köpfe höher, indem sie die Kirchen überfielen und ihnen allen möglichen Schaden zufügten. Dafür zogen sich aber die Anführer verschiedener Volontarier und Parteien, die — niemand wußte, woher sie kamen — unter den Farben Radziwills, Goschewskis oder Sapiehas das Land verwüsteten, in die Wälder zurück und die friedliebenden Menschen konnten erleichtert aufatmen. Da bekanntlich der Uebergang von der Verzweiflung zur Hoffnung ein leichter ist, so kehrte denn auch plötzlich ein regerer Geist in der Lauda ein. Fräulein Alexandra saß still in Wodockt. Herr Wolodyjowski, welcher noch immer in Pazunel wohnte und jetzt allmählich seine Gesundheit wiederkehren fühlte, verbreitete die Nachricht, daß im Frühjahr der König mit seinen Fahnen kommen und darauf der Krieg sogleich eine andere Wendung nehmen werde. Der ermutigte Adel fing an, mit den Pflügen

in das Feld zu ziehen. Der Schnee begann auch zu schmelzen und an den Birken zeigten sich die ersten Triebe. Die Lauda trat aus und goß ihre Wasser weit über ihre Ufer hinaus. Ein heiterer Himmel leuchtete über der Gegend; ein besserer Geist hatte die Herzen der Menschen beseelt.

Da ereignete sich etwas, was die Stille und den Frieden der Lauda wieder trübte, die Hände von den Pflugscharen riß und nicht gestattete, daß die Säbel vom Rost bezogen wurden.





7. Kapitel.

Herr Wolodyjowski, ein berühmter und alter Soldat, obgleich noch jung an Jahren, saß, wie schon erwähnt, in Pazunel bei Pakosch Gaschtowt, dem Patriarchen von Pazunel, welcher als reichster Edelmann unter allen Laudaer Edelbrüdern gerühmt wurde. Hatte er doch die drei Töchter, welche an die Butryms verheiratet waren, freigebig mit gutem Silber ausgestattet, indem er einer Jeden, ohne das Inventar und eine so prächtige Aussteuer, wie sie ein hochadliges Fräulein nicht besser bekam, zu rechnen, hundert blanke Silberthaler mitgegeben. Andere drei Töchter waren noch zu Hause und diese pflegten den Herrn Wolodyjowski, dessen Hand bald zu heilen begann, aber bei kommendem Witterungswechsel ihn wieder heftig plagte. Alle Laudaer interessierten sich für diese Hand, denn sie hatten dieselbe bei Schklow und Sapielow arbeiten sehen, und es herrschte die allgemeine Ansicht, daß in ganz Litauen schwerlich eine tapferere gefunden werden dürfte. Man umgab auch bei jeder Gelegenheit den jungen Ritter mit ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen. Die Gaschtowts, die Domaschewitsch, die Gostschiewitsch und Stajkanows und mit ihnen Andere schickten regelmäßig Fische, Pilze und Wild nach Pazunel, Heu für die Pferde und Pech zu den Wagen, damit es dem Ritter und seinen Leuten an nichts fehle. Sobald er sich unwohl fühlte, fuhren sie alle abwechselnd nach Poniewiersch, den Feldscheer zu holen, kurz, sie wetteiferten in seinen Diensten.

Dem Herrn Wolodyjowski war es auch so wohl hier, daß er vorzog, in Pazunel zu bleiben, obgleich er in Kiejdan größere

Bequemlichkeit und jeden Augenblick einen berühmten Medikus haben konnte. Und der alte Gaschtowt hielt ihn gern fest und blies ihm jedes Stäubchen weg, denn es gereichte ihm zu ungewöhnlichem Ruhme in der ganzen Lauda, daß er einen so hohen Gast beherbergte, welcher selbst dem Fürsten Radziwill Ehre eingelegt hätte.

Nachdem Kmiziz geschlagen und vertrieben war, ging der in Herrn Wolodyjowski verliebte Kleinadel mit dem Projekte um, ihn mit Fräulein Alexandra zu verheiraten.

„Was sollen wir in der Ferne einen Mann für sie suchen!" sagten die Aeltesten bei der in dieser Angelegenheit veranstalteten Beratung. „Hat jener Verräter sich mit so schändlichen Thaten befleckt, daß er dem Henker gehört, wenn er noch lebt, so muß ihn auch das Fräulein aus dem Herzen gerissen haben, denn so heißt es ja im Testament, in einer besonderen Klausel vermerkt. Mag denn Herr Wolodyjowski sie heiraten. Als Vormünder können wir das gestatten und sie bekommt einen achtbaren Kavalier, wir aber einen guten Nachbar und Führer."

Als dieser Beschluß endgiltig gefaßt worden war, begaben sie sich zuerst zu Herrn Wolodyjowski, welcher ohne Bedenken in alles willigte, und dann zu dem „Fräulein", welche, noch weniger sich bedenkend, die Sache sofort entschieden ablehnte.

„Ueber Lubitsch zu verfügen, hatte nur der Verstorbene das Recht," sagte sie, „und das Vermögen darf dem Herrn Kmiziz nicht eher entzogen werden, bis die Gerichte ihn zum Tode verurteilt haben. Was aber meine Verehelichung betrifft, so bitte ich euch, niemals wieder einer solchen Erwähnung zu thun. Ich bin zu schmerzzerrissen, als daß ich an so etwas denken könnte. Jenen habe ich aus meinem Herzen verbannt und diesen, und wäre er selbst der Allerwürdigste, bringt nicht erst hierher, denn ich würde ihn gar nicht empfangen."

Auf diese entschiedene Erklärung gab es nichts einzuwenden. Der Klein-Adel kehrte betrübt nach Hause zurück. Weniger betrübte sich Herr Wolodyjowski deswegen und noch weniger die jungen Gastwirtstöchter Terka, Maryska und Sonia. Sie waren großgewachsene, rotwangige Mädchen, hatten Haare wie Flachs, Augen wie Vergißmeinnichte und breite Rücken. Die Pazulnerinnen standen überhaupt im Rufe großer Schönheit. Wenn sie Sonntags scharenweise zur Kirche gingen, sahen sie aus wie Wiesenblumen! Dazu hatte der alte Gaschtowt für ihre Erziehung nichts gespart. Der Organist aus Mitrun hatte ihnen die Lesekunst beigebracht, sie Kirchenlieder gelehrt und die Aelteste,

Terka, sogar im Lautenspiel unterwiesen. Da sie alle Dreie ein gutes Herz hatten, so pflegten sie sorgsam den Herrn Wolodyjowski, indem es immer eine der anderen zuvorthat in der Wachsamkeit und Sorge. Von Maryska hieß es, daß sie in den jungen Ritter verliebt sei, aber es lag in diesem Gerede nicht die ganze Wahrheit, denn nicht sie allein, sondern alle drei Mädchen waren zum Sterben in ihn verliebt. Er hatte sie auch über die Maßen gern, besonders Maryska und Sonia, denn Terka hatte die Gewohnheit, über die Untreue der Männer allzu sehr zu klagen.

Es geschah zuweilen, daß an den langen Winterabenden, wenn der alte Gaschtowt, nachdem er sich am Krupnik gesättigt, sich schlafen gelegt hatte, die Mädchen mit Herrn Wolodyjowski am Kaminfeuer zusammen saßen, die liebliche Terka am Rocken spinnend, die süße Maryska Federn schleißend und Sonia das Garn von den Spindeln auf die Weife wickelnd.

Wenn dann der Ritter zu erzählen begann von den Kriegen, die er mitgemacht, oder von den Wundern, die er in den verschiedenen Häusern der Magnaten gesehen, da ruhte gar bald die Arbeit, die Mädchen blickten ihn unverwandt an und stießen abwechselnd Rufe der Verwunderung aus: „Ach! ich lebe nicht mehr in der Welt! Ihr meine Geliebten!“ und die Andere antwortete darauf: „Die ganze Nacht schließe ich kein Auge!“

In dem Maße aber wie seine Gesundheit fortschritt und er ab und zu den Säbel bequem schwingen konnte, nahm Herrn Wolodyjowskis Heiterkeit und Erzählungslust zu. So saßen sie auch eines abends wie gewöhnlich vor dem Rauchmantel, unter dem hervor ein helles Licht bis in die finstere Stube fiel. Anfangs kampelten sie hin und her, denn die Mädchen verlangten eine Erzählung und Herr Wolodyjowski bat Terka, ihm zur Laute etwas zu singen.

„Singt euch selbst etwas!“ entgegnete sie, das Instrument fortschiebend, welches Herr Wolodyjowski ihr hinhielt, „ich habe Arbeit. Ihr müßt auf euren Fahrten durch die Welt manches schöne Lied erlernt haben.“

„Gewißlich habe ich das. Heute nun mag es so sein: ich werde zuerst singen und ihr nach mir. Die Arbeit läuft nicht davon. Wenn ein Weißkopf (Mädchen) euch so bitten möchte, ihr würdet euch nicht zieren, aber einem Manne seid ihr stets gegen den Willen.“

„Weil die Männer es verdienen!“

„Verachtet ihr mich denn auch so sehr?“

„Ei, woher denn! Singt nur lieber, Ew. Gnaden.“

Herr Wolodyjowski klimperte auf der Laute, stimmte sie, steckte eine pfiffige Miene auf und setzte darauf mit einem ganz falschen Tone ein:

„An einen solchen Ort ich kam,
Wo kein Mädchen gern mich nahm!“

„O! das ist eine Ungerechtigkeit!“ unterbrach ihn Maryska, indem sie rot wurde wie eine Himbeere.

„Das ist ein Soldatenlied, welches wir stets im Unmut sangen,“ sagte Herr Wolodyjowski. „Es sollte bewirken, daß irgend eine gute Seele sich unserer erbarme.“

„Ich hätte mich zuerst erbarmt.“

„Ich danke euch, Mamsell. Wenn es so ist, dann ist mein Gesang ferner zwecklos, ich lege daher die Laute in würdigere Hände.“

Dieses Mal schob Terka das Instrument nicht zurück, denn das Lied des Herrn Wolodyjowski, welches mehr List als Wahrheit enthielt, hatte sie gerührt. Sie griff in die Saiten und hob mit zugespitztem Munde also zu singen an:

Geh' nicht zum Walde, unter den Hollunder,
Trau' keinem Burschen, 's wär' ein Wunder,
Steckt nicht in ihm der Falschheit Eiter.
Wenn er dich liebt, sprich: „Geh' nur weiter!“

Herr Wolodyjowski lachte so herzlich, daß er sich die Seiten hielt, und rief fröhlich:

„Sind denn alle Burschen Verräter? Auch die Soldaten, mein Fräulein?“

Fräulein Terka spitzte den Mund noch mehr und sang mit verdoppelter Energie:

„Viel schlimmer sind sie als die Hunde.“

„Achtet nicht auf Terka, Ew. Gnaden, sie ist immer so!“ sagte Maryska.

„Wie kann ich das überhören?“ sagte Herr Wolodyjowski, „wenn sie das ganze Heer so häßlich beschimpft, daß ich vor Scham nicht weiß, wohin ich blicken soll.“

„Ew. Gnaden wollen, daß ich singe, und verspotten und höhnen mich nachher,“ sagte Terka beleidigt.

„Ich greife ja den Gesang nicht an, sondern nur den Sinn der Worte, welcher einem Soldaten so fürchterlich ist,“ entgegnete der Ritter. „Was den Gesang betrifft, so bekenne ich, daß ich selbst in Warschau so vorzügliche Töne nicht gehört habe. Euch

fehlen nur die Pluderhosen und ihr könntet in der Kathedrale zum heiligen Johann singen, in welcher die königliche Familie ihre Sitzplätze hat.“

„Und warum müßte man sie in Pluderhosen stecken?“ fragte Sonia, die Jüngste, neugierig gemacht durch die Erwähnung Warschaus und der Majestäten.

„Weil dort im Chore Mädchen nicht singen, sondern nur Männer und Jünglinge; die einen mit tiefen Stimmen, so tief, wie tiefer kein Auerochse brüllt, die anderen so hoch, wie selbst die Geigen nicht klingen. Ich habe sie oft gehört, als wir mit unserm großen und unvergleichlichen Wojewoden von Ruthenen zur Wahl unseres jetzigen königlichen Herrn in Warschau waren. Das ist wunderschön, die Seele erhebt sich zu überirdischen Höhen! Es giebt dort eine Menge Musikanten, da sind: Forster, berühmt durch die Zartheit seines Gesanges, und Kapula und Djan Baptist und Elert, der Lautenschläger, und Markus und Mielschewski, welche ganz artig komponieren. Wenn diese allesamt in der Kirche losmusizieren, so glaubt man seraphinische Chöre zu hören.“

„Das will ich glauben, so wahr ich lebe,“ sagte Marysia, die Hände faltend.

„Und habt ihr den König oft gesehen, Ew. Gnaden?“ fragte Sonia.

„Ich habe mich mit ihm unterhalten wie mit euch, Fräulein. Nach der Not bei Bereschtez drückte er meinen Kopf zärtlich. Er ist ein so tapferer und liebenswürdiger Herr, daß ihn ein Jeder lieben muß, der ihn nur einmal sah.“

„Wir lieben ihn, ohne ihn gesehen zu haben! . . . Hat er denn immer die Krone auf dem Kopfe?“

„Er wird doch nicht täglich die Krone tragen, er müßte denn ein eisernes Haupt haben. Die Krone ruht in der Kathedrale, was den Respekt vor ihr erhöht, und der König trägt einen schwarzen, mit Brillanten geschmückten Hut, deren Glanz das ganze Schloß bestrahlt.“

„Man sagt, daß das königliche Schloß sogar prächtiger ist als das Schloß in Kiejdan.“

„In Kiejdan? Das ist ein Spielzeug dagegen. Das königliche Schloß ist ein grausam großes Gebäude, ganz gemauert, da ist kein Stückchen Holz zu sehen. Ringsum ist eine Doppelreihe von Zimmern, eines herrlicher als das andere. Da drinnen könnt ihr verschiedene Schlachten und Siege sehen, welche mit dem Pinsel auf den Wänden dargestellt sind, als da:

die Streitigkeiten zwischen Sigismund III. und Wladislaus. Man kann sich nicht satt sehen, denn es scheint alles zu leben, und man wundert sich nur, daß die, welche sich dort bekämpfen, sich nicht regen und nicht schreien. Aber das kann niemand darstellen, selbst nicht der beste Maler. Einige Zimmer sind ganz vergoldet; die Schemel und Bänke sind mit Perlenstickerei und Goldtuch bedeckt, die Tische von Marmor und Alabaster. Und was für Raritäten, Bestecke und Uhren es dort giebt, welche Tag und Nacht die Zeit angeben, das ist auf keine Kuhhaut zu schreiben. Der König und die Königin gehen in diesen Gemächern umher und freuen sich ihres Reichtums und abends haben sie zu noch größerer Zerstreuung ihr Theater . . ."

„Was ist das, ein Theater?"

„Wie soll ich euch das nur erklären . . . das ist ein Ort, wo Komödie gespielt und geheime italienische Sprünge und Künste getrieben werden. Der Ort ist ein Gemach, so groß wie manche Kirche, ganz mit Säulen umgeben. An einer Seite sitzen diejenigen, welche sich unterhalten wollen, auf der anderen sind die Künste aufgestellt. Diese heben sich und senken sich, andere werden mittelst Schrauben nach verschiedenen Seiten gedreht; bald wird Dunkelheit mit Wolken gezeigt, bald angenehmes Licht, oben das Firmament mit der Sonne oder den Sternen, unten ist zuweilen die fürchterliche Hölle zu sehen . . ."

„O Jesus!" riefen die Pazulnerinnen.

„Mit den Teufeln. Zuweilen das unendliche Meer, darauf Schiffe und Sirenen. Einige Personen lassen sich vom Himmel herab, andere steigen aus der Erde empor."

„Nur die Hölle möchte ich nicht sehen," rief Sonia aus. „Ich wundere mich nur, daß die Menschen bei diesem fürchterlichen Anblick nicht davonlaufen."

„Sie laufen nicht nur nicht davon, sondern klatschen in die Hände vor Freude," antwortete Herr Wolodyjowski, „denn das alles ist nur nachgemacht, nicht wirklich da und verschwindet nicht, wenn man sich bekreuzigt. Das sind keine Vorspiegelungen böser Geister, sondern menschliche Erfindung. Es kommen sogar die Bischöfe und andere Würdenträger mit den Majestäten dort hin, welche nachher, vor dem Schlafengehen, mit dem Könige speisen."

„Was thun sie am Morgen und tagsüber?"

„Das hängt von ihrer Laune ab. Wenn sie früh aufgestanden sind, nehmen sie ein Bad. Es giebt im Schlosse ein Zimmer, welches keinen Fußboden hat, sondern nur eine

zinnerne Vertiefung, die wie Silber glänzt und mit Wasser angefüllt ist."

„Wasser im Gemach? . . . . habt ihr so etwas gehört?"

„So ist es . . . und man kann es verringern oder vermehren, nach Belieben. Man kann auch kaltes oder warmes Wasser in die Vertiefung lassen, denn dort sind Röhren mit Hähnen, welche dieses und jenes zuführen. Dreht man einen Hahn, so strömt so viel Wasser herbei, daß man darin schwimmen kann wie in einem See. Kein König hat ein solches Schloß wie unser allergnädigster Herr, das ist bekannt, denn selbst die auswärtigen Gesandtschaften sagen das, und kein König herrscht über ein so edles Volk. Obgleich es viele herrliche Nationen in der Welt giebt, so hat Gott in seiner Barmherzigkeit die unsrige doch ganz besonders ausgezeichnet."

„Wie glücklich ist unser König!" seufzte Terka.

„Gewiß wäre er glücklich, wenn es keine öffentlichen Streitigkeiten, keine unglücklichen Kriege gäbe, welche die Republik für unsere Sünden und unsere Unverträglichkeit heimsuchen. Das alles lastet auf den Schultern des Königs und oft genug bekommt er wegen unserer Ausschreitungen Vorwürfe vom Landtage zu hören. Was kann er denn aber dafür, daß niemand ihm gehorchen will. Schwere Zeiten sind über unser Vaterland gekommen, so schwere, wie sie noch niemals waren. Selbst die unscheinbarsten Feinde behandeln uns verächtlich, uns, die wir bisher mit dem türkischen Kaiser so glücklich gekämpft haben. So straft Gott den Uebermut. Er sei gepriesen, daß meine Hand schon wieder leichter sich in ihren Bändern bewegt, denn es ist hohe Zeit, zur Verteidigung des Vaterlandes ins Feld zu ziehen. Eine Sünde wäre es, in dieser Bedrängnis zu ruhen."

„Denkt nur nicht an die Abreise, Herr!"

„Das kann nichts helfen. Mir ist so wohl hier unter euch, aber je wohler mir ist, desto schlimmer für mich. Mögen die Weisen im Landtage Rat halten, der Soldat sehnt sich ins Feld. So lange das Leben währt, so lange ruft der Dienst. Gott, welcher die Herzen kennt, lohnt diejenigen am besten, die nicht der Beförderung wegen, sondern aus reiner Hingebung dem Vaterlande dienen und — wie es heißt, werden derer immer weniger, deshalb kam die schwere Zeit über uns."

Die Augen Maryskas wurden feucht, bis sie endlich mit Thränen sich füllten, welche über die rosigen Wangen herabrieselten.

„Ew. Gnaden werden gehen und vergessen und wir hier

werden umkommen. Wer wird uns vor den Ueberfällen der Händelsüchtigen schützen?"

„Ich werde gehen, aber die Dankbarkeit euch bewahren, denn selten findet man so brave Menschen wie in Pazunel! ... Ihr fürchtet noch immer diesen Kmiziz?"

„Gewiß fürchten wir ihn. Die Mütter schrecken ihre Kinder mit seinem Namen, wie mit dem eines Wolfsverschlingers."

„Er kehrt nicht mehr zurück, und wenn er zurückkehrte, würde er nicht mehr jene Ausgelassenen mit sich führen, welche nach dem, was die Leute sagen, schlimmer waren als er. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so guter Soldat so seine Ehre befleckt und sein Vermögen vergeudet hat."

„Und seine Braut."

„Und seine Braut. Man spricht viel Gutes von ihr."

„Die Aermste weint jetzt ganze Tage lang ..."

„Hum!" sagte Herr Wolodyjowski, „sie weint doch wohl nicht dem Kmiziz nach?"

„Wer kann das wissen?" meinte Maryska.

„Um so schlimmer für sie, denn der kehrt nimmer zurück. Der Hetman hat einen Teil der Laudaer Leute entlassen, es giebt hier also Soldaten und wir würden ihn ohne vorhergegangenen Urteilsspruch in Stücke hauen. Er muß das wissen und deshalb seine Nase nicht hierherstecken."

„Die Unsrigen sollen aber bald wieder fort, sie erhielten nur für kurze Zeit Urlaub."

„Eh!" sagte Herr Wolodyjowski, „der Hetman entließ sie, weil kein Geld in der Schatzkammer ist. Es ist zum Verzweifeln! Wenn die Leute am nötigsten sind, müssen sie fortgeschickt werden .... Aber — gute Nacht, Mamsells, es ist Zeit zur Ruhe. Und möge euch Herr Kmiziz mit dem Feuerschwert auch im Traume fern bleiben ...."

Indem er das sagte, stand Herr Wolodyjowski auf und schickte sich zum Fortgehen an. Kaum hatte er aber den ersten Schritt zum Alkoven hin gethan, als plötzlich Lärmen im Flur entstand und eine Stimme hinter der Thür gräßlich zu schreien anfing:

„He da! um Gottes Barmherzigkeit, öffnet, schnell, schnell!..."

Die Mädchen erschraken heftig, Herr Wolodyjowski sprang zum Alkoven nach dem Säbel, aber er war noch nicht zurück, als schon Terka die Thür geöffnet hatte und ein unbekannter Mensch hereinstürmte und dem eben eintretenden Ritter zu Füßen fiel.

„Rettung, gnädigster Obrist! Das Fräulein ist geraubt!"
„Welches Fräulein?"
„In Wodockt . . ."
„Kmiziz!" rief Herr Wolodyjowski.
„Kmiziz!" schrieen die Mädchen.
„Kmiziz!" wiederholte der Bote.
„Wer bist du?" fragte Wolodyjowski.
„Der Vogt aus Wodockt."
„Wir kennen ihn!" sagte Terka, „er brachte uns Theriak für Ew. Gnaden."

Jetzt kroch ganz verschlafen der alte Gaschtowt hinter dem Ofen hervor und in der Thür erschienen die zwei Diener des Herrn Wolodyjowski, welche der Lärm herbeigelockt hatte.

„Sattelt die Pferde!" befahl Herr Wolodyjowski. „Der eine von euch reitet zu den Butryms, der andere bringt mir mein Pferd."

„Bei den Butryms war ich schon," sagte der Vogt, „ich hatte dorthin am nächsten. Sie schickten mich hierher."

„Wann wurde das Fräulein geraubt?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Eben jetzt . . . Sie streiten sich noch mit dem Gesinde herum . . . ich sprang aufs Pferd."

Der alte Gaschtowt rieb sich die Augen.

„Was, das Fräulein geraubt?"

„So ist es!" . . . „Kmiziz hat sie geraubt!" sagte Herr Wolodyjowski, „wir eilen zu Hilfe!"

Indem er das sagte, wandte er sich dem Boten zu:

„Eile zu den Domaschewitsch," sagte er, „sie sollen mit Büchsen kommen."

„Und ihr Ziegen!" schrie plötzlich der Alte die Töchter an. „Auf! Laufet ins Dorf, sie sollen die Säbel ziehen! Das Fräulein hat Kmiziz geraubt? wie? . . . Gott verzeih'! Der Mörder, Händelmacher . . . wie?"

„Gehen auch wir die Leute wecken," sagte Wolodyjowski. „Es geht dann schneller. Kommt! Ich höre, die Pferde sind da."

Einen Augenblick darauf saßen sie zu Pferde, mit ihnen die Reitknechte, Ogarek und Syrutsch. Alle eilten den Weg zwischen den Hecken der Stellenbesitzer dahin, an Thüren und Fenster schlagend und schreiend:

„Zum Säbel! Zum Säbel! Das Fräulein in Wodockt ist geraubt, Kmiziz ist hier!"

Infolge dieses Rufes stürzte, wer laufen konnte, aus den

Hütten, um zu sehen, was geschehe, und nach Kenntnisnahme dessen, was passiert war, sich selbst den Schreienden anzuschließen:

„Kmiziz ist in der Gegend! Das Fräulein geraubt!"

So schreiend stürmte ein jeder zum Stall, das Pferd zu satteln, oder in das Haus, im Dunkeln das Schwert an der Wand zu ertasten. Immer mehr Stimmen wiederholten:

„Kmiziz ist hier!"

Es wurde lebendig in den Stellen, Lichter leuchteten auf, das Weinen der Weiber wurde hörbar, und das Gebell der Hunde. Endlich sprengte der Kleinadel hinaus, den Weg lang, teils zu Pferde, teils zu Fuß. Ueber den Köpfen blitzten im Schatten die Säbel, die Piken, die Wurfspieße, ja sogar eiserne Gabeln.

Herr Wolodyjowski überblickte diese Schar. Bald sendete er mehrere nach verschiedenen Richtungen aus, er selbst marschierte mit den übrigen vorwärts.

An der Spitze zogen die Berittenen, die Fußgänger folgten. Alle wanderten nach Wolmontowitsch zu, um sich den Butryms anzuschließen. Es war zehn Uhr abends, die Nacht hell, obgleich der Mond noch nicht aufgegangen war. Diejenigen, welche der Großhetman eben beurlaubt hatte, schlossen sich in Reihe und Glied, andere, besonders die zu Fuß, gingen weniger geordnet, mit den Waffen klirrend, laut plaudernd und gähnend und zuweilen den Kmiziz verfluchend, welcher sie der süßen Ruhe beraubte. So erreichten sie Wolmontowitsch, wo ihnen bereits eine bewaffnete Schar entgegenkam.

„Halt! Werda!" riefen von dort aus einige Stimmen.

„Die Gaschtowts!"

„Wir sind die Butryms. Die Domaschewitsch sind auch schon hier."

„Wer kommandiert euch? fragte Herr Wolodyjowski.

„Jozwa Ohnefuß, zu dienen, Herr Obrist."

„Habt ihr Nachrichten?"

„Er hat sie nach Lubitsch entführt. Sie durchwateten die Sümpfe, um nicht nach Wolmontowitsch zu kommen."

„Nach Lubitsch?" fragte verwundert Herr Wolodyjowski. „Gedenkt er sich etwa dort zu verteidigen? Lubitsch ist doch keine Veste."

„Er pocht ersichtlich auf seine Kraft. Es sind an zweihundert Leute bei ihm. Gewiß will er auch seine Reichtümer von Lubitsch mitnehmen; sie haben Wagen mit und eine Menge

Handpferde. Er mag nichts von unserer Rückkehr vom Heere gehört haben, denn er treibt es dreist."

„Das ist gut für uns," sagte Herr Wolodyjowski. „So entkommt er uns nicht. Wie viel Büchsen habt ihr?"

„Bei uns Butryms sind etwa dreißig, bei den Domaschewitsch zweimal so viel."

„Gut! Fünfzig von euren Leuten mit Büchsen mögen unter eurer Obhut den Uebergang durch die Sümpfe besetzen — schnell! Der Rest geht mit mir. Haltet die Aexte bereit!"

„Zu Befehl!"

Es entstand eine Bewegung; die kleine Abteilung unter Jozwa Ohnefuß trabte den Sümpfen zu.

Unterdeß kehrten einige der Butryms zurück, welche vorher ausgeschickt waren.

„Wo sind die Gostschiewitsch?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Ah! das seid ihr, Herr Obrist! Gelobt sei Gott!" riefen die Neuangekommenen. „Die Gostschiewitsch sind in der Nähe — man hört sie schon im Walde. Ew. Gnaden wissen, daß er sie nach Lubitsch gebracht hat?"

„Ich weiß. Er wird nicht weit mit ihr kommen."

In der That hatte Kmiziz bei seiner dreisten That einen Umstand nicht in Betracht gezogen. Er wußte nicht, daß ein bedeutender Teil des Kleinadels vom Heere nach Hause zurückgekommen war, und glaubte die Stellen öde und verlassen wie zur Zeit seiner ersten Anwesenheit in Lubitsch. Nun waren aber, die Gostschiewitsch mitgerechnet, ohne die Stajkanows, welche nicht pünktlich zur Stelle sein konnten, an dreihundert kriegsgeübte Säbel unter Herrn Wolodyjowski versammelt.

Immer mehr Menschen kamen in Wolmontowitsch zusammen. Endlich waren auch die Gostschiewitsch da und Herr Wolodyjowski ordnete seine Abteilung. Das Herz lachte ihm beim Anblick dieser Männer, welche mit Leichtigkeit seinen Anordnungen folgen konnten. Man sah auf den ersten Blick, daß dies Soldaten seien, nicht ungeschickte Bauern. Herr Wolodyjowski freute sich, daß er sie bald vorwärts führen werde.

Sie sprengten also nach Lubitsch durch denselben Wald, durch welchen Kmiziz einst gejagt war. Es war schon gut um Mitternacht. Der Mond war voll aufgegangen und beleuchtete den Wald, den Weg und die darauf hinziehenden Krieger, brach sich blaß an den Schneiden der Piken und den blitzenden Säbeln. Die Männer unterhielten sich leise über das Ereignis, welches sie aus den Federn getrieben.

„Es sind verschiedene Menschen hier herumgestreift," sagte einer der Domaschewitsch, „wir glaubten, es seien Deserteure, es waren also Spione."

„Und fast täglich kamen fremde Bettler nach Wodockt, sie bettelten scheinbar," entgegnete ein anderer.

„Was sind das für Soldaten, die bei Kmiziz sind?"

„Das Gesinde in Wodockt sagt, es seien Kosaken. Gewiß hat Kmiziz sich mit Chowanski und Soltarenka verständigt. Bisher war er nur ein Mordbrenner, jetzt ist er ein Verräter."

„Wie hätte er aber die Kosaken bis hierher bringen können?"

„Eine so große Abteilung ist nicht so leicht durchzubringen. Jede erste beste Fahne der Unsrigen hätte ihn aufgehalten."

„Erstens konnte er durch die Wälder gehen, zweitens treiben sich genug Herren mit ihren Hofkosaken umher. Wer konnte sie und den Feind unterscheiden? Gewiß gaben sie sich auf Befragen für Hofbedienstete aus."

„O, er wird sich wehren," sagte einer der Gostschiewitsch, „denn er ist ein tapferer und resoluter Mensch, aber unser Obrist wird sich zu raten wissen."

„Die Butryms haben sich auch verschworen, daß er ihnen nicht entgehen soll, und wenn sie alle über Haufen fallen sollten. Sie haben es besonders auf ihn abgesehen!"

„Bah! und wenn wir ihn totschlagen, an wem werden sie ihre Niederlage rächen? Es wäre besser, ihn lebendig zu fangen und der Gerechtigkeit auszuliefern."

„Daran ist jetzt nicht zu denken, wo alle den Verstand verloren haben. Ist euch denn nicht bekannt, was die Leute sagen, daß auch die Schweden uns mit Krieg bedrohen?"

„Gott bewahre uns! Die russische Gewalt und Chmielnizki! Es fehlen nur noch die Schweden, um der Republik den Garaus zu machen."

In diesem Augenblick wandte sich der vorausreitende Herr Wolodyjowski zurück und sagte:

„Stille dort!"

Die Männer schwiegen, denn Lubitsch kam in Sicht. Nach einer Viertelstunde waren sie auf ein Gewände Entfernung dem Schlosse nahegeschlichen. Alle Fenster waren erleuchtet, das Licht fiel bis auf den Hof, auf welchem allerhand bewaffnete Menschen und Pferde sich befanden. Nirgends fanden sich Wachen, nirgends ein Zeichen der Vorsicht; man sah, Herr Kmiziz vertraute allzu sehr seiner Macht. Als sie noch

näher kamen, erkannte Herr Wolodyjowski auf den ersten Blick Kosaken, mit denen er so viel zu Lebzeiten des großen Jeremias und später unter Radziwill gekämpft hatte. Er brummte vor sich hin:

„Wenn das fremde Kosaken sind, so hat dieser Raufbold alles Maß überschritten!"

Er blickte genauer um sich, nachdem er der ganzen Abteilung Halt geboten. Im Hofe war ungeheures Leben. Die einen leuchteten mit Fackeln, andere liefen nach verschiedenen Seiten, in das Haus und wieder zurück, trugen Sachen heraus, packten sie auf die Wagen. Wieder andere führten Pferde und Vieh aus den Ställen; überall, von allen Seiten tönten Rufe, Befehle und Geschrei durcheinander. Der Glanz der Fackeln beleuchtete ein Bild, welches aussah wie der Johannisumzug eines Pächters, der von einer Pacht auf eine neue Besitzung geht.

Krystof Domaschewitsch, der Aelteste der Domaschewitsche, schlich sich an den Herrn Wolodyjowski heran.

„Ew. Gnaden!" sagte er, „sie wollen ganz Lubitsch auf die Wagen packen."

„Aber sie werden sie nicht fortfahren," entgegnete Herr Wolodyjowski, „nicht nur die Wagen nicht, sondern auch das eigene Fell nicht. Ich erkenne jedoch Kmiziz, den erfahrenen Soldaten, nicht wieder; er hat keine einzige Wache ausgestellt!"

„Weil er sich sicher fühlt. Mir scheint, es sind über dreihundert Leute bei ihm. Wären wir nicht zufällig beurlaubt, er hätte am hellen Tage die Wagen durch die Stellen hindurchfahren können."

„Gut!" sagte Herr Wolodyjowski. „Nicht wahr, es führt nur dieser eine Weg zum Hofe?"

„Nur dieser. Nach hinten zu liegen Teiche und Sümpfe."

„Das ist gut! Absitzen!"

Dem Befehl gehorsam waren die Adligen gleich aus dem Sattel, hatten sich bald darauf zu einer langen Linie formiert und fingen an, das ganze Gehöft zu umzingeln.

Herr Wolodyjowski rückte mit der Hauptabteilung gerade auf den Eingang vor.

„Wartet auf das Kommando!" rief er leise. „Schießt nicht vorher!"

Nur wenige Schritte trennten sie noch vom Thor, als sie endlich vom Hofe her wahrgenommen wurden. Mehrere Männer kamen gleichzeitig an die Zäune, bückten sich über dieselben, in-

dem sie angestrengt in das Dunkel blickten, und drohende Stimmen fingen an zu rufen:

„He, wer seid ihr?"

„Halt!" rief Herr Wolodyjowski, „Feuer!"

Aus allen Büchsen, welche die Adligen besaßen, blitzte es auf; aber noch war das Echo des Knalls nicht verhallt, als schon wieder die Stimme des Herrn Wolodyjowski ertönte:

„Im Laufschritt!"

„Schlagt! schlagt tot!" erwiderten die Laudaer und stürmten vorwärts wie ein Wolkenbruch.

Die Kosaken erwiderten die Schüsse, hatten aber nicht Zeit, von neuem zu laden. Eine Menge Adliger stürmte zum Thor herein, welches sogleich unter dem Druck der Drängenden zusammenbrach. Der Kampf begann im Hofe, mitten zwischen Wagen, Pferden und Gepäck. Zuerst drangen die mutigen Butryms vor, welche im Handgemenge von grausamer Stärke und die erbittertsten Feinde des Herrn Kmiziz waren. Sie stürmten vorwärts wie eine Heerde Wolfshunde, die durch eine junge Schonung jagt, alles niedertretend, brechend, vernichtend in blinder Wut; dicht hinter ihnen die Domaschewitsch und Gostschiewitsch.

Die Leute des Herrn Kmiziz wehrten sich tapfer hinter den Wagen und Gepäckstücken. Jetzt kamen auch Schüsse aus allen Fenstern des Hauses und vom Dache, aber vereinzelt, denn die niedergetretenen Fackeln erloschen, man konnte schwer Freund und Feind unterscheiden. Nach einer Weile waren die Kosaken vom Hofe in das Haus und die Ställe gedrängt. Rufe um Barmherzigkeit wurden laut. Die Laudaer triumphierten.

Aber sobald sie allein auf dem Hofe zurückblieben, wurden die Schüsse vom Wohnhause her zahlreicher. Alle Fenster strotzten von Büchsenläufen und ein Kugelregen fiel auf den Hof.

„An die Mauern, an die Thüren!" rief Herr Wolodyjowski.

Thatsächlich konnten die Schüsse aus den Fenstern und vom Dache dicht unter den Mauern keinen Schaden anrichten. Immerhin war die Situation der Belagerer schwierig. Von einem Sturm auf die Fenster konnte keine Rede sein, dort hätten sie das Feuer direkt in das Gesicht bekommen. Herr Wolodyjowski befahl also, die Thüren einzuschlagen.

Aber auch das war nicht leicht, denn diese waren mit einem Vorlegeeisen, aus kreuzweise übereinandergelegten Querbalken hergestellt, versehen und mit riesengroßen Nägeln beschlagen, an deren mächtigen Köpfen sich die Aexte abstumpften, ohne das

Holz zu treffen. Die stärksten Männer stemmten von Zeit zu Zeit ihre Schultern dagegen, aber umsonst. Die Thüren alle hatten auch von innen eiserne Vorlegestäbe und waren zum Ueberfluß noch mit Stangen verrammelt. Die Butryms hieben wie toll darauf los. Die Küchenthür und die Speicherthür stürmten die Domaschewitsche und Gostschiewitsche.

Nach einer Stunde vergeblicher Mühe lösten sich die Männer mit den Aexten ab. Einige Querbalken waren herausgehauen, an ihrer Stelle erschienen Büchsenläufe. Wieder knallten Schüsse. Zwei von den Butryms stürzten mit durchschossener Brust zu Boden. Die anderen hieben, statt dadurch verwirrt zu werden, desto verbissener drein.

Auf Befehl des Herrn Wolodyjowski verstopfte man die Oeffnungen mit den Kapuzen. Eben ertönte ein neues Kriegsgeschrei vom Wege her. Die Stajkanows eilten ihren Brüdern zu Hilfe, hinter ihnen, dicht auf dem Fuße, folgten die bewaffneten Bauern aus Wodockt.

Die Ankunft dieser Hilfstruppen wirkte ersichtlich beängstigend auf die Belagerten, denn bald darauf ertönte eine Donnerstimme hinter der Thür:

„Halt da! Laßt die Aexte ruhen! Hört! . . . Stille doch, bei hundert Teufeln! . . . Verständigen wir uns!“

Wolodyjowski befahl, innezuhalten, und fragte:

„Wer spricht dort?“

„Der Fahnenträger von Orschan, Kmiziz!“ lautete die Antwort. „Mit wem habe ich es zu thun?“

„Mit dem Obristen Michael Georg Wolodyjowski.“

„Seid mir gegrüßt!“ lautete die Antwort.

„Wir haben keine Zeit, Begrüßungen auszutauschen . . . Was wollt ihr?“

„Es käme mir zu, zu fragen, was ihr wollt. Ihr kennt mich nicht, ich kenne euch nicht . . . weshalb überfallt ihr mich?“

„Verräter!“ rief Wolodyjowski. „Mit mir sind sämtliche Männer der Lauda, welche aus dem Kriege heimgekehrt sind, und diese wollen abrechnen mit euch wegen des Mordes, des unschuldig vergossenen Blutes und wegen dieses Fräuleins, welches ihr jetzt geraubt habt! Wißt ihr, was das heißt, ein Mädchenraub? Ihr müßt das mit eurem Halse büßen?“

Eine Pause trat ein.

„Ihr würdet mich nicht zum zweiten Male Verräter nennen,“ begann Kmiziz wieder, „wenn diese Thür uns nicht trennte.“

„So öffnet sie . . . ich wehre es euch nicht!“

„Vorher soll noch mancher laudaische Hund die Beine strecken. Lebendig bekommt ihr mich nicht.“

„So wollen wir euren Leichnam an den Haaren herausziehen. Es ist uns alles einerlei!“

„Hört einmal zu, Herr, und merkt euch gut, was ich sage. Wenn ihr nicht von uns absteht, so habe ich hier noch ein Fäßchen Pulver und eine glimmende Lunte. Ich sprenge das Haus, mich selbst und alles, was im Hause ist, in die Luft, so wahr mir Gott helfe! Nun holt mich!“

Jetzt dauerte die Pause etwas länger. Herr Wolodyjowski suchte vergeblich nach einer Antwort. Die Adeligen sahen einander erschreckt an. Es lag so viel wilde Entschlossenheit in den Worten Kmiziz', daß alle an die Drohung glaubten. Der ganze Sieg konnte mit einem Pulverkorn in die Luft fliegen, das Fräulein Billewitsch auf ewig verloren gehen.

„Bei Gott!“ brummte einer der Butryms, „er ist ein wahnwitziger Mensch! Er ist im Stande, das zu thun!“

Plötzlich kam dem Herrn Wolodyjowski, wie ihm selbst schien, ein guter Gedanke.

„Es giebt ein anderes Mittel, die Sache auszugleichen!“ rief er. „Kommt heraus, Verräter, wir beide wollen unsere Säbel an uns versuchen. Besiegt ihr mich, so habt ihr freien Abzug.“

Eine Zeit lang kam keine Antwort. Die Herzen der Laudaer schlugen unruhig.

„Auf Säbel also?“ fragte endlich Kmiziz. „Das kann geschehen.“

„Das wird geschehen, wenn euch nicht vorher das Kanonenfieber befällt.“

„Auf Ehrenwort, habe ich freien Abzug?“

„Auf Ehrenwort!“

„Das darf nicht geschehen!“ schrieen einige unter den Butryms.

„Still dort, bei hundert Teufeln!“ fuhr Herr Wolodyjowski sie an. „Wenn nicht, so mag er sich und euch dazu in die Luft sprengen.“

Die Butryms verstummten; nach einer Weile sagte einer von ihnen:

„Sei es, wie Ew. Gnaden wollen . . . .“

„Was giebt es?“ fragte Kmiziz spöttisch. „Willigen die Grauröcke ein?“

„Sie schwören auf ihre Schwerter, wenn ihr es verlangt."

„So mögen sie schwören."

„Hierher! Zu Haufen!" rief Herr Wolodyjowski dem Kleinadel zu, welcher, an die Mauer lehnend, das ganze Haus umgab.

Im Augenblick waren alle vor der Hauptthür versammelt; bald war die Kunde, daß Kmiziz sich in die Luft sprengen wolle, allgemein bekannt gemacht. Wie in Stein verwandelt standen alle die Männer vor Grausen. Unterdeß tönte Herrn Wolodyjowskis erhobene Stimme durch die Grabesstille:

„Euch alle anwesende Adelige nehme ich zu Zeugen, daß ich Herrn Kmiziz, Fahnenträger von Orschan, zum Zweikampfe fordere und ihm verspreche, daß, wenn er mich schlägt, er von euch unbehindert freien Abzug erhält. Das sollt ihr, die Hand am Säbelgriff, ihm schwören, bei dem höchsten Gotte und dem heiligen Kreuze."

„Wartet einmal!" rief Kmiziz, „freien Abzug samt allen meinen Leuten und unter Mitnahme des Fräuleins."

„Das Fräulein bleibt hier!" entgegnete Herr Wolodyjowski, „die Leute bleiben die Gefangenen des Adels."

„Das kann nicht sein."

„So sprengt euch in die Luft! Das Fräulein haben wir schon verschmerzt, und was die Leute betrifft, so fragt sie, was sie vorziehen . . ."

Wieder trat Schweigen ein.

„Sei es denn!" sagte nach einer Weile Kmiziz. „Nehme ich sie heute nicht mit, so hole ich sie nach einem Monat. Ihr könnt sie nicht unter die Erde verbergen! Schwört!"

„Schwört!" wiederholte Herr Wolodyjowski.

„Wir schwören beim höchsten Gotte und dem heiligen Kreuz. Amen!"

„Nun kommt, kommt heraus!" sagte Herr Wolodyjowski. „Habt ihr so große Eile ins Jenseits?"

„Schon gut, nur macht schnell!"

Die eisernen Stäbe, welche die Thür von innen hielten, begannen zu klirren.

Herr Wolodyjowski mit dem Adel trat zurück, um Platz zu schaffen. Bald wurde die Thür geöffnet; in ihrem Rahmen erschien Herr Andreas, hoch und schlank wie eine Pappel. Es dämmerte schon und die ersten Streiflichter des beginnenden Tages fielen auf sein stolzes, ritterliches und junges Gesicht. Dreisten Auges blickte er auf die Schar Adeliger und sagte:

„Ich vertraute euch . . . Gott weiß, ob ich Recht gethan damit, aber das ist Nebensache! . . . Wer von euch ist Herr Wolodyjowski?"

Der kleine Obrist trat vor.

„Ich bin es!" antwortete er.

„Oho! Ihr seht nicht wie ein Riese aus," sagte Kmiziz, den kleingewachsenen Ritter betrachtend. „Ich erwartete, eine ansehnlichere Figur zu finden, obgleich ich bekennen muß, daß ihr ein erfahrener Soldat zu sein scheint."

„Ich kann von euch das Gleiche nicht behaupten, denn ihr versäumtet, Wachen auszustellen. Wenn ihr den Säbel nicht besser zu führen versteht als das Kommando, so werde ich leichte Arbeit haben."

„Wo stellen wir uns auf?" fragte Kmiziz lebhaft.

„Hier . . ., der Hof ist eben wie ein Tisch."

„Einverstanden! Bereitet euch zum Tode!"

„So sicher fühlt ihr euch?"

„Man sieht, daß ihr noch nicht im Orschanschen waret, da ihr daran zweifelt. Ich fühle mich nicht nur sicher, sondern bedaure euch herzlich, da ich von euch immer nur als von einem tapferen Soldaten gehört habe. Deshalb sage ich zum letztenmal: laßt mich! Wir kennen uns nicht, weshalb sollen wir uns die Wege verlegen, weshalb verfolgt ihr mich? Das Mädchen gehört mir laut Testament, ebenso das Gut, und Gott ist mein Zeuge, daß ich nur das Meinige fordere. Es ist wahr, daß ich die Adeligen in Wolmontowitsch ausgehauen habe; aber Gott allein mag richten, wer hier zuerst Böses that. Ob meine Offiziere Taugenichtse waren oder nicht, das ist Nebensache, genug, sie haben hier niemandem etwas Böses zugefügt; dennoch hat man sie allesamt erschlagen wie Hunde, dafür, daß sie im Wirtshause mit den Mädchen tanzen wollten. So mußte Blut um Blut fließen. Dann hat man mir auch meine Soldaten erschlagen. Bei den Wunden Jesu schwöre ich, daß ich ohne jegliche böse Absicht in diese Gegend kam, wie aber hat man mich empfangen? . . . Aber Bosheit ist mit Bosheit gezahlt. . . . Es sei genug! Ich will das Meinige thun, den Schaden ersetzen, nachbarlich. Lieber will ich es so, als anders . . .!"

„Was sind das für Mannschaften, die mit euch gekommen, woher habt ihr sie genommen?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Woher ich sie nahm, mag euch nicht kümmern. Nicht gegen das Vaterland habe ich sie geworben, sondern um meine Privatangelegenheiten zu ordnen."

„So also seid ihr? . . . Also um Privatangelegenheiten halber verbindet ihr euch mit dem Feinde? Und womit gedenkt ihr ihm diesen Dienst zu zahlen, wenn nicht mit Verrat? . . . Nein, Brüderchen, ich würde euch nicht daran hindern, Verhandlungen mit diesen Adligen zu beginnen, aber den Feind zu Hilfe zu rufen, das ist doch eine andere Sache. Ihr macht mir keinen Wind vor. Macht euch nur bereit oder ich behaupte, ihr seid ein Hasenfuß, obgleich ihr euch für den Meister der Fechtkunst im Orschanschen ausgebt."

„Ihr wollt es!" sagte Kmiziz, sich in Kampfpositur stellend.

Aber Herr Wolodyjowski hatte es nicht eilig, den Säbel zu ziehen; er besah erst ringsum das Firmament. Der Morgen graute eben. Im Osten zog eben der erste leuchtend gelbe Streifen herauf, wie ein Lichtband; auf dem Hofe dagegen war es noch dunkel und namentlich vor dem Hause lagen noch tiefe Schatten.

„Der Tag fängt gut an," sagte Herr Wolodyjowski, „aber die Sonne geht noch so bald nicht auf. Vielleicht wünscht ihr, daß man uns leuchtet."

„Das ist mir einerlei."

„Meine Herren!" rief Herr Wolodyjowski, sich zu seinen Gefährten wendend, „springt doch nach Strohwischen und Kien, damit es heller werde zu diesem Orschaner Tanz."

Die Adligen, welchen der scherzhafte Ton des jungen Obristen Mut eingeflößt hatte, liefen eilig nach der Küche. Einige sammelten die während des Gefechts ausgetretenen Fackeln und in kurzer Zeit leuchteten nahezu fünfzig Lichter durch die Morgendämmerung. Herr Wolodyjowski wies sie Herrn Kmiziz mit dem Säbel.

„Seht, der leibhaftige Leichenzug!"

Und Kmiziz entgegnete sofort:

„Es giebt einen Obristen zu beerdigen, da darf es an Pomp nicht fehlen!"

„Ein grausamer Drache seid ihr!"

Unterdeß hatten die Adligen einen Kreis um die Ritter gezogen. Alle hielten die Lichter hoch und hinter ihnen plazierten sich die Neugierigen und Unruhigen. Mitten drinnen maßen sich die Gegner mit den Augen. Unheimliche Stille umfing alles, nur kleine Feuerfunken fielen knisternd zu Boden. Herr Wolodyjowski war vergnügt wie ein Stieglitz am heiteren Morgen.

„Legt aus!" sagte Kmiziz.

Das erste Klirren tönte in den Herzen aller Zuschauer wieder. Herr Wolodyjowski holte nachlässig aus, Herr Kmiziz parierte den Schlag, gab den Hieb zurück, welchen nun Herr Wolodyjowski parierte. Das rasselnde Klirren wurde immer schneller hörbar. Alle hielten den Atem an. Kmiziz machte wütende Ausfälle, Herr Wolodyjowski dagegen stand still, den linken Arm über den Rücken gelegt, und bewegte sich nur nachlässig, fast unmerklich. Es sah aus, als wollte er sich nur decken und gleichzeitig den Gegner schonen — zuweilen trat er einen kleinen Schritt zurück, zuweilen vor, ersichtlich bemühte er sich, die Fertigkeit des Gegners zu prüfen. Jener erhitzte sich, dieser blieb kühl, wie der Meister, der den Schüler prüft, und immer kühler. Endlich begann er zum großen Erstaunen der Umstehenden zu sprechen:

„Wir wollen plaudern," sagte er, „und uns damit Kurzweil schaffen ... Aha! Das also ist Orschaner Methode? ... Man merkt, daß ihr dort selbst eure Erbsen dreschen müßt, denn ihr schlagt zu wie mit dem Dreschflegel. Ihr macht euch ja ganz marode. Seid ihr denn wirklich der beste Schläger dort? Dieser Hieb ist nur bei den Knechten des Tribunals gebräuchlich ... Dieser in Kurland ... er genügt, einen Hund sich vom Leibe zu halten. Achtet auf die Spitze eures Säbels, Herr ... beugt die Faust nicht so, denn seht, was geschieht ... Hebt auf!"

Die letzten Worte sprach Herr Wolodyjowski mit Nachdruck; gleichzeitig beschrieb er einen Halbkreis, zog die Faust mit dem Säbel an sich, und ehe noch die Zuschauenden begriffen, was das „Hebt auf" bedeuten solle, flog schon der Säbel des Herrn Kmiziz wie eine ausgefädelte Nähnadel über Herrn Wolodyjowskis Kopf hinweg und fiel hinter ihm nieder. Er aber sagte:

„Das heißt man: den Säbel ausschulen."

Kmiziz stand bleich, mit irren Blicken, schwankend; ebenso verwundert sah der Laudasche Adel drein. Der kleine Obrist aber trat seitwärts, und auf den am Boden liegenden Stahl deutend, wiederholte er:

„Hebt ihn auf!"

Einen Augenblick schien es, als wollte Kmiziz sich mit bloßen Händen auf den Gegner werfen. Schon war er zum Sprunge bereit, schon hielt Herr Wolodyjowski mit an die Brust gedrückter Faust ihm die Spitze des Säbels entgegen,

aber Herr Kmiziz stürzte nach seinem Säbel und sprang mit diesem wieder dem furchtbaren Gegner entgegen.

Lautes Geräusch erhob sich im Kreise der Schauenden, der Kreis verengerte sich immer mehr, hinter ihm bildete sich ein zweiter und dritter. Die Kosaken des Herrn Kmiziz steckten ihre Köpfe zwischen den Schultern der Adligen hindurch, als hätten sie stets in bestem Einvernehmen gelebt. Wider Willen entrissen sich Kampfeszurufe ihren Lippen, zuweilen auch erschallte ein unbändiges, nervöses Gelächter, alle erkannten den Meister der Meister. Dieser aber spielte grausam, wie die Katze mit der Maus, und schwang scheinbar den Säbel immer nachlässiger. Die linke Hand hatte er hinter dem Rücken fortgenommen und in die Hosentasche gesteckt. Kmiziz schäumte, ächzte, endlich stieß er heisere Worte zwischen den Zähnen hervor:

„Macht ein Ende, spart die Schande! . . .“

„Gut!“ sagte Wolodyjowski.

Ein kurzes Sausen wurde hörbar, ein gräßlicher, gedämpfter Schrei darauf, und gleichzeitig breitete Kmiziz die Arme aus, der Säbel fiel ihm aus der Hand und er stürzte auf das Antlitz vor die Füße des Obristen.

„Er lebt!“ sagte Wolodyjowski, „er fiel nicht rücklings.“

Und indem er einen Zipfel vom Rocke des Herrn Kmiziz faßte, wischte er seinen Säbel damit ab.

Ein Gebrause erhob sich unter den Adligen und immer deutlicher lösten sich aus demselben einzelne Rufe:

„Schlagt den Verräter vollends tot! Erschlagt ihn! Haut ihn in Stücke!“

Und einige der Butryms liefen mit gezogenen Säbeln herbei. Plötzlich geschah etwas Wunderbares. Man hätte meinen sollen, der kleine Herr Wolodyjowski wachse zusehends. Der Säbel des ihm zunächst stehenden Butrym flog aus der Hand desselben, ähnlich demjenigen des Herrn Kmiziz, als hätte ein Sturmwind ihn weggefegt. Herr Wolodyjowski aber schrie mit blitzenden Augen:

„Weg da! . . . Weg da! . . . Jetzt ist er mein, nicht euer . . . Fort!“

Alles schwieg, den Zorn dieses Mannes fürchtend. Er aber fuhr fort:

„Eine Schlächterei kann ich hier nicht brauchen! . . . Ihr, die ihr von Adel seid, müßtet doch Kavalierbrauch verstehen und wissen, daß man Verwundete nicht erschlägt. Das

thut man selbst dem Feinde nicht, geschweige denn dem im Zweikampfe besiegten Gegner."

„Er ist ein Verräter!" brummte einer der Butryms, „den muß man erschlagen."

„Wenn er ein Verräter ist, dann muß er dem Hetman ausgeliefert werden, damit er, ein Beispiel für andere, seine Strafe erdulde. Uebrigens, ich sagte euch schon: er gehört mir! Wird er gesund, so dürft ihr eure Schadloshaltung bei den Gerichten nachsuchen und dort dürfte auch der Lebende besseren Ersatz bieten können als der Tote. Wer kann einen Verband anlegen?"

„Kschych Domaschewitsch. Er versieht seit langem alle in der Lauda."

„Er soll ihn gleich verbinden, dann auf ein Lager betten, und ich werde gehen, dieses unglückselige Mädchen zu trösten."

Indem er das sagte, schob Herr Wolodyjowski seinen kleinen Säbel in die Scheide und schritt durch die zertrümmerte Thür in das Haus. Die Adligen fingen nun die Leute des Herrn Kmiziz, welche von jetzt ab den Acker der Stellenbesitzer pflügen sollten, ein, und banden sie mit den Säbelschnüren. Sie ergaben sich alle widerstandslos, nur einige, welche aus den hinteren Fenstern des Hauses nach den Teichen entfliehen wollten, wurden dort von den wartenden Stajkanows aufgefangen. Gleichzeitig beraubten die Adligen die Wagen, auf denen sich reiche Beute fand; einige rieten auch, das Haus zu plündern, aber man fürchtete Herrn Wolodyjowski, und die Gegenwart des Fräuleins hielt selbst die Dreistesten zurück. Ihre Gefallenen, unter denen sich drei derer von Butrym und zwei von den Domaschewitsch befanden, legten die Adligen auf die Wagen, um ihnen ein christliches Begräbnis auszurichten; für die erschlagenen Feinde ließen sie ein Grab hinter dem Garten graben.

Herr Wolodyjowski durchsuchte nach dem Fräulein das ganze Haus und fand sie endlich in der Schatzkammer, in einer Ecke des Hauses gelegen, zu welcher eine kleine, schwere Thür aus dem Schlafzimmer führte. Sie war ein kleines, im Quadrat gebautes Gemach mit schmalen, dicht vergitterten Fenstern und von so dickem Mauerwerk, daß Herr Wolodyjowski sofort erkannte, daß für den Fall, Kmiziz hätte sein Vorhaben ausgeführt, dieses Gemach vom Pulver verschont geblieben wäre. Das gab ihm eine bessere Meinung von Kmiziz. Das Fräulein saß auf einem Kasten nahe der Thür.

Sie hielt den Kopf gesenkt, das Gesicht war fast ganz von dem herabhängenden Haar verdeckt und sie erhob ihn auch nicht, als sie die Schritte des eintretenden Ritters vernahm. Sie glaubte sicher, es sei Kmiziz selbst oder einer seiner Leute. Herr Wolodyjowski blieb in der Thür stehen, nahm die Mütze ab, hüstelte ein um das andere Mal, und als er sah, daß das nichts nutzte, sagte er:

„Gnädiges Fräulein, ihr seid frei!“

Da blickten unter dem wirren Haare hervor zwei himmelblaue Augen auf den Ritter, dann tauchte aus demselben ein schönes, bleiches Gesicht, welches jedoch ganz verstört aussah. Herr Wolodyjowski erwartete Danksagungen, einen Ausbruch der Freude. Aber unbeweglich, mit irrem Blick, saß das Fräulein da und der Ritter sprach daher wieder:

„Kommt zu euch, gnädiges Fräulein. Gott wachte über der Unschuld . . . Ihr seid frei und könnt nach Wodockt zurückkehren.“

Diesmal lag in ihrem Blick etwas mehr Verständnis. Sie stand auf, schüttelte das Haar aus dem Gesicht und fragte:

„Wer seid ihr?“

„Michael Wolodyjowski, Dragoner-Obrist des Wojewoden von Wilna.“

„Ich hörte einen Kampf, Schüsse . . . Sprecht, Herr!“

„So ist es. Wir kamen zu eurer Rettung.“

Jetzt kam das Fräulein Billewitsch völlig zur Besinnung.

„Ich danke euch, Herr!“ sagte sie eilig mit leiser Stimme, durch welche eine tötliche Unruhe herausklang. „Und was geschah mit jenem? . . .“

„Mit Kmiziz? Fürchtet nichts, gnädiges Fräulein, er liegt entseelt auf dem Hofe, und — ich habe das, ohne mich rühmen zu wollen, vollbracht.“

Wolodyjowski sagte das mit einem gewissen Stolz, aber wenn er Bewunderung erwartet hatte, so täuschte er sich grausam. Das Fräulein entgegnete kein Wort, dagegen schwankte sie, suchte mit den Armen eine Stütze, dann fiel sie schwer auf denselben Kasten nieder, von welchem sie vor einem Augenblick aufgestanden war.

Der Ritter sprang ihr zu Hilfe:

„Was fehlt euch, gnädiges Fräulein?“

„Nichts . . . nichts . . . Wartet einmal . . . Erlaubt . . . Ihr also habt Kmiziz erschlagen?“

„Was kümmert mich der Herr Kmiziz!“ unterbrach sie Wolodyjowski, „hier handelt es sich um euch!“

Da kehrten ihr plötzlich die Kräfte zurück, denn sie erhob sich wieder, und ihm fest in die Augen blickend, rief sie zornig, ungeduldig, verzweifelt:

„Beim lebendigen Gotte, sprecht! Ist er tot?“

„Herr Kmiziz ist verwundet,“ entgegnete verwundert Herr Wolodyjowski.

„Lebt er?“

„Er lebt!“

„Gut! Ich danke euch . . .“

Und wankenden Schrittes wandte sie sich der Thür zu. Wolodyjowski stand einen Augenblick den Schnurrbart drehend und kopfschüttelnd da; endlich brummte er für sich:

„Ob sie mir wohl dafür dankt, daß Kmiziz verwundet ist, oder dafür, daß er lebt?“

Dann ging er ihr nach. Er fand sie inmitten des Schlafgemaches wie zu Stein geworden dastehen. Vier von den Adligen trugen eben Herrn Kmiziz herein; die beiden ersten, seitwärts schreitend, erschienen in der Thür. Zwischen ihren Armen hing schlaff der bleiche Kopf des Herrn Andreas herab, mit geschlossenen Augen und Stücken geronnenen Blutes in den Haaren.

„Langsam dort!“ sagte der hinter ihnen kommende Kschych Domaschewitsch, „langsam über die Schwelle. Haltet ihm den Kopf in die Höhe. Langsam!“

„Womit sollen wir ihn halten, wenn wir die Hände nicht frei haben,“ erwiderten die vorne.

In diesem Augenblick näherte sich Fräulein Alexandra, ebenso bleich wie Kmiziz, und legte ihm beide Hände unter das leblose Haupt.

„Es ist das Fräulein!“ sagte Kschych Domaschewitsch.

„Ich bin es,“ antwortete sie leise, „vorsichtig.“

Herr Wolodyjowski sah zu und drehte krampfhaft am Schnurrbart.

Man hatte Kmiziz auf das Lager gelegt. Kschych Domaschewitsch wusch ihm den Kopf mit Wasser, darauf legte er das bereitgehaltene Pflaster auf die Wunde und sagte:

„Laßt ihn jetzt nur ruhig liegen . . . Das ist ein eiserner Kopf, da er von solchem Hiebe nicht mitten entzwei sprang. Vielleicht wird er gesund, er ist noch jung. Aber gut hat er es abbekommen . . .“

Dann wandte er sich an Olenka.

„Erlaubt, Fräulein, daß ich euch die Hände wasche ... Hier ist Wasser. Ihr habt ein mitleidiges Herz, da ihr wegen dieses Menschen euch nicht scheutet, die Hände blutig zu machen."

Während er das sagte, trocknete er ihre Hände mit einem Tuche ab. Sie wurde zusehends bleicher. Wieder sprang Wolodyjowski ihr zu.

„Das ist nichts für euch, Fräulein! Ihr habt eure Barmherzigkeit dem Feinde erwiesen, jetzt kehrt zurück in euer Haus."

Er reichte ihr den Arm, sie aber würdigte ihn keines Blickes, sondern wandte sich an Kschych Domaschewitsch und sagte:

„Führt mich hinaus, Herr Krystof!"

Beide gingen hinaus, Herr Wolodyjowski schritt hinterdrein. Bei ihrem Anblick fingen die Adligen auf dem Hofe an, Vivatrufe auszustoßen. Olenka aber schritt bleich, wankend, mit aufeinander gepreßten Lippen und sprühenden Augen vorwärts.

„Es lebe unser Fräulein! Es lebe unser Obrist!" riefen mächtige Stimmen.

Eine Stunde später kehrte Herr Wolodyjowski an der Spitze der Laudaer zu den Stellen zurück. Die Sonne war schon aufgegangen, der Morgen ein fröhlicher, wahrhafter Frühlingsmorgen. Die Laudaer trotteten in ungeordneten Haufen die Straße lang und plauderten von den Vorfällen der verflossenen Nacht, indem sie die Thaten des Herrn Wolodyjowski bis zum Himmel erhoben, während er selbst schweigsam und gedankenvoll daherritt. Ihm wollten diese Augen, welche hinter den herabhängenden Haaren hervorgeschaut, diese schlanke, majestätische und doch so schmerzgebeugte Gestalt nicht aus dem Sinn.

„Sie ist wunderschön," murmelte er für sich, „eine leibhaftige Fürstin. Hm! ich rettete ihre Tugend und auch wohl ihr Leben, denn hätte auch das Pulver die Schatzkammer nicht zerstört, so wäre sie aus purer Angst gestorben ... Sie sollte dankbar sein ... Wer könnte aber aus so einem Weiberkopfe klug werden ... Sie sah mich an wie einen Bediensteten ... war es aus Stolz oder in der Verwirrung?"



8. Kapitel.

Diese Gedanken ließen ihn auch in der folgenden Nacht nicht ruhen. Er dachte noch tagelang an das Fräulein Alexandra und fühlte, daß sie ihm sehr ans Herz gewachsen sei. Hatte doch der Laudasche Adel ihn mit ihr vermählen wollen. Zwar hatte sie ihn ohne Bedenken abgewiesen, aber sie hatte ihn damals weder gesehen noch gekannt. Jetzt war das anders. Er hatte sie kavaliermäßig den Händen ihres Vergewaltigers entrissen und sich deswegen in Lebensgefahr begeben; kurz, er hatte sie erobert wie eine Veste . . . Wem konnte sie sonst gehören als ihm? Konnte sie ihm irgend etwas, selbst ihre Hand versagen? Wie, wenn er es versuchte? Wenn die Dankbarkeit Liebe bei ihr erzeugte und, wie das so oft in der Welt vorkommt, die Gerettete dem Retter gleich Herz und Hand schenkte? Aber selbst, wenn sie augenblicklich für ihn nichts fühlte, so mußte er um so mehr sich darum bemühen. Ob sie wohl noch an Jenen dachte und ihn liebte?

„Das war nicht möglich!" wiederholte Herr Wolodyjowski für sich. „Wenn sie ihn nicht abgewiesen hätte, würde er sie nicht mit Gewalt geholt haben. Zwar hatte sie ihm ein ungewöhnliches Mitleid erwiesen, aber Mitleid mit Verwundeten zu haben, und sei es selbst ein Feind, ist ja Frauensache."

Sie ist jung, verwaist; es ist Zeit, daß sie heiratet. Für das Kloster hat sie scheinbar keine Neigung, sonst wäre sie schon dorthin gegangen. Zeit genug war dazu. Ein so schönes Mädchen werden verschiedene Bewerber unaufhörlich belästigen,

die Einen ihrer Schönheit, die Anderen ihres Vermögens und noch andere ihrer hohen Geburt wegen. Ei, es sollte ihr lieb sein, einen Schutz zu haben, dessen Wirksamkeit sie mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit hatte.

„Und auch für dich ist es Zeit, vernünftig zu werden, Michael!“ sagte Herr Wolodyjowski sich selbst. „Du bist zwar noch jung, aber die Jahre eilen schnell. Vermögen wirst du dir nicht erdienen, eher noch mehr Wunden dir holen, und du machst allen Kourmachereien ein Ende.“

Hier ließ Herr Wolodyjowski die ganze Reihe Mädchen seine Gedanken passieren, die er schon angeseufzt hatte. Es waren unter ihnen auch sehr schöne und hochgeborene, aber angenehmer und edler als Fräulein Alexandra war keine. Wurde doch ihr Geschlecht und sie selbst in der ganzen Gegend gepriesen und aus ihren Augen schaute eine solche Ehrlichkeit, daß keinem eine bessere Frau zu wünschen war. Herr Wolodyjowski fühlte, daß sich ihm hier eine Gelegenheit bot, wie wohl nie wieder, um so mehr, als er dem Fräulein einen so großen Dienst erwiesen hatte.

„Was soll der Aufschub?“ sagte er sich. „Was will ich Besseres erwarten? Man muß sich beeilen.“

Bah! aber der Krieg ist vor der Thür; die Hand ist gesund. Es ist eine Schande für den Ritter, auf Freiersfüßen zu gehen, wenn das Vaterland die Hände ausstreckt und Hilfe heischt. Herr Michael war ein edles Soldatenblut, und obgleich er fast vom Knabenalter an diente, obgleich er an allen Kriegen, die während seiner Dienstzeit stattgefunden, Anteil genommen hatte, so wußte er dennoch, was er dem Vaterlande schuldete, und dachte nicht an Ruhe. Und gerade deshalb, weil er nicht aus Eigennutz, um Aemter und Würden, sondern mit ganzer Seele dem Vaterlande diente und in Bezug hierauf ein reines Gewissen hatte, fühlte er seinen Wert und das gab ihm Mut.

„Andere trieben sich umher, ich kämpfte,“ dachte er bei sich. „Gott wird es dem Soldaten lohnen und jetzt ihm beistehen.“

Er gelangte jedoch zu der Ueberzeugung, daß, da es jetzt keine Zeit gab zu freien, er schnell handeln und alles auf einen Wurf setzen müsse. Er mußte sich sofort erklären und entweder nach einmaligem Aufgebot sich trauen lassen oder — den Korb einstecken.

„Ich that es schon manchmal, so verschmerze ich es auch

jetzt!" brummte Herr Wolodyjowski und zuckte mit dem Bart. „Was wird es mir schaden!"

Es gab jedoch einen Punkt bei diesem plötzlichen Entschlusse, welcher ihm nicht gefiel. Er legte sich die Frage vor, ob er mit seiner Werbung jetzt, sogleich nach der Rettung des Fräuleins, nicht als ein lästiger Gläubiger erscheinen werde, der eine Schuld mit Wucherzinsen sogleich eintreiben wolle.

Vielleicht war das auch nicht Kavalierart?

Bah! Aber wofür hatte man denn Dankbarkeit zu beanspruchen, wenn nicht für geleistete Dienste. Und sollte diese Eile dem Fräulein nicht genehm sein, so konnte man ihr doch sagen: „Gnädiges Fräulein, ich würde ein Jahr lang um euch freien, euch in die Aeuglein blicken, aber ich bin ein Soldat und die Kriegstrompete schmettert!"

„Ja, ich gehe hin!" sagte sich Herr Wolodyjowski.

Nach einer Weile kam ihm wieder ein anderer Gedanke. Wenn sie ihm nun antwortete: „Geh' in den Krieg, Soldat, und wenn du zurückkehrst, dann kannst du ein Jahr lang um mich werben, denn ich gebe einem Menschen, den ich nicht kenne, nicht Leib und Seele."

Dann wäre alles aus. Und daß es aus sein würde, fühlte Herr Wolodyjowski nur zu gut, denn abgesehen von dem Fräulein, welches während dieser Zeit ein anderer freien konnte, so war sich der Ritter seiner eigenen Treue nicht ganz sicher. Sein Gewissen sagte ihm, daß bei ihm eine Leidenschaft entbrannte wie Stroh, aber auch ebenso schnell erlosch wie Stroh.

Dann war alles aus!

„Dann treibe dich wieder umher, du wandernder Soldat, von Lager zu Lager, von Schlacht zu Schlacht, ohne Dach und Fach, ohne eine verwandte Seele. Und nach dem Kriege schau' dich um nach allen vier Himmelsrichtungen, ohne zu wissen, wo du dein Haupt niederlegen sollst!"

Zuletzt wußte er selbst nicht, was er thun sollte. Es wurde ihm plötzlich zu enge auf dem kleinen Hofe in Pazunel, er nahm die Mütze, um hinauszugehen auf den Weg, die Maisonne zu genießen. An der Schwelle traf er mit einem der Gefangenen zusammen, welcher dem Pakosch Gaschtowt zugefallen war. Der Kosak wärmte sich in der Sonne und klimperte auf der Pandora.

„Was thust du hier?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Ich spiele, Herr!" antwortete der Kosak, indem er sein abgemagertes Gesicht emporhob.

„Woher bist du?“ fragte Herr Wolodyjowski weiter, froh, eine Unterbrechung seiner Gedanken zu finden.

„Weit her, Herr, von Wiahla her.“

„Warum bist du nicht entflohen, wie deine Gefährten? O, ihr Hundesöhne! Der Adel schenkt euch in Lubitsch das Leben, um Arbeiter zu bekommen, und ihr flieht, sobald man euch die Fesseln abgenommen.“

„Ich werde nicht fliehen. Hier werde ich krepieren wie ein Hund.“

„Gefällt's dir hier so sehr?“

„Wer es besser im Felde findet, der flieht dorthin; ich habe es hier besser. Ich hatte ein zerschossenes Bein, da verband es mir das Adelfräulein, des Alten Tochter, und sagte mir gute Worte. Ein so rosiges Mädchen sah ich mein Lebtag nicht, wozu also soll ich fortgehen?“

„Welche von den Töchtern hat dir denn so wohl gethan?“

„Maryska.“

„Und du bleibst hier?“

„Wenn ich krepiere, müssen sie mich hinaustragen, anders gehe ich nicht.“

„Willst du denn bei Pakosch um das Mädchen dienen?“

„Das weiß ich nicht, Herr.“

„Er gäbe solch einem armen Wicht eher den Tod als die Tochter.“

„Ich habe rotes Gold im Walde vergraben, zwei Hände voll.“

„Erbeutetes?“

„Erbeutetes, Herr!“

„Und hättest du ein Maß voll, du bleibst ein Bauer, Pakosch ein Edelmann.“

„Ich stamme von einem Bojaren der Pußta.“

„Wenn du ein Bojarensohn bist, so bist du schlechter als ein Bauer, denn du bist ein Verräter. Wie konntest du dem Feinde dienen?“

„Ich habe ihm nicht gedient.“

„Woher hat Kmiziz euch denn genommen?“

„Von der Landstraße. Ich diente beim Herrn Feldhauptmann, aber die Fahne wurde später aufgelöst, weil es nichts zu essen gab. Nach Hause konnte ich nicht zurückkehren, weil mein Haus niedergebrannt ist. Andere gingen auf die Landstraße plündern, da ging ich mit.“

Herr Wolodyjowski war sehr erstaunt. Bisher hatte er

geglaubt, Kmiziz habe Olenka mit Leuten überfallen, welche er dem Feinde entlehnt.

„Herr Kmiziz hat euch also nicht von Trubetzki genommen?“

„Die meisten unter uns waren solche, welche vorher bei Trubetzki und Chowanski gedient hatten, aber auch diese waren von dort entlaufen.“

„Aber weshalb ginget ihr mit Herrn Kmiziz?“

„Weil er ein berühmter Attaman ist. Man hat uns gesagt, daß diejenigen, welche er rufe, die Taschen immer voll Geld haben. Nun, Gott hat uns kein Glück gegeben!“

Herr Wolodyjowski schüttelte den Kopf und sann nach. Man hatte den Herrn Kmiziz also über die Maßen angeschwärzt. Dann sah er den blassen Bojaren an und schüttelte wieder den Kopf.

„Du liebst sie also sehr?“

„O sehr! Herr!“

Herr Wolodyjowski ging weiter und im Weitergehen dachte er: „Seht, das ist ein resoluter Mensch. Der macht sich kein Kopfzerbrechen; er hat sich verliebt und bleibt. Das sind die Besten. Wenn er wirklich ein Pußta-Bojar, so ist er von derselben Sorte wie der Klein-Adel. Vielleicht giebt ihm der Alte die Maryska, wenn er seine Goldgulden ausgräbt. Und warum? Weil er sich nicht erst besinnt, sondern sich vorgenommen hat, sie zu freien. Ich will es auch so machen!“

So in Gedanken verloren, schritt Herr Wolodyjowski im Sonnenschein weiter, bald mit gesenktem Blick stehen bleibend, bald die Augen zum Himmel erhebend, dann wieder weiter gehend, bis er plötzlich hoch oben ein Volk wilder Enten fliegen sah.

Da fing er an zu zählen ... reiten — oder nicht reiten? ... Er zählte auf reiten aus.

„Es soll also sein!“

Indem er das sagte, ging er nach dem Hause zurück. Auf dem Wege dahin trat er jedoch noch in den Pferdestall ein, vor dessen Thür seine beiden Diener Würfel spielten.

„Syrutsch,“ sagte Herr Wolodyjowski, „ist die Mähne Basiors eingeflochten?“

„Sie ist eingeflochten, Herr Obrist!“

Herr Wolodyjowski trat in den Stall. Basior begrüßte ihn von der Raufe aus. Der Ritter näherte sich ihm, klopfte das Pferd auf den Hals, dann fing er die Zöpfchen der Mähne

an auszuzählen: reiten — nicht reiten — reiten! Wieder war die Prophezeiung günstig.

„Sattelt die Pferde und kleidet euch selbst ordentlich an!" kommandierte Herr Wolodyjowski.

Hierauf lief er schnell in das Haus und fing an, sich zu schmücken. Er zog die hohen gelben Reitstiefel mit den Klappen und den vergoldeten Sporen an und die neue rote Uniform. Dazu ein ausgezeichnetes Rapier in stählerner Scheide mit golddurchwirkter Quaste und einen Halbpanzer aus blauem Stahl, welcher nur den oberen Teil der Brust bis an den Hals hinauf deckte. Er besaß eine schöne Bibermütze mit einer prächtigen Reiherfeder geschmückt, da diese aber nur zum polnischen Nationalkostüm paßte, so ließ er sie im Kasten, setzte einen schwedischen Helm mit dem Schiffchen auf und trat dann in den Flur.

„Wo wollen Ew. Gnaden hin?" fragte der alte Gaschtowt, welcher unter dem Vordache saß.

„Wohin ich will? Es ist billig, daß ich bei eurem Fräulein nach ihrem Befinden frage, sie könnte mich sonst für einen Grobian halten."

„Ihr strahlt ja förmlich, Ew. Gnaden, wie ein Gimpel. Das Fräulein müßte keine Augen haben, wenn sie sich nicht sofort verliebte."

Eben kamen auch die beiden jüngsten Töchter Gaschtowts vorbei, vom Mittagsgemelke zurückkehrend, jede eine Melkgelte in der Hand. Beim Anblick des Herrn Wolodyjowski blieben sie wie versteinert stehen.

„Ist das der König oder nicht?" sagte Sonia.

„Ew. Gnaden gehen wie zur Hochzeit gekleidet," setzte Maryska hinzu.

„Vielleicht wird eine Hochzeit daraus," lachte der alte Pakosch, „denn er reitet zu unserem Fräulein."

Ehe der Alte aber geendet, entfiel die gefüllte Melkgelte der Hand Maryskas und die Milch ergoß sich in einem Strome bis dicht vor die Füße des Ritters.

„Achte auf das, was du hältst!" rief zornig Pakosch, „sieh', Ziege!"

Maryska antwortete nichts, hob schweigend die Gelte auf und entfernte sich still. Herr Wolodyjowski sprang auf das Pferd, hinter ihm stellten sich die zwei Diener auf, dann sprengten alle Dreie nach Wodockt zu. Der Tag war heiter. Die Sonne spielte auf dem Brustschild und dem Helme des

Ritters derartig, daß beides zwischen den Weidenbüschen hindurch wie eine zweite Sonne glänzte, die sich des Weges daher bewegt.

„Ich bin doch neugierig, ob ich mit dem Ringe oder mit einem Korbe hier zurückkehren werde," sagte der Ritter still für sich.

„Was sagen Ew. Gnaden?" fragte der Bursche Syrutsch.

„Daß du ein Dummkopf bist."

Der Bursche hielt das Pferd zurück und Herr Wolodyjowski endete sein Selbstgespräch, indem er noch sagte:

„Es ist ein wahres Glück, daß ich nicht zum ersten Mal als Brautwerber reite."

Dieser Gedanke tröstete ihn ungemein.

Als er in Wodockt anlangte, erkannte ihn Fräulein Alexandra nicht sogleich; er mußte ihr seinen Namen wiederholen. Darauf hieß sie ihn artig, aber zurückhaltend willkommen, man merkte ihr den Zwang etwas an. Er aber präsentierte sich ihr wie einer, der zwar Soldat, kein Höfling, sich dennoch genug an Höfen und unter Menschen bewegt hatte, um feine Sitte zu kennen. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll vor ihr und die Hand aufs Herz legend, sagte er:

„Ich kam, um nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins zu fragen, mich zu erkundigen, ob der Schreck euch nicht geschadet hat. Es wäre meine Pflicht gewesen, das schon am folgenden Tage zu thun, aber ich wollte nicht lästig fallen."

„Es ist sehr schön von Seiten Ew. Gnaden, daß, nachdem ihr mich aus solcher Gefahr gerettet, ihr noch an mich denkt ... Setzt euch, ihr seid mir ein willkommener Gast."

„Mein gnädiges Fräulein!" entgegnete Herr Michael. „Wenn ich euch vergessen könnte, wäre ich der Gnade nicht wert, welche mir Gott verliehen, indem er mir verstattete, euch zu beschützen."

„Nicht so! Ich habe Gott zuerst zu danken, euch gebührt der Dank nächst ihm ..."

„Wenn es sich so verhält, so danken wir ihm beide, denn ich habe nichts weiter zu erbitten, als daß Gott mir verstatte, euch auch fernerhin zu schützen, so oft das Noth thut."

Dies sagend, zuckte Herr Wolodyjowski die gewichsten Bartenden, welche ihm bis über die Nase emporstanden, denn er war zufrieden mit sich, daß er so energisch vorgegangen und seine Neigung fast klar zum Greifen offenbart hatte. Sie aber saß verlegen schweigend da, schön wie ein Frühlingstag. Auf

den Wangen schimmerte ein blasses Rot, die Augen waren von den langen Wimpern bedeckt, welche die Wangen beschatteten.

„Diese Verlegenheit ist ein gutes Zeichen," dachte Herr Wolodyjowski, und nachdem er gehüstelt hatte, sprach er weiter:

„Ihr wißt, gnädiges Fräulein, daß ich nach eurem Großvater die Laudaer Leute anführte?"

„Ich weiß," entgegnete Olenka, „der verstorbene Großvater konnte den letzten Feldzug nicht mitmachen, war aber sehr erfreut, als er hörte, wem der Fürst Wojewode von Wilna seine Fahne übergeben hatte. Er sagte mir, daß er euren Ruf als berühmter Krieger kenne."

„So wohlmeinend sprach er von mir?"

„Ich hörte, daß er euer Lob bis zum Himmel hoch pries, und die Laudaer Leute thaten nach dem Feldzuge dasselbe."

„Ich bin nur ein einfacher Soldat und verdiene so hohes Lob nicht. Dennoch ist es mir lieb, daß ich euch nicht so ganz unbekannt bin, denn nun werdet ihr nicht mehr denken, daß der erste beste Fremdling euch aus den Wolken in euer Haus fiel. Es ist angenehmer, wenn man weiß, mit wem man es zu thun hat, denn es zieht eine Menge Menschen umher, welche sich Würden und Aemter anmaßen, sich Adelige nennen und dennoch, weiß Gott, wer sind."

Herr Wolodyjowski lenkte absichtlich das Gespräch auf diesen Punkt, damit er erzählen könne, welcher Abstammung er sei, und Olenka sagte auch gleich:

„Ihr steht nicht in einem solchen Verdacht, denn auch hier in Litauen giebt es Adel eures Namens."

„Dieser aber führt ein anderes Wappen. Wir stammen aus Ungarn von einem der Hofherren Attilas, welcher, vom Feinde verfolgt, der allerheiligsten Jungfrau gelobt hat, sich vom Heidentum zur katholischen Kirche zu bekehren, wenn er mit dem Leben davonkomme. Er hielt das Gelöbnis, nachdem er glücklich drei Flüsse überschritten hatte, dieselben, welche wir im Wappen führen."

„So stammt ihr also nicht aus der hiesigen Gegend?"

„Nein, gnädiges Fräulein. Ich bin aus der Ukraine, von den reußischen Wolodyjowskis, und besitze bis zu dieser Zeit dort ein Gütchen, welches jedoch der Feind besetzt hält. Aber ich bin von Jugend auf militärisch erzogen, habe fortwährend als Soldat gedient und mich weniger um irdische Güter gekümmert als um die Mißachtung, welche das Vaterland von den Nachbarländern erfährt. Ich diente vom frühesten Knaben-

alter an dem Wojewoden von Reußen, unserem vielbeweinten Fürsten Jeremias, unter welchem ich auch alle Kriege mitmachte. Ich war mit bei Machnuwka und Konstantinowo, hielt die Hungersnot in Sbarasch aus und nach der Schlacht bei Bereschtez hat mir unser allergnädigster Herr, der König selbst, den Kopf gedrückt. Gott ist mein Zeuge, gnädiges Fräulein, ich kam nicht hierher, mich zu preisen, aber ich möchte, daß ihr erfahrt und wißt, daß ich nicht ein armseliger Brotfresser bin, welcher viel Geschrei von sich macht und sein Blut schont, sondern daß mein Leben in ehrlichem Dienste dahinfloß, in welchem ich etwas Ruhm erklappert und mein Gewissen mit nichts befleckt habe, so wahr mir Gott helfe! Das können übrigens auch würdige Menschen bezeugen!"

„Wenn doch alle euch ähnlich wären!" seufzte das Fräulein.

„Euch steht wohl jener Missethäter vor Augen, welcher die ruchlose Hand gegen euch zu erheben wagte?"

Fräulein Alexandra heftete den Blick an den Boden und antwortete nicht.

„Er hat seinen Lohn," fuhr Herr Wolodyjowski fort; „obgleich man mir sagte, er würde gesund, so wird er der Strafe doch nicht entgehen. Alle achtbaren Menschen haben ihn verdammt, ja nur zu sehr verdammt, denn man sagt, er habe sich mit dem Feinde verbunden, um Hilfe von ihm zu entnehmen. Das ist aber nicht wahr, weil die Leute, mit welchen er euch überfiel, nicht vom Feinde entnommen, sondern auf der Landstraße aufgelesen waren."

„Woher wißt ihr das?" fragte lebhaft das Fräulein, indem sie die blauen Augen zu Herrn Wolodyjowski aufschlug.

„Von den Leuten selbst. Dieser Kmiziz ist ein seltsamer Mensch. Denn als ich ihn selbst vor dem Duell des Verrats beschuldigte, verteidigte er sich nicht, obgleich es eine falsche Beschuldigung war; er besitzt einen verteufelten Stolz."

„Und ihr erzählt es überall, daß er kein Verräter ist?"

„Ich erzählte nichts bis jetzt, denn ich wußte es selbst nicht; aber jetzt will ich es allen erzählen, denn es wäre unwürdig, selbst den größten Feind zu verleumden."

Die Augen Fräulein Alexandras ruhten zum zweiten Male sympathisch, mit dem Ausdruck der Dankbarkeit auf dem kleinen Ritter.

„Ihr seid ein so braver Herr, ein so selten braver!"

Herr Wolodyjowski zuckte wieder mit dem Barte vor Zufriedenheit.

„Zur Sache, Michael!“ sagte er sich im Stillen, darauf laut zu dem Fräulein:

„Ich will euch noch mehr sagen! . . . Ich tadele die Art und Weise des Herrn Kmiziz, aber ich wundere mich gar nicht, daß er euretwegen so handelte, euretwegen, welcher Venus selbst als Magd dienen müßte. Die Verzweiflung trieb ihn zu böser That und treibt ihn wohl wieder dazu, sobald sich Gelegenheit findet. Wie wollt ihr mit eurer außerordentlichen Schönheit allein und ohne Schutz bleiben? Es giebt mehr solcher Kmizize auf Erden, ihr werdet immer neue Leidenschaften erwecken, eure Tugend immer neuen Gefahren aussetzen. Gott gab mir die Gnade, daß ich euch befreien durfte, aber schon ruft die Kriegstrompete mich wieder . . . Wer wird dann über euch wachen? . . . Mein gnädiges Fräulein! Man beschuldigt die Soldaten der Unbeständigkeit, aber mit Unrecht. Mein Herz ist kein Felsen und konnte solch ungewöhnlichen Reizen gegenüber nicht gleichgültig bleiben . . .“

Hier kniete Herr Wolodyjowski nieder.

„Mein gnädiges Fräulein!“ sagte er knieend. „Ich erbte die Fahne von eurem Großvater, erlaubt mir, auch die Enkelin zu erwerben. Stellt euch unter meinen Schutz, laßt uns die Süßigkeit einer gegenseitigen Neigung kosten, nehmt mich zu eurem dauernden Beschützer und ihr werdet ruhig und sicher werden, denn selbst wenn ich in den Krieg ziehe, wird mein Name allein genügen, euch zu schützen.“

Das Fräulein war aufgesprungen und hörte mit Verwunderung die Rede des Herrn Wolodyjowski. Er aber fuhr fort:

„Ich bin ein armer Soldat, aber ein Edelmann und ein braver Mensch und schwöre euch, daß weder auf meinem Schilde, noch in meinem Gewissen auch nur der kleinste Flecken zu finden ist. Ich fehle vielleicht durch meine Eile, aber ihr werdet begreifen: das Vaterland ruft! Selbst euretwegen darf ich nicht zurückbleiben. Habt ihr keinen Trost für mich? Macht ihr mir keinen Mut? Sprecht ihr kein gutes Wort?“

„Ihr verlangt das Unmögliche von mir, Herr! . . . Bei Gott, daraus kann nichts werden!“ sagte Olenka erschrocken.

„Es hängt nur von eurem Willen ab. . . .“

„Eben deswegen sage ich euch direkt: nein!“

Das Fräulein runzelte die Brauen.

„Mein Herr! Ich bin euch viel schuldig, das verkenne ich nicht. Verlangt von mir, was ihr wollt, ich gewähre alles, nur nicht meine Hand.“

Herr Wolodyjowski stand auf.

„Ihr verschmäht mich also, wie?"

„Ich kann nicht anders!"

„Ist das euer letztes Wort?"

„Unwiderruflich das letzte!"

„Vielleicht gefällt euch nur die Eile meiner Werbung nicht! Laßt mir eine Hoffnung."

„Ich kann nicht, ich kann nicht."

„So giebt es also auch hier kein Glück für mich, wie es auch anderwärts keins gab. Mein gnädiges Fräulein, bietet mir keinen Lohn für meine Dienste, denn nicht darum kam ich. Und daß ich um eure Hand bat? Die betrachte ich nicht als einen Lohn, sondern als ein freiwilliges Geschenk. Hättet ihr mir gesagt, ich gebe sie euch, weil ich muß, so hätte ich sie ebenfalls nicht angenommen. Wo die Liebe nicht freiwillig sich giebt, dort ist kein Glück. Ihr habt mich verschmäht ... O, daß ihr nicht einen Schlimmeren trefft. Ich verlasse dieses Haus, wie ich es betrat — nur daß ich nicht wiederkehre. Man verachtet mich hier. Sei es auch so. Seid glücklich — und sei es selbst mit diesem Kmiziz. Vielleicht zürnt ihr mir gerade deswegen, daß ich mit dem Säbel zwischen euch hieb. Wenn er euch der Bessere dünkt, so seid ihr in der That nicht für mich."

Olenka faßte mit den Händen nach der Stirn und wiederholte einige Male:

„O Gott! o Gott! o Gott!"

Aber ihr Schmerz versöhnte Herrn Wolodyjowski nicht. Er schritt, sich verneigend, zornig hinaus, sprang auf sein Pferd und sprengte davon.

„Mein Fuß betritt diesen Ort nicht mehr," sprach er laut.

Der Bursche Syrutsch, welcher hinter ihm ritt, kam gleich heran.

„Was sagten Ew. Gnaden?"

„Dummkopf!" antwortete Herr Wolodyjowski.

„Das haben Ew. Gnaden mir schon gesagt, als wir hierher ritten."

Darauf ward es still, bis Herr Michael wieder vor sich hinbrummte:

„Man hat mich mit Undank genährt, meine Neigung mit Verachtung vergolten. Es wird wohl mein Los sein, bis zum Tode als Kavalier zu dienen. Verdammt sei ein solches Los. Wo ich hinkomme, werde ich abgewiesen. . . . Es giebt keine Gerechtigkeit in der Welt! Was hat sie nur gegen mich eingenommen?"

Hier runzelte Herr Wolodyjowski die Stirn und fing an eifrig nachzudenken. Plötzlich schlug er mit der flachen Hand an das Bein.

„Jetzt weiß ich's!“ rief er aus. „Sie liebt Jenen noch ... es kann nichts anderes sein.“

Aber diese Bemerkung hellte ihm das Gesicht nicht auf.

„Um so schlimmer für mich,“ dachte er nach einer Weile, „denn wenn sie ihn nach alledem noch liebt, so wird sie auch nicht aufhören, ihn zu lieben. Das Schlimmste, was er thun konnte, that er bereits. Er wird in den Krieg ziehen, sich Ehre einlegen ... und zu alledem wäre es unwürdig, ihn daran zu verhindern, man muß ihm eher noch dazu verhelfen, denn es ist dem Vaterlande zum Nutzen. Ja, das ist es! ... Er ist ein guter Soldat — aber womit hat er sie gewonnen? Wer das wüßte! Andere haben eben das Glück, daß jedes Mädchen, welches sie einmal ansehen, durchs Feuer für sie geht. Wenn man wüßte, wie das zugeht, oder wenn man einen Zauber wüßte, vielleicht glückte es unsereinem auch. Mit dem bloßen Verdienst richtet man bei den Mädchen nichts aus. Herr Sagloba hatte schon recht, daß eine Füchsin und ein Weib die gefährlichsten Geschöpfe in der Welt sind. O, wie leid thut es mir, daß alles vorüber ist! Sie ist ein wunderschönes Weibsbild und tugendhaft, wie man sagt. Aber stolz, zum Kuckuck ... Wer weiß, ob sie ihn heiratet, obgleich sie ihn liebt, denn er hat sie schwer beleidigt und hinter das Licht geführt. Sie wäre imstande, der Ehe vollständig zu entsagen. Ich trage schwer, aber auch sie trägt vielleicht noch schwerer, die Aermste ...“

Hier wurde Herr Wolodyjowski von dem Geschick Olenkas tief gerührt. Er schüttelte den Kopf, schnalzte mit den Lippen, endlich sagte er:

„Möge ihr Gott beistehen. Ich will ihr nicht zürnen. Für mich war es nicht der erste Korb, für sie war es der erste Schmerz. Die Aermste atmet kaum vor Sorgen, und ich habe ihr noch den Kmiziz vorgeworfen und ihren Leidenskelch gefüllt. Es war nicht recht, so zu handeln, und der Schaden muß repariert werden. Daß mich doch Kugeln träfen; ich war ja ein Grobian. Ich werde ihr einen Brief schreiben, daß sie mir verzeihe, und dann werde ich ihr beistehen, wo ich nur kann.“

Weitere Reflexionen des Herrn Wolodyjowski wurden durch den Burschen Syrutsch unterbrochen, welcher wieder heranritt und sagte:

„Ich bitte Ew. Gnaden, dort vom Berge kommt ja Herr Charlamp mit noch jemandem.“

„Wo?“

„Seht, dort!“

„Es ist wahr, man sieht zwei Reiter. Aber Herr Charlamp verblieb doch beim Fürst Wojewoden von Wilna. Woran erkennst du ihn denn von so weit her?“

„Ach, an dem Falben. Den kennt ja das ganze Heer.“

„Wahrhaftig, man sieht einen Falben . . . aber es kann doch jemand anders sein.“

„Aber ich erkenne doch seine Gangart. Das ist ganz bestimmt Herr Charlamp.“

Sie trieben die Pferde an und die entgegenkommenden Reiter thaten dasselbe. In kurzem erkannte Herr Wolodyjowski in der That Herrn Charlamp.

Es war dies der Leutnant der Piatyer Fahne der litauischen Stammsoldaten, ein alter Bekannter des Herrn Wolodyjowski, ein alter, guter Soldat.

Einstmals war er mit dem kleinen Ritter hart aneinandergeraten, aber später, im gemeinsamen Dienst, hatten sie sich lieb gewonnen. Herr Wolodyjowski sprengte daher schnell heran und rief, die Hand ausstreckend:

„Wie geht es dir, Nasenkönig, woher kommst du?“

Der Waffenbruder, welcher wegen seiner mächtigen Nase diesen Spottnamen wirklich verdiente, fiel in die Arme des Freundes und nach dieser herzlichen Begrüßung, nachdem er etwas verschnauft hatte, sagte er:

„Ich bin absichtlich zu dir gekommen, mit einem Auftrage und mit Geld.“

„Mit einem Auftrage und mit Geld? Und von wem?“

„Vom Fürst Wojewoden von Wilna, unserem Hetman. Er sendet dir einen Aufgebotsbrief, damit du sogleich das Aufgebot beginnen kannst, und einen anderen Brief an Herrn Kmiziz, welcher sich auch in dieser Gegend befinden soll.“

„Auch für Herrn Kmiziz? . . . Wie das, sollen wir denn zu Zweien in einer Gegend Truppen werben?“

„Er soll nach Trocki gehen, du sollst in dieser Gegend bleiben.“

„Woher wußtest du denn, wo ich zu finden sei?“

„Der Herr Hetman selbst zog fleißig Erkundigungen über dich ein, bis ihm die Leute von hier, welche noch dort dienen, sagten, wo du zu finden seiest, und ich dann aufs Sichere los-

reiten konnte. Du bist dort immer in großen Gnaden. Ich hörte unseren fürstlichen Herrn sagen, daß er keine Erbschaft von dem Wojewoden von Reußen erwartet habe, daß ihm aber der größte Ritter desselben zugefallen sei."

„Gebe Gott, daß er auch seinen Kriegsruhm erbe. Es ist eine große Ehre für mich, daß ich Truppen aufbieten soll, ich will sogleich damit beginnen. An kriegerisch gesinnten Männern fehlt es hier nicht, wenn nur die Mittel da sind, sie auf Kriegsfuß zu stellen. Bringst du viel Geld mit?"

„Wenn wir nach Pazunel kommen, sollst du es zählen."

„Du hast also auch schon den Weg nach Pazunel gefunden? Hüte dich, dort giebt es schöne Mädchen, so viel wie Mohn im Garten."

„Deshalb hat dir der Aufenthalt dort so gut gefallen!... Warte einmal, ich habe noch einen Privatbrief des Hetman an dich."

„Gieb her!"

Herr Charlamp zog ein Schreiben mit dem kleinen Siegel der Radziwills hervor, welches Herr Wolodyjowski öffnete und zu lesen anfing:

„Herr Obrist Wolodyjowski!

In Kenntnis Eures Eifers, dem Vaterlande zu dienen, schicke ich Euch einen Aufgebotsbrief, damit Ihr ein Truppenaufgebot vollzieht, aber nicht etwa, wie man das gewöhnlich thut, sondern mit ganz besonderer Eile, denn — Gefahr ist im Verzuge. Wollt Ihr uns erfreuen, so sorgt, daß die Fahne Ende Juli und spätestens in der Mitte des Augustmondes auf Kriegsfuß und marschfähig sei. Große Sorge macht uns die Frage, woher Ihr gute Pferde nehmen werdet, insbesondere, da wir Euch nur knapp Geld schicken können, weil es uns nicht möglich war, dem Herrn Schatzmeister, welcher unser aller Gegner ist, mehr abzuquälen. Die Hälfte dieses Geldes wollt Ihr, Herr Obrist, an Herrn Kmiziz verabfolgen, für welchen Herr Charlamp auch einen Aufgebotsbrief mit sich führt. Wir erwarten von ihm, daß er in dieser Angelegenheit uns treu dienen wird. Da uns aber Nachrichten über seine Ausschreitungen im Upitischen zugegangen sind, so wird es besser sein, Ihr nehmt den für ihn bestimmten Brief von Charlamp an Euch und entscheidet selbst, ob er ihm abzugeben ist. Solltet Ihr bemerken, daß allzu schwere, seine Ehre befleckende Handlungen ihn belasten, so gebt ihm den Brief nicht, denn wir fürchten, daß unsere Widersacher, wie der Herr Schatzmeister

und der Herr Wojewode von Witebsk, ein Geschrei erheben werden, daß wir derartige Funktionen unwürdigen Personen anvertrauen. Wenn jedoch nichts von Belang vorliegt, so gebt den Brief ab. Mag Herr Kmiziz sich bemühen, durch unermüdlichen Diensteifer seine Schuld zu tilgen. Auch soll er sich keinerlei Gerichten stellen oder unterwerfen, denn er gehört unter unsere fürstliche Inquisition und wir wollen ihn richten, niemand sonst, aber erst nach vollzogenem Auftrage. Betrachtet diesen Brief gleichzeitig als einen Beweis des großen Vertrauens, welches wir in Euren Verstand und Eure Treue im Dienst setzen.

Janusch Radziwill,
Fürst auf Birz und Dubin, Wojewode von Wilna."

„Der Herr Hetman sorgt sich fürchterlich wegen der Pferde für dich," sagte Charlamp, als der kleine Ritter mit dem Lesen zu Ende war.

„Sicherlich wird es schwer damit halten," antwortete Herr Wolodyjowski. „Der Klein-Adel hier wird in Massen beim ersten Ruf zu den Waffen eilen, aber sie besitzen nur Smudzer Mittelpferde, welche sich nicht sehr zum Kriegsdienst eignen. Zum tüchtigen Werk müßte man ihnen allen andere Pferde geben."

„Es sind aber gute, ausdauernde und gelenkige Pferde, ich kenne sie schon lange."

„Bah!" sagte Herr Wolodyjowski, „aber wenig schön, und das Volk hier ist hoch gewachsen. Wenn diese Männer auf solchen Pferden in Reihe und Glied ständen, du würdest sagen: ‚Das ist eine Reiterfahne auf Hunden' ... Sieh'! das ist auch meine Sorge! ... Nun, ich werde eifrig ans Werk gehen, ich habe es selbst eilig. Gieb mir den Brief an Kmiziz, wie der Herr Hetmann befohlen, ich will ihn ihm selbst geben. Er wird ihm sehr gelegen kommen."

„Warum?"

„Weil er hier nach Tartaren-Art zu wirtschaften anfing und Mädchen entführte. Ihm drohen so viel Prozesse und Termine, wie er Haare auf dem Kopfe hat. Es ist noch keine Woche her, da schlug ich mich mit ihm auf Säbel."

„Eh!" sagte Charlamp. „Wenn du dich mit ihm schlugst, so liegt er jetzt darnieder."

„Es geht ihm schon besser. Nach einer bis zwei Wochen ist er hergestellt. Was hört man dort draußen in der Oeffentlichkeit?"

„Nach altem Brauch nur Schlechtes. Der Herr Unterkämmerer Gosiewski ist mit unserem Fürsten ewig im Streit, und wenn die Feldherren nicht einig sind, so fehlt überall die rechte Ordnung. Doch hat sich das etwas gebessert und ich denke, daß, wenn nur Einigkeit herrscht, so werden wir mit dem Feinde schon fertig. Gott gebe, daß wir über ihre Leichen hinweg bis in ihr Reich dringen. An allem trägt der Herr Schatzmeister die Schuld."

„Andere sagen, daß gerade der Großhetman die Schuld trage."

„Das sind Lügner. Der Wojewode von Witebsk sagt das, weil er längst mit dem Herrn Schatzmeister unter einer Decke steckt."

„Der Wojewode von Witebsk ist aber ein hochgeachteter Mann."

„Stehst auch du denn auf Seiten der Sapiehas gegen die Radziwills?"

„Ich stehe auf Seiten des Vaterlandes, wo alle stehen sollten. Darin liegt ja eben das Schlimme, daß sogar die Soldaten sich in Parteien teilen, anstatt tapfer dreinzuschlagen, und daß der Sapieha ein achtbarer Mann ist, das sage ich dem Fürsten in das Gesicht, obgleich ich unter ihm diene."

„Ehrenwerte Menschen haben schon versucht, sie zu versöhnen!" sagte Charlamp. „Aber das nützt nichts. Es kommen jetzt Boten über Boten vom Könige zu unserem Fürsten. Man sagt, dort wird etwas ausgeheckt. Wir erwarteten ein allgemeines Aufgebot unter Leitung des Königs — es kam nicht! Es soll anderwärts nötig sein, loszuschlagen."

„Das könnte nur in der Ukraine sein."

„Ich weiß es nicht! Nur einmal erzählte der Leutnant Brochwitsch, was er mit eigenen Ohren gehört. Tysenhaus war vom Könige zu unserem Fürsten gekommen. Sie sprachen hinter verschlossenen Thüren lange über etwas, was Brochwitsch nicht erlauschen konnte. Aber als sie hinausgingen, ich wiederhole es, da hörte er deutlich, wie der Hetman sagte: „Daraus kann ein neuer Krieg entstehen!" Wir haben uns alle Kopfzerbrechen darüber gemacht, was das bedeuten könne."

„Er hat sich wohl verhört. Mit wem sollte denn ein Krieg entstehen? Der Kaiser zeigt uns jetzt größeres Wohlwollen als unseren Feinden und es kommt ihm auch zu, sich als Schützer eines politischen Volkes zu geben. Mit Schweden hat eine Auseinandersetzung noch nicht stattgefunden und die Verträge

können auch vor sechs Jahren noch nicht gelöst werden und in der Ukraine helfen uns die Tartaren, was sie ohne Zustimmung der Türkei nicht thun würden."

„Auch wir konnten nichts ausfindig machen."

„Weil es nichts ausfindig zu machen gab. Aber ich danke Gott, daß ich eine neue Arbeit vor mir habe. Ich sehnte mich schon nach Kämpfen."

„Du willst also den Aufgebotsbrief selbst dem Kmiziz bringen?"

„Ich sagte dir doch, daß der Befehl des Herrn Hetman so lautet. Nach Kavaliersbrauch muß ich ohnehin den Kmiziz besuchen, und den Brief in der Hand, werde ich eher Zutritt zu ihm erlangen. Ob ich ihm den Brief aushändige, ist eine andere Sache. Ich muß mir das erst überlegen, denn es ist meinem Willen überlassen."

„Das ist mir auch ganz recht, denn ich habe es eilig. Ich führe noch einen dritten Aufgebotsbrief mit mir für Herrn Stankiewitsch; darnach soll ich nach Kiejdan, um das Geschütz, welches dorthin gebracht wird, abzunehmen, und dann muß ich nach Birz, nachzusehen, ob im Schlosse alles zur Verteidigung bereit ist."

„Auch nach Birz?"

„Jawohl."

„Das wundert mich. Der Feind hat doch keine neuen Siege davongetragen, er hat es also doch weit bis nach Birz an der kurländischen Grenze. Und da, wie ich sehe, neue Fahnen gebildet werden, so sind doch genügend Truppen vorhanden, um selbst diejenigen Länderstrecken zu schützen, welche schon in die Hände der Feinde fielen. Die Kurländer aber denken doch gar nicht an Krieg mit uns. Sie sind gute Soldaten, aber ihrer sind so wenige, daß Radziwill allein sie mit einer Handbewegung erdrücken würde."

„Auch mich wundert es," entgegnete Charlamp, „um so mehr, als mir auch hier Eile anbefohlen und die Instruktion ausgegeben wurde, daß, falls ich etwas nicht in Ordnung finden sollte, ich sogleich den Fürsten Boguslaw in Kenntnis setzen und dieser den Ingenieur Peterson hinsenden müsse."

„Was sollte das bedeuten? Wenn nur nicht etwa wieder ein Bruderkrieg in Aussicht steht. Gott bewahre uns davor! Wo der Fürst Boguslaw seine Hände dazu thut, da hat der Satan seine Freude dran."

„Sprich nicht so von ihm; er ist ein tapferer Mann!"

„Ich bestreite seine Tapferkeit durchaus nicht. Es steckt aber in ihm eher ein Deutscher oder so ein Stück Franzose als ein Pole. Ihn kümmert die Republik gar nicht, er hat nur Sinn für das Haus Radziwill; dieses zu erhöhen, andere zu zerstören, das ist sein Trachten. Er ist es auch, welcher den Stolz des Wojewoden von Wilna, unseres fürstlichen Herrn, fortwährend aufstachelt, obgleich es ihm ohnedies nicht daran fehlt, und die Zänkereien mit den Sapiehas und Gosiewskis sind auch die Frucht seiner Bemühungen."

„Du bist ein großer Menschenkenner, lieber Michael. Du solltest sobald als möglich heiraten, damit so ein Verstand, wie der deinige, sich vererbe."

Herr Wolodyjowski starrte den Gefährten an.

„Heiraten? . . . Wie?"

„Natürlich! Vielleicht gehst du auch gar schon auf Freiersfüßen, denn ich sehe dich geschmückt wie zur Parade."

„Laß mich in Frieden!"

„Ach, bekenne doch . . . ."

„Mag ein Jeder seine Körbe tragen und nicht nach fremden fragen. Auch du hast die deinen. Gerade jetzt wäre auch die rechte Zeit zum Freien, wo mir das Aufgebot im Kopfe steckt."

„Wirst du im Juli fertig damit?"

„Zu Ende des Julimondes bin ich fertig und sollte ich die Pferde unter dem Erdboden hervorholen. Gott sei Dank, daß mir diese Arbeit kam, die Schwermut hätte mich sonst aufgezehrt."

In der That erleichterten die Nachrichten vom Hetman und die Aussicht auf Arbeit das Herz des Herrn Wolodyjowski sehr, und ehe sie noch in Pazunel anlangten, dachte er kaum mehr an den gehabten Aerger. Die Kunde von dem Aufgebotsbrief verbreitete sich schnell in sämtlichen Stellen. Der Adel lief zu Haufen, um zu fragen, was Wahres daran sei, und als Herr Wolodyjowski das Gerücht bestätigte, machte die Thatsache einen gewaltigen Eindruck auf die Männer. Die Kriegslust war im allgemeinen groß, nur waren einige besorgt, daß man gegen Ende des Juli, dicht vor der Ernte, ausmarschieren sollte. Herr Wolodyjowski sandte auch einige Boten nach anderen Gegenden, nach Upit und auf die bedeutenderen Adelshöfe. Am Abend erschienen bereits einige der Butryms, der Stajkanows und Domaschewitsch. Bald wurde die Zahl der Ankömmlinge immer größer, die Kriegslust immer lauter. Man fing an, laute Drohungen gegen die Feinde auszustoßen und von Siegen

zu schwärmen. Nur die Butryms allein schwiegen, aber man verdachte es ihnen nicht. War es doch bekannt, daß sie alle bis auf einen Mann sich stellen würden. Am folgenden Tage regte es sich in den Stellen wie in einem Bienenstocke. Die Menschen sprachen weder über Herrn Kmiziz mehr, noch über das Fräulein Alexandra, nur vom bevorstehenden Feldzuge wurde gesprochen. Auch Herr Wolodyjowski schlug sich den Korb Olenkas bald aus dem Sinn, indem er sich damit tröstete, daß es wohl nicht der letzte, aber auch nicht seine letzte Liebe gewesen sein dürfte. Dafür überlegte er, was er mit dem Briefe für Herrn Kmiziz machen solle.





9. Kapitel.

Es begann nun für Herrn Wolodyjowski eine Zeit schwerer Arbeit. Er mußte Briefe schreiben und beständig unterwegs sein. In der folgenden Woche verlegte er seine Residenz schon nach Upit und fing dort die Aushebungen an. Größerer und geringerer Adel strömte dem ruhmbedeckten Ritter zu. Besonders aber waren es die Laudaer, welche Dienst bei ihm suchten, und für diese mußten Pferde besorgt werden. Herr Wolodyjowski drehte und wendete sich, so gut er konnte; da er umsichtig war und keine Mühe scheute, so schaffte er auch hier bald Rat. In dieser Zeit besuchte er auch Herrn Kmiziz in Lubitsch, welcher schon ziemlich weit in der Genesung fortgeschritten und voraussichtlich bald ganz gesund war. Herr Wolodyjowski hatte, so schien es, wenn auch einen scharfen Säbel, so doch eine leichte Hand.

Herr Kmiziz erkannte ihn sogleich und erblaßte bei seinem Anblick. Fast wider Willen griff er nach dem über dem Lager hängenden Säbel, besann sich jedoch beim Anblick des freundlichen Gesichtes seines Gastes, streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Ich danke euch für euren Besuch. Es ist dies eine eines solchen Kavaliers würdige That."

„Ich kam, zu fragen, ob ihr noch einen Groll gegen mich hegt?" fragte Michael.

„Nein!" entgegnete Kmiziz, „denn mich besiegte ja nicht der erste Beste, sondern ein Streiter ersten Ranges. Fast hätte ich dran glauben müssen."

„Und wie steht es mit eurer Gesundheit?"

„Ihr wundert euch wohl, daß ich lebendig unter eurer Hand hervorging?“

„Ich selbst gestehe, daß dies kein kleines Kunststück war.“

Herr Kmiziz lächelte.

„Nun, die Sache ist noch nicht vorbei, ihr könnt euer Werk noch vollenden, sobald ihr Lust dazu verspürt.“

„Diese Absicht liegt mir durchaus fern . . .“

„Ihr habt entweder den Teufel zu Gevatter oder besitzt ein Zaubermittel,“ unterbrach ihn Kmiziz. „Gott weiß es, ich bin weit entfernt von Selbstüberhebung, denn ich stand mit einem Fuße schon in jener Welt. Aber ehe ich mit euch zusammentraf, dachte ich immer: wenn ich in der Republik nicht der beste Schläger bin, so doch der zweitbeste. Und nun, es ist unerhört! Ich würde nicht einmal den ersten Anprall aushalten, wenn ihr das wolltet. Sagt mir, wo habt ihr das gelernt?“

„Ich hatte etwas angeborenes Talent,“ antwortete Herr Michael, „und dann hat es mir der Vater von kleinauf förmlich mit dem Löffel eingegossen. Er pflegte oft zu sagen: „Gott hat dir eine unscheinbare Gestalt gegeben, wenn die Menschen dich nicht fürchten lernen, werden sie dich lächerlich machen.“ Später lernte ich im Dienste des Wojewoden von Reußen die Sache vollständig. Es gab dort einige Männer, die es dreist mit mir aufnehmen konnten.“

„Gab es wirklich solche?“

„Es gab solche. Da war Herr Podbipienta, einer von hohem Adel, welcher bei Sbarasch fiel — Gott gebe ihm die ewige Ruhe! —, ein Mensch von so riesengroßer Kraft, daß man vor ihm sich nicht schirmen konnte, denn er hatte den Schild samt dem Gegner auf einen Hieb durchschlagen. Dann war auch noch Skrzetuski, mein bester Freund und Gefährte, von welchem ihr doch gehört haben müßt.“

„Wie sollte ich nicht? Wer spräche nicht von ihm? Ist er es doch, welcher Sbarasch verließ und mitten durch die Kosaken sich hindurchstahl! . . . Ihr seid also auch einer von jenen, ein Sbarascher? . . . Alle Achtung! . . . Wartet einmal! Ich muß doch auch von euch beim Wojewoden von Wilna gehört haben. Heißt ihr nicht Michael?“

„Eigentlich bin ich Georg Michael getauft. Aber da der heilige Michael das gesamte Himmelsheer kommandiert und schon unzählige Siege über die Hölle errungen hat, so wählte ich lieber ihn zu meinem Schutzpatron.“

„Gewiß ist der heilige Georg nicht dem heiligen Michael zu vergleichen. Ihr seid also derselbe Wolodyjowski, welcher den Bohun geschlagen hat?“

„Derselbe.“

„Nun, von diesem eins auf den Schädel zu bekommen, ist keine Schande. Gott verhelfe mir dazu, daß wir Freunde werden. Ihr habt mich zwar zum Verräter gestempelt, aber ihr habt euch hierin geirrt.“

Indem er das sagte, verzog sich das Gesicht des Herrn Kmiziz schmerzlich, als ob seine Wunde ihn aufs neue schmerzte.

„Ich bekenne, daß ich mich geirrt habe,“ antwortete Herr Wolodyjowski. „Aber ich höre das nicht erst von euch, das haben mir eure Leute schon gesagt. Und glaubt mir, verhielte es sich anders, ich hätte euch nicht aufgesucht.“

„O, sie haben hier scharfe Zungen, sie schärften sie besonders gegen mich,“ sagte Kmiziz erbittert. „Sei es, wie es sei. Auf mir lastet manche Schuld, aber die Menschen in dieser Gegend empfingen mich auch sehr ungastlich.“

„Ihr habt euch am meisten durch den Brand in Wolmontowitsch und den letzten Ueberfall geschadet.“

„Dafür quälte man mich auch mit Prozessen. Die gerichtlichen Vorladungen liegen schon hier. Man wartet nicht auf die Genesung des Kranken. Es ist wahr, ich brannte Wolmontowitsch nieder, auch einige Menschen kamen um, doch Gott mag mich richten, ob ich das aus Uebermut that. Dieselbe Nacht, vor dem Brande, gelobte ich mir, mit allen in Frieden zu leben, mir die Gunst dieser Grauröcke zu gewinnen, sogar die Kleinstädter in Upit zu besänftigen, denn dort war ich in der That etwas übermütig. Da kehre ich nach Hause zurück — und was finde ich dort? Seht, meine Genossen geschlachtet wie die Ochsen an der Wand hingelegt! Als ich erfuhr, daß die Butryms das gethan, da kam der Böse über mich . . . und ich rächte mich grausam . . . Werdet ihr glauben, wofür man sie niedermetzelte? . . . Ich hörte es später von einem der Butryms, welchen ich in den Wäldern auffing . . . Seht, dafür, daß sie im Wirtshause mit den kleinadeligen Mägden tanzen wollten . . . Wer würde sie da nicht rächen?“

„Mein lieber Herr!“ antwortete Wolodyjowski, „es ist wahr, daß man hart mit euren Genossen umsprang, aber waren es denn die Adeligen, welche sie töteten? Nein! Es war ihr früherer böser Ruf, welcher ihnen hierher gefolgt war, denn

wenn sie wie anständige Soldaten hätten tanzen wollen, man hätte sie sicher nicht dafür getötet."

„Die Aermsten!" sagte Kmiziz, seinen Gedanken folgend, „als ich jetzt so im Fieber lag, da kamen sie, seht, durch diese Thür da, aus jener Kammer. Ich sah sie um das Lager stehen, leibhaftig, blaugeschlagen, bleich, fortwährend jammernd: „Andrusch! Gieb auf eine heilige Messe für unsere Seelen, wir leiden Höllenqualen!" Ich sage euch, mir standen die Haare zu Berge, denn selbst den Schwefeldunst der Hölle roch ich um sie. Auf eine Seelenmesse habe ich schon gegeben; daß sie ihnen von Nutzen wäre."

Nun trat eine Weile Schweigen ein.

„Und was den Ueberfall betrifft, so konnte euch niemand die Wahrheit sagen," fuhr Kmiziz fort. „Sie rettete mir zwar das Leben, als die Adeligen mich verfolgten, dann aber hieß sie mich gehen und ihr nie wieder vor die Augen treten. Was blieb mir also übrig?"

„Es bleibt doch immer Tartarenweise."

„Ihr müßt nicht wissen, was Liebe ist und zu was die Verzweiflung den Menschen treibt, wenn er das verlieren soll, was er am meisten liebt."

„Ich soll nicht wissen, was Liebe ist?" rief Herr Wolodyjowski. „Von der Zeit an, wo ich anfing einen Säbel zu tragen, war ich immerwährend verliebt. Freilich hat das Objekt oft gewechselt, denn ich habe nie Gegenliebe gefunden. Wäre nicht das, so gebe es keinen beständigeren Troilus als ich."

„Was kann das für eine Liebe sein, die den Gegenstand wechselt!" sagte Kmiziz.

„So will ich euch etwas anderes sagen, was ich mit eigenen Augen mit angesehen habe. In der ersten Zeit der Kämpfe mit Chmielnizki raubte Bohun, derselbe, welcher jetzt nach Chmielnizki das größte Ansehen unter den Kosaken genießt, dem Skrzetuski seine über alles geliebte Braut, die Knäsin Kurzewitsch. Das war eine Liebe! Das ganze Heer weinte beim Anblick der Verzweiflung Skrzetuskis, denn sein Bart wurde, trotz seiner zwanzig und einiger Jahre, schneeweiß. Und ratet einmal, was that er?"

„Woher soll ich das wissen!"

„Seht, weil das Vaterland in Not und erniedrigt war, weil Chmielnizki ungeheure Triumphe feierte, so ging er gar nicht, sein Mädchen zu suchen. Er opferte seinen Schmerz Gott und schlug mit dem Fürsten Jeremias alle Schlachten, bis er

in Sbarasch sich mit so außerordentlichem Ruhme bedeckte, daß alle jetzt seinen Namen mit Ehrfurcht nennen. Nun vergleicht seine That mit der euren und erkennt den Unterschied."

Kmiziz kaute am Bart und schwieg. Herr Wolodyjowski fuhr fort:

„Gott lohnte es dafür dem Skrzetuski und schenkte ihm das Mädchen. Bald nach den Kämpfen von Sbarasch heirateten sie sich und haben schon drei Kinder, obgleich er im Dienste blieb. Ihr aber habt mit euren Unruhestiftereien den Feind unterstützt, fast das Leben eingebüßt, ohne dessen zu gedenken, daß ihr vor wenigen Tagen euer Mädchen für immer verlieren konntet."

„Auf welche Weise?" rief, sich aufsetzend, Kmiziz, „was ist mit ihr geschehen?"

„Nichts ist geschehen, nur hat sich ein Mann gefunden, welcher um ihre Hand warb, sie zum Weibe begehrte."

Kmiziz wurde sehr blaß, die eingesunkenen Augen blitzten. Er wollte aufstehen, sprang auch in die Höhe und rief:

„Wer war der Hundesohn? Beim lebendigen Gotte, sprecht!"

„Ich!" sagte Herr Wolodyjowski.

„Ihr? Ihr?" fragte Kmiziz verwundert. „Wieso?"

„Es ist so . . ."

„Verräter! Das bleibt nicht ungestraft! Und sie? . . . beim lebendigen Gotte, sprecht, sagt alles! sie nahm euch an?"

„Sie wies mich ohne Bedenken ab."

Es wurde still. Kmiziz atmete schwer und durchbohrte mit den Augen fast den Herrn Wolodyjowski. Dieser aber sagte:

„Warum heißt ihr mich einen Verräter? Bin ich euer Bruder oder Verwandter? Habe ich euch die Treue gebrochen? Ich habe euch einfach im Zweikampfe besiegt und konnte dann thun, was mir beliebte."

„Nach alter Sitte hätte einer von uns das mit Blut bezahlt. Wäre es nicht mit dem Säbel gegangen, so hätte ich euch mit der Büchse erschossen. Dann hätte mich meinetwegen der Teufel holen können."

„Dann hätte es wohl mit der Büchse geschehen müssen, denn hätte sie mich nicht abgewiesen, so würde ich einen zweiten Zweikampf nicht angenommen haben. Wozu sollte ich mich auch schlagen? Und wißt ihr, warum sie mich abgewiesen hat?"

„Warum?" echote leise Kmiziz.

„Weil sie euch liebt."

Das war mehr, als die schwachen Kräfte des Kranken

vertragen konnten. Sein Kopf fiel auf die Kissen und Schweißtropfen traten auf seine Stirn. So lag er eine Zeitlang schweigend da.

„Mir ist so fürchterlich schwach," sagte er nach einer Weile. „Woher wißt ihr . . . daß . . . daß sie mich liebt?"

„Ich habe Augen und kann sehen, habe Verstand und kann denken. Besonders jetzt, seit ich den Korb bekommen, sehe ich ganz klar. Zuerst also, als ich nach dem Zweikampf sie aufsuchte und ihr sagte, daß sie frei sei, weil ich euch geschlagen, verdunkelten sich ihre Züge, und anstatt mir zu danken, beachtete sie mich gar nicht. Zweitens, als die Domaschewitsch euch hier herein trugen, hielt sie euren Kopf wie eine Mutter, und drittens, als ich zu ihr kam, um sie zu werben, da empfing sie mich so, daß ich lieber eine Maulschelle bekommen hätte. Wenn euch diese drei Fakta nicht überzeugen, so muß ich euer Gehirn durchhauen haben und euer Verstand hat gelitten."

„Wenn das wahr wäre!" erwiderte mit schwacher Stimme Kmiziz, „so gäbe es keinen heilsameren Balsam für mich als eure Worte, heilsamer als die verschiedensten Salben, die auf meine Wunde gelegt werden."

„Ist der ein Verräter, der euch solchen Balsam spendet?"

„Verzeiht mir, Herr! Es will mir das Glück nicht in den Kopf, daß sie mich noch nehmen möchte."

„Ich sagte, daß sie euch liebt, nicht, daß sie euch nehmen will . . . Das ist ganz etwas anderes."

„Wenn sie mich nicht nehmen will, so schlage ich diesen Kopf an der Wand ein. Anders kann es nicht sein."

„Es kann anders sein, wenn ihr den aufrichtigen Willen habt, eure Schuld zu tilgen. Der Krieg ist vor der Thür; ihr könnt gehen, dem lieben Vaterlande große Dienste erweisen, euch durch Tapferkeit auszeichnen, euren Ruf wieder herstellen. Wer ist ohne Schuld? Wer hat keine Sünden auf dem Gewissen? Wohl ein jeder . . . Aber zur Sühne und Besserung steht jedem der Weg offen. Ihr habt durch Uebermut gesündigt — meidet ihn fortan. Ihr fehltet gegen das Vaterland, indem ihr in kriegerischen Zeiten Unruhen stiftetet — helft es jetzt befreien. Ihr habt Menschen in ihrem Eigentum geschädigt — ersetzt ihnen den Schaden . . . Seht, das ist für euch ein besserer und sichererer Weg als das Zerschellen eures Schädels an der Wand."

Kmiziz hatte dem Herrn Wolodyjowski aufmerksam zugehört, dann sagte er:

„Ihr sprecht wie mein aufrichtiger Freund.“

„Ich bin euer Freund nicht, aber in Wahrheit auch euer Feind nicht. Mir thut das Fräulein leid, obgleich sie mich verschmäht hat, denn ich sagte ihr zum Abschied auch ein hartes Wort. An dem Korbe werde ich nicht zu Grunde gehen, es ist nicht mein erster, und Beleidigungen pflege ich zu vergessen. Wenn ich euch also auf gute Wege führen will, so soll das auch ein Dienst sein, den ich dem Vaterlande leiste, denn ihr seid ein guter und erfahrener Soldat.“

„Wird es denn noch Zeit sein, diese Wege zu betreten? Es warten meiner so viele Termine! Vom Lager muß ich direkt vor das Gericht — ich müßte denn entfliehen, und das will ich nicht. So viele Termine! Und in jeder Sache ist die Verurteilung gewiß.“

„Hier giebt es einen Ausweg!“ sagte Herr Wolodyjowski, den Aufgebotsbrief hervorziehend.

„Ein Aufgebotsbrief!“ rief Kmiziz aus. „Für wen?“

„Für euch. Ihr braucht euch keinen Gerichten zu stellen, denn ihr gehört unter des Fürsten Botmäßigkeit. Hört, was der Fürst Wojewode mir schreibt.“

Hier las Herr Wolodyjowski den Privatbrief Radziwills laut vor, holte dann tief Atem, zuckte den Bart und sagte:

„Wie ihr hört, hängt es von mir ab, ob ich euch den Brief aushändigen will oder nicht.“

Ungewißheit, Bangigkeit und Hoffnung spiegelten sich in dem Gesicht Kmiziz' wieder.

„Und was gedenkt ihr zu thun,“ fragte er leise.

„Ich werde euch den Brief übergeben,“ sagte Herr Wolodyjowski.

Kmiziz antwortete nicht sogleich. Der Kopf war ihm wieder auf die Kissen gesunken, er sah eine Weile starr nach der Decke. Plötzlich wurden ihm die Augen feucht und diesen Augen bisher völlig fremde Gäste stellten sich ein — Thränen hingen an ihren Wimpern.

„Ich will mich von Pferden in Stücke reißen lassen!“ sagte er endlich, „die Haut soll man mir abziehen, wenn ich jemals einen edleren Menschen sah, als ihr es seid. Wenn ihr meinetwegen abgewiesen wurdet, wenn Olenka, wie ihr sagt, mich liebt, so würde ein anderer um so mehr sich rächen, mich nur tiefer demütigen. Und ihr streckt mir die Hand entgegen und zieht mich sozusagen aus dem Grabe empor!“

„Ich will nicht meiner Privatangelegenheiten halber das Vaterland zu Schaden bringen, welchem ihr noch wesentlich dienen könnt. Aber das sage ich euch, hättet ihr jene Kosaken von Trubetzki oder Chowanski entnommen, den Brief hätte ich dann behalten. Es ist euer Glück, daß ihr das nicht thatet."

„O möchten doch andere ein Beispiel an euch nehmen!" antwortete Kmiziz. „Gebt mir die Hand. Gott wird mir helfen, daß ich euch mit etwas recht Gutem lohnen kann, denn ihr habt mich für Leben und Tod verpflichtet."

„Es ist schon gut, davon später! Und jetzt den Kopf hoch, Herr! Ihr braucht euch keinem Gerichtshofe zu stellen und nur fleißig an die Arbeit zu gehen. Macht ihr euch um das Vaterland verdient, so verzeiht euch der Kleinadel alles, denn diese Menschen sind sehr empfindlich in Bezug auf die Ehre des Vaterlandes . . . Ihr könnt noch jede Schuld tilgen, den Ruf wiederherstellen, die Ehre retten und ruhmbedeckt unter der hellen Sonne wandeln. Und dann kenne ich ein Mädchen, welches noch zu Lebzeiten euch belohnen wird."

„Eh!" rief plötzlich Kmiziz begeistert. „Was werde ich hier auf dem Lager faulen, während der Feind das Vaterland bedroht. Heda! ist dort jemand? Hierher, Bursche, gieb mir die Stiefel! . . . Hierher! Der Blitz soll mich treffen, wenn ich noch länger in den Federn brate!"

Herr Wolodyjowski lächelte zufrieden und sagte:

„Euer Wille ist größer als eure Kraft, diese wird euch nicht Stand halten."

Indem er das sagte, wollte er sich verabschieden, aber Kmiziz wollte ihn nicht lassen, dankte fortwährend und wollte ihn mit Wein bewirten.

Es war schon unter Abend, als der kleine Ritter Lubitsch verließ und nach Wodockt zu ritt.

„Ich werde so am besten das harte Wort wieder gutmachen," sagte er für sich, „wenn ich ihr sage, daß Kmiziz sich nicht nur vom Krankenbett, sondern auch aus dem Schmutz der Unehre erhebt . . . Das ist noch kein ganz verdorbener Mensch, nur ein gewaltiger Heißsporn. Ich werde ihr eine große Freude bereiten und ich denke, daß sie mich nun besser aufnehmen wird, als da ich mich selbst ihr anbot . . ."

Hier seufzte der brave Herr Michael und murmelte: „Wer da wüßte, ob in der Welt noch ein Mädchen für mich bestimmt ist?"

Unter ähnlichen Gedanken erreichte er Wodockt. Der zottige Smudzer kam ihm am Thor entgegen, beeilte sich aber nicht, zu öffnen, und sagte nur:

„Die Herrin ist nicht daheim."

„Ist sie verreist?"

„Sie ist verreist."

„Wohin?"

„Wer weiß das!"

„Und wann kehrt sie zurück?"

„Wer weiß das!"

„Sprich doch vernünftig, sagte sie nicht, wann sie wiederkehrt?"

„Wohl gar nicht; sie fuhr mit Wagen und Gepäck fort. Daraus merken wir, daß sie auf lange und weit fortreiste."

„So?" murmelte Herr Michael. „Hm! da habe ich was Rechtes zu Stande gebracht!"





10. Kapitel.

Wenn die wärmeren Strahlen der Sonne durch den Schleier der Winterwolken zu dringen beginnen, wenn die ersten Triebe an den Bäumen sich zeigen und der grüne Flaum des Getreides auf den feuchten Feldern sprießt, zieht auch neue Hoffnung in die Herzen der Menschen. Aber der Frühling des Jahres 1655 brachte den bekümmerten Bewohnern der Republik nicht den gewohnten Trost. Die ganze Ostgrenze derselben, vom Norden bis an die wilden Felder im Süden, war wie mit einem feurigen Bande umfaßt, die Regenströme der Frühlingszeit vermochten nicht, diesen roten Schein zu verlöschen, er breitete sich immer mehr aus und umfaßte immer größere Strecken. Außerdem zeigten sich am Firmament noch andere schlimme Zeichen, welche noch größeres Unglück und Elend prophezeiten. Ab und zu bildeten sich aus den am Firmament hinjagenden Wolken hohe Türme, gleichsam Festungsflanken, welche dann mit großem Gepolter zusammenstürzten. Blitze fuhren auf die noch schneebedeckte Erde hernieder, die Kiefernwälder verloren ihre grüne Farbe, die Aeste der Bäume nahmen wunderliche krankhafte Formen an, die Tiere und Vögel fielen einer unbekannten Krankheit zum Opfer. Endlich sah man auf der Sonne seltsame Flecken, welche die Formen einer den Reichsapfel haltenden Hand, eines durchstochenen Herzens und eines Kreuzes hatten.

Die Gedanken der Menschen wurden immer düsterer und die Klosterbrüder erschöpften sich in Mutmaßungen, was jene Zeichen zu bedeuten hätten. Eine seltsame Unruhe hatte alle

Herzen befallen. Man prophezeite neue Kriege und plötzlich verbreitete sich, Gott weiß woher, das Gerücht von Mund zu Mund in Dörfern und Städten, daß von Schweden her das Unwetter nahe. Scheinbar bestätigte dieses Gerücht jedoch nichts, denn der mit Schweden geschlossene Waffenstillstand war noch auf sechs Jahre hinaus gültig. Dennoch sprach man von einer Kriegsgefahr auch auf dem Landtage, welchen König Johann Kasimir am 19. Mai in Warschau zusammenberufen hatte.

Immer unruhiger richteten sich die Blicke auf Großpolen, wo das Unwetter zuerst losbrechen mußte. Leschzynski, der Wojewode von Lentschütz, und Narnschewitz, der Feldschreiber von Litauen, reisten als Botschafter nach Schweden, aber ihre Abreise vermehrte nur die Unruhe und Besorgnis in den Herzen.

„Diese Botschaft riecht nach Krieg," schrieb Janusch Radziwill.

„Wenn von dorther nicht etwas drohte, wozu würde man die Botschafter denn hinschicken!" sagten andere. „Ist doch eben erst der vorige Botschafter Kanezyl aus Stockholm zurückgekehrt; wahrscheinlich hat er nichts ausgerichtet, da man gleich nach ihm so angesehene Senatoren aussendet."

Verständige Menschen wollten trotzdem noch nicht an einen Krieg glauben.

„Die Republik hat keine Veranlassung zum Bruch des Waffenstillstandes gegeben," meinten sie. „Wie könnte man Verträge so mit Füßen treten, die heiligsten Versprechungen brechen und nach Räuberart den sicher gemachten Nachbar überfallen? Ueberdies hat Schweden noch nicht die bei Kirchholm, Puzk und Schönlanke erhaltenen Wunden verschmerzt. Ist doch Gustav Adolf, welcher in ganz Europa keinen ebenbürtigen Gegner fand, dem Herrn Koniezpolski erlegen. Die Schweden werden ihren großen, weltberühmten Kriegsruhm nicht aufs Spiel setzen einem Gegner gegenüber, welchem sie noch nie Stand zu halten vermochten. Es ist wahr, die Republik ist durch die Kriege geschwächt, aber Preußen und Großpolen, welche in den letzten Kriegen gar nicht gelitten haben, sind allein im Stande, dieses verhungerte Volk über das Meer an die unfruchtbaren Gestade seines Landes zurückzudrängen. Es giebt keinen Krieg."

Die Aengstlichen antworteten darauf, daß noch vor dem Landtage in Warschau auf Veranlassung des Königs eine Versammlung in Grodno über die Schutzmaßnahmen an den

Grenzen Großpolens beraten habe, daß neue Steuern und Aushebungen angeordnet seien, was man doch, ohne die Nähe der Gefahr, nicht thun würde.

So schwankten die Meinungen zwischen Furcht und Hoffnung, die schweren Sorgen bedrückten die Gemüter, bis endlich ein Umlaufsschreiben Boguslaw Leschzynskis, des Generals von Großpolen, dieser Ungewißheit ein Ende machte. Dasselbe ordnete eine allgemeine Aushebung und Stellung des Adels der Wojewodschaften Posen und Kalisch, zum Schutze der Grenzen, gegen das drohende schwedische Unwetter an.

Es war nun außer allem Zweifel. Der Ruf „Krieg!“ scholl durch ganz Großpolen und durch alle Länder der Republik. Es drohte nicht nur ein Krieg, sondern ein neuer Krieg, denn Chmielnizki, unterstützt von Buturlin, bedrohte im Osten und Süden, Chowanski und Trubetzki im Osten und Norden das Land, jetzt kam der Schwede vom Westen her. Das feurige Band hatte sich in einen feurigen Kreis verwandelt. Das Land war rings wie ein Lager eingeschlossen. Und im Lager selbst ging es schlimm her. Ein Verräter, Radziejowski, war bereits in die Zelte der Feinde übergesiedelt. Er führte sie der sicheren Beute entgegen, er zeigte ihnen die schwache Seite der Republik, er sollte die Räuberbanden führen. Auch außerdem fehlte es nicht an Unzufriedenen und Neidern. Es fehlte nicht an Magnaten, die untereinander haderten oder wegen nicht verliehener Aemter mit dem Könige zürnten und jeden Augenblick bereit waren, ihre Privatangelegenheiten öffentlich auszufechten. Es fehlte auch nicht an Dissidenten, welche ihren Triumph über dem Grabe des Vaterlandes zu feiern begehrten, und dann gab es auch Uebermütige, Träge und Faule in Menge, die nur sich selbst, ihre Bequemlichkeit und ihre Reichtümer liebten.

Doch sparten die begüterten und von Kriegen noch verschont gebliebenen Ländereien Großpolens kein Geld zum Schutze des Vaterlandes. Die Städte und Adelssitze stellten Fußsoldaten, so viele man verlangte, und ehe der Adel selbst in eigener Person in das Lager zog, gingen ihm schon die bunten Regimenter der Hufensoldaten voran unter der Führung von Rittmeistern, Leute, welche vom Landtage dazu ausersehen und in der Kriegskunst wohlgeübt waren.

So führte Herr Stanislaus Dembinski die Posener Hufsoldaten, Herr Wladislaus Wlostowski die Kostener und Herr Golz, ein berühmter Soldat und Ingenieur, die von Walezk.

Ueber die Kalischer Bauern schwang den Rittmeisterstab Herr Stanislaus Skrzetuski aus dem Geschlecht berühmter Krieger, ein Vetter des Helden von Sbarasch, Johann Skrzetuski. Herr Kaspar Rzychlinski führte die Müller und Schulzen von Konin an. Von Peisern her kam Herr Stanislaus Jaratschewski gezogen, der seine jungen Jahre in ausländischen Kriegen zugebracht hatte, dann Herr Peter Skoraschewski von Exin und Herr Kostezki von Nakel her. Niemand kam aber an Erfahrung dem Herrn Wladislaus Skoraschewski gleich, dessen Stimme im Kriegsrat sogar vom General von Großpolen und von den Wojewoden gehört wurde.

An drei Stellen — bei Schneidemühl, Uschz und Filehne — zogen die Rittmeister einen Schutzgürtel an der Netze und erwarteten dann die Ankunft des Adels, welcher ebenfalls zur allgemeinen Aushebung berufen war. Die Infanteristen schütteten vom Morgen bis zum Abend Wälle auf, sich beständig umschauend, ob die sehnlich erwartete Reiterei noch nicht im Anzuge sei.

Endlich kam der erste der Würdenträger, Herr Andreas Grudzinski, der Wojewode von Kalisch und nahm Quartier im Hause des Bürgermeisters, samt seinem großen, in blaue und weiße Farben gekleideten Gefolge. Er hoffte, daß der Adel von Kalisch sich ihm bald zugesellen werde, als das jedoch nicht geschah, schickte er nach dem Rittmeister, Herrn Skrzetuski, welcher am Flusse bei den Schanzen beschäftigt war.

„Wo sind meine Leute?" fragte er nach der ersten Begrüßung den Rittmeister, welchen er von Kindesbeinen an kannte.

„Welche Leute?" fragte Herr Skrzetuski.

„Das allgemeine Aufgebot von Kalisch!"

Ein halb verächtliches, halb schmerzliches Lächeln erschien auf dem gebräunten Antlitz des Soldaten.

„Erlauchter Herr Wojewode!" sagte er, „es ist jetzt die Zeit der Schafschur und für schlecht gewaschene Wolle zahlt man in Danzig nichts. Jeder der kleinen Herren steht jetzt am Teiche bei der Schafwäsche oder an der Wollwage und denkt mit Recht, daß die Schweden nicht fortlaufen."

„Wie das?" entgegnete der Wojewode bekümmert. „Ist noch niemand hier?"

„Außer den Fußsoldaten zu Fuß ist keine Seele gekommen. Dann ist die Ernte nahe. Ein guter Wirt verläßt um diese Zeit seine Wirtschaft nicht."

„Was sagt ihr mir da?"

„Und die Schweden laufen nicht fort, die kommen unterdessen allgemach näher," wiederholte der Rittmeister.

Das pockennarbige Gesicht des Wojewoden wurde plötzlich rot.

„Was kümmern mich die Schweden! Es ist mir nur eine Schande den anderen Herren gegenüber, wenn ich allein wie ein abgehackter Finger hier bleibe."

Skrzetuski lächelte wieder.

„Ew. Gnaden mögen erlauben, daß ich euch sage," sagte er, „die Schweden sind die Hauptsache, die Schande Nebensache. Uebrigens habt keine Sorge, die Schande bleibt euch erspart, denn weder der Kalischer noch sonst welcher Adel ist gekommen."

„Sie sind wahnsinnig!" sagte Herr Grudzinski.

„Nein, nicht das. Sie sind nur dessen so sicher, daß, wenn sie nicht zu den Schweden wollen, diese erst recht nicht zu ihnen kommen."

„Wartet einmal!" sagte Herr Grudzinski.

Und indem er durch Händeklatschen seinen Diener herbeigerufen, befahl er, Tinte, Feder und Papier zu bringen, dann setzte er sich hin und schrieb. Nach einer halben Stunde streute er Sand über die Karte, schnippte ihn mit den Fingern wieder ab und sagte:

„Ich sende ihnen noch eine Aufforderung, sie möchten sich bis spätestens den 27. dieses Monat hier einstellen, und ich denke, daß sie doch bis dahin die Interessen des Vaterlandes nicht vergessen haben werden. Und jetzt sagt mir einmal, ob ihr schon Nachrichten über den Feind habt."

„Wir haben sie. Wittemberg hat seine Truppen bei Damm zusammengezogen."

„Sind sie stark?"

„Die Einen sagen, es sind siebzehntausend, andere, es seien noch mehr."

„Hm! so viele werden der Unsrigen nicht sein. Was glaubt ihr, werden wir sie aufzuhalten vermögen?"

„Wenn der Adel nicht kommt, so ist daran gar nicht zu denken."

„Sie werden kommen! Warum sollten sie denn nicht? Es ist eine altbekannte Sache, daß der Adel immer brummt, wenn das allgemeine Aufgebot erscheint. Werden wir mit dem Adel stark genug sein?"

„Wohl kaum," sagte Skrzetuski kühl. „Erlauchter Wojewode, wir haben ja gar keine Soldaten."

„Wie? keine Soldaten?“

„Ew. Gnaden wissen so genau als ich, daß alles, was Soldat heißt, in der Ukraine steckt. Man hat uns kaum zwei Fahnen hierhergeschickt, und Gott weiß, welche Gefahr jetzt die drohendere ist.“

„Aber die Infanterie, das allgemeine Aufgebot?“

„Auf zwanzig Männer kommt kaum einer, welcher den Krieg gesehen hat, und von zehnen weiß kaum einer, wie eine Büchse gehalten wird. Nach dem ersten Kriege werden sie alle gute Soldaten sein, aber nicht jetzt. Und was das allgemeine Aufgebot betrifft, so mögen Ew. Gnaden einen jeden fragen, der nur etwas vom Kriegshandwerk versteht, ob dasselbe einer regulären Truppe Stand halten kann, noch dazu einer solchen wie die schwedische, in welcher lauter Veteranen aus dem lutherischen Kriege dienen, die so sieggewohnt sind.“

„So hoch stellt ihr die Schweden über die Unsrigen?“

„Ich stelle sie nicht über die Unsrigen, denn wenn wir hier fünfzehntausend solcher hätten, wie die in Sbarasch waren, ich würde sie nicht fürchten. Mit diesen hier aber — nun, gebe es Gott, daß wir etwas Bedeutenderes schaffen.“

Der Wojewode stützte die Hände auf die Kniee und blickte scharf in die Augen Skrzetuskis, als wollte er dort irgend einen verborgenen Gedanken herauslesen.

„Wozu sind wir denn hier? Denkt ihr nicht auch, daß es besser wäre, sich zu ergeben?“

Herr Stanislaus errötete und sagte:

„Wenn mir ein solcher Gedanke je käme, so laßt mich auf den Pfahl ziehen, Ew. Gnaden. Ich antworte nur auf die Frage, ob ich an einen Sieg glaube, als Soldat: ich glaube nicht daran! aber wozu wir hier sind, das ist eine andere Frage, die ich als Bürger beantworte. Wir sind hier, um dem Feinde den ersten Stoß zu versetzen, ihn mit unseren Leibern aufzuhalten, so lange noch ein Mann da ist, um dem Lande Zeit zu lassen, sich zu sammeln und sich dem Feinde entgegenzustellen!“

„Das ist eine lobenswerte Absicht, Herr,“ antwortete der Wojewode kühl. „Es ist aber für euch Soldaten leichter, vom Tode zu reden, als uns, auf die die ganze Verantwortlichkeit wegen so vielen, umsonst vergossenen adeligen Blutes fällt.“

„Dazu hat ja der Adel Blut, um es zu vergießen.“

„Das ist wahr! Wir sind alle bereit, zu sterben, denn das ist schließlich das Leichteste. Dennoch gebietet uns, welche

die Vorsehung nun einmal zu Oberhäuptern eingesetzt hat, die Pflicht, nicht blos den eigenen Ruhm zu suchen, sondern uns nach der Nutzbarkeit desselben umzusehen. Der Krieg ist so wie begonnen, das ist wahr, aber Karolus Gustavus ist doch ein Verwandter unseres Herrn und muß das berücksichtigen. Deshalb gehört es sich, daß wir es mit den Verträgen versuchen: oftmals richtet man mit dem Worte mehr aus als mit dem Schwert."

„Das geht mich nichts an!" sagte Herr Stanislaus trocken.

Der Wojewode mußte dasselbe denken, denn er nickte nur mit dem Kopfe und verabschiedete den Rittmeister.

Skrzetuski hatte nur teilweise recht behalten in Bezug auf das, was er über die Nachlässigkeit des Adels hinsichtlich des allgemeinen Aufgebotes gesagt. Es war ja eine Thatsache, daß vor Beendigung der Schafschur fast niemand in das Lager zwischen Filehne und Uschz kam; aber um den 27. Junius, das war der in dem neuen Aufruf angesetzte Termin, begann ein lebhafter Zuzug. Täglich verkündeten große Staubwolken, welche infolge des anhaltend trockenen und schönen Wetters aufwirbelten, das Annähern neuer Zuzüge. Und der Adel kam mit aller Pracht zu Pferde und zu Wagen, mit Gefolge und Dienerschaft und Kredenztischen, mit Wagen und einer Menge Dinge zur Bequemlichkeit darauf. Auch mit Waffen aller Gattungen waren sie so belastet, daß mancher dreifache Last zu tragen hatte von den Spießen, Büchsen, Degenkoppeln, Säbeln, Rapieren bis zu den schon zu damaliger Zeit gebräuchlichen Husarenhämmern, welche zum Schärfen der Säbel dienten. Alte Praktiker erkannten schon an dieser Bewaffnung Menschen, welche mit Kriegsbrauch nicht bekannt und völlig in der Kriegsführung unerfahren waren.

Von allem Adel, welcher die weiten Flächen der Republik bewohnte, war derjenige Großpolens am wenigsten kriegerisch gesinnt. Tartaren, Türken und Kosaken hatten diese Gegenden noch niemals betreten; seit den Zeiten der Kreuzritter hatte man fast vergessen, wie ein Krieg im Lande aussieht. Wer vom Adel Großpolens kriegerische Gelüste verspürte, ließ sich in die Stammrolle des Kronenheeres eintragen und stellte dort seinen Mann wie jeder andere. Dagegen hatten diejenigen, welche ein häusliches Leben vorzogen, sich in richtige Hausunken verwandelt, die den Wohlstand und die Bequemlichkeit liebten, sich zu berühmten Wirtschaftern ausbildeten und die Märkte

der preußischen Städte mit ihrer Wolle und besonders mit ihrem Getreide überschwemmten.

Jetzt also, wo das nahende schwedische Unwetter sie ihren friedlichen Beschäftigungen entriß, meinten sie, daß man zum Kriege sich nicht genug mit Waffen und allerhand Vorräten versehen konnte, auch daß man nicht genug Dienerschaft mitnehmen könne, welche die Leiber und die Gerätschaften ihrer Herren schützen sollten. Das waren wunderliche Soldaten, mit denen die Rittmeister nicht leicht fertig werden konnten. Es kam vor, daß die einen sich zum Dienste meldeten mit neunzehn Fuß langen Spießen und einem Brustpanzer bewaffnet, aber mit einem Strohhute auf dem Kopfe; „der Kühle wegen“, wie sie sagten; andere klagten während der Uebungen über die Hitze, gähnten, aßen oder tranken, wieder andere riefen nach ihren Burschen und alle betrachteten es als nichts Ungehöriges, in Reihe und Glied so laut zu plaudern, daß niemand das Kommando der Offiziere verstehen konnte. Eine verständige Disziplin war sehr schwer herzustellen, da die Meisten dieselbe als eine Beleidigung ihrer Würde betrachteten. Man hatte zwar die „Kriegs-Artikel“ verlesen, aber niemand beachtete sie.

Eine eiserne Fessel besaß dieses Heer in der unzähligen Menge von Wagen, Zug- und Handpferden, Schlachtvieh, und besonders in den Dienern, welche alle die Zelte, Geräte, Hirse und sonstige Gekörnvorräte bewachten und jede lächerlichste Ursache zum Beginn von Streitigkeiten und Unruhestiftereien benutzten.

Und einem solchen Heere zog von Stettin und den Oderniederungen her Arwid Wittemberg entgegen, ein Feldherr, dessen Jugend im dreißigjährigen Kriege verflossen war und der jetzt siebzehntausend Veteranen, in eiserner Disziplin geübt, heranführte. Hier stand das ordnungslose polnische Lager, einem improvisierten Jahrmarkt ähnlich, voller Lärmen, Zänkereien und Disputen über die Anordnungen der Führer und Unzufriedenheit mit denselben, zusammengesetzt aus braven Bauern, die man eilig in Infanteristen verwandelt, aus Herren, welche man direkt von der Schafschur weggeholt hatte. Dort marschierten in drohender Haltung, schweigend, eng geschlossene Kolonnen heran, welche auf einen Wink ihrer Führer mit der Regelmäßigkeit einer Maschine sich in Linien und Halbkreise formierten, Keile und Dreiecke bildeten, so geschickt sich drehten und wendeten wie das Schwert in der Hand des Schlägers. Gespickt mit Speeren und Büchsen, waren das wahrhafte Männer des Krieges,

kühl, ruhig, richtige Handwerker, welche es in ihrem Kriegshandwerk zur Meisterschaft gebracht hatten. Wer von den Leuten, die Erfahrung hatten, konnte hier zweifeln, auf welche Seite der Sieg sich neigen mußte.

Dennoch zogen immer mehr Adlige herbei und jetzt kamen auch die Würdenträger Großpolens und anderer Provinzen mit langen Zügen von Leibsoldaten und Dienern. Bald nach dem Herrn Grudzinski langte in Schneidemühl der mächtige Wojewode von Posen, Herr Krystof Opalinski, an. Dreihundert Haiducken in rot-goldenen Farben, mit Musketen bewaffnet, gingen seinem Staatswagen voran. Eine Menge Höflinge und Adel umgaben seine hohe Person; hinter ihm zog eine Abteilung Reiter, in die gleichen Farben wie die Haiducken gekleidet. Der Wojewode selbst saß im Wagen mit seinem Hofnarren Stach Ostroschka, dessen Aufgabe es war, seinen düster gestimmten Herrn aufzuheitern.

Die Ankunft dieses bekannten Würdenträgers flößte allen Herzen Mut ein. Denjenigen, welche die fast monarchische Majestät des Wojewoden, dieses herrliche Antlitz, unter dessen hochgewölbter Stirn ein paar kluge, strenge Augen hervorsahen, und die Senatorenwürde der ganzen Gestalt betrachteten, konnte es kaum in den Sinn kommen, daß angesichts dieser Macht ein Unglück hereinbrechen könnte. Diesen Menschen, welche an Ehrfurcht für hohe Aemter und die sie bekleidenden Personen so sehr gewöhnt waren, schien es, daß selbst die Schweden nicht wagen würden, die gotteslästerliche Hand gegen einen solchen Magnaten zu erheben. Und diejenigen, denen ein furchtsames Herz in der Brust schlug, fühlten sich gleich sicherer unter seinen Fittichen. Man begrüßte daher den Wojewoden warm und freudig. Vivatrufe tönten die Straße entlang, auf welcher sich der Zug dem Hause des Bürgermeisters zu bewegte, die Köpfe neigten sich vor dem Wojewoden, welcher, allen sichtbar durch die Scheiben des vergoldeten Wagens, in demselben saß. Diese Grüße erwiderte neben dem Fürsten auch Ostroschka mit solchem Ernst und solcher Würde, als ob sie ihm allein gelten sollten.

Kaum hatte sich der Staub hinter diesem Zuge verzogen, da kamen schon Eilboten mit der Nachricht, daß der Vetter Opalinskis, der Wojewode von Podlachien, Peter Opalinski, mit seinem Schwäher Jakob Rosdraschewski, dem Wojewoden von Inowrazlaw, herannahe. Die führten ein Jeder hundertundfünfzig bewaffnete Männer zu, außer den Höflingen und Dienern. Dann verging kein Tag, an welchem nicht mindestens

einer der Würdenträger ankam; so der Oberrichter Tscharnkowski, der Schwager Krystofs und selbst Kastellan von Kalisch, Maximilian Miaskowski, der Kastellan von Kriewen, und Paul Gembizki, der Herr von Meseritz. Das Städtchen füllte sich so mit Menschen an, daß es kaum Häuser genug gab zur Unterbringung der Mannschaften; es sah aus, als wäre in Schneidemühl alles bunte Gevögel der ganzen Republik zusammengeflogen.

Da mischten sich rote, grüne, blaue, himmelbaue und weiße Farben auf den kurzen Röcken, den Oberröcken, den schlichten Röcken der Mannschaften und den Aermelröcken. Denn abgesehen davon, daß jeder Edelmann andere Farben trug, abgesehen von den herrschaftlichen Dienern, kleidete sich auch die Infanterie eines jeden Kreises in andere Farben.

Nun kamen auch die Kaufleute, welche, da sie auf dem Markte nicht Platz finden konnten, eine Reihe von Schuppen in der Nähe des Städtchens aufbauten. Man verkaufte dort Militärgerätschaften, von der Uniform und den Waffen bis zum Proviant. Die Feldküchen rauchten Tag und Nacht und verbreiteten die Düfte des Biges, der Hirsegerichte und der Braten. In anderen wurden Getränke verkauft. Vor den Schuppen wimmelte es von Adligen, die nicht nur mit Schwertern, sondern auch mit Löffeln bewaffnet waren, essend, trinkend und sich unterhaltend, bald vom Feinde, der noch nicht zu sehen war, bald von den herbeikommenden Würdenträgern, bei denen man es an Vorwürfen nicht fehlen ließ. Zwischen diesen Gruppen hindurch ging Ostroschka, gekleidet in ein Gewand, welches aus lauter bunten Läppchen zusammengenäht war, mit einem Szepter in der Hand, an welchem kleine Glöckchen hingen, mit der Miene eines albernen Menschen. Wo er sich blicken ließ, war er bald umringt. Er aber goß überall Oel ins Feuer, half die Würdenträger bekritteln, gab Rätsel auf, über welche die Adligen desto mehr lachten, je bissiger sie waren.

Es wurde niemand damit geschont.

Eines mittags kam der Wojewode von Posen selbst vor die Verkaufsstellen, mengte sich unter die Adligen, sprach gnädig bald mit diesem, bald mit jenem oder mit allen und beklagte sich etwas über den König, daß dieser angesichts der nahen Gefahr auch nicht eine Fahne regulärer Soldaten herschickte.

„Man denkt nicht an uns, meine Herren,“ sagte er, „und läßt uns ohne Hilfe. In Warschau erzählt man, daß in der Ukraine ohnehin zu wenig Militär sei, daß die Hetmane den

Chmielnizki nicht bezwingen können. Ha! was hilft es! Die Ukraine ist ihnen ersichtlich lieber als Großpolen. Wir sind in Ungnade, meine Herren, in Ungnade! Wie zur Schlachtbank schickt man uns hierher . . ."

„Und wer ist Schuld daran?" fragte Herr Schlichting, der Richter von Fraustadt.

„Wer ist Schuld an allem Unglück der Republik?" entgegnete der Wojewode. „Sicherlich nicht wir, Bruder, die wir sie mit unserer Brust schirmen."

Den horchenden Adligen schmeichelte es sehr, daß der „Graf auf Buin und Opaleniza" sich auf gleichen Fuß mit ihnen stellte und sie als Bruder anerkannte.

Herr Koschutzki antwortete daher sogleich:

„Erlauchter Wojewode! Wenn die Majestät mehr solcher Räte hätte, wie Ew. Gnaden sind, würde man uns sicher hier nicht einer Metzelei aussetzen. Aber dort sollen ja nur diejenigen regieren, welche sich am tiefsten beugen können."

„Ich danke euch für das gute Wort, Herr Bruder! Derjenige trägt die Schuld, welcher den schlimmen Räten Gehör schenkt. Unsere Freiheit ist jenen ein Dorn im Auge. Je mehr Edelleute fallen, desto leichter wird es ihnen werden, die absolute Herrschaft einzuführen."

„Sollen wir nur darum verloren gehen, damit unsere Kinder einst im Joche der Unfreiheit seufzen?"

Der Wojewode antwortete nicht darauf und die Adligen sahen einander gedankenvoll an.

„Also so ist es?" riefen zahlreiche Stimmen. „Also deshalb schickt man uns hierher unter das Messer? Das glauben wir. Nicht erst seit heute wird von der absoluten Herrschaft gesprochen! Aber wenn es sich darum handelt, werden wir auch für unsere Köpfe sorgen!"

„Und für unsere Kinder."

„Und für unseren Wohlstand, den der Feind mit Feuer und Schwert vernichten wird."

Der Wojewode schwieg. Er brauchte ein seltsames Mittel, seinen Soldaten Mut zu machen.

„Der König ist an allem schuld!" rief man immer stärker.

„Denkt ihr an die Thaten Johann Albrechts, meine Herren?" fragte der Wojewode.

„Zu seiner Zeit starb der Adel aus! Verrat, ihr Herren Brüder!"

„Der König ist ein Verräter!" rief eine dreiste Stimme.

Der Wojewode schwieg.

Da schlug Ostroschka, welcher neben dem Wojewoden stand, sich mit den Händen einigemale an die Hüften und krähte wie ein Hahn, so durchdringend, daß aller Augen sich ihm zuwendeten. Darauf schrie er:

„Meine Herren! Herzensbrüderchen! Hört einmal ein Rätsel!"

Wie Aprilwetter wandelte sich plötzlich der Zorn dieser Menschen in Neugier und die Lust einen neuen Witz des Narren zu hören.

„Wir hören! Wir hören!" riefen mehrere Stimmen.

Der Narr fing an mit den Augen zu zwinkern wie ein Affe und rezitierte mit weinerlicher Stimme:

„Er freut sich vom Bruder die Krone geerbt zu haben,
Doch ließ mit dem Bruder die eig'ne Ehr' er begraben.
Er wurde berühmt, weil den Kanzler er vertrieben,
Und Kanzler allein — mit der Kanzlerin geblieben."

„Der König! Der König! Johann Kasimir, wie er lebt!" rief es von allen Seiten.

Und ein ungeheures Gelächter donnerte durch die Versammlung.

„Da schlage doch eine Kugel drein; wie geschickt er das ausgesonnen hat," riefen die Adligen.

Der Wojewode lachte mit den anderen, dann, als es etwas stiller geworden war, sagte er ernster:

„Und für dieses Werk müssen wir jetzt mit Kopf und Kragen zahlen. Seht, wohin es gekommen ist! Aber hier, Narr, nimm einen Dukaten für das gute Rätsel."

„Krystofeck, Krschych allerliebster!" antwortete der Narr, „weshalb füllst du andere an, daß sie die Treffer in der Hand halten, wenn du selbst nicht nur mich hältst, sondern sogar für die Rätsel mich besonders bezahlst? Gieb mir noch einen Dukaten und ich sage dir noch ein Rätsel."

„Ein ebenso gutes?"

„Nur ein längeres . . . Gieb den Dukaten im Voraus."

„Hier, nimm!"

Der Narr schüttelte die Arme wieder, wie der Hahn die Flügel, krähte wieder und rief:

„Meine Herren, hört! Wer ist das?

Er spielt den Kato, sorgt für das eigne Leder
Und zieht vor dem Säbel — die Gänsefeder.
Verräter wollt' er beerben, und da's nicht gelungen,
Hat er die Fehler der Republik besungen.

O, liebt' er den Säbel, zu End' wär' die Fehde,
Denn nicht die Satire fürchtet der Schwede.
Kaum aber er kostet Kriegssorgen ein wenig,
Gleich will er, wie andre, verraten den König."

Alle Anwesenden errieten dieses Rätsel so gut wie das vorige. Zwei- bis dreimal hörte man ein unterdrücktes Lachen in der Versammlung, dann war es ganz still.

Der Wojewode war rot geworden und seine Verwirrung nahm zu, als er aller Augen auf sich gerichtet sah. Der Narr blickte von einem zum anderen, endlich sagte er:

„Errät keiner der Herren, wer das ist?"

Und als Schweigen die einzige Antwort blieb, da wendete sich Ostroschka mit der frechsten Miene zum Wojewoden:

„Und du, Krschych, du weißt auch nicht, von welchem Halunken hier die Rede war? . . . Du weißt es nicht? So zahle einen Dukaten!"

„Hier, nimm!" antwortete der Wojewode.

„Gott bezahl's! . . . Sage mir, Krschych, hast du nicht vielleicht dich um die Kanzlerschaft nach dem Radziejowski beworben?"

„Es ist nicht Zeit zu Scherzen," entgegnete Krystof Opalinski. Er grüßte alle Anwesenden mit der Mütze:

„Es ist Zeit zum Kriegsrat."

„Zum Familienrat, wolltest du sagen, Krschych," setzte Ostroschka hinzu. „Du wirst dort mit den Vettern beraten, wie ihr am leichtesten Fersengeld geben könnt."

Darauf drehte er sich nach den Adligen um, ahmte den Gruß des Wojewoden nach und sagte:

„Und euch, meine Herren, wird das Vergnügen machen!"

Dann entfernten sich beide. Kaum aber waren sie einige Schritte gegangen, da erscholl mächtiges Lachen und gellte noch lange in den Ohren des Wojewoden, bis es im allgemeinen Lärm des Lagers sich verlor.

Thatsächlich fand ein Kriegsrat statt, welchen der Wojewode von Posen präsidierte. Es war ein seltsamer Rat, denn es beteiligten sich nur solche Würdenträger daran, welche von der Kriegsführung nichts verstanden. Die großpolnischen Magnaten konnten nicht dem Beispiel jener litauischen und ukrainischen „Königskinder" folgen, welche gleich Salamandern in unaufhörlichem Feuer lebten.

Dort war jeder Wojewode oder Kanzler ein Feldherr, welchen der Panzer nie mehr zu verwischende rote Spuren auf

den Leibern abgedrückt hatte, denen das Leben in den Steppen und Wäldern des Ostens, unter Ueberfällen, Kämpfen und Hetzjagden, in Lagern und Pferdekoppeln verfloß. Hier gab es nur Würdenträger, die ihre Aemter hüteten und — wenn sie auch in Augenblicken der Not dem allgemeinen Aufgebot Folge leisteten — doch niemals eine hervorragende Stellung in Kriegszeiten einnahmen. Der tiefe Friede hatte den kriegerischen Geist der Nachkommen jener Ritter eingeschläfert, denen selbst die gestählten Scharen der Kreuzritter nicht Stand zu halten vermocht hatten; er hatte sie in Statisten, Gelehrte und Litteraten umgewandelt. Erst die harte Schule der Schwedenkriege sollte sie wieder das lehren, was sie schon vergessen hatten.

Jetzt aber saßen die zum Kriegsrat versammelten Dignitare mit unsicher umherschweifenden Blicken da und jeder fürchtete sich, zuerst das Wort zu ergreifen, und wartete ab, was ihr „Agamemnon", der Wojewode von Posen, sagen würde.

Dieser „Agamemnon" aber verstand selbst nichts. Er begann seine Rede wiederum mit Klagen über die Undankbarkeit und Trägheit des Königs, über den Leichtsinn, mit welchem man sie und ganz Großpolen vor das Messer stellte. Und wie beredt erschien er, welche majestätische Figur stellte er vor; sie war eines römischen Senators würdig. Das Haupt hatte er beim Sprechen hoch emporgehoben, die schwarzen Augen schossen Blitze, der Mund donnerte und der bereits silbern schimmernde Bart zitterte vor Erregung, wenn er das künftige Elend des Vaterlandes ausmalte.

„Das Vaterland leidet in seinen Söhnen," sagte er, „und wir hier sind die ersten, welche leiden müssen. Ueber unsere Erde, über unser Privatgut, das die Verdienste und das Blut unserer Vorfahren errungen, wird der Fuß dieser Feinde zuerst hinwegschreiten. Sie nahen uns wie ein Sturmwetter vom Meere her. Und wofür leiden wir? Wofür wird man uns die Heerde nehmen, die Felder verwüsten, die Dörfer niederbrennen, welche unser Fleiß erbaut? Haben wir dem Radziejowski ein Leid zugefügt, diesem Manne, der, mit Unrecht verurteilt, wie ein Verbrecher verfolgt, fremden Schutz suchen mußte. Nein! . . . Sind wir es, die verlangen, daß der leere Titel eines Königs von Schweden, welcher schon so viel Blut gekostet, in der Unterschrift unseres Johann Kasimir einen Platz finden soll? . . . Nein! . . . An zwei Grenzen des Reiches ist der Krieg entbrannt, mußte noch ein dritter hervorgerufen werden? Möge Gott und das Vaterland denjenigen richten, der die Schuld

daran trägt! Waschen wir unsere Hände in Unschuld, denn wir sind unschuldig an dem Blute, das vergossen werden wird."

So wetterte der Wojewode weiter; doch als er zum eigentlichen Zweck der Versammlung kam, da wußte er den gewünschten Rat nicht zu erteilen. Man sandte also nach den Rittmeistern der Husensoldaten, insbesondere nach Herrn Wladislaus Skoraschewski, welcher nicht nur ein unvergleichlicher Ritter, sondern auch ein alter Kriegspraktiker war, welcher den Krieg in- und auswendig kannte. Sein Rat wurde von allen Heerführern gern gehört, um so bereitwilliger verlangte man jetzt darnach.

Herr Skoraschewski riet nun, drei Lager aufzuschlagen, eines bei Schneidemühl, eines bei Filehne und das dritte bei Usch, so nahe also bei einander, daß im Falle eines Ueberfalles sie sich gegenseitig Hilfe leisten konnten. Außerdem sollte der ganze Raum am Fluß entlang in Bogenschußweite von den Lagern entfernt durch aufgeschüttete Schanzen eingesäumt werden, welche auch den Brücken und Fähren Schutz gewähren mußten.

„Wenn es sich erst zeigt, an welcher Stelle der Feind den Uebergang versuchen wird," sagte Herr Skoraschewski, „dann wollen wir alle drei Lager zusammenziehen und ihn ordentlich abschrecken. Ich aber möchte, mit Erlaubnis der erlauchten Herren, mit einem kleinen Vortrabe nach Tschaplin gehen. Das ist zwar ein verlorener Posten, ich muß ihn bei Zeiten verlassen, aber ich kann dort am frühesten etwas über das Vorrücken des Feindes erfahren und die Herren davon in Kenntnis setzen."

Alle stimmten diesen Ratschlägen bei und man begann etwas lebhafter sich im Lager zu regen. Es waren endlich an fünfzehntausend Adlige zusammen gekommen. Die Hussoldaten arbeiteten an den Schanzen auf einem Raume von sechs Meilen. Usch, die Hauptstellung, nahm der Wojewode von Posen mit seinen Leuten ein. Ein Teil der Ritter blieb in Filehne, ein anderer Teil in Schneidemühl und Herr Wladislaus Skoraschewski ging nach Tschaplin, um von dort aus den Feind zu beobachten.

Es war im Anfang Juli, die Tage waren gleichmäßig heiß und heiter. Die Sonne brannte in den Ebenen so sehr, daß die Adligen sich in die Wälder flüchteten, wo sie im Schatten der Bäume ihre Zelte aufspannten. Dort richtete man auch lärmende Gastmähler her und noch lärmender benahm sich die Dienerschaft, besonders beim Tränken und Schwemmen der Pferde, welche einige Tausende zusammen, dreimal täglich in

die Netze getrieben wurden, unter heftigem Gezanke und Streit um die besten Plätze am Ufer.

Im Anfange herrschte ein mutiger Geist in diesen Heerlagern, trotzdem der Wojewode von Posen selbst dahin wirkte, ihn abzuschwächen. Wäre Wittemberg in den ersten Julitagen hier eingetroffen, so wäre er wahrscheinlich auf harten Widerstand gestoßen, da in dem Maße, wie diese Männer sich für die gute Sache erwärmten, ihr Mut sich bis zur Raserei entflammen konnte, wie frühere Beispiele zur Genüge bewiesen hatten. Floß doch in den Adern auch dieser Menschen Ritterblut, wenn sie auch jetzt vom Kriege entwöhnt waren.

Wer weiß, ob ein zweiter Jeremi Wisniowiezki Uschz nicht in ein zweites Sbarasch verwandelt und den Ruhm der polnischen Ritterschaft mit dem Schwerte auf diesen Schanzen verzeichnet hätte. Leider verstand der Wojewode von Posen nur mit der Feder zu zeichnen, statt mit dem Schwert.

Wittemberg, welcher nicht nur den Krieg kannte, sondern auch ein großer Menschenkenner war, beeilte sich vielleicht absichtlich nicht. Eine langjährige Erfahrung hatte ihn belehrt, daß der neu eingezogene Soldat am gefährlichsten im ersten Augenblick der Begeisterung ist, daß es ihm niemals an Mut, wohl aber an soldatischer Ueberlegung fehlt, welche nur in langer Praxis erworben wird. Er vermag oft wie ein Sturmwind die ältesten Regimenter niederzuwerfen, über ihre Leichen seinen Weg zu nehmen; er ist wie glühendes Eisen, das, so lange es rot ist, lebt, Funken sprüht, brennt und vernichtet, aber sobald es abgekühlt, nur ein lebloser Kloß bleibt.

So kam es auch, daß, nachdem eine und die zweite Woche vergangen war, im Anfange der dritten die lange Thatlosigkeit bereits die Gemüter zu belasten anfing. Die Hitze wurde immer größer. Die Adligen wollten nicht mehr zu den Uebungen ausrücken, indem sie vorgaben, daß die Pferde, von den Bremsen gestochen, nicht still stehen wollten und in dieser sumpfigen Gegend es vor Mücken nicht auszuhalten sei.

Das Gesinde stritt sich immer lauter um schattige Plätze, um welche es bei ihren Herren sogar zu Säbelhieben kam. Bald verließ dieser, bald jener, gegen Abend vom Wasser heimkehrend, heimlich mit seinem Pferde das Lager, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Es fehlte auch nicht an bösem Beispiel von oben. Herr Skoraschewski hatte eben aus Tschaplin Botschaft geschickt, daß die Schweden ganz in der Nähe seien, als vom Kriegsrat be-

schlossen wurde, den Herrn Sigismund Grudzinski aus Grodno, Starosten von Schrimm, nach Hause zu beurlauben, was sein Oheim Andreas, der Wojewode von Kalisch, durchaus verlangte.

„Wenn ich hier schon Hals und Kragen verlieren soll, so mag mein Brudersohn wenigstens meine Ehre und mein Gedächtnis forterben, damit unser Name und Verdienst nicht verloren gehe,“ meinte der alte Herr. Er verfiel in eine weinerliche Rührung über die Jugend und Unschuld des Herrn Sigismund und pries die Freigebigkeit, mit welcher er hundert Fußsoldaten, sehr gut ausgestattet, dem Dienste der Republik gestellt habe. Und der Kriegsrat berücksichtigte die Bitten des Oheims.

Am 16. Juli frühmorgens reiste der Starost von Schrimm, von einigen Dienern begleitet, ganz offen aus dem Lager nach Hause ab, am Vorabend fast der Belagerung und Schlacht. Eine Menge Adliger geleitete ihn unter Spottgeschrei aus dem Lager, angeführt von Ostroschka, welcher dem Fortreitenden noch nachrief:

„Mein Herr Starost, ich füge eurem Wappen und Namen noch den Beinamen „Der Feige“ hinzu.“

„Vivat Grudzinski der Feige!“ schrieen die Adligen.

„Und weint euch nach dem Ohm die Aeuglein nicht aus!“ fügte Ostroschka hinzu. „Er hat denselben Widerwillen gegen die Schweden wie ihr und wird, sobald sie sich sehen lassen, ihnen gewiß den Rücken zukehren.“

Dem jungen Magnaten schoß das Blut ins Gesicht, aber er schien die Beschimpfung nicht zu hören und gab dem Pferde die Sporen, drängte sich durch die Menge, um so eilig als möglich aus dem Lager zu kommen. Seine Verfolger fingen nun an, ihn ohne Rücksicht auf seine hohe Geburt mit Erdklößen zu werfen, indem sie riefen:

„Da hast du ein Klößchen, du Kloß! Ah—ho! A Huzia! Hock, hock! Graurock! Katze!“

Es entstand ein solches Getümmel, daß der Wojewode von Posen selbst mit einigen Rittmeistern einschreiten und der Menge erklären mußte, daß der Starost in wichtigen Geschäften nur auf acht Tage beurlaubt sei.

Das Beispiel jedoch hatte gewirkt. Noch am selbigen Tage fanden sich einige hundert Adelige, welche nicht schlechter sein wollten als der Herr Starost, denn sie entflohen unter geringerer Begleitung ganz in der Stille aus dem Lager. Herr Stanislaus Skrzetuski, der Rittmeister von Kalisch, Vetter des berühmten Johann von Sbarasch, raufte sich die Haare, denn auch seine

Hufsoldaten fingen, dem Beispiel der Gefährten folgend, bereits an aus dem Lager zu fliehen.

Man berief wieder einen Kriegsrat, an welchem die Menge durchaus teilnehmen wollte. Es folgte eine unruhige Nacht voll Geschrei und Gezänk Der Ruf: „Entweder alle oder niemand!“ lief von Mund zu Mund.

Alle Augenblicke tauchte das Gerücht auf, die Wojewoden beabsichtigten, das Lager zu verlassen; es herrschte eine solche Unruhe, daß die Wojewoden sich wiederholt der empörten Menge zeigen mußten. Einige tausend Männer saßen bis zum Tagesanbruch zu Pferde und der Wojewode von Posen ritt entblößten Hauptes zwischen ihnen umher, einem römischen Senator ähnlich, und wiederholte alle Augenblicke das große Wort:

„Meine Herren! mit euch lebe und sterbe ich!“

Man empfing ihn an einzelnen Stellen mit Vivatrufen, an anderen mit Spottgeschrei. Er aber kehrte, sobald er die Menge beruhigt, in den Rat zurück, müde, heiser, berauscht von der Größe der eigenen Worte und überzeugt, daß er in dieser Nacht dem Vaterlande unbezahlbare Dienste geleistet hatte. Im Rat aber führte er nicht das große Wort; er raufte verzweifelt Bart und Haare und wiederholte fortwährend:

„Ratet, helft, ihr Herren, wenn ihr könnt! ... Ich wasche meine Hände in Unschuld und übernehme keine Verantwortung für das, was kommt, denn mit solchen Soldaten ist eine Verteidigung unmöglich.“

„Erlauchter Wojewode!“ entgegnete Herr Stanislaus Skrzetuski. „Der Feind selbst wird den Uebermut und die Unruhe aufheben. Laßt nur erst die Kanonen donnern, laßt es zur Belagerung und zum Kampf kommen, so werden dieselbigen Adeligen im Interesse des eigenen Lebens auf den Wällen kämpfen, anstatt sich im Lager herumzutreiben. So war es schon immer!“

„Womit sollen wir uns wehren? Kanonen giebt es nicht. Wir haben nur unsere Vivat-Mörser, welche gut zu Freudenschüssen während eines Gastmahls sind.“

„Chmielnizki hatte bei Sbarasch siebzig Geschütze und der Fürst Jeremi nur einige Achtpfünder und Granaten.“

„Aber er hatte ein Heer guter Soldaten, nicht gemeines Volk; seine Fahnen waren weltberühmt, nicht aus Männern, die direkt von der Schafschur kommen, gebildet.“

„Sendet nach dem Herrn Wladislaus Skoraschewski,“ riet der Oberrichter Tscharnkowski. „Macht ihn zum Lager-

hauptmann. Er ist beliebt beim Adel und versteht, ihm Respekt einzuflößen."

„Sendet nach Herrn Skoraschewski!" wiederholte Herr Andreas Grudzinski, der Wojewode von Kalisch. „Weshalb soll er dort in Drahim oder Tschaplin sitzen."

„So ist es! Das ist der beste Rat!" riefen andere Stimmen.

Und man schickte Boten nach dem Herrn Wladislaus Skoraschewski. Einen anderen Rat wußte man nicht zu erteilen; dafür sprach und klagte man viel über den König, die Königin, über den Mangel an Militär und Vernachlässigung.

Der folgende Morgen brachte weder Beruhigung noch Trost. Die Unordnung vergrößerte sich nur noch. Jemand hatte die Nachricht verbreitet, daß Andersgläubige, namentlich die Anhänger der Lehre Kalvins, den Schweden freundlich gesinnt und bereit seien, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zum Feinde überzugehen. Noch mehr, diese Nachricht wurde weder von dem Herrn Schlichting, noch von den Herren Kurnatowski widerlegt, welche letztere beide auch Kalvinisten, aber dem Vaterlande treu ergebene Männer waren. Sie selbst bestätigten, daß viele Andersgläubige eine besondere Abteilung gebildet und den Beschluß gefaßt hätten, unter der Leitung des bekannten Raufboldes Herrn Rej, welcher in jungen Jahren als lutherischer Freiwilliger in Deutschland gedient und ein großer Schwedenfreund sei, zu den Feinden überzugehen. Kaum hatte dieser Verdacht unter den Adligen Platz gegriffen, als auch schon einige tausende gezogene Säbel blitzten und ein wahres Unwetter im Lager losbrach.

„Wir nähren Verräter! wir füttern Schlangen, welche den Mutterschoß mit ihrem Stachel vergiften!" schrieen sie.

„Gebt sie heraus! Schlagt sie nieder! Es ist der ansteckendste Verrat, meine Herren! Reißt das Unkraut aus, sonst verderben wir alle!"

Die Wojewoden und Rittmeister mußten wieder zu beruhigen suchen, es gelang ihnen aber noch schwerer als gestern. Sie waren übrigens selbst überzeugt, daß Herr Rej ganz offen das Vaterland verraten würde, denn er war ein Mensch, welcher in der Heimat völlig ein Fremdling geworden war und außer der Sprache nichts mehr mit einem Polen gemein hatte. Man versprach auch, ihn aus dem Lager zu entfernen, was sogleich den Aufruhr etwas besänftigte. Dennoch hörte man noch lange die Rufe:

„Gebt sie heraus! Verrat! Verrat!“

Eine seltsame Stimmung war über das Lager gekommen. Die einen waren ganz mutlos geworden und schlichen betrübt in Gedanken versunken ziellos an den Wällen umher, ließen den düsteren Blick über die Ebene schweifen, über welche der Feind heranziehen mußte, oder flüsterten sich immer neue Schreckensnachrichten zu. Andere hatte eine verzweifelte, fast wahnsinnige Lustigkeit und Todesmut befallen. Infolge dieser Lustigkeit bereitete man Gastmähler und Trinkgelage, um die letzten Lebenstage noch recht zu genießen. Wieder andere dachten an ihr Seelenheil und verbrachten die Nacht im Gebet. Niemand aber in dieser Menschenmenge dachte an einen Sieg, als ob dieser eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Und doch hatte der Feind keine Uebermacht; er hatte nur mehr Kanonen, geübtere Soldaten und einen Führer, welcher die Kriegsführung verstand.

Und während hier das polnische Lager in Aufruhr lärmte, toste, während man speiste und trank, aufbrauste und wieder stille ward wie das sturmgepeitschte Meer, während das allgemeine Aufgebot Rat hielt, als handle es sich um eine Königswahl, nahte von der anderen Seite her über die ausgedehnten, grauen Oderniederungen in aller Ruhe das Schwedenheer.

Voran zog eine Brigade der Königsgarde. Benedikt Horn, ein gefürchteter Krieger, dessen Name mit Schrecken in Deutschland genannt wurde, führte sie heran — ein auserlesenes, hochgewachsenes Volk, bekleidet mit Kammhelmen, deren Stirnband bis über die Ohren herabreichte, und gelben Lederkollern, bewaffnet mit Rapieren und Musketen, kühl und hartnäckig im Kampf, auf jeden Wink des Führers bereit.

Karl Schedding, ein Deutscher, kam an der Spitze der westgotländischen Brigade daher, welche aus zwei Regimentern Fußsoldaten und einem Regiment schwerer Reiterei zusammengesetzt war. Sie war in Panzer ohne Armschienen gekleidet; die eine Hälfte der Infanterie trug Musketen, die andere Lanzen. Im Beginn eines Gefechtes standen die Musketenträger im Vordertreffen, zogen sich jedoch im Falle einer Attacke hinter die Lanzenträger zurück, welche alsdann das eine Ende ihrer Lanzen in den Boden feststemmten, das andere den daherjagenden Pferden entgegenhielten. Zur Zeit Sigismunds III. hatte bei Schönlanke eine einzige Husaren-Schwadron diese selbe westgotländische Brigade niedergeritten und unter den Hufen ihrer Pferde zermalmt, dieselbe Brigade, in welcher gegenwärtig überwiegend Deutsche dienten.

Zwei smaländische Brigaden führte Irwin, genannt Ohnehand, an. Er hatte seinerzeit bei der Verteidigung seiner Fahne die rechte Hand verloren, dafür hatte er in der linken eine solche Kraft, daß er auf einen Hieb den Kopf eines Pferdes vom Rumpfe trennte. Er war von düsterem Aussehen, liebte nur den Krieg und das Blutvergießen und war streng gegen sich und gegen seine Soldaten. Während andere „Kapitäne“ sich im Kriege zu handwerksmäßigen Kriegern ausbildeten, den Krieg des Krieges wegen liebten, blieb er immer der gleiche Fanatiker und mordete Menschen, fromme Psalmen singend.

Die westermaländische Brigade ging unter dem Kommando Drakenbergs, die Helsingör-Brigade, bestehend aus weltberühmten Schützen, unter Gustav Oxenstierna, einem Verwandten des berühmten Kanzlers, ein junger Mann, der große Hoffnungen erweckte. Die Ostgotländische wurde von Fersen kommandiert, während die Uericksche und Esthländische von Wittemberg selbst angeführt wurden, welcher gleichzeitig das oberste Kommando über die ganze Armee führte.

Zweiundsiebzig Geschütze zogen ihre Geleise durch die feuchten Niederungen und siebzehntausend Soldaten begleiteten sie, Soldaten, welche in Deutschland als Plünderer gefürchtet und im Kampfe so geschickt waren, daß ihnen, besonders der Infanterie, kaum die französische Garde gleichzustellen war. Den Regimentern folgten Wagen mit Zelten, das ganze Heer marschierte in schönster Ordnung, stets kampfbereit. Ein Wald von Lanzen ragte über diese Menge von Köpfen, Helmen und Hüten empor und inmitten dieses Lanzenwaldes wehten große blaue Fahnen mit weißen Kreuzen in der Mitte, der polnischen Grenze entgegen. Mit jedem Tage wurde die Entfernung geringer, welche die zwei Heere trennte.

Endlich, am 27. Juli, erblickten im Walde von Heinrichsdorf die schwedischen Truppen den ersten polnischen Grenzpfahl. Bei diesem Anblick erscholl ein mächtiger Freudenschrei aus den Kehlen der Schweden. Die Trompeter schmetterten, die Kessel und Pauken donnerten, alle Fahnen wurden entfaltet. Wittemberg ritt an der Spitze des Heeres, von seinem glänzenden Stabe geleitet, und ließ alle Regimenter bei sich vorbeidefilieren, die Infanterie ihre Waffen präsentierend, die Reiterei mit gezogenen Rapieren, die Geschütze mit brennenden Lunten. Es war um die Mittagszeit und das herrlichste Wetter. Der Harzduft des Waldes breitete sich erfrischend aus.

Der graue, von den Strahlen der Sonne übergossene Weg,

welchen die schwedischen Truppen beim Verlassen des Heinrichsdorfer Waldes beschritten, verlief am Horizont. Als das Heer endlich den Wald ganz verlassen hatte, entrollte sich vor den Augen der Krieger das Bild einer lachenden heiteren Landschaft, bedeckt mit den gelblich leuchtenden Flächen der verschiedenen Getreidearten, stellenweise besäet mit Eichenschonungen, stellenweise mit grünen Wiesen bekleidet. Hier und da erhoben sich in der Ferne aus Baumgruppen, weit hinter den Eichenschonungen, leichte Rauchwolken in die Luft, auf den Wiesen sah man weidende Herden und dort, wo auf denselben die ausgetretenen Wasserflächen leuchteten, spazierten ruhig Störche umher.

Ein süßer Frieden lag über dieser Landschaft, welche von Milch und Honig überfloß. Sie schien sich zu erweitern, ihre Arme dem schwedischen Heere entgegenzubreiten, als hieße sie nicht Einbrecher, sondern im Namen Gottes erscheinende Gäste willkommen.

Wieder kamen Jubelschreie aus der Brust aller Soldaten, insbesondere der eingeborenen Schweden, welche nur an den Anblick der nackten, ärmlichen und wilden Natur ihres Vaterlandes gewöhnt waren. Die Herzen dieses armen, beutegierigen Volkes dehnten sich im Verlangen, diesen Ueberfluß, diese Schätze, welche ihr Auge erblickte, für sich zu erbeuten. Begeisterung überkam diese Scharen.

Aber die im Feuer des dreißigjährigen Krieges abgehärteten Soldaten glaubten, es würde ihnen dies nicht leicht werden. Sie meinten, dieses gottgesegnete Land sei von einem zahlreichen, starken und ritterlichen Volke bewohnt, welches sein Eigentum schirmen werde. Noch lebte in Schweden das Andenken an die fürchterliche Niederlage von Kirchholm, wo dreitausend Reiter unter Chodkiewitsch achtzehntausend der tapfersten Schweden vollständig vernichtet hatten. In den Hütten Westgotlands, Smalands und Dalekarliens erzählte man von diesen geflügelten Reitern wie von den Riesen aus den Sagen. Noch lebendiger war das Gedächtnis an die Zeit Gustav Adolfs, denn die Menschen, welche an ihnen teilgenommen hatten, waren noch nicht ausgestorben. Hatte doch der skandinavische Adler, ehe es ihm gelang, ganz Deutschland zu durchfliegen, zweimal seine Schwingen arg an den Speeren Koniecpolskis verletzt.

Es gesellte sich also zu der Freude in den Herzen der Schweden eine gewisse Besorgnis, welcher sich selbst ihr Kommandierender

Wittemberg nicht zu entschlagen vermochte. Er betrachtete seine vorüberziehenden Regimenter Füsiliere und Reiter mit Blicken, wie der Hirt seine Herden betrachtet. Dann wandte er sich einem dicken Manne zu, welcher einen Federhut und eine helle Perücke trug, die ihm bis auf die Schultern herabfiel:

„Ew. Liebden versichern mir, daß ich mit dieser Streitmacht das Heer bei Uschz besiegen werde?“ fragte er.

Der Mann in der blonden Perücke lächelte und antwortete:

„Ew. Gnaden könnt euch vollkommen auf mein Wort verlassen; ich stehe dafür ein. Wenn bei Uschz reguläre Truppen unter einem der Hetmane ständen, so würde ich selbst raten, nicht zu eilen, sondern zu warten, bis Seine Majestät der König mit der ganzen Armee nachkommt. Aber dem allgemeinen Aufgebot und diesen polnischen Herren gegenüber reichen unsere Kräfte bei weitem aus.“

„Und wird man ihnen keinerlei Sukkurs senden?“

„Aus zweierlei Gründen wird das unterbleiben. Zuerst deshalb, weil alle regulären Truppen, deren es ohnehin nicht viele giebt, in Litauen und der Ukraine beschäftigt sind; zum zweiten, weil in Warschau weder der König Johann Kasimir, noch der Kanzler, noch der Senat bis zu diesem Augenblick glauben wollen, daß Seine Majestät der König Karl Gustav, ganz entgegen den Verträgen, trotz der letzten Botschaft und trotz der Bereitwilligkeit, Zugeständnisse zu machen, dennoch thatsächlich den Krieg beginnt. Sie glauben, daß noch im letzten Augenblick der Friede geschlossen wird . . . ha, ha!“

Der dicke Mann nahm seinen Hut ab, wischte den Schweiß von der Stirn und setzte hinzu:

„Trubetzki und Dolgorucki in Litauen, Chmielnizki in der Ukraine und wir treten in Großpolen ein . . . Seht, wohin es die Regierung Johann Kasimirs gebracht hat.“

Wittemberg warf ihm einen seltsamen Blick zu, während er fragte:

„Und Ew. Liebden freut dieser Gedanke?“

„O, wie sehr freut mich dieser Gedanke! Denn das mir unschuldig zugefügte Unrecht wird gerächt werden. Außerdem sehe ich deutlich, daß euer Schwert und meine Ratschläge diese neue, allerschönste Krone der Welt auf das Haupt Karl Gustavs setzen werden.“

Wittemberg ließ den Blick in die Ferne schweifen, umfaßte mit ihm die Wälder, die Gehege, die Niederungen und

Wiesen, die mit Getreide bedeckten Auen und sagte dann nach einer Weile:

„Es ist wahr! Das ist ein schönes und fruchtbares Land . . . Ew. Liebden könnt euch auch versichert halten, daß nach dem Kriege Seine Majestät der König niemandem als euch die Oberherrschaft hier anvertrauen wird.“

Der dicke Mann lüftete wieder den Hut.

„Und ich begehre auch keinen anderen Herrn,“ sagte er, die Augen zum Himmel erhebend.

Der Himmel war hell und heiter. Kein Blitz fuhr hernieder, um den Verräter zu zermalmen, welcher hier, an dieser Grenze, sein schon unter dem Elend zweier Kriege erschöpft seufzendes Vaterland in die Hände dieses Feindes lieferte.

Der Mann, welcher mit Wittemberg hier sprach, war Hieronymus Radziejowski, der einstige Unterkanzler der Krone, jetzt von den Schweden gegen sein Vaterland bezahlt.

Eine Zeit lang schwiegen Beide. Inzwischen zogen die letzten zwei Brigaden, die Uericksche und die Ermländische, über die Grenze, hinter ihnen schwankten die Geschütze heran. Noch immer schmetterten die Trompeten, der Donner der Pauken übertönte die Tritte der Soldaten und erfüllte den Wald mit unheimlichem Lärm. Endlich kam auch der Stab. Radziejowski ritt neben Wittemberg.

„Oxenstierna ist noch nicht zu sehen“, sagte Wittemberg. „Ich bin besorgt, daß ihn ein Unfall betroffen haben könnte. Ich weiß nicht, ob der Rat gut war, ihn als Trompeter verkleidet mit Briefen nach Uschz zu schicken.“

„Er war gut“, entgegnete Radziejowski, „denn er kann das ganze Lager durchspähen, die Führer kennen lernen und ihre Absichten erforschen. Das würde der erste Beste nicht fertig bekommen.“

„Und wenn sie ihn erkennen?“

„Rej ist der Einzige, der ihn kennt, und der gehört zu uns. Uebrigens, wenn sie ihn auch erkennen sollten, würden sie ihm nichts Schlimmes thun, sie würden ihn noch auf die Rückfahrt ausstatten und belohnen . . . Ich kenne meine Polen und weiß, daß sie alles zu thun bereit sind, wenn sie sich nur vor Fremden als ein gastfreies Volk zeigen können. Unsere Bemühungen gehen allein dahin, daß wir von Fremden gelobt werden . . . Um Oxenstierna können Ew. Gnaden ganz ruhig sein; ihm wird kein Haar gekrümmt werden. Er kann noch nicht zurück sein, dazu ist die Zeit zu kurz.“

„Und glauben Ew. Liebden, daß unsere Briefe einen guten Erfolg haben werden?"

Radziejowski lachte.

„Wenn Ew. Gnaden mir erlauben, ein Prophet zu sein, so will ich vorher sagen, was geschehen wird. Der Herr Wojewode von Posen ist ein artiger und gelehrter Herr; er wird uns sehr artig antworten. Aber da er es liebt, den Römer aufzuspielen, so wird seine Antwort furchtbar römisch lauten. Er wird also zuerst sagen, daß er vorziehe, den letzten Blutstropfen zu vergießen, als sich zu ergeben, daß der Tod ihm lieber sei, als die Ehrlosigkeit, und die Liebe zum Vaterlande ihm gebiete, für dasselbe zu fallen."

Radziejowski lachte noch lauter; das strenge Gesicht Wittembergs hellte sich ebenfalls auf.

„Ew. Liebden glauben also nicht, daß er so handeln wird, wie er schreibt?" fragte er.

„Er?" entgegnete Radziejowski. „Es ist wahr, er nährt seine Liebe zum Vaterlande, aber mit Tinte. Und da diese eine wenig nahrhafte Kost ist, so ist seine Vaterlandsliebe magerer sogar als diejenige seines Narren, welcher ihm Reime schmieden hilft. Ich bin überzeugt, daß jener römischen Antwort Wünsche für euer Wohlergehen, die Versicherung seiner Bereitwilligkeit zu Dienstleistungen und zuletzt die Bitte folgen wird, seine und seiner Verwandten Güter zu schonen, wofür er uns wieder samt seinen Verwandten dankbar sein wird."

„Und was für Folgen werden zuletzt unsere Briefe haben?"

„Sie werden den Mut der Polen vollständig erschlaffen, die Herren Senatoren werden Verhandlungen mit uns beginnen und ganz Großpolen wird uns nach einigen in die Luft gerichteten Schüssen von selbst zufallen."

„O, wären Ew. Liebden doch ein wahrer Prophet . . ."

„Ich bin meiner Sache gewiß, denn ich kenne diese Menschen. Auch habe ich Freunde und Parteigenossen im ganzen Lande und weiß, wie man es anzufangen hat . . . Und daß ich nichts versäumen werde zu thun, dafür bürgt euch das Unrecht, welches Johann Kasimir mir zugefügt, und meine Liebe für Karl Gustav. Die Menschen sind jetzt mehr auf die Erhaltung ihrer Besitztümer, als auf die Einheit der Republik bedacht. Alle die Ländereien, welche wir jetzt durchschreiten werden, gehören den Opalinskis, den Tscharnkowkis und Grudzinskis, und da gerade sie es sind, die bei Uschz stehen, so werden sie auch weicher sein bei den Verträgen. Und was die Adligen betrifft,

so darf man ihnen nur die Freiheit der Landtage zusichern, sie treten dann ungesäumt in die Fußstapfen der Herren Wojewoden."

„Ew. Liebden leisten durch eure Kenntnis des Landes und der Leute Seiner Königlichen Majestät unbezahlbare Dienste, welche nicht des würdigen Lohnes ermangeln werden. Aus allem, was ihr mir mitgeteilt, darf ich also den Schluß ziehen, daß ich dieses Land als das unsrige betrachten kann."

„Das können Ew. Gnaden! Das könnt ihr! Das könnt ihr!" wiederholte Radziejowski eilig einige Male.

„So nehme ich es denn in Besitz, im Namen Seiner Majestät des Königs Karl Gustav", sagte Wittemberg ernst.

Während hier das schwedische Heer hinter Heinrichsdorf den Boden Großpolens betrat, war noch einige Tage vorher, am 18. Juli, im polnischen Lager ein schwedischer Trompeter mit Briefen von Wittemberg und Radziejowski an die Wojewoden erschienen.

Herr Wladislaus Skoraschewski selbst hatte ihn zum Wojewoden von Posen geführt und die Adligen des allgemeinen Aufgebots starrten neugierig den „ersten Schweden" an und bewunderten seine kräftige Gestalt, sein männliches Gesicht, den gelben Schnurrbart, welcher an beiden Enden wie eine breite Bürste aufwärts gekämmt war, und sein wahrhaft herrschaftliches Auftreten.

Die Menge begleitete ihn zum Wojewoden, die Bekannten riefen einander zu, man zeigte sich den Schweden mit den Fingern, lachte etwas über seine Stiefel, welche in mächtige kreisförmige Schäfte ausliefen, über das lange, gerade Rapier, welches man einen Bratspieß nannte und das in einem reich mit Silber gestickten Gehänge steckte. Der Schwede seinerseits warf ebenfalls neugierige Blicke nach allen Seiten hin unter dem breiten Hut hervor, als wolle er das Lager durchspähen, seine Stärke bemessen. Dann wieder sah er sich die Menge Adliger an, deren morgenländische Kleidung ihm etwas neues war. Endlich war man mit ihm zum Wojewoden gekommen, bei welchem sich alle Würdenträger zusammengefunden hatten, die sich im Lager befanden.

Bald waren die Briefe gelesen; man fing an zu beraten, was zu thun sei. Inzwischen empfahl der Wojewode den Trompeter seinen Höflingen, damit sie ihn nach Soldatenart bewirteten. Bald nahmen ihn die Adligen den Höflingen ab, und ihn stetig bewundernd, tranken sie mit ihm auf Tod und Leben.

Auch Herr Skoraschewski beobachtete den Trompeter fleißig, aber nur darum, weil er den Verdacht geschöpft hatte, derselbe sei ein verkleideter Offizier. Er teilte diesen Gedanken gegen Abend sogar dem Wojewoden mit, dieser aber antwortete darauf, daß das einerlei sei, und erlaubte nicht, ihn zu verhaften.

„Und wäre er Wittemberg selbst," sagte er, „so ist er als Botschafter hierhergekommen, wir müssen ihn ruhig ziehen lassen . . . Ich werde ihm noch zehn Dukaten Zehrgeld auszahlen lassen."

Der Trompeter unterhielt sich inzwischen in gebrochenem Deutsch mit denjenigen der Adligen, welche durch ihre Verbindung mit preußischen Städten diese Sprache erlernt hatten. Er erzählte ihnen von den Siegen, welche Wittemberg in den verschiedenen Ländern errungen, von der Stärke des Heeres, welches gegen Uschz vorrücke, und besonders von den Geschützen und ihrer bisher noch nicht dagewesenen Tragweite. Das bekümmerte die Adligen nicht wenig; bald durchkreisten übertriebene Gerüchte das ganze Lager.

In dieser Nacht schlief niemand in ganz Uschz, denn um Mitternacht kamen alle diejenigen an, welche bis jetzt in besonderen Lagern bei Schneidemühl und Filehne gelegen hatten. Die Wojewoden und Würdenträger ratschlagten über das Antwortschreiben bis zum hellen Tag und den Adligen verging die Zeit über den Erzählungen von der Macht Schwedens.

Mit fieberhafter Neugier fragte man den Trompeter aus über die Offiziere, die Soldaten, die Waffen, die Art zu kämpfen, und gab jede Antwort von Mund zu Mund weiter. Die Nähe des schwedischen Heeres verlieh jeder Einzelheit eine ungemeine Wichtigkeit, welche jedoch nicht derartig war, um Trost einzuflößen.

Mit dem Morgengrauen erschien Herr Stanislaus Skrzetuski mit der Nachricht, daß die Schweden schon bis Walezk vorgerückt seien, also einen Tagesmarsch nur vom polnischen Lager entfernt. Es entstand augenblicklich ein großes Gedränge. Die Mehrzahl der Pferde befand sich samt den Dienern auf den Wiesen zur Weide; jetzt sandte man Hals über Kopf nach ihnen. Die einzelnen Kreise bestiegen die Pferde und bildeten geschlossene Gruppen. Die Zeit vor dem Kampfe ist in der Regel für den ungeübten Soldaten die schrecklichste Zeit. Ehe also die Rittmeister im Stande waren, etwas Ordnung in diese Kolonnen zu bringen, herrschte eine Zeit lang eine entsetzliche Verwirrung. Man verstand kein Kommando, hörte keinen

Trompetenton vor all den verworrenen Rufen, die von allen Seiten zugleich ertönten: „Johann! Peter! Onufry! Hierher! ... Daß du erschlagen würdest! Die Pferde her! ... Wo sind meine Diener? ... Johann! Peter!" Wäre in diesem Wirrwarr auch nur ein einziger Kanonenschuß gefallen, die Flucht wäre allgemein geworden.

Allmählich standen dennoch die Kreise geordnet da. Der angeborene Kriegssinn der Adligen ersetzte in etwas den Mangel an Erfahrung. Gegen Mittag bot das Lager schon einen ganz respektablen Anblick. Die Infanterie stand in ihren verschiedenfarbenen Kamisols, bunten Blumen ähnlich, auf den Wällen. Die bereit gehaltenen Lunten rauchten und im Innern der Wälle, im Schutz der Kanonen, wimmelte die Ebene von den Fahnen der Kreis-Reitereien, in Schlachtordnung aufgestellt, auf starken Pferden, deren Wiehern das Echo der nahen Wälder wachrief und die Herzen mit Kampfesmut erfüllte.

Unterdeß hatte der Wojewode von Posen den Trompeter mit der Antwort auf die empfangenen Briefe abgefertigt, die mehr oder weniger so lautete, wie Radziejowski es vorausgesagt hatte, also artig und römisch zugleich. Hierauf hatte er beschlossen, eine Streifpatrouille nach dem nördlichen Ufer der Netze auszuschicken, um womöglich einen feindlichen Kundschafter aufzugreifen.

Peter Opalinski, der Wojewode von Podlachien, der Brudersohn des Wojewoden von Posen, sollte diesen Streifzug an der Spitze der hundertfünfzig Dragoner, welche er nach Uschz mitgebracht hatte, anführen. Außerdem hatte man den Herren Rittmeistern Skoraschewski und Skrzetuski den Auftrag gegeben, Freiwillige aus den Adligen des allgemeinen Aufgebotes aufzufordern, dem Feinde ebenfalls endlich in die Augen zu sehen.

Beide ritten nun die Reihen entlang, in ihren Uniformen und mit ihren schönen Gestalten eine wahre Augenweide. Herr Stanislaus hatte ähnlich allen Skrzetuskis kohlschwarzes Haar, ein ernstes, männliches Gesicht, welches eine lange, schräg über die Wange laufende Narbe schmückte, die von einem Schwertstreiche herrührte und von einem ebenso schwarzen wehenden Barte umrahmt war. Herr Wladislaus, etwas fett, mit langem blonden Schnurrbart, mit etwas herabhängender Unterlippe, rosig geränderten Augen, sanften Gesichtszügen und brav, erinnerte weniger an Mars, war aber nicht weniger eine ehrliche Soldatenhaut, liebte das Feuer gleich einem Salamander, war

ein Ritter, der das Kriegsleben kannte wie seine zehn Finger, und besaß einen unvergleichlichen Mut. Beide wiederholten, die lang sich hinziehenden Reihen der Adligen abreitend, immerfort den Ruf:

„Auf, ihr Herren, wer geht als Freiwilliger gegen die Schweden? Wer möchte gern Pulver riechen? Auf! Auf! als Freiwillige.“

Sie waren so ein gut Stück abgeritten, ohne Erfolg zu haben. Niemand trat aus den Reihen. Einer blickte den anderen an; es gab welche, die keine Furcht kannten, welche, die Lust hatten, den Schweden entgegenzutreten, aber es fehlte ihnen die Dreistigkeit, sich zu melden. So mancher stieß den Nachbar mit den Ellenbogen an und sagte: „Gehst du, so gehe ich auch!“

Die Rittmeister fingen an ungeduldig zu werden. Da sprengte plötzlich, als sie eben bei den Reitern des Gnesener Kreises angelangt waren, ein buntgekleideter Mann auf einem Pony nicht aus den Reihen, wohl aber hinter den Reihen hervor und rief:

„Meine Herren Heerbannisten, ich werde ein Freiwilliger, ihr aber werdet Narren!“

„Ostroschka! Ostroschka!“ riefen die Adligen.

„Ich bin ebenso gut ein Adliger wie jeder andere!“ antwortete der Narr.

„Pfui! bei hundert Teufeln!“ rief der Unterrichter Herr Rosinski, „genug der Narrheiten, ich gehe mit.“

„Ich auch, ich auch!“ riefen zahlreiche Stimmen.

„Nur einmal hat die Mutter mich geboren, einmal nur sterbe ich.“

„Es finden sich mehr so Gute, als du bist.“

„Jedem steht es frei. Mag keiner hier sich besser dünken als der andere.“

Und wie im Anfang niemand sich melden wollte, so eilten sie jetzt aus allen Kreisen herbei, spornten die Pferde um die Wette, stießen im Eifer aufeinander und zankten sich eilig aus. Im Augenblick hatten sich fünfhundert Pferde etwa gestellt und noch immer trabten mehr aus den Gliedern herbei. Herr Skoraschewski lachte herzlich und laut und rief:

„Genug, meine Herren, genug! Wir können nicht alle gehen!“

Darauf ordneten beide ihre Leute und ritten davon.

Der Wojewode von Podlachien vereinigte sich mit ihnen

am Ausgange des Lagers. Man konnte deutlich sehen, wie sie die Netze überschritten, dann tauchten sie noch einige Male an Wegebiegungen auf und entschwanden zuletzt den Blicken.

Nach Ablauf einer Stunde befahl der Wojewode von Posen den Leuten, abzusitzen und in die Zelte zu gehen. Er hatte eingesehen, daß es unmöglich war, sie in Schlachtordnung zu halten, da der Feind noch einen Tagesmarsch entfernt war. Man stellte jedoch zahlreiche Wachen aus, erlaubte nicht mehr, die Pferde auf die Weide zu treiben, und gab den Befehl, daß bei dem ersten leisen Ton der Trompete alle aufsitzen und sich bereit halten sollten.

Die Erwartung hatte aufgehört; mit der Ungewißheit, den Zänkereien und Streitigkeiten war es zu Ende. Die Nähe des Feindes hatte, wie Skrzetuski es vorausgesagt, den Mut gehoben. Die erste glückliche Schlacht konnte ihn noch bedeutend erhöhen und am Abend geschah etwas, was wie eine neue, glückliche Prophezeiung aussah.

Die Sonne ging eben unter und beschien mit einem letzten, blendendem Leuchten die Netze und die hinter ihr liegenden Wälder, als auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses erst eine Staubwolke und dann sich in derselben fortbewegende Menschen sichtbar wurden. Alles, was lebte, besetzte die Wälle, um zu sehen, was dort für Gäste kämen. Da sprengte von den Wachtposten ein Dragoner aus der Fahne des Herrn Grudzinski her und meldete, daß die ausgesandte Streifpatrouille zurückkehre.

„Die Patrouille kehrt zurück! ... sie kommen glücklich zurück! ... Die Schweden haben sie nicht gegessen!!“ wiederholte man von Mund zu Mund im Lager.

Jene näherten sich indessen, in helle Staubwolken gehüllt, immer mehr, aber langsam, endlich überschritten sie die Netze.

Die Hände über die Augen haltend, um sie vor den blendenden Strahlen zu schützen, beobachteten die Adligen den Zug. Das auf dem Wasser ruhende blendende Licht wurde immer greller, die ganze Luft schien von einem rotgoldenen Glanze erfüllt.

„Heh! ihre Zahl scheint größer zu sein, als da sie ausritten!“ sagte Herr Schlichting.

„Sie müßten dann Gefangene mit sich führen, so wahr ich Gott liebe!“ schrie einer der Adligen, welcher zu den Furchtsamen gehören mochte, die ihren eigenen Augen nicht trauen.

„Sie bringen Gefangene! Sie bringen Gefangene! ...“

Der Zug war unterdessen so nahe gekommen, daß man die Einzelnen erkennen konnte. Voran ritt Herr Skoraschewski, gewohnheitsmäßig mit dem Kopfe nickend und fröhlich mit Herrn Skrzetuski plaudernd. Hinter ihnen hatte eine große Abteilung Reiter mehrere Fußsoldaten mit radförmigen Hüten eingeschlossen. Das waren thatsächlich gefangene Schweden.

Bei diesem Anblick hielten sich die Adeligen nicht länger und liefen dem Zuge entgegen unter den Zurufen:

„Vivat Skoraschewski! Vivat Skrzetuski!"

Bald umringte eine dichte Menge die ganze Abteilung. Die Einen betrachteten die Gefangenen, die Andern fragten: „Wie war es?" und wieder andere bedrohten die Schweden.

„Ah — hu! Wie?! Recht ist's euch, ihr Hundeblut! Mit den Polen wolltet ihr Krieg führen? Jetzt habt ihr die Polen!"

„Her mit ihnen! . . . Vor die Säbel! . . . Haut sie zu Bigos!" . . .

„Ha, ihr Salzkraut! Ha, ihr Pluderhosen! Habt ihr es mit den polnischen Säbeln versucht?"

„Meine Herren, schreit nicht so wie halbwüchsige Jungens; die Gefangenen könnten denken, ihr versteht vom Kriege nichts," sagte Herr Skoraschewski. „Das ist etwas ganz Gewöhnliches, wenn man in Kriegszeiten Gefangene macht."

Die Freiwilligen, welche zum Streifzuge gehörten, blickten stolz auf die Adligen herab, welche sie mit Fragen bestürmten.

„Wie war es? Habt ihr sie leicht bekommen? Haben sie euch Schweiß gekostet? Verstehen sie gut dreinzuhauen?

„Sie sind gute Jungens," entgegnete Herr Rosinski. „Sie haben sich brav verteidigt, aber sie sind doch nicht von Eisen, denn der Säbel haft sich fest an ihnen."

„Sie konnten sich also nicht gegen euch halten, wie?"

„Unser Ungestüm war zu groß."

„Meine Herren, hört, was sie sagen; die Schweden konnten ihr ungestümes Vordringen nicht aushalten! Also wie? Der Ungestüm ist die Hauptsache! . . ."

„Merkt euch das, immer mit Ungestüm vorwärts! Das ist das beste Mittel gegen die Schweden!"

Hätte man den Adeligen in diesem Augenblick befohlen, auf den Feind loszugehen, es hätte ihnen gewiß der nötige Ungestüm nicht gefehlt. Leider aber war vom Feinde nichts zu sehen. Dafür ertönte schon ein gut Stück in die Nacht hinein, vor den Vorposten der Ton einer Trompete. Ein zweiter Trompeter mit einem Briefe von Wittemberg langte

an. Der Brief enthielt die Aufforderung, sich zu ergeben. Als die Menge das hörte, wollte sie den Boten in Stücke hauen, die Wojewoden aber nahmen den Brief zur Beratung, obgleich der Wortlaut des Inhalts frech war.

Der schwedische General erklärte, daß Karl Gustav sein Heer seinem Verwandten Johann Kasimir gegen die Kosaken zu Hilfe sende, daß mithin die Großpolen ohne Widerstand sich zu ergeben hätten.

Als Herr Grudzinski dieses Schriftstück las, konnte er seine Entrüstung nicht verbergen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, aber der Wojewode von Posen beschwichtigte ihn bald mit der Frage:

„Glaubt ihr an einen Sieg, Herr? . . . Wie viel Tage können wir uns halten? . . . Wollt ihr die Verantwortung für so viel Blut tragen, wie vielleicht schon morgen vergossen wird?“

Nach längeren Beratungen beschloß man, gar nicht zu antworten und der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Man brauchte nicht lange zu warten. Am Sonnabend, den 24. Juli meldeten die Wachen, daß das ganze Schwedenheer geradeüber von Schneidemühl stehe. Im Lager summte es wie in einem Bienenstock am Abend vor dem Ausschwärmen.

Die Adligen setzten sich zu Pferde, die Wojewoden schritten die Reihen ab, sich widersprechende Befehle erteilend, und erst Herr Wladislaus brachte Ordnung in die Verwirrung, nachdem er die Sache in die Hand genommen. Er ritt mit einigen Hunderten Freiwilliger hinaus, um jenseits des Flusses etwas die Pferde zu tummeln und die Leute an den Anblick des Feindes zu gewöhnen.

Die Reiter folgten ihm sehr gern, denn die Tirailleurübungen bestanden aus einer Reihenfolge kleiner Gefechte, von nicht allzu großen Gruppen ausgeführt, und diese Uebungen in der Kunst, den Säbel zu führen, fürchtete der Adel durchaus nicht. Sie ritten also an das gegenüberliegende Ufer des Flusses und standen nun angesichts des Feindes, welcher immer näher kam und am Horizont eine dunkle Linie bildete wie ein frisch aus der Erde emporwachsender Wald. Die Regimenter der Infanterie und Reiterei entwickelten sich, einen immer größeren Raum beanspruchend.

Die Adligen erwarteten jeden Augenblick, daß die Tirailleurkolonnen des Feindes auf sie zusprengen würden, jedoch war nichts davon zu sehen. Dafür hielten auf den einige hundert

Schritt entfernten Hügeln kleine Haufen, in welchen man Menschen und Pferde erkannte, welche sich auf derselben Stelle hin und her bewegten. Als Herr Skoraschewski das sah, kommandierte er unverzüglich: „Linksum — zurück!“

Aber das Kommandowort war noch nicht verhallt, als schon auf den Hügeln weiße Rauchwölkchen aufstiegen, etwas wie kleine Vögel sausend mitten in die Reihen der Adligen einschlug, dann ein Knall die Luft erschütterte und gleichzeitig das Geschrei und Stöhnen einiger Verwundeter hörbar wurde.

„Stillgestanden!“ schrie Herr Wladislaus.

Wieder, zum zweiten- und drittenmal flogen die Vögel herüber — und wieder folgte dem Sausen Schmerzensgestöhn. Die Adligen hörten nicht mehr auf das Kommando des Führers; sie zogen sich, schreiend und die Hilfe des Himmels anrufend, immer schneller zurück, darauf zerstreute sich in einem Augenblick die ganze Abteilung über die Ebene und eilte in hastigen Sprüngen dem Lager zu. Herr Skoraschewski fluchte — es half nichts!

Nachdem Wittemberg die Plänkler so leicht vertrieben hatte, rückte er weiter vor, bis er endlich Uschz gegenüber, dicht vor den Schanzen, welche der Kalischer Adel verteidigte, stille stand. Sogleich begannen die polnischen Kanonen ihr Spiel, aber man beantwortete im Anfang diese Salven von Seiten der Schweden gar nicht. Der Rauch setzte sich ruhig bei der klaren Luft, zog in langen Strähnen zwischen beiden Heeren hin und durch die Lücken in denselben erblickten die Adligen die schwedischen Regimenter, welche sich, Infanterie sowie Reiterei, in für sie fürchterlicher Ruhe formierten, als wären sie des Sieges gewiß. Die Kanonen hatte man auf Erhöhungen gebracht und mit kleinen Schanzwällen umgeben, kurz, man sah, der Feind bereitete sich zum Kampfe, nicht zum mindesten der Kugeln achtend, welche ihn nicht erreichten und nur die an den Schanzen Arbeitenden mit Sand und Erde bewarfen.

Noch einmal führte Herr Skrzetuski zwei Fahnen Kalischer hinaus, um durch einen plötzlichen Ueberfall den Feind zu verwirren, allein sie gingen unlustig. Die Abteilung zerfiel bald in einen regellosen Haufen, da die Mutigen die Pferde spornten, während die Furchtsamen dieselben absichtlich zurückhielten. Zwei Reiterregimenter Wittembergs trieben nach kurzem Kampfe die Adligen vom Schlachtfelde und verfolgten sie bis an das Lager.

Inzwischen war die Dämmerung gekommen und machte dem blutigen Gefecht ein Ende.

Es wurde jedoch bis zur Nacht geschossen, dann erst verstummten die Schüsse. Im polnischen Lager aber entstand jetzt ein so großer Lärm, daß man ihn bis am jenseitigen Ufer der Netze hörte. Die Ursache desselben war zuerst, daß mehrere hundert Heerbannisten den Versuch machten, in der Dunkelheit aus dem Lager zu entfliehen. Andere, welche das bemerkten, hielten sie unter Drohungen zurück. Man griff zu den Säbeln. Die Worte: „Entweder alle oder niemand!“ flogen wieder von Mund zu Mund. Aber jeder Augenblick machte es mehr zur Gewißheit, daß wohl alle gehen würden. Eine große Unzufriedenheit mit den Führern machte sich in Worten Luft. Die Heerbannisten riefen: „Man hat uns mit bloßen Leibern vor die Kanonen gestellt!“

Ebenso groß war die Entrüstung über Wittemberg, daß er, ganz entgegen dem Kriegsgebrauch, gegen Tirailleure nicht auch Tirailleure ausgesendet, sondern unvermutet mit Kanonenkugeln sie überschüttet. „Ein jeder handelt, wie es ihm bequemer,“ rief man aus, „aber es ist nur Sitte bei Schweinehunden, nicht Stirn gegen Stirn zu kämpfen!“ Andere gaben sich einer unverhehlten Verzweiflung hin. „Wir werden ausgeräuchert werden wie die Dachse im Bau!“ jammerten diese. „Das Lager ist schlecht geschützt, die Schanzen schlecht aufgeschüttet, der Platz zur Verteidigung schlecht gewählt!“ Von Zeit zu Zeit ließen sich Rufe vernehmen: „Brüder, rettet euch!“ und andere schrieen: „Verrat! Verrat!“

Das war eine fürchterliche Nacht. Der Hader und die Verwirrung wuchsen von Minute zu Minute; niemand achtete der Befehle. Die ratlos gewordenen Wojewoden versuchten nicht einmal, die Ordnung wiederherzustellen. Ihre und des allgemeinen Aufgebotes Unzulänglichkeit trat jetzt klar zu Tage. Wittemberg hätte in dieser Nacht das Lager mit der größten Leichtigkeit aufheben können.

Der Morgen begann heraufzusteigen. Ein wolkiger, trüber Tag beschien dieses Menschenchaos, das, mutlos und wehklagend, zum großen Teil betrunken, eher zu einer Schandthat als zu offenem Kampfe fähig war. Um das Unglück voll zu machen, waren während der Nacht die Schweden bei Dziembowo über den Fluß auf die andere Seite der Netze gekommen und umringten jetzt das polnische Lager vollständig.

Auf dieser Seite waren fast gar keine Schanzen, hinter denen man sich hätte verteidigen können. Man mußte ungesäumt einen Wall aufschütten. Skoraschewski und Skrzetuski be-

schworen und baten, das zu thun, aber niemand wollte mehr etwas thun.

Die Führer und die Adligen hatten nur mehr das eine Wort auf den Lippen: „Verhandlungen!“ Man sandte Parlamentäre aus. Als Erwiderung langte im Lager eine glänzende Kavalkade an, an deren Spitze Radziejowski und der General Wirtz, beide mit grünen Zweigen in den Händen, ritten. Sie bewegte sich dem Hause zu, in welchem der Wojewode von Posen wohnte. Auf dem Wege dorthin aber hielt Radziejowski mitten im Gedränge der Adligen sein Pferd an, winkte mit dem Zweige Grüße, lächelte, begrüßte Bekannte und sagte mit lauter Stimme:

„Meine Herren, geliebte Brüderchen! Aengstigt euch nicht! Wir kommen nicht als Gegner hierher. Von euch allein hängt es ab, daß auch nicht ein Tropfen Blutes mehr vergossen wird. Wenn ihr statt eines Tyrannen, welcher eure Freiheit beeinträchtigt, das absolute Regiment einführen will und das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hat, wenn ihr, ich wiederhole es, statt dieses einen guten, edlen Herrn, einen mit unendlichem Ruhme bedeckten Krieger, dessen Name allein die Feinde der Republik mit Schrecken erfüllen wird, eintauschen wollt, so stellt euch in den Schutz Seiner Majestät des Königs Karl Gustav. Meine Herren, geliebte Brüder! Ich bringe euch die Zusicherung vollkommener Sorglosigkeit, vollkommener Freiheit auch in euren Religionsübungen. Von euch allein hängt eure Rettung ab . . . Meine Herren! Seine Majestät der König von Schweden will es unternehmen, den Kosakenaufstand zu unterdrücken und dem litauischen Kriege ein Ende zu machen. Er allein ist im Stande, das zu thun. Erbarmt euch eures unglücklichen Vaterlandes, wenn ihr mit euch selbst kein Erbarmen habt . . .“

Hier bebte die Stimme des Verräters wie von verhaltenen Thränen. Verwundert lauschte die Menge; hier und da wurden Rufe laut: „Es lebe Radziejowski, unser Kanzler!“ und er ritt weiter, grüßte aufs neue die Menge und wieder hörte man seine tubaähnliche Stimme rufen: „Meine Herren, geliebte Brüder!“ endlich verschwand er samt Wirtz und dem ganzen Gefolge im Hause des Wojewoden von Posen.

Die Menge drängte sich vor dem Hause so dicht zusammen, daß man über ihre Köpfe hinwegschreiten konnte, denn diese Männer alle fühlten nur zu gut, daß dort drinnen nicht nur um sie, sondern um das ganze Vaterland gefeilscht wurde.

Jetzt kamen Diener des Wojewoden in purpurrote Farben gekleidet aus dem Hause und luden mehrere bedeutendere Persönlichkeiten in das Innere. Diese traten eilig ein, einige Geringere drängten ihnen nach, die übrigen standen vor der Thür, drückten sich an die Fenster, ja legten sogar die Ohren an die Wände. Rings herrschte tiefe Stille. Die in der Nähe der Fenster Stehenden vernahmen von Zeit zu Zeit lautes Stimmengewirr aus dem Innern des Gemaches dringend, wie das Echo von Disputen, Zänkereien und Streitigkeiten ... Eine Stunde nach der andern verrann — die Versammlung wollte kein Ende nehmen.

Plötzlich sprang die Eingangsthür geräuschvoll auf und Herr Wladislaus Skoraschewski stürmte heraus.

Die Anwesenden traten entsetzt zurück.

Dieser Mensch, sonst so sanft und ruhig, daß man von ihm sagte, jede Wunde heile unter seiner Hand, sah jetzt furchtbar aus. Seine Augen waren blutunterlaufen, der Blick irre, die Kleider auf der Brust aufgerissen. Mit beiden Händen hatte er seine Haare gefaßt, und während er so wie der Blitz unter die entsetzten Adligen fuhr, schrie er mit durchdringender Stimme:

„Verrat! Mord! Schande! Wir sind nicht mehr Polen, wir sind Schweden!“

Und darauf schrie er mit fürchterlichen Tönen in krankhaftem Weinen laut auf, raufte sich das Haar und geberdete sich wie einer, der den Verstand verliert. Dazu herrschte Grabesstille ringsumher. Eine gräßliche Angst hatte alle Herzen befallen. Plötzlich richtete sich Skoraschewski hoch in die Höhe, lief unter der Menge umher und begann in höchster Verzweiflung zu rufen:

„Zu den Waffen! Zu den Waffen, wer an Gott glaubt! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Da durchlief ein Flüstern plötzlich die Menge, erst kurz abgerissen, wie die ersten Windstöße vor dem Ausbruch des Unwetters. Die Herzen schwankten, die Sinne schwankten, und in dieses Wanken der Gefühle hinein tönte unaufhörlich der Ruf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Bald gesellten sich noch zwei andere Stimmen diesem Rufe, diejenige Peter Skoraschewskis und Stanislaus Skrzetuskis; ihnen folgte der tapfere Rittmeister des Kreises Posen, Klodzinski.

Immer größer wurde der Kreis um die vier Männer.

Ein drohendes Gemurmel wurde hörbar, Flammen zuckten über die Gesichter, blitzten aus den Augen, Säbel klirrten. Wladislaus Skoraschewski hatte die erste Erregung überwunden. Er fing an zu sprechen, indem er auf das Haus wies, in welchem Rat gehalten wurde.

„Hört ihr's, meine Herren? Dort verkaufen sie unser Vaterland und schänden es, wie Judas seinen Herrn verkauft hat. Wisset, daß wir nicht mehr zu Polen gehören. Es ist nicht genug, daß sie euch alle, das Lager, das Heer, die Geschütze dem Feinde überliefern, sie haben auch noch in ihrem und unserem Namen unterschrieben, daß wir jeder Gemeinschaft mit dem Vaterlande entsagen, unseren König verlassen, daß das ganze Land, die Höfe, die Befestigungen und wir alle auf ewige Zeiten zu Schweden gehören sollen. Es kommt wohl vor, daß das Heer sich ergiebt; aber wer hat ein Recht, seinem Vaterlande und seinem König zu entsagen?! Wer darf ganze Provinzen lostrennen, sie einem fremden Lande einverleiben, einer anderen Nation angehören wollen, das eigene Blut verleugnen? Meine Herren, das ist offenbare Schande, Verrat, Mord! . . . Rettet das Vaterland, Brüder! Im Namen Gottes! Wer Tugend hat, rette unsere Muttererde! Laßt uns unser Leben, unser Blut hingeben! Wir wollen keine Schweden werden, wir wollen, wir wollen es nicht! . . . Besser, der wäre nicht geboren, der jetzt sein Blut schont! Retten wir das Vaterland!"

„Verrat!" riefen verschiedene Männer. „Verrat! Schlagt sie nieder!"

„Zu uns, wer Tugend hat!" schrie Skrzetuski.

„Auf, gegen den Schweden! in den Tod!" setzte Klodzinski hinzu.

Und weiter schritten sie durch das Lager, rufend: „Zu uns! zu Haufen! Verrat!" und ihnen nach zogen schon mehrere hunderte Adliger mit gezogenem Säbel.

Aber die Mehrheit blieb doch zurück und auch diejenigen, welche mitzogen, fingen an, sich umzusehen, und, da sie merkten, wie wenige ihrer waren, zurückzubleiben.

Inzwischen war die Thür des Rathauses wieder geöffnet worden und heraus traten der Wojewode von Posen, Krystof Opalinski, zu seiner Rechten der General Wirtz, zur Linken Radziejowski. Hinter ihnen kamen Andreas Karl Grudzinski, der Wojewode von Kalisch, Maximilian Miaskowski, Kastellan von Kriewen, Paul Gembizki, Kastellan von Meseritz, und Andreas Slupski.

Krystof Opalinski hielt in der Hand eine Pergamentrolle mit herabhängenden Siegeln. Er trug den Kopf hoch, doch war sein Antlitz bleich, der Blick unsicher, obgleich er sich bemühte, fröhlich zu scheinen. Er ließ das Auge über die Menge schweifen — und während Todesstille herrschte, begann er mit lauter, wenn auch etwas heiserer Stimme:

„Meine Herren! Mit dem heutigen Tage haben wir uns unter das Protektorat des Allerdurchlauchtigsten Königs von Schweden begeben. Es lebe der König Karolus Gustavus!“

Tiefes Schweigen war die Antwort auf die Rede des Wojewoden. Plötzlich rief eine einzelne Stimme:

„Veto!“

Der Wojewode richtete den Blick nach der Richtung, woher die Stimme kam, und antwortete:

„Es giebt hier keine Landtagssitzung, das Veto ist also nicht am Platze. Und wer hier Einspruch erheben will, der gehe den auf uns gerichteten Kanonen entgegen, welche in einer Stunde das ganze Lager in einen Trümmerhaufen verwandeln können.“

Hier schwieg er; nach einer Weile fragte er:

„Wer rief das „Veto“?“

Niemand antwortete.

Der Wojewode nahm wieder das Wort und sagte noch nachdrücklicher:

„Dem Adel und der Geistlichkeit werden alle Freiheiten zugesichert, die Steuern werden nicht erhöht und in derselben Weise erhoben wie bisher. Niemandem soll ein Unrecht widerfahren, auch darf nicht geplündert werden. Den Truppen Seiner Königlichen Majestät steht bei Beziehung von Standquartieren auf den adligen Gütern, sowie bei Eintreibung von Lebensmitteln kein anderes Recht zu wie dasjenige, welches den Linientruppen der polnischen Fahnen zustand . . .“

Hier hielt er inne und horchte gespannt auf das Murmeln der Adligen, gleichsam als wollte er dessen Bedeutung erraten. Dann winkte er mit der Hand.

„Außerdem haben wir das im Namen des Königs gegebene Ehrenwort und Versprechen des Generals Wittemberg, daß, sobald das ganze Reich unserem erlösenden Beispiele folgt, das schwedische Heer nach Litauen und der Ukraine aufbrechen und nicht eher ruhen wird, bis alle verlorenen Ländereien und Schlösser der Republik zurückgegeben sind. Vivat Carolus Gustavus Rex!“

„Es lebe der König Karl Gustav!“ tönte es immer deutlicher vom Lager zurück. Jetzt wandte sich angesichts aller der Wojewode von Posen, Radziejowski zu und umarmte ihn herzlich, worauf er das Gleiche mit Wirtz that. Hierauf folgte eine allgemeine Umarmung. Die Adligen folgten dem Beispiel der Würdenträger, die Freude wurde allgemein. Die Vivatrufe wurden bald so laut, daß ihr Echo in der ganzen Gegend widerhallte. Aber der Wojewode von Posen bat die geliebten Brüder noch um einen Augenblick Gehör und sagte in herzlichem Tone:

„Meine Herren! Der General Wittemberg ladet uns zu einem Gastmahl in sein Lager, damit wir bei den Bechern den Bruderbund mit diesem tapferen Volke besiegeln.“

„Es lebe Wittemberg! Er lebe! Er lebe!“

„Und dann, meine Herren,“ setzte der Wojewode hinzu, „gehen wir nach Hause und begehen mit Gottes Hilfe das Erntefest in dem frohen Gedanken, daß wir am heutigen Tage das Vaterland gerettet haben.“

„Spätere Jahrhunderte werden uns Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ sagte Radziejowski.

„Amen!“ endete der Wojewode von Posen.

Da bemerkte er, daß die Augen der adligen Menge sich auf ihn richteten, daß sie etwas betrachteten, was, etwas höher als er, über seinem Kopfe geschah.

Er wandte sich um und erblickte seinen Narren, welcher, auf den Fußspitzen stehend, mit einer Hand an den Thürpfosten sich klammernd, mit einem Stück schwarzer Kohle auf die Wand des Rathauses, gerade über der Thür, die Worte schrieb:

„Mene — Tekel — Fares“.

Die Welt ward plötzlich dunkel, der Himmel bezog sich mit dichten Wolken — ein Sturmwetter zog herauf.



II. Kapitel.

In dem Dorfe Buschatz, welches an der Grenze der Wojewodschaft Podlachien in dem Ländchen Lukow gelegen war und zu jener Zeit den Skrzetuskis gehörte, saß im Obstgarten zwischen dem Herrenhause und dem Teiche auf einer Bank ein alter Mann, zu dessen Füßen zwei Knaben spielten. Der eine war fünf, der andere vier Jahre alt, beide schwarzhaarig und sonnenverbrannt wie kleine Zigeuner, rotbäckig und gesund. Der Alte sah ebenfalls noch frisch und gesund aus; das Alter hatte seinen Nacken noch nicht gebeugt, aus den Augen oder vielmehr aus dem einen Auge, denn das andere war am grauen Star erkrankt, blitzte ein gesunder Humor. Sein Bart war weiß, doch seine Bewegungen noch elastisch und das mit einer breiten Narbe über der Stirn geschmückte Antlitz, welche den Schädelknochen bloßlegte, glänzte im frischen Rot der Gesundheit.

Beide Knaben hatten die Henkel seines Stiefelschaftes gefaßt. Jeder zog nach einer anderen Seite daran. Der Alte aber blickte nach dem von der Sonne beschienenen Teich, in welchem sich dicht nach einander die Fische auf der glatten Oberfläche der Tiefe zu warfen.

„Die Fische tanzen," murmelte er für sich. „Fürchtet euch nicht, ihr werdet bald besser tanzen, wenn der Teich abgelassen wird oder wenn euch die Köchin abschuppt."

Dann wandte er sich zu den Knaben:

„Laßt den Schaft los, ihr Tölpel, denn reißt ihr einen Henkel ab, so reiße ich euch ein Ohr ab. Was seid ihr für lustige Hornissen! Geht, kugelt euch auf dem Rasen und laßt mir Ruhe! Ueber Longineck als den Jüngeren wundere ich

mich nicht, aber Jaremka müßte schon verständiger sein. Ich werde bald einen von den Quälgeistern in den Teich werfen!"

Aber der Alte wurde von den Knaben augenscheinlich nicht respektiert; seine Drohung erschreckte keinen von ihnen. Statt dessen zog der ältere, Jaremka, noch heftiger an dem Schafthenkel, strampelte mit den Beinchen und rief:

„Großväterchen, ihr sollt Bohun sein und den Longineck rauben."

„Fort mit dir, Mistkäfer, das sage ich dir. Du Windbeutel, du Quarkkäse!"

„Ihr sollt Bohun spielen, Großväterchen!"

„Ich werde dir den Bohun eintränken, warte nur, bis ich die Mutter rufe."

Jaremka schielte nach der Thür, welche aus dem Hause in den Garten führte, aber als er sah, daß sie geschlossen blieb und die Mutter nirgends zu sehen war, wiederholte er zum dritten Male mit gespitztem Mäulchen:

„Ihr sollt Bohun spielen, Großväterchen!"

„Sie quälen mich zu Tode, diese Knoten, ich werde sie nicht los . . . Gut, ich will Bohun sein, aber nur ein einziges Mal. Eine Strafe Gottes! Denke daran, du darfst dich nicht mehr aufdrängen."

Indem er das sagte, seufzte der Alte leicht und erhob sich von der Bank. Plötzlich ergriff er den kleinen Longineck und floh, wilde Schreie ausstoßend, mit ihm dem Teiche zu.

Der Kleine fand aber einen tapferen Beschützer in der Person Jaremkas, welcher in diesem Falle nicht Jaremka, sondern Michael Wolodyjowski, Dragoner-Rittmeister, war.

Herr Michael also rannte, einen Lindenknüttel in der Hand, welcher bei plötzlichen Anlässen den Säbel ersetzen mußte, ungestüm auf den dicken Bohun zu, erreichte ihn bald und schlug unbarmherzig auf seine Füße ein.

Longineck, welcher die Rolle der Mama spielte, schrie, Bohun schrie und Jaremka-Wolodyjowski schrie auch; bald aber trug die Tapferkeit den Sieg davon und Bohun eilte, sein Opfer zurücklassend, wieder unter die Linde, wo er arg stöhnend auf die Bank niedersank und fortwährend wiederholte:

„Hah, ihr Tölpel! . . . Es wäre ein Wunder, wenn ich mich nicht verfangen habe . . ."

Aber noch war seine Qual nicht zu Ende, denn einen Augenblick später stand Jaremka mit geröteten Wangen, fliegenden Haaren, weit aufgerissenen Nasenlöchern, einem hitzigen kleinen

Raubvogel ähnlich, vor ihm und wiederholte noch energischer als vordem:

„Ihr sollt Bohun sein, Großväterchen!"

Nach langem Betteln und dem feierlichen Versprechen von Seiten beider Knaben, daß es jetzt wirklich das letzte Mal sein solle, wiederholte sich die vorige Szene noch einmal in allen Einzelheiten, worauf sie sich zu dreien auf die Bank setzten und Jaremka wieder zu betteln anfing.

„Großvater! sagt, wer war tapferer?"

„Du, du!" antwortete der Greis.

„Werde ich ein Ritter werden?"

„Gewiß wirst du einer, denn in deinen Adern fließt gutes Soldatenblut. Gott gebe, daß du deinem Vater ähnlich wirst, du wärest dann bei aller Tapferkeit nicht so aufdringlich . . . verstehst du?"

„Sagt, wie viel hat Väterchen erschlagen?"

„Ich habe es euch wohl schon hundert Mal gesagt. Eher könntet ihr die Blätter dieser Linde zählen als alle die Feinde, welche wir beide, euer Vater und ich, getötet haben. Hätte ich so viel Haare auf dem Kopfe, wie ich ihrer allein erschlagen, die Haarabschneider im Lukowschen würden Vermögen machen nur mit dem Verkürzen einer Mähne. Ein Schelm will ich heißen, wenn ich lü . . ."

Hier fuhr es Herrn Sagloba — denn er war es — durch den Sinn, daß es nicht recht sei, in Gegenwart der Knaben sich zu verschwören oder zu fluchen, und obgleich er in Ermangelung anderer Zuhörer auch den Kindern gern von seinen früheren Thaten erzählte, so schwieg er diesmal doch still, besonders, da die Fische im Teich jetzt anfingen, sich in verdoppelter Menge zu werfen.

„Ich werde dem Gärtnerburschen sagen müssen, daß er die Reusen über Nacht aufstellt; es spielen eine Menge große Fische dicht am Ufer."

In diesem Augenblick ward die Hausthüre, welche nach dem Garten führte, geöffnet, und in derselben erschien eine Frau, so schön wie die Mittagssonne. Sie war hoch gewachsen, kräftig von Gestalt, mit schwarzen Haaren, dunkelroten Wangen und Sammetaugen. Ein dritter Knabe, schwarz wie eine Achatkugel, hielt sich an ihrem Kleide. Sie legte die Hand über die Augen und blickte suchend nach der Richtung, wo die Linde stand.

Es war Frau Helene Skrzetuska, geborene Knäsin Bulyhuw-Kurzewitsch.

Als sie Herrn Sagloba mit Jaremka und Longineck unter der Linde erblickte, ging sie einige Schritte auf den mit Wasser angefüllten Graben zu und rief:

„Kommt einmal her, Jungens! Ihr plagt gewiß den Großvater.“

„Was sollten sie mich plagen,“ antwortete Herr Sagloba. „Sie haben sich ganz anständig hier aufgeführt.“

Die Knaben sprangen zur Mutter hin und diese sagte:

„Was wollt ihr heute lieber trinken, Väterchen, Wein oder Met?“ (Ein aus Honigwasser bereitetes, dem Champagner ähnliches Getränk.)

„Es gab heute Schweinefleisch zu Mittag; auf dieses schmeckt Met besser.“

„Ich schicke sogleich welchen. Aber schlummert nur nicht im Freien, denn ihr bekommt sicher das Fieber davon.“

„Es ist so warm heute, kein Lüftchen regt sich. Wo ist Johann, Töchterchen?“

„Er ist zu den Scheunen gegangen.“

Frau Skrzetuska sagte Väterchen zu Herrn Sagloba, und er nannte sie Töchterchen, obgleich sie gar nicht verwandt waren. Ihre Familie wohnte jenseits des Dniepr in der ehemaligen Herrschaft Wisniowiezki und er — Gott mochte wissen, wo seine Wiege gestanden, da er selbst es nicht recht wußte. Aber zur Zeit, da sie noch Jungfrau war, hatte Sagloba ihr wichtige Dienste geleistet, sie aus gräßlichen Gefahren errettet, und dafür wurde er von ihr und ihrem Manne wie ein Vater verehrt. Auch in der ganzen Gegend ehrten ihn alle, teils seiner Klugheit, teils der außerordentlichen Tapferkeit wegen, von welcher er in verschiedenen Kriegen, besonders in den Kosakenkriegen, zahlreiche Beweise geliefert hatte.

Sein Name war in der ganzen Republik bekannt; selbst der König hörte gern seine Erzählungen und liebte seinen Witz. Ueberhaupt sprach man mehr von ihm als selbst von Herrn Skrzetuski, obgleich dieser seinerzeit aus dem belagerten Sbarasch durch das ganze Kosakenlager sich hindurchgeschlichen hatte.

Eine kleine Weile nach dem Fortgehen der Frau Skrzetuska brachte ein Diener eine Flasche Wein und einen Becher unter die Linde. Herr Sagloba schenkte ein, dann kostete er mit geschlossenen Augen sorgfältig den Trank.

„Gott hat gewußt, wozu er die Bienen erschuf!“ murmelte

er für sich. Und nun fing er an ganz langsam zu trinken, indem er dabei tief seufzte und nach dem Teiche, ja weit bis hinter den Teich blickte, bis zu den dunklen und grauen Wäldern am jenseitigen Ufer. Es mochte die zweite Mittagstunde sein, der Himmel war ganz wolkenlos. Die Lindenblüte fiel lautlos zur Erde und eben summte zwischen den Blättern ein ganzer Bienenschwarm, von dem einzelne bald auf dem Rand des Bechers saßen und mit ihren rauhhaarigen Beinchen die süße Flüssigkeit fortnahmen.

Ueber dem großen Teiche stieg zuweilen aus dem Röhricht ein Flug Enten, Sonnenvögel oder wilde Gänse auf, im blauen Aether, umhüllt vom Nebeldunst der Entfernung, gleich schwarzen Kreuzchen hin- und herschiebend. Mitunter ward auch hoch oben am Himmel ein Zug laut schreiender Kraniche sichtbar. Sonst war es ringsum still und sonnig-freundlich, wie es oft in den ersten Augusttagen zu sein pflegt, wenn das Getreide schon reif ist und die Sonnenstrahlen wie ein Goldregen zur Erde sinken.

Der Blick des alten Mannes hob sich bald zum Firmament, um die Vogelscharen zu verfolgen, bald verlor er sich in der Ferne immer mehr traumverloren, in dem Maße, wie der Met in der Flasche abnahm, die Lider wurden immer schwerer, die Bienen summten ihr Lied in den verschiedensten Tonarten, als wäre es recht absichtlich ein Schlummerlied.

„Ja, ja, Gott hat eine schöne Erntezeit gegeben," murmelte Herr Sagloba. „Auch das Heu ist gut eingekommen und die Ernte wird flott gehen . . . ja, ja . . ."

Hier fielen ihm die Augen zu. Darauf öffnete er sie noch einmal nur einen Augenblick und brummte leise:

„Die Rangen haben mich müde gemacht!"

Dann schlief er fest.

Er schlief lange, aber nach einer gewissen Zeit machte ihn ein leichter, kühlerer Hauch munter; gleichzeitig hörte er die Schritte und Stimmen zweier Männer, welche sich eilig der Linde näherten. Der eine von ihnen war Johann Skrzetuski, der berühmte Held von Sbarasch, welcher, etwa vor einem Monat aus der Ukraine von den Hetmanen heimgekehrt, jetzt zu Hause weilte und ein hartnäckiges Fieber, das ihn befallen, zu heilen versuchte. Den anderen kannte Herr Sagloba nicht, obgleich er an Gestalt und den Gesichtszügen dem Herrn Johann sehr ähnlich sah.

„Ich stelle euch meinen Vetter, Herrn Stanislaus Skrze-

tuski aus Skrzetuschewo, Rittmeister von Kalisch, vor, Väterchen," sagte Johann.

„Ihr seht dem Johann so ähnlich," entgegnete Sagloba, mit den Augen zwinkernd und den Rest Schlaf aus den Lidern schüttelnd, „daß, wenn ich euch irgendwo träfe, ich sogleich sagen würde: „Ein Skrzetuski!" Ha, welch ein Gast ins Haus!"

„Es ist mir angenehm, eure Bekanntschaft zu machen, mein Herr," antwortete Stanislaus, „um so mehr, da mir euer Name gut bekannt ist. Die Ritterschaft der ganzen Republik erwähnt ihn mit Ehrfurcht und stellt euch als Beispiel auf."

„Ohne mich selbst zu loben, man that, was man konnte, solange man Kraft in den Knochen spürte. Ich möchte noch jetzt etwas Krieg mitmachen, denn die Gewohnheit ist zur zweiten Natur geworden. Aber weshalb sehen die Herren so bekümmert aus? Johann ist ordentlich bleich geworden."

„Stanislaus hat schreckliche Nachrichten gebracht," antwortete Johann. „Die Schweden sind in Großpolen eingebrochen und haben die Provinz schon ganz besetzt."

Herr Sagloba sprang von der Bank auf, als wäre er plötzlich vierzig Jahre jünger geworden, riß die Augen weit auf und tastete mechanisch nach der Seite, als wollte er den Säbel ziehen.

„Wie?" rief er, „wie? sie haben es ganz besetzt?"

„Der Wojewode von Posen und andere haben Großpolen bei Uschz in die Hände des Feindes geliefert," entgegnete Stanislaus Skrzetuski.

„Um Gotteswillen! . . . Was sagt ihr? . . . Sie haben sich ergeben?"

„Sie haben sich nicht nur ergeben, sondern auch einen Vertrag unterschrieben, in welchem sie vom Könige und der Republik abzufallen erklären. Von jetzt ab ist dort schon Schweden, kein Polen mehr."

„Um Gottes Barmherzigkeit! Bei den Wunden des Gekreuzigten! . . . Was höre ich? . . . Das ist der Welt Ende! . . . Wir sprachen noch gestern mit Johann von der drohenden Gefahr, denn wir hatten Nachricht, daß die Schweden im Anzuge seien, aber wir waren beide sicher, daß das nur Wind sei, daß die ganze Geschichte mit der Verzichtleistung unseres königlichen Herrn Johann Kasimir auf den Titel eines Königs von Schweden ihr Ende nehmen würde."

„Und nun hat sie mit dem Verlust einer Provinz begonnen und wird mit wer weiß was enden."

„Hört auf, Herr, sonst rührt mich der Schlag … Wie? … Ihr waret bei Uschz? … Ihr sahet das alles mit eigenen Augen? … Das ist ja der schmählichste, in der Weltgeschichte unerhörteste Verrat."

„Ich war dort und sah alles, und ob es Verrat war, das könnt ihr selbst beurteilen, wenn ihr alles gehört habt. Wir standen bei Uschz, das allgemeine Aufgebot, die Hufensoldaten, zusammen etwa fünfzehntausend Mann, und hatten die Pässe an der Netze ab incursione hostili besetzt. Es ist ja wahr, Militär war wenig dort, und ihr, Herr, als erfahrener Soldat, wißt am besten, ob das allgemeine Aufgebot dieses zu ersetzen vermag, insbesondere das Großpolens, wo der Adel vom Kriege ganz entwöhnt ist. Dennoch, hätte sich ein Führer gefunden, so hätte man nach altem Brauch dem Feinde einen Schreckschuß eingejagt und zum mindesten ihn aufgehalten, bis die Republik irgend welche Hilfe gesendet hätte. Aber sobald Wittemberg sich sehen ließ, fing man gleich die Verhandlungen an, noch ehe ein Tropfen Bluts geflossen war. Dann kam Radziejowski und brachte mit seinen Reden das zustande, wovon ich sprach, das ist — Unglück und Schande, wie sie bisher noch nicht dagewesen."

„Wie? War denn niemand dagegen? … Hat denn niemand protestiert, niemand diesen Schelmen das Wort „Verräter" ins Antlitz geworfen? Haben denn alle in den Hochverrat und den Verkauf des Vaterlandes gewilligt?"

„Die Tugend stirbt aus und mit ihr die Republik — fast alle willigten darein … Ich, zwei Herren Skoraschewski, Herr Ziswitzki und Herr Klodzinski thaten alles, was wir vermochten, um den Adel zum Widerstand anzuspornen. Herr Wladilaus Skoraschewski war fast wahnsinnig; wir rannten durchs Lager von Kreis zu Kreis, und weiß Gott, wir sparten keine Bitten, keine Beschwörungen. Es half nichts, denn die Mehrzahl ging lieber mit den Löffeln zum Bankett, welches Wittemberg versprach, statt mit den Säbeln zur Schlacht. Als das die Tapferen sahen, gingen sie alle auseinander: die Einen zogen nach Hause, die Anderen nach Warschau. Die Herren Skoraschewski eben gingen nach Warschau und werden die Ersten sein, welche dem Könige die Nachricht von dem Geschehenen bringen, und ich — nun, ich habe weder Weib noch Kinder, so kam ich denn zum Verwandten in dem Gedanken, daß wir zusammen gegen den Feind ziehen werden. Ein Glück, daß ich die Herren daheim traf."

„Ihr kommt also direkt aus Uschz?"

„Direkt von dort. Ich rastete unterwegs nur so viel, als die Pferde nötig hatten, eines fiel ohnedies vor Ermüdung. Die Schweden müssen schon in Posen sein und werden von da aus bald das ganze Land überschwemmen."

Jetzt schwiegen alle still. Johann stützte die Hände auf die Kniee, hielt den Blick zu Boden gesenkt und dachte nach. Herr Stanislaus seufzte und Herr Sagloba, welcher noch nicht zu sich kommen konnte, starrte stieren Blickes bald den einen, bald den anderen an.

„Das sind böse Zeichen," sagte endlich Herr Johann düster. „Früher kam auf zehn Siege erst eine Niederlage und die Welt staunte unsere Tapferkeit an. Jetzt kommen nicht nur Niederlagen, sondern Verrätereien, und nicht blos einzelner Menschen, sondern ganzer Provinzen vor. Gott erbarme sich des Vaterlandes!"

„Bei Gott," sagte Herr Sagloba, „ich habe viel in der Welt gesehen, ich höre, verstehe und dennoch kann ich nicht glauben . . ."

„Was gedenkst du zu thun?" fragte Stanislaus.

„Das ist gewiß, daß ich nicht zu Hause bleibe, obgleich das Fieber mich noch schüttelt. Weib und Kinder werde ich irgend wohin in Sicherheit bringen müssen. Herr Stabrowski, mein Verwandter, ist Jägermeister des Königs in der Bialowies-Heide und wohnt in Bialowies. Und sollte die ganze Republik in Feindeshand fallen, dorthin finden sie sich nicht. Gleich morgen schicke ich Weib und Kinder fort."

„Und das ist keine übertriebene Vorsicht," sagte Stanislaus, „denn wenn auch Großpolen weit von hier liegt, so kann doch die Kriegsfackel leicht bis hierher dringen."

„Wir müssen den Adel benachrichtigen, daß er sich sammle und an die Verteidigung denke; hier weiß noch niemand etwas."

Hier wandte er sich an Herrn Sagloba.

„Und ihr, Vater; wollt ihr mit uns gehen oder Helene in die Heide begleiten?"

„Ich?" antwortete Herr Sagloba, „ob ich mitgehe? Meine Füße müßten denn Wurzeln in die Erde getrieben haben, daß ich nicht mitkönnte, und auch dann würde ich jemanden bitten, mich loszulösen. Ich habe Appetit auf Schwedenfleisch wie der Wolf auf Hammelbraten! Ha! Die Schelme, Pludermichel, Strumpfträger . . . Die Flöhe machen Exkursionen auf ihren Waden, deshalb fühlen sie solchen Kitzel, daß sie es zu Hause

nicht aushalten können, sondern in fremde Länder kriechen.... Ich kenne diese Hunde, denn ich habe schon unter Koniezpolski mich mit ihnen geneckt. Und wollt ihr wissen, wer Gustav Adolf gefangen nahm, so fragt Herrn Koniezpolski. Ich sage nichts weiter!... Ich kenne sie, aber sie kennen mich auch.... Es ist nicht anders; die Schelme haben erfahren, daß Sagloba alt geworden ist. So wartet nur! Ihr sollt ihn noch sehen! Allmächtiger Gott! warum hast du diese unglückselige Republik so schlecht umfriedet, daß alle Nachbarschweine einbrechen können und die schönsten drei Provinzen jetzt zerwühlen! Seht, wie es zugeht! Bah! aber wer ist schuld daran, wenn nicht die Verräter. Die Pest hat einen Fehlgriff gethan, sie packte die Braven und ließ die Verräter laufen. Gott lasse die Pest noch einmal über die Wojewoden von Posen und Kalisch und besonders über Radziejowski und seine Sippschaft kommen. Und willst du der Hölle noch mehr Bewohner zuführen, so schicke alle diejenigen hin, welche bei Uschz kapituliert haben. Sagloba ist alt geworden? alt? Nun, ihr sollt sehen! Johann, beraten wir schnell, was zu thun ist, denn ich möchte bald einen Pferderücken unter mir fühlen!"

„Gewiß müssen wir darüber ratschlagen, wohin wir uns wenden sollen. In die Ukraine zu den Hetmanen wird schwer zu gelangen sein. Der Feind hat sie von der Republik abgeschnitten und sie haben nur freien Weg nach der Krim. Ein Glück, daß wir jetzt die Tartaren auf unserer Seite haben. Nach meinem Verstande müssen wir nach Warschau aufbrechen, den geliebten König zu schützen."

„Wenn es noch Zeit dazu ist," antwortete Stanislaus. „Der König muß Hals über Kopf seine Fahnen sammeln und, ehe wir hinkommen, gegen den Feind ausgezogen sein. Vielleicht hat dann sogar schon ein Treffen stattgefunden."

„Das kann schon sein."

„Gehen wir also nach Warschau, aber eilig," sagte Sagloba. „Hört, meine Herren ... Es ist ja wahr, daß unsere Namen den Feinden Schrecken einjagen, aber wir dreie allein schaffen doch nichts. Rufen wir daher aus dem Adel Freiwillige auf, um eine Fahne wenigstens dem Könige zuzuführen! Wir werden sie leicht dazu bewegen können, denn sie müssen doch gehen, wenn das Aufgebot sie ruft, es ist ihnen also gleich, und wir wollen ihnen sagen, daß, wer vor dem Aufgebot kommt, dem Könige eine Gefälligkeit erweist. Mit einer Anzahl Kämpfer

richten wir eher etwas aus und werden mit offenen Armen empfangen."

„Laßt euch meine Antwort nicht wundern," sagte Herr Stanislaus. „Nach dem, was ich vom allgemeinen Aufgebot gesehen, habe ich einen solchen Abscheu davor, daß ich lieber allein gehe, als mit einer Menge Menschen, die nichts vom Kriegshandwerk verstehen."

„Dann kennt ihr unseren Adel nicht. Hier findet ihr nicht einen, der nicht im Heere gedient hätte. Es sind alles erfahrene Leute und tüchtige Krieger."

„Das müßte denn sein."

„Wie sollte es anders sein? Aber wartet einmal! Johann weiß schon, daß, wenn ich einmal zu kalkulieren anfange, es mir an Mitteln nicht fehlt. Deshalb lebte ich auch in so großer Freundschaft mit dem Wojewoden von Reußen, dem Fürsten Jeremias. Johann mag bezeugen, wie oft dieser größte Kriegsheld der Welt meinem Rate folgte und gut dabei wegkam."

„Sagt nur, Vater, was ihr sagen wolltet, denn die Zeit ist kostbar," sagte Johann.

„Was ich sagen wollte? Seht, das wollte ich sagen: nicht der schützt das Vaterland und den König, der sich an die Rockflügel des Königs hält, sondern der, welcher den Feind schlägt, und der schlägt ihn wiederum am besten, der unter einem großen Kriegsherrn dient. Wozu sollen wir aufs Ungewisse nach Warschau gehen, während der König schon nach Krakau, nach Lemberg oder nach Litauen marschiert. Ich rate den Herren, daß wir uns ohne Verzug zu den Fahnen des Großhetmans von Litauen, zum Fürsten Janusch Radziwill, begeben. Das ist ein ehrlicher und kriegerischer Herr. Wenn man ihn auch hochmütig nennt, so wird er mit den Schweden gewiß nicht kapitulieren. Das ist wenigstens ein Hetman und Führer, wie er sein muß. Wir kommen dort zwar ins Gedränge, denn dort giebt es mit zwei Feinden zu thun, aber dafür bekommen wir auch Herrn Wolodyjowski zu sehen, welcher im litauischen Stammheere dient, und werden wie in alten Zeiten zusammenhalten. Wenn mein Rat nicht gut ist, so mag der erste Schwede mich gefangen nehmen."

„Wer weiß? wer weiß?" antwortete Johann lebhaft. „Vielleicht ist es so am besten."

„Wir können dann Halschka (Kosename für Helene) mit den Kindern unterwegs abführen, denn unser Weg führt gerade durch die Heide."

„Und wir werden in einer regulären Truppe, nicht unter Heerbannisten dienen," setzte Stanislaus hinzu.

„Und werden kämpfen, nicht Reden halten, und in den Dörfern weder Hühner noch Quark fortessen."

„Ich sehe — ihr seid nicht nur ein Krieger, sondern auch ein Ratgeber ersten Ranges," sagte Herr Stanislaus.

„In der That, in der That!" sagte Johann. „Das ist der beste Rat. Wir werden nach alter Weise mit Michael zusammengehen. Du wirst den größten Soldaten der Republik kennen lernen, Stanislaus, meinen aufrichtigen Freund und Waffenbruder. Wir wollen jetzt zu Halschka, um ihr zu sagen, daß sie sich reisefertig macht."

„Weiß sie denn schon vom Kriege?" fragte Herr Sagloba.

„Sie hat davon gehört, denn Stanislaus hat in ihrer Gegenwart zuerst davon erzählt. Die Aermste schwimmt in Thränen . . . Als ich ihr aber sagte, daß ich fort müsse, sagte sie gleich: Geh'!"

„Ich möchte gleich morgen fort!" rief Sagloba aus.

„Wir gehen auch morgen — und das mit Tagesanbruch," sagte Johann. „Du, Stanislaus, mußt nach dem langen Wege sehr ermüdet sein, bis morgen mußt du ausruhen, so gut es geht. Ich will heute noch Pferde mit sicheren Leuten bis Biala, Loschitz, Drohatschin und Bielsk vorausschicken, damit wir überall Vorspann haben. Hinter Bielsk fängt gleich die Heide an. Die Wagen mit dem Gepäck müssen auch noch heute fort. Es ist bitter, den liebgewordenen Winkel zu verlassen und in die Welt zu ziehen, aber Gottes Wille geschehe! Mich tröstet nur, daß Weib und Kinder auch in Sicherheit kommen, denn die Heide ist die beste Veste der Welt. Kommt jetzt ins Haus, es ist Zeit, an die Arbeit zu gehen."

Herr Stanislaus, der sehr müde war, ging gleich, nachdem er gegessen und getrunken, zu Bett, während Herr Johann mit Herrn Sagloba sich mit dem morgigen Aufbruch zu thun machten. Da in der Wirtschaft des Herrn Johann die größte Ordnung herrschte, so konnten die Wagen und die Leute schon am selbigen Abend auf die Nacht zu aufbrechen und am folgenden Tage folgte ihnen der Kutschwagen, in welchem Helene mit den Kindern und einem alten Fräulein, der Wirtschaftsvorsteherin, saß. Herr Stanislaus und Herr Johann begleiteten zu Pferde mit fünf Pagen den Wagen. Der ganze Zug bewegte sich schnell vorwärts, denn überall in den Städten standen frische Pferde bereit.

Auf diese Weise ohne Aufenthalt, sogar während der Nächte reisend, langten sie am fünften Tage in Bielsk an. Am sechsten tauchten sie schon in die Heide von der Hajnowschen Seite.

Das Dunkel des Riesenwaldes umfing sie sogleich. Dieser Wald bedeckte zu jener Zeit eine Fläche von mehreren Quadratmeilen, indem er sich von einer Seite ununterbrochen bis weithin an die Zielonka- und Rogowska-Heide hinzog, von der anderen Seite sich an die preußischen Wälder anschloß.

Noch nie hatte der Fuß eines Feindes diese finsteren Gründe betreten, in denen der Fremdling, der sie nicht kannte, sich verlaufen und darin umherirren mußte, bis die Kräfte ihn verließen oder er Raubtieren zum Opfer fiel. Des Nachts hörte man hier das Gebrüll des Bison und des Bären zugleich mit dem Heulen der Wölfe und dem heiseren Blöken der Luchse. Unsichere Wege führten durch das Dickicht oder über die Blößen des Waldes, an Steinhügeln, Erdhaufen, Sümpfen und schreckenerregenden stillen Wassern vorbei zu den verstreut liegenden Hütten der Büdner, Theerbrenner und Kolonisten, welche oft genug zeitlebens nicht aus der Heide herauskamen. Nach Bialowicz allein führte eine breitere Landstraße, durchschnitten von einem trockenen Wege, auf welchem die Könige zur Jagd ritten. Diesen Weg kamen auch Skrzetuskis von Bielsk und Hajnow daher.

Herr Stabrowski, der königliche Jägermeister, ein alter Einsiedler und Kavalier, welcher wie ein Bison immerwährend in der Heide steckte, empfing sie mit offenen Armen; die Kinder küßte er fast zu Tode. Er lebte nur unter Kolonisten; ein adliges Gesicht bekam er nur dann zu sehen, wenn der Hof zur Jagd kam.

Er beaufsichtigte das gesamte Jagdwesen und alle Theeröfen der Heide. Die Kriegsnachricht, welche er erst von Herrn Skrzetuski erfuhr, bekümmerte ihn sehr.

Es kam nämlich häufig vor, daß in der Republik die Kriegsfackel brannte, der König starb, ohne daß die Bewohner der Heide etwas davon erfuhren. Erst der Herr Jägermeister brachte zuweilen Neuigkeiten mit, wenn er vom Schatzmeister Litauens wiederkehrte, dem er einmal jährlich Rechnung über die Heidewirtschaft legen mußte.

„Die Zeit wird euch hier lang werden, sehr lang!“ sagte Herr Stabrowski zu Helene, „aber sicher seid ihr, wie nirgends in der Welt. Kein Feind hat je diese Wände durchbrochen, und sollte er es versuchen, so würden die Kolonisten seine Leute

im Fluge wegschießen. Es ist leichter, die ganze Republik mit Krieg zu überziehen, was Gott verhüten möge, als in diese Heide einzudringen. Ich lebe nun schon zwanzig Jahre hier und kenne sie noch nicht ganz, denn es giebt Stellen, die der menschliche Fuß nicht betreten kann, wo nur das wilde Getier oder gar böse Geister ihre Ruheplätze haben, zu welchen sie sich vor dem Geläut der Kirchenglocken flüchten. Aber wir leben in Gottesfurcht. Im Dörflein ist eine Kapelle, welche der Probst aus Bielsk alljährlich einmal besucht. Ihr werdet euch wie im Himmel fühlen, wenn die Langeweile euch nicht plagt. Dafür fehlt es uns nie an Brennholz . . ."

Herr Johann freute sich von ganzer Seele, daß er einen solchen Unterschlupf für seine Frau gefunden. Aber umsonst versuchte Herr Stabrowski ihn länger zu halten und zu bewirten.

Nachdem sie übernachtet hatten, zogen die Ritter mit dem Morgengrauen des folgenden Tages durch die Pfade des Waldlabyrinths von Führern geleitet, welche der Herr Jägermeister gestellt hatte, ihres Weges.



12. Kapitel.

Herr Wolodyjowski wurde fast närrisch vor Freude, als Herr Johann Skrzetuski mit seinem Vetter Stanislaus und Herrn Sagloba nach der mühevollen Reise durch die Heide in Upit anlangten, um so mehr, da er so lange nichts mehr von den Freunden gehört hatte und glaubte, Johann befinde sich bei der königlichen Fahne, welche er in der Ukraine unter dem Oberkommando der Hetmane befehligt hatte.

Er umarmte sie nacheinander, herzte sie, rieb sich vergnügt die Hände, herzte sie wieder und seine Freude stieg aufs Höchste, als er erfuhr, daß sie unter Radziwill dienen wollten und sie so bald sich nicht trennen würden.

„Gott sei gelobt, daß wir alte Sbarascher uns wieder zusammenfinden," sagte er. „Man geht selbst freudiger in den Krieg, wenn man Vertraute um sich hat."

„Das war meine Idee," sagte Herr Sagloba. „Die dort wollten zum Könige gehen . . . ich aber sagte: warum sollen wir uns mit Herrn Michael nicht alter Zeiten erinnern? Wenn uns Gott hier so beisteht, wie bei den Kosaken und Tartaren, so werden wir bald manch einen Schweden auf dem Gewissen haben."

„So hat Gott euch mit diesem Gedanken erleuchtet!" sagte Herr Michael.

„Mich wundert nur," sagte Johann, daß ihr die Ereignisse von Uschz und die Kriegsnachricht schon erfahren habt. Stanislaus ist mit zu Tode gehetztem Pferde bei mir angelangt in der Meinung, daß wir die ersten Unglücksboten sein werden."

„Die Kunde muß durch die Juden hierher gelangt sein," sagte Herr Sagloba. „Die wissen von allem zuerst und haben untereinander so vortreffliche Verbindungen, daß, wenn morgens einer in Großpolen nießt, ihm am Abend aus der Ukraine und Smudz ein „Gott helf" oder „zur Gesundheit" geantwortet wird."

„Ich weiß nicht, wie es kam, seit zwei Tagen wissen wir es," sagte Herr Michael, „und die Konsternation ist hier gewaltig ... Am ersten Tage wollten wir es noch nicht glauben, am zweiten blieb uns kein Zweifel mehr ... Was noch mehr sagen will ... es gab noch gar keinen Krieg, da zwitscherten schon die Vögel in der Luft davon. Alles redete ohne jede Veranlassung vom Kriege. Auch unser Fürst-Wojewode mußte etwas im voraus wissen und erwarten, denn er geberdete sich wie die Fliege im Sud und eilte in der letzten Zeit nach Kiejdan. Auch haben auf seinen Befehl schon seit zwei Monaten Truppeneinziehungen stattgefunden. Ich, Stankiewitsch und ein gewisser Kmiziz, Fähnrich der Orschanfahne, waren damit beauftragt. Der Letztere hat, wie ich hörte, bereits eine vollkommen ausgerüstete Fahne nach Kiejdan abgeführt; er hat sich am meisten von uns beeilt ..."

„Kennst du den Fürst-Wojewoden von Wilna gut, Michael?" fragte Johann.

„Wie sollte ich nicht, da ich doch den ganzen jetzigen Krieg unter seinem Kommando mitgemacht habe."

„Was weißt du von seinen Absichten? Ist er ein edler Mann?"

„Er ist ein vollkommener Krieger, wer weiß, ob nach dem Tode des Fürsten Jeremias nicht der größte. Jetzt wurde er allerdings geschlagen, das ist wahr, aber er hatte auch nur sechstausend Mann gegen achtzigtausend. Der Schatzmeister und der Wojewode von Witebsk tadeln ihn sehr darum, weil sie meinen, daß er nur deswegen mit so wenig Soldaten sich auf die große Uebermacht geworfen hat, um den Siegesruhm nicht mit ihnen zu teilen. Gott weiß, wie es war. Er kämpfte tapfer und schonte das eigene Leben nicht. Und ich, der ich alles mit angesehen, kann nur so viel sagen, daß, hätte er genügend Geld und Mannschaften gehabt, kein Feindesfuß aus dem Lande entkommen wäre. So glaube ich auch, daß er es jetzt ehrlich mit den Schweden aufnehmen wird und daß wir sie hier nicht erwarten, sondern ihnen entgegen nach Livland ziehen werden."

„Woraus schließest du das?“

„Aus zweierlei: Zuerst wird der Fürst seine nach der Zybichauer Schlacht wankend gewordene Reputation aufbessern wollen, zu zweit liebt er den Krieg.“

„Das ist wahr,“ sagte Sagloba. „Ich kenne ihn von der Schule her, wo ich die Schularbeiten für ihn machte. Er liebte schon damals den Krieg und hielt deshalb mehr zu mir als zu den anderen, weil auch ich die Pferde und einen Speer lieber hatte als das Latein.“

„Er ist sicher nicht wie der Wojewode von Posen, sondern ein völlig anderer Mensch,“ sagte Herr Stanislaus Skrzetuski.

Nun begann Wolodyjowski nach allem zu fragen, was bei Uschz geschehen war, und raufte sich bei der Erzählung das Haar. Als Herr Stanislaus geendet, sagte er:

„Ihr habt recht! Zu solchen Dingen ist unser Radziwill nicht fähig. Er ist stolz wie der Teufel und scheint zu glauben, daß in der ganzen Welt kein größeres Geschlecht als das der Radziwills zu finden sei, das ist wahr! Widerspruch kann er nicht vertragen, auch das ist wahr, und dem Herrn Schatzmeister zürnt er, weil dieser nicht so tanzen will, wie die Radziwills pfeifen. Auch Seiner Majestät dem Könige ist er nicht gewogen, weil dieser ihm nicht frühe genug den Feldherrnstab über Groß-Litauen gegeben. Alles das ist wahr, wie auch das, daß er vorzieht, in der schamlosen Verblendung der Lehre Calvins fortzuleben, anstatt zum wahrhaften Glauben zurückzukehren, daß er die Katholiken bedrückt, wo er kann, daß er Versammlungen der Häretiker veranstaltet . . . aber darauf schwöre ich, daß er lieber den letzten Tropfen seines stolzen Blutes vergösse, ehe er eine Kapitulation wie die von Uschz unterschriebe . . . Wir werden bis ans Kinn im Kriege stecken, denn er ist kein Skribent; ein Kriegsheld wird uns anführen.“

„Das soll mir recht sein!“ rief Herr Sagloba. „Wir wollen ja nichts weiter. Herr Opalinski ist eine Schreiberseele und es hat sich bald herausgestellt, wozu der fähig war. Das ist die gemeinste Menschensorte! Kaum hat so einer eine Feder aus dem Gänseschwanz gezogen, da denkt er gleich, er hat die Klugheit mit Löffeln gefressen. So ein Hund macht anderen Vorwürfe, und wenn es zum Säbelgerassel kommt, ist er verschwunden. Ich habe in meiner Jugend selbst Reime geschmiedet, um Mädchenherzen zu erobern; ich hätte sogar damit den Herren Kochanowski samt seinen Bagatellen ins Bockshorn gejagt, aber später gewann der kriegerische Sinn die Oberhand.“

„Dazu kommt noch," sagte Wolodyjowski, „daß, sobald hier der Adel sich erhebt, eine Menge Menschen sich ansammelt. Wenn es nur an Geld nicht mangelt, denn das ist das Wichtigste."

„Um Gotteswillen, ich will keine Heerbannisten!" rief Herr Stanislaus. „Johann und Herr Sagloba kennen meine Ansicht darüber schon und euch sage ich nur, daß ich lieber als Troßknecht in einer regulären Fahne dienen, denn als Hetman das gesamte allgemeine Aufgebot befehligen will."

„Das Volk hier ist tapfer und sehr geschickt," antwortete Herr Wolodyjowski. „Ich habe den besten Beweis an meiner Truppe. Fast vermochte ich all die, welche sich herzudrängten, nicht unterzubringen und unter denen, die ich angenommen habe, ist auch nicht einer, der nicht schon vorher gedient hätte. Ich werde den Herren mein Fähnchen vorführen und versichere euch, wüßtet ihr es nicht von mir, ihr würdet nichts merken, daß das nicht alles geschulte Soldaten sind. Jeder von ihnen ist im Feuer der Schlachten gestählt wie ein altes Hufeisen und sie stehen in Reihe und Glied wie römische Soldaten. Die Schweden werden hier nicht so leicht fertig wie bei Uschz mit den Großpolen."

„Ich hoffe zu Gott, daß alles anders wird," sagte Skrzetuski. „Man sagt die Schweden seien wackere Kämpen, dennoch haben sie unseren Stammsoldaten noch niemals Stand halten können. Wir besiegten sie immer, das ist erwiesen, wir schlugen sie sogar dann, als der größte Kriegsheld, den sie jemals hatten, sie anführte."

„Um die Wahrheit zu sagen, bin ich sehr neugierig, was sie können," entgegnete Herr Wolodyjowski, „und bedrängten nicht gleichzeitig zwei andere Kriege das Vaterland, mich sollte dieser Schwedenkrieg nicht grämen. Haben wir es doch mit den Türken, den Tartaren, den Kosaken und weiß Gott wem aufgenommen — jetzt wollen wir es mit den Schweden versuchen. Die Krone kann nur darum besorgt sein, daß augenblicklich das ganze Kronenheer in der Ukraine steht. Hier ist leicht zu ersehen, was geschehen wird. Der Fürst-Wojewode wird die bisherigen Streitigkeiten dem Herrn Schatzmeister Gosiewski überlassen und selbst mutig auf die Schweden losziehen. Es wird uns schwer werden, das ist wahr, aber hoffen wir, daß Gott helfe."

„Gehen wir also unverzüglich nach Kiejdan", sagte Herr Stanislaus.

„Ich habe auch Befehl, die Fahne in Bereitschaft zu halten und sie selbst binnen drei Tagen nach Kiejdan zu bringen," entgegnete Herr Michael. „Ich muß euch einmal diesen letzten Befehl zeigen, denn schon voraus ist ersichtlich, wie der Fürst-Wojewode über die Schweden denkt."

Indem er das sagte, öffnete er mit dem Schlüssel einen Kasten, welcher am Fenster unter einer Bank stand, entnahm demselben ein zusammengefaltetes Papier, breitete es auseinander und las:

„Mein Herr Obrist Wolodyjowski!

Mit großer Freude haben wir aus Eurem Rapport ersehen, daß Eure Fahne schon auf den Füßen ist und jeden Augenblick aufbrechen kann. Haltet sie wachsam und bereit, denn es kommen Zeiten, wie wir so schwere noch nicht erlebt haben. Ihr selbst kommt so eilig als möglich nach Kiejdan, wo wir Euch mit Ungeduld erwarten werden. Solltet Ihr Neuigkeiten hören, so traut ihnen nicht, bis Ihr die Bestätigung aus unserem Munde hört. Wir werden handeln, wie Gott und das Gewissen uns heißt, ohne Rücksicht darauf, was Bosheit und Neid über uns urteilen. Wir freuen uns gleichzeitig, daß die Zeit gekommen ist, wo es sich herausstellen wird, wer ein aufrichtiger und wahrhaftiger Freund des Radziwillschen Hauses ist und wer sogar in rebus adversis ihm zu dienen bereit ist. Kmiziz, Niawiarowski und Stankiewitsch haben ihre Fahnen schon hierhergebracht; die Eurige mag in Upit bleiben, sie wird dort vielleicht nötig sein, möglich auch, daß Ihr nach Podlachien gehen und Euch dem Kommando meines Vetters, des durchlauchtigsten Fürsten Boguslaw, unterstellen müßt, welcher einen so edlen Teil unserer Streitmacht unter sich hat. Doch alles Nähere erfahrt ihr von mir. Unterdessen empfehlen wir Eurer Treue die gewissenhafte Befolgung unserer Befehle und erwarten Euch in Kiejdan.

Janusch Radziwill,
Fürst zu Birz und auf Dubinek,
Wojewode von Wilna, Hetman über Groß-Litauen."

„Wahrhaftig! Man kann aus dem Briefe schon auf einen neuen Krieg schließen!" sagte Sagloba.

„Und daß der Fürst schreibt, er wird handeln, wie Gott und sein Gewissen ihm vorschreibt, das bedeutet, daß er auf den Schweden dreinschlagen will," setzte Herr Stanislaus hinzu.

„Mich wundert nur," sagte Herr Skrzetuski, „daß er von der Treue zum Hause Radziwill und nicht von der Treue zum

Vaterlande schreibt, welche doch höher steht als diese. Und das Vaterland braucht dringend Rettung."

„Das ist eine Herrenlaune," entgegnete Wolodyjowski. „Auch mir hat das gleich nicht gefallen, denn auch ich diene dem Vaterlande, nicht den Radziwills."

„Wann erhieltst du den Brief?" fragte Johann.

„Heute morgen; am Nachmittag wollte ich abreisen. Ihr könnt über den Abend euch von der Reise erholen; ich kehre wohl morgen zurück und wir gehen dann gleich mit der Fahne, wohin man uns schickt."

„Vielleicht nach Podlachien?" sagte Sagloba.

„Zum Fürsten-Stallmeister?" wiederholte Herr Stanislaus.

„Der Fürst-Stallmeister befindet sich ebenfalls in Kiejdan," sagte Wolodyjowski. „Das ist eine interessante Persönlichkeit, betrachtet ihn euch genau; ein großer Held und ein noch größerer Ritter, aber keine Spur von einem Polen in ihm. Er kleidet sich in fremdländische Kleider und spricht deutsch oder gar französisch; es klingt gerade so, als ob er Nüsse beißt, man kann ihm eine Stunde zuhören, ohne ein Wort zu verstehen."

„Der Fürst Boguslaw hat sich bei Berestetscheck sehr schön benommen," sagte Sagloba, „und eine Abteilung schöner Infanterie gestellt."

„Diejenigen, welche ihn näher kennen, loben ihn nicht," fuhr Herr Wolodyjowski fort, „weil er nur alles Deutsche und Französische liebt. Das ist sehr natürlich, da eine Deutsche, die brandenburgische Kurfürstentochter, seine Mutter war, welche nicht nur seinem verstorbenen Vater nichts mitbrachte, sondern für die er sogar noch zahlen mußte, da, wie man sieht, bei diesen kleinen Fürsten stets Geldmangel herrscht. Den Radziwills ist es nämlich darum zu thun, im deutschen Fürstenbund einen Sitz zu haben, deshalb verbinden sie sich gern mit Deutschen. Herr Sakowitsch, ein alter Diener des Fürsten Boguslaw, welchem dieser die Oschmiansche Starostei verliehen, hat mir davon erzählt. Er und Herr Niawiarowski reisten mit dem Fürsten außer Landes in verschiedenen überseeischen Ländern und dienten immer als Zeugen bei seinen Duellen."

„Hat er denn oft einen Zweikampf bestanden?" fragte Herr Sagloba.

„So viele, als er Haare auf dem Kopfe hat! Er soll eine große Anzahl ausländischer Grafen und Fürsten, Franzosen und Deutsche, besiegt haben; man sagt, er sei ein tapferer, heiß-

sporniger Mensch, welcher um jeder beliebigen Kleinigkeit willen vor die Klinge fordert."

Herr Stanislaus Skrzetuski fuhr aus seinem Nachdenken empor und sagte:

„Auch ich habe vom Fürsten Boguslaw gehört. Es ist von uns nicht weit bis zum Kurfürsten, bei welchem er sich fortwährend aufhält. Ich erinnere mich auch noch an das, was mein Vater zuweilen erwähnte, nämlich, daß das Volk sehr ärgerlich war, daß ein so mächtiges Haus wie das der Radziwills sich mit Fremden verbinde. Das war gelegentlich der Hochzeit des Vaters des Fürsten Boguslaw mit der Kurfürstentochter geschehen. Jetzt mag es vielleicht gut sein, daß es geschehen, denn als Verwandter Radziwills müßte der Kurfürst der Republik wohlgesinnt sein; von ihm hängt sehr viel ab. Was ihr da von seiner Armseligkeit geredet, das ist nicht so. Eines ist gewiß, daß, wenn jemand damals die Radziwills alle verkauft hätte, so würde er mit ihrem Kaufpreis den Kurfürst samt seinem Fürstentum erstanden haben. Der heutige Kurfürst Friedrich Wilhelm aber hat ein schönes Vermögen und zwanzigtausend Mann sehr gut ausgestatteter Truppen."

„Weißt du was, Michael?" sagte plötzlich Johann. „Ich werde heute nicht ausruhen und mit dir nach Kiejdan reisen. Es reist sich jetzt während der Nacht gut, denn die Tage sind heiß, und ich habe es eilig, dieser Ungewißheit ein Ende zu machen. Zur Ruhe wird es noch Zeit genug geben, denn sicher bricht der Fürst nicht schon morgen auf."

„Um so weniger, da er befohlen hat, die Fahne in Upit zu lassen," antwortete Herr Michael.

„Ihr habt recht!" sagte Herr Sagloba, „auch ich schließe mich an."

„So gehen wir allesamt," setzte Herr Stanislaus hinzu.

„Wir langen gerade morgen früh in Kiejdan an," sagte Herr Wolodyjowski, „und unterwegs läßt es sich auch in den Sätteln süß schlummern."

Zwei Stunden später traten die Ritter ihre Reise an, nachdem sie vorher Speise und Trank zu sich genommen hatten, und waren noch vor Sonnenuntergang in Krakowin angelangt.

Unterwegs erzählte ihnen Herr Michael viel über die Gegend, von dem berühmten Laudaer Adel, von Kmiziz und von allem, was in der letzten Zeit geschehen war. Er bekannte seine Neigung zu dem Fräulein Billewitsch, die unglücklich verlaufen war, wie immer.

„Die Hauptsache ist, daß der Krieg vor der Thür ist," sagte er, „ich hätte mich schrecklich gegrämt, da ich zuweilen denken muß, daß das wohl mein Geschick so will und ich als alter Kavalier werde sterben müssen."

„Das wird euch nicht zur Unehre gereichen, denn der Kavalierstand ist ein geachteter Stand und Gott wohlgefällig. Ich habe mir auch vorgenommen, darin bis zum Lebensende auszuharren. Mitunter thut es mir nur leid, daß ich meinen Nachruhm und meinen Namen niemandem zu vererben habe, denn wenn ich auch Johannes' Kinder liebe wie eigene, so heißen sie doch Skrzetuski, nicht Sagloba."

„O ihr Unhold!" sagte Wolodyjowski. „Ihr habt diesen Vorsatz so frühzeitig gefaßt wie der Wolf, welcher gelobte, keine Schafe zu würgen, als er keine Zähne mehr hatte."

„Das ist nicht wahr!" sagte Sagloba. „Wie lange ist es gar her, Herr Michael, daß wir zusammen in Warschau zur Königswahl waren . . . Wem haben dort alle Mädchen nachgeschaut, wenn nicht mir? . . . Denkt ihr noch daran, wie ihr klagtet, daß euch keine ansehen mag? Aber wenn ihr eine so große Neigung für den Ehestand habt, so grämt euch nicht, auch eure Zeit wird kommen. Das Suchen nützt nichts, ihr werdet gerade dann finden, was ihr wollt, wenn ihr nicht darnach sucht. In diesen kriegerischen Zeiten geht alle Jahre eine Menge junger Männer verloren. Laßt nun auch noch diesen Schwedenkrieg dauern, dann werden die Dirnen so billig werden, daß man sie zu Dutzenden auf dem Jahrmarkt kaufen wird."

„Vielleicht gehe auch ich zu Grunde," sagte Herr Michael. „Ich habe dieses Herumziehen in der Welt satt. Niemals lassen sich die Reize und Tugenden des Fräulein Billewitsch genugsam rühmen. Ich hätte sie geliebt und gehegt wie mein Teuerstes . . . Aber nein, da mußte der Teufel diesen Kmiziz herbringen: er muß ihr etwas eingegeben haben, sonst ist es nicht möglich, daß sie mich so hätte ablaufen lassen. Da seht! eben taucht dort hinter dem Hügel Wodockt auf, es ist aber niemand zu Hause, denn sie ist fort, Gott weiß, wohin. Das wäre mein Zufluchtsort da geworden; hier hätte ich sterben wollen . . . Der Bär hat sein Lager, der Wolf seine Höhle und ich — seht! nur diesen Klepper und den Sattel, auf welchem ich sitze."

„Ich merke, die Rose hat euch mit dem Dorn verletzt," sagte Herr Sagloba.

„Jawohl, das hat sie. Wenn ich daran denke oder in der Nähe von Wodockt vorbei komme, da wird mir so wehe. Ich wollte den Keil mit dem Keile austreiben und ritt zu Herrn Schilling, welcher eine sehr schöne Tochter hat. Nur einmal sah ich sie unterwegs aus der Ferne und da gefiel sie mir außerordentlich. Ich begab mich also dorthin und — was sagt ihr dazu — traf den Vater nicht zu Hause. Das Fräulein Katharinchen aber glaubte, es sei nur der Papa Wolodyjowskis, nicht Wolodyjowski selbst, welcher angekommen sei . . . Das habe ich mir so zu Herzen genommen, daß ich mich nie wieder dort sehen ließ."

Sagloba lachte.

„Daß euch doch, Herr Michael! Die Sache ist also die, daß ihr eine Frau finden müßt, welche ebenso unansehnlich von Figur ist, wie ihr selbst seid. Wo ist denn jenes Tierchen hingekommen, welches Ehrendame bei der Fürstin Wisniowiezka war und mit der sich seinerzeit der verstorbene Herr Podbizientarz — Herr! gieb ihm die ewige Seligkeit! — verheiraten sollte? Das ist eine Schönheit, wie für euch geschaffen, der reine Kern, obgleich ihre Augen fürchterlich glänzten!"

„Das ist Anusia Borschobohata Krasienska," sagte Herr Johann Skrzetuski. „Wir alle waren derzeit in sie verliebt, auch Michael. Wer weiß, wo sie jetzt steckt."

„Wenn ich sie doch finden und mich bei ihr trösten könnte!" sagte Herr Michael. „Es wird mir ordentlich warm ums Herz bei dem Gedanken an sie. Sie war das edelste Mädchen. Gott lasse sie mich finden! . . . Ej, die Zeiten in Lubnie waren doch gut, sie kehren niemals wieder. Es wird wohl auch kaum jemals einen zweiten Führer geben, wie unser Fürst Jeremias war. Da war man sicher, daß jedem Treffen der Sieg folgte. Radziwill ist ein großer Krieger, aber man dient ihm nicht so von ganzem Herzen, denn ihm fehlt die väterliche Fürsorge des Fürsten Jeremias für die Soldaten und er gestattet keine Vertraulichkeit, weil er sich für ein Stück Monarchen hält, obgleich die Wisniowiezki nichts schlechter sind als die Radziwill."

„Das ist Nebensache!" sagte Johann Skrzetuski. „Gegenwärtig ruht in seiner Hand die Errettung des Vaterlandes, und da er bereit ist, diesem Werke sein Leben zu opfern, so segne ihn Gott."

So unterhielten sich die Ritter auf ihrem nächtlichen Ritt. Bald erinnerten sie sich früherer Begebnisse, bald sprachen sie von den jetzigen schweren Zeiten, wo gleichzeitig drei Angreifer

die Republik zu erdrücken drohten. Später verrichteten sie ihre Abendgebete, beteten die Litanei, und als sie diese beendet, übermannte sie der Schlummer, so daß sie bald in ihren Sätteln hin und her wiegten.

Die Nacht war hell und warm; zu Tausenden blinkten die Sterne am Firmament, sie schliefen, Schritt für Schritt sich vorwärts bewegend, sehr gut, bis endlich, da es eben zu tagen anfing, zuerst Herr Michael erwachte.

„Meine Herren, öffnet die Augen, Kiejdan ist in Sicht!“ rief er.

„Wie? was?“ sagte Sagloba, „Kiejdan, wo?“

„Seht dort! dort sieht man die Türme.“

„Es muß eine schöne Stadt sein,“ sagte Herr Stanislaus Skrzetuski.

„Eine sehr schöne,“ entgegnete Wolodyjowski. „Am hellen Tage könnt ihr euch davon überzeugen.“

„Nicht wahr, sie ist das Besitztum des Fürsten-Wojewoden?“

„Das ist sie. Früher gehörte sie den Kischkows, von welchen sie der Vater des jetzigen Fürsten als Mitgift seiner Frau Anna Kischtschanka, Tochter des Wojewoden von Witebsk, übernahm. In ganz Smudz findet sich keine so saubere Stadt, denn die Radziwills leiden keinen Juden drinnen, höchstens mit besonderer Erlaubnis. Man trinkt dort ausgezeichneten Met.“

Sagloba rieb sich die Augen.

„Ah, da wohnen ja sehr artige Menschen hier. Was ist denn das für ein großer Bau dort auf dem Hügel?“

„Das ist das Schloß, welches erst jetzt zur Zeit des Fürsten Janusch neu erbaut worden ist.“

„Ist es befestigt?“

„Nein, aber es ist eine herrliche Residenz. Man hat es nicht befestigt, denn seit der Zeit der Kreuzritter drang kein Feind bis hierher. Der spitze Giebel, welchen ihr inmitten der Stadt sehet, gehört zur Pfarrkirche. Sie wurde noch zur Zeit des Heidentums von den Kreuzrittern errichtet; später fiel sie in die Hände der Calvinisten, aber der Probst Kobylinski gewann sie durch einen Prozeß gegen den Fürsten Krystof den Katholiken zurück.“

„Dafür sei Gott gelobt!“

Unter diesen Gesprächen waren sie bis zu den ersten Häusern der Vorstadt gekommen. Es war inzwischen immer heller geworden, die Sonne stieg eben herauf. Die Ritter be-

trachteten neugierigen Blickes die unbekannte Stadt und Herr Wolodyjowski erzählte weiter:

„Dieses hier ist die Judenstraße, wo diejenigen Juden wohnen, denen erlaubt ist, in der Stadt zu bleiben. Wenn man hier geradeaus geht, kommt man auf den Marktplatz. Oho! die Menschen erwachen schon und treten vor die Thüren. Seht nur, da steht eine Menge Pferde vor den Schmieden; die Leute tragen nicht die Radziwillschen Farben. Es muß eine Zusammenkunft in Kiejdan stattfinden. Hier wimmelt es immer vom Adel und Herren, die oftmals aus fremden Ländern hierher kommen, denn hier ist der Mittelpunkt der Häresie von ganz Smudz. Die Calvinisten kommen alle hier unter dem Schutze Radziwills zusammen und fröhnen sicher ihrem Aberglauben und ihren Gebräuchen. Und — das hier ist der Marktplatz. Seht, ihr Herren, was für eine Uhr auf dem Rathause ist! Die Danziger Rathausuhr soll nicht besser sein. Und dieses, was ihr für eine Kirche mit vier Türmen haltet, das ist die protestantische Kirche, wo sie alle Sonntage Gott lästern, und das dort die lutherische Kirche. Denkt nur nicht, daß die Einwohner hier Polen oder Litauer sind, durchaus nicht! Nur Deutsche und Schotten wohnen hier, vorwiegend Schotten! Sie geben vorzügliche Fußsoldaten ab und führen besonders die Streitäxte gut. Der Fürst hat auch ein Schottenregiment aus Kiejdaner Freiwilligen gebildet. Hah, was giebt es hier Planwagen auf dem Markte! Es muß eine Versammlung stattfinden. Gasthäuser sind hier in dieser Stadt gar nicht, man sucht nur bei Bekannten ein Unterkommen, der Adel fährt ins Schloß, welches Nebengebäude von großem Umfange hat, die nur zur Aufnahme der Gäste bestimmt sind. Dort wird jeder gastfrei aufgenommen und auf Kosten des Fürsten bewirtet, und bliebe er auch ein Jahr. Manche verbringen ihr ganzes Leben hier.“

„Ich wundere mich, daß der Blitz noch nicht in die protestantische Kirche gefahren ist,“ sagte Sagloba.

„Ihr redet, als ob ihr wüßtet, daß das schon geschehen ist. Mitten zwischen den vier Türmen befand sich eine Kuppel in der Form einer Mütze. In diese schlug einst der Blitz und vernichtete sie spurlos. Hier in einer unterirdischen Gruft liegt der Vater des Fürsten-Stallmeisters Boguslaw, Jannsch, derselbe, welcher sich an einem Aufstande gegen Sigismund den Dritten beteiligte. Sein eigener Haiduck spaltete ihm den Schädel und er ging so elend zu Grunde, wie er sündhaft gelebt hatte.“

„Was ist das hier für ein weitläufiges Gebäude, das wie ein Schuppen aussieht?" fragte Johann.

„Das ist die Papierfabrik, die der Fürst angelegt hat, und hier gleich nebenan die Druckerei, in welcher die häretischen Bücher gedruckt werden."

„Pfui!" rief Sagloba. „Die Pest über die Stadt, wo man keine andere als häretische Luft zu atmen bekommt. Hier könnte ebenso gut Luzifer als Radziwill residieren."

„Lästert den Fürsten nicht, Herr!" antwortete Wolodyjowski. „In kurzem kann das Vaterland ihm leicht seine Befreiung danken."

Sie ritten schweigend weiter, die Stadt betrachtend und sich über die darin herrschende Ordnung wundernd. Die Straßen waren alle gepflastert, was zu jener Zeit etwas noch Ungewöhnliches war.

Nachdem sie den Marktplatz und die Schloßstraße passiert hatten, erblickten sie auf einer Anhöhe das vom Fürsten Janusch neu erbaute herrliche Residenzschloß, welches zwar nicht befestigt war, aber durch seinen kolossalen Umfang alle anderen Schlösser und Paläste überragte. Dasselbe stand auf einem Hügel und schaute stolz auf die zu seinen Füßen liegende Stadt. Zu beiden Seiten des Hauptgebäudes liefen zwei lange niedrigere Flügel aus, welche sich im rechten Winkel brachen und auf diese Weise einen riesigen Schloßhof bildeten, der von vorn durch ein in lange Spitzen auslaufendes eisernes Gitter abgeschlossen wurde. In der Mitte des Gitters erhob sich ein mächtiges, gemauertes Thor, auf welchem das Wappen der Radziwills und das der Stadt Kiejdan prangten. Das letztere zeigte eine Adlerklaue und einen schwarzen Flügel auf goldenem Felde; an der Klaue hing ein Hufeisen mit drei roten Kreuzen. Unten im Thore lag die Wache, welche schottische Trabanten mehr zur Parade als zum Schutz bezogen hatten.

Trotz der frühen Morgenstunde herrschte auf dem Schloßhofe schon reges Leben, denn vor dem Hauptgebäude exerzierte eine Schwadron Dragoner, in himmelblaue Kollets und schwedische Helme gekleidet. Die lange Reihe stand eben unbeweglich mit gezogenen Rapieren, während der Offizier, vor der Front auf- und niederreitend, etwas zu den Soldaten sprach. Rings um die Dragoner und weiter an den Wänden gafften eine Menge Diener in verschiedenen Livreen die Soldaten an, indem sie Bemerkungen gegeneinander austauschten.

„So wahr ich Gott liebe!“ sagte Herr Michael, „dort hält Charlamp Musterung über die Dragoner.“

„Wie?“ rief Sagloba, „derselbe, mit welchem ihr einen Zweikampf ausfechten solltet, damals während der Königswahl in Lipkowo?“

„Derselbe. Aber wir leben seitdem im besten Einvernehmen.“

„Ach, es ist wahr!“ sagte Sagloba. „Ich erkenne ihn an der Nase, die unter dem Helm hervorragt. Es ist gut, daß die Visiere nicht mehr gebräuchlich sind, denn dieser Ritter würde keines zu schließen vermögen; aber — er braucht auch so einen besonderen Schutz für seine Nase.“

Unterdes trabte Herr Charlamp, welcher Herrn Wolodyjowski erblickt hatte, heran.

„Wie geht es dir, lieber Michael,“ rief er. „Wie gut, daß du da bist.“

„Und noch besser, daß ich dich zuerst hier treffe. Hier ist Herr Sagloba, welchen du in Lipkowo kennen lerntest, bah, was sage ich, noch vorher in Sieunitz, und diese hier sind die Herren Skrzetuski Johann, Rittmeister der königlichen Husaren, der Sbarascher Held . . .“

„Mein Gott, da habe ich ja den größten Ritter Polens vor mir!“ rief Charlamp aus. „Ich bezeuge euch meine Ehrfurcht!“

„Und das ist Stanislaus, Rittmeister von Kalisch,“ fuhr Herr Wolodyjowski fort, „welcher direkt von Uschz kommt.“

„Von Uschz? Ihr habt also diese entsetzliche Schmach mit angesehen? . . . Wir wissen bereits, was dort geschehen ist.“

„Eben deswegen, weil das dort geschehen ist, bin ich hierher gekommen, in der Hoffnung, daß hier dergleichen nicht geschehen wird.“

„Seid dessen gewiß, mein Herr. Radziwill ist nicht Opalinski.“

„Dasselbe sagten wir gestern in Upit.“

„Ich heiße die Herren auf das freudigste willkommen in meinem und des Fürsten Namen. Der Fürst-Wojewode wird sich freuen, solche Ritter hier zu sehen; er hat sie sehr nötig. Kommt mit mir ins Zeughaus, wo ich mein Quartier habe. Ihr wollt euch gewiß umkleiden und stärken und ich werde euch dabei Gesellschaft leisten, denn die Uebungen sind zu Ende.“

Indem er das sagte, sprengte Charlamp zurück zu den Gliedern und kommandierte kurz mit lauter Stimme:

„Links um! Kehrt! — nach Hause!"

Die Hufe klirrten auf dem Pflaster. Das Glied teilte sich, die Hälften teilten sich wieder, bis sich Karrees gebildet hatten, welche sich langsamen Schrittes nach der Seite des Zeughauses zu entfernten.

„Das sind tüchtige Soldaten," sagte Skrzetuski, mit Kennerblicken die mechanischen Bewegungen der Dragoner betrachtend.

„Das sind alles Klein-Adlige und Bojarenkinder aus der Pußta, welche unter dieser Waffe dienen," entgegnete Herr Wolodyjowski.

„O Gott! man sieht gleich, daß es nicht Heerbannisten sind!" rief Herr Stanislaus.

„Aber daß Charlamp sie kommandiert?" fragte Herr Sagloba. „Irre ich denn; daß er bei der Piatyher-Fahne diente und die silberne Schleife auf der Schulter trug?"

„Es ist richtig," sagte Wolodyjowski. „Aber er kommandiert schon seit ein paar Jahren eine Schwadron Dragoner. Er ist ein alter, geriebener Soldat."

Nachdem Charlamp die Dragoner fortgeschickt, näherte er sich unseren Rittern wieder.

„Ich bitte die Herren mit mir . . . Dort, hinter dem Schlosse, ist das Zeughaus."

Nach einer halben Stunde saßen alle Fünf bei einer Schüssel Warmbier, welches gut mit Sahne abgezogen war, und plauderten vom neuen Kriege.

„Was hört man bei euch?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Bei uns hört man täglich etwas anderes, denn die Menschen erschöpfen sich in Vermutungen und verbreiten alle Augenblicke eine andere Neuigkeit," entgegnete Charlamp. „In der That weiß nur der Fürst allein, was geschehen wird. Er brütet über einem Entschluß, denn obgleich er Fröhlichkeit simuliert und zu den Leuten so gnädig ist, wie noch nie, so ist er doch sehr in Gedanken verloren. Man sagt, er schläft in der Nacht nicht und durchschreitet schweren Schrittes die Gemächer, hält laute Selbstgespräche und schließt sich stundenlang mit Harasimowitsch ab."

„Wer ist Harasimowitsch?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Das ist der Gouverneur von Zabludowo in Podlachien, keine bedeutende Figur. Er sieht aus, als ob er den Teufel im Nacken hätte, ist aber des Fürsten Vertrauter und kennt alle seine Pläne. Nach meiner Ueberzeugung haben wir diesen

furchtbaren schwedischen Krieg, welchen wir alle beseufzen, seinem Rat zu verdanken. Fortwährend laufen Briefe vom Herzog von Kurland, von Chowanski und dem Kurfürsten ein. Es giebt Leute, welche meinen, der Fürst verhandle mit Rußland, um es zu einem Bündnis gegen die Schweden zu bewegen. Andere behaupten das Entgegengesetzte. Mir aber will scheinen, daß mit niemandem ein Bündnis zustande kommt, nur Krieg, mit diesem oder jenem, wie ich schon sagte. Es zieht immer mehr Militär hierher, man sendet Briefe an den dem Radziwillschen Hause am meisten ergebenen Adel mit der Aufforderung, sich hierher zu begeben. Ueberall wimmelt es von Bewaffneten ... Ei, meine Herren! wen das Unwetter trifft, den zermalmt es. Wir werden die Arme bis an die Ellenbogen in Blut tauchen, denn wo Radziwill erst zu Felde zieht, da haben die Verhandlungen ein Ende."

„Das ist es! das ist es!" sagte Sagloba händereibend. „Es klebt schon genug schwedisches Blut an meinen Händen, jetzt soll noch mehr daran kleben bleiben. Von den alten Soldaten, welche meiner noch von Puzk und Schönlanke her gedenken, leben nicht viele mehr; aber die, welche leben, werden mich niemals vergessen."

„Und ist Fürst Boguslaw hier?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Gewiß ist er hier. Außerdem erwarten wir heute hohe Gäste, denn man räumt die oberen Gemächer aus und abends soll ein Bankett im Schlosse stattfinden. Ich bezweifle, Michael, daß du heute beim Fürsten vorgelassen wirst."

„Er hat mich selbst auf heute bestellt."

„Das hat nichts zu bedeuten; er ist sehr beschäftigt. Dazu ... ich weiß nicht, ob ich zu den Herren davon sprechen darf ... doch nach einer Stunde werden es alle wissen ... ich sage es also ... Hier bereiten sich außerordentliche Dinge vor ..."

„Was giebt es? was giebt es?" fragte Herr Sagloba.

„Ihr müßt wissen, daß vor zwei Tagen Herr Judyzki, ein Malteser-Ritter, hier angekommen ist; ihr müßt von ihm schon gehört haben."

„Gewiß haben wir das," sagte Johann, „er ist ein großer Ritter!"

„Gleich nach ihm traf auch der Herr Feldhauptmann Gosiewski ein. Wir wunderten uns sehr, denn es ist bekannt, in welcher Feindschaft der Herr Feldhauptmann mit unserem

Fürsten lebt. Manche freuten sich, daß zwischen diesen Herren Friede geschlossen worden, und sagten, daß dies die schwedische Inkursion zustande gebracht hat. Ich selbst glaubte es. Unterdessen schlossen sich die Dreie zur Beratung ein und verschlossen die Thüren so fest, daß niemand hören konnte, was dort besprochen wurde. Herr Krepstul allein, welcher die Wache im Vorzimmer hatte, erzählte uns, sie hätten sehr laut gesprochen, besonders der Feldhauptmann. Später führte sie der Fürst selbst in ihre Gemächer, und über Nacht, stellt euch vor, meine Herren", hier dämpfte Herr Charlamp seine Stimme, „hat man einem jeden eine Wache vor die Thüre gestellt."

Herr Wolodyjowski sprang auf.

„Um Gotteswillen! Das ist unmöglich!"

„Und doch ist es so! . . . Bei einer und der anderen Thüre stehen Schotten mit Büchsen und haben bei Todesstrafe Befehl, niemanden hinein und heraus zu lassen."

Die Ritter sahen einander verwundert an und Herr Charlamp wunderte sich nicht weniger über die eigenen Worte. Er blickte die Herren mit weit aufgerissenen Augen an, als erwarte er von ihnen die Lösung des Rätsels.

„Das bedeutet, daß der Herr Schatzmeister gefangen ist . . . Der Großhetman hält den Feldhauptmann gefangen," sagte Sagloba, „was soll das heißen?"

„Wenn ich es wüßte! Und Judyzki, ein solcher Ritter!"

„Die Offiziere des Fürsten mußten doch darüber sprechen, nach den Gründen forschen? . . . Hast du nichts gehört?"

„Ich fragte noch gestern Nacht den Harasimowitsch . . ."

„Und was sagte er euch?" fragte Sagloba.

„Nichts sagte er; er legte nur den Finger auf den Mund und sagte: Das sind Verräter!"

„Wie, Verräter? . . . Verräter?" rief, sich an den Kopf fassend, Herr Wolodyjowski. „Weder der Herr Schatzmeister ist ein Verräter, noch der Judyzki. Die ganze Republik kennt sie als brave Männer, welche das Vaterland lieben."

„Heutzutage kann man niemandem mehr trauen," versetzte düster Stanislaus Skrzetuski. „Nannte man den Krystof Opalinski nicht einen zweiten Cato? War er es nicht, welcher anderen ihre Fehler und Gebrechen stets vorwarf? . . . Und war er es nicht, der, als es galt, seine Vaterlandsliebe zu zeigen, dasselbe zuerst verriet, und nicht nur in eigener Person, sondern noch eine ganze Provinz mit in den Verrat hineinzog?"

„Aber ich bürge für den Herrn Schatzmeister und Herrn Judyzki mit meinem Kopfe!“ rief Wolodyjowski.

„Laßt euren Kopf für niemanden, Herr Michael,“ erwiderte Sagloba. „Man hat sie wohl nicht ohne Grund eingesperrt. Sie müssen irgend etwas verbrochen haben, anders ist es nicht ... Wie sollte es auch? Der Fürst rüstet sich zu einem furchtbaren Kriege, zu welchem ihm jede Hilfe recht ist. Wen sollte er daher verhaften, wenn nicht diejenigen, welche ihm ein Hindernis bei diesen Rüstungen sind. Und wenn sie ihm in Wirklichkeit hinderlich waren, so sei Gott gelobt, daß man ihnen zuvorkommt. Sie verdienen dann, eingesperrt zu sitzen ... Ha! die Schelme! ... In solchen Zeiten sich mit dem Feinde zu vertragen, das Vaterland zu verfolgen, einem so großen Krieger seine Absichten durchkreuzen zu wollen. Bei der heiligsten Mutter, es ist noch gering, was sie betroffen hat.“

„Das sind so wunderbare Dinge, daß man sie gar nicht fassen kann,“ sagte Charlamp, „denn abgesehen davon, daß sie hohe Reichsbeamte sind, so hat man sie ohne Urteil verhaftet, ohne sie vor ein Gericht zu stellen, ohne Wissen und Willen der Republik, eine That, zu welcher nicht einmal der König selbst berechtigt ist.“

„So ist es!“ rief Herr Michael.

„Man merkt es; der Fürst will römische Sitten bei uns einführen,“ sagte Stanislaus Skrzetuski, „und während des Krieges Diktator sein.“

„Ach, laß ihn meinetwegen auch Diktator sein, wenn es ihm nur gelingt, die Schweden zu vertreiben,“ erwiderte Sagloba. „Ich selbst bin der erste, welcher dafür stimmt, daß ihm die Diktatur übertragen wird.“

Johann Skrzetuski saß gedankenvoll da und sagte nach einer Weile:

„Wenn er nur kein Protektor werden will wie jener Engländer Cromwell, der sich nicht scheute, die ruchlose Hand gegen den eigenen Herrn zu erheben.“

„Bah, Cromwell! Cromwell, der Gottesleugner!“ rief Sagloba aus.

„Und der Fürst-Wojewode?“ fragte Herr Johann Skrzetuski ernst.

Darauf schwiegen alle ängstlich eine Weile, blickten ernst in eine düstere Zukunft, nur Herr Charlamp sagte gleich ärgerlich:

„Ich diente unter dem Fürst-Wojewoden seit meiner Jugend, obgleich ich wenig jünger bin als er. Als Jüngling war er mein Rittmeister, später Feldhauptmann, jetzt Großhetman. Ich kenne ihn besser, als die Herren ihn kennen, und achte und liebe ihn; deshalb bitte ich, vergleicht ihn nicht mit Cromwell, damit ich euch nicht etwas zu sagen gezwungen bin, was mir als eurem Wirt in meinem Quartier zu sagen nicht zukommt."

Dabei zuckte er gewaltig mit dem Schnurrbart und blickte etwas von oben herab auf den Herrn Johann, was wieder zur Folge hatte, daß Herr Wolodyjowski ihn scharf und kalt ansah, als wollte er sagen: „Schnauze nur noch!"

Der Schnurrbart senkte sich auch sogleich, denn Herr Charlamp schätzte den Herrn Michael außerordentlich; übrigens war es gefährlich, mit ihm anzubändeln, deshalb sprach er in sanfterem Tone weiter:

„Der Fürst ist zwar ein Calvinist, aber er hat doch den wahren Glauben nicht erst um des falschen willen verworfen, sondern ist als Calvinist geboren. Er wird niemals weder ein Cromwell, noch ein Wadziajowski oder Opalinski werden, und sollte Kiejdan in die Erde versinken. Das ist kein falsches Blut, kein ehrloses Geschlecht."

„Wenn ein Teufel in ihm steckte und er Hörner hätte, um so besser," sagte Sagloba. „Er könnte damit die Schweden schrecken."

„Aber daß Herr Gosiewski und Herr Judyzki verhaftet sind? . . . nein! nein!" sagte kopfschüttelnd Wolodyjowski, „der Fürst geht mit seinen Gästen, die ihm vertraut haben, nicht gnädig um."

„Wie du doch sprichst, Michael!" entgegnete Charlamp. „Er ist jetzt so gnädig, wie er sein Leben lang nicht war . . . Er ist ein wahrer Vater der Ritterschaft. Gedenkst du noch, wie er früher ewig die Stirn runzelte und sein Mund nur das Wort „Dienst" kannte? Man fürchtete weit mehr, seiner Majestät zu nahen, als der des Königs. Jetzt kommt er täglich zu den Offizieren und Gemeinen, unterhält sich mit ihnen und fragt einen jeden nach seiner Familie, den Kindern, dem Vermögen, ruft sie bei ihren Namen und forscht sie aus, ob ihnen im Dienst kein Unrecht geschieht. Er, der unter den größten Herren seinesgleichen nicht leidet, ging gestern, nein, vorgestern mit dem jungen Kmiziz Arm in Arm. Wir wollten unseren Augen nicht trauen, denn wenn auch die Kmiziz ein vornehmes

Geschlecht sind, so ist er doch noch ein Jüngling und zudem ein mit aller Schuld belasteter, was du ja am besten weißt."

„Ich weiß, ich weiß!" sagte Wolodyjowski. „Ist Kmiziz schon lange hier?"

„Jetzt ist er gar nicht hier, denn gestern ritt er nach Tschejkisch, um das Regiment Fußsoldaten zu holen, das dort steht. Niemand steht jetzt in solcher Gunst als Kmiziz. Als er fortritt, sah ihm der Fürst noch eine Weile nach, dann sagte er: Dieser Mensch ist zu allem zu gebrauchen und imstande, den Teufel selbst am Schwanze festzuhalten, wenn man es ihm befiehlt! Wir haben dies mit eigenen Ohren vernommen. Kmiziz hat aber auch eine Fahne zusammengebracht, wie eine zweite im ganzen Heere nicht zu haben ist. Leute und Pferde wie aus einem Guß."

„Darüber ist nicht zu streiten; er ist ein tüchtiger Soldat und in der That zu allem bereit," antwortete Michael.

„Er soll ja im letzten Feldzuge Wunder vollbracht haben, so daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war. Er kommandierte ein Korps Freiwilliger und führte Krieg auf eigene Faust."

Hier wurde die Unterhaltung durch den Eintritt einer neuen Gestalt unterbrochen. Es war dies ein Edelmann um die vierziger Jahre alt, klein, dürr und beweglich, sich windend wie ein Peisker, mit kleinem Gesicht, schmalen Lippen, die mit einem dünnen Bartchen bewachsen waren, und etwas schiefen Augen. Er trug einen Drillichrock mit so langen Aermeln, daß sie die Hände ganz bedeckten. Als er eintrat, bückte er sich tief und richtete sich dann plötzlich so gerade auf, als wäre er von einer Feder in die Höhe geschnellt, worauf er sich noch einmal tief verneigte, den Kopf verdrehte, als hole er denselben unter dem eigenen Arm hervor, und fing dann schnell an zu sprechen mit einer Stimme, welche an das Knarren einer alten verrosteten Wetterfahne erinnerte:

„Ich falle zu Füßen, Herr Charlamp, zu Füßen, ach! zu Füßen, Herr Obrist, euer unterthänigster Diener!"

„Zu Füßen, Herr Harasimowitsch," antwortete Charlamp. „Was wünscht ihr denn?"

„Gott hat euch Gäste gesandt, ansehnliche Gäste. Ich komme, ihnen meine Dienste anzubieten und ihre Namen zu erfragen."

„Sind sie denn zu euch gekommen, Herr Harasimowitsch?"

„Sicherlich nicht zu mir, denn ich bin dessen nicht würdig ... Aber da ich den abwesenden Hofmarschall vertrete, so komme ich, sie zu begrüßen, ehrfurchtsvoll zu begrüßen."

„Es fehlt euch noch viel zum Marschall," sagte Charlamp, „denn der Marschalls-Hut ist ein erbliches Hofamt und ihr seid — mit Verlaub — der Starost von Sablud."

„Ein Diener der Diener Radziwills! So ist es, Herr Charlamp. Ich verleugne das nicht, Gott bewahre . . . Aber da der Fürst, welcher von euren Gästen gehört hat, mich herschickt, zu fragen, wer sie seien, so werdet ihr mir antworten, Herr Charlamp, sogleich antworten, und wäre ich nur ein Haiduck, nicht einmal der Starost von Sablud."

„Sogar einem Affen würde ich antworten, wenn er mit diesem Befehl zu mir käme," sagte der Nasenkönig. „Hört also und notiert euch die Namen, wenn euer Verstand nicht ausreicht, sie zu behalten. Dieser ist Herr Skrzetuski, der Sbarascher, und sein Vetter Stanislaus."

„Großer Gott, was höre ich!" rief Harasimowitsch.

„Dieser ist Herr Sagloba."

„Großer Gott, was höre ich!"

„Wenn ihr beim Klange meines Namens euch schon so entsetzt," sagte Sagloba, „so stellt euch vor, wie die Feinde im offenen Felde sich vor meinem Schwert entsetzen müssen."

„Und das hier ist der Herr Obrist Wolodyjowski," endete Charlamp.

„Auch das ist ein bekannter Ritter und dazu ein Anhänger Radziwills," sagte, sich verneigend, Harasimowitsch. „Dem Fürsten springt der Kopf vor Arbeit, aber für solche Ritter findet er Zeit, er findet sie sicher . . . Unterdessen — doch womit kann ich den Herren dienen? Das ganze Schloß steht zu Diensten, samt dem Weinkeller."

„Wir hörten schon von dem berühmten Met Kiejdans," sagte Sagloba eilig.

„Ach ja," antwortete Harasimowitsch, „die Weine sind auserlesen in Kiejdan. Ich sende sogleich zur Auswahl. Hoffentlich verweilen die Herren längere Zeit hier."

„Wir kamen hierher in der Absicht, nicht mehr von der Seite des Fürst-Wojewoden zu weichen," sagte Herr Stanislaus.

„Das ist eine löbliche Absicht, um so löblicher, als die Zeiten schwer sind."

Indem er das sagte, krümmte sich Harasimowitsch so zusammen, daß es aussah, als sei er eine Elle kürzer geworden.

„Was hört man," fragte Charlamp. „Giebt es nichts neues?"

„Der Fürst hat die ganze Nacht kein Auge geschlossen,

denn es sind zwei Boten angekommen. Es steht schlecht, immer schlechter. Karl Gustav hat nach Wittemberg schon die Republik betreten. Posen ist besetzt, ganz Großpolen ist besetzt, Masowien wird bald besetzt werden, die Schweden sind schon in Lowitsch, dicht bei Warschau. Unser König hat Warschau verlassen und die Stadt schutzlos preisgegeben. Heute oder morgen werden die Schweden dort einziehen. Man spricht sogar davon, daß er auch eine bedeutende Schlacht verloren hat, daß er nach Krakau fliehen und von dort aus fremdländische Hilfe erbitten will. Es steht schlimm, meine Herren! Trotzdem giebt es solche, welche sagen, es sei gut so, denn die Schweden sind nicht gewaltthätig, halten, was sie versprechen, schützen die Freiheit, ziehen keine Steuern ein und stören die Ausübung der Religionsgebräuche nicht. Deswegen lassen sich alle gern die Schirmherrschaft Karl Gustavs gefallen . . . Unser Herr Johann Kasimir hat schwer gesündigt, schwer . . . Für ihn ist alles verloren, alles! . . . Es ist zum Weinen, aber alles ist verloren!"

„Was zum Teufel windet ihr euch wie ein Peisker, den man in den Topf stecken will," donnerte Sagloba, „und sprecht vom Unglück, als hättet ihr ein Wohlgefallen daran?"

Harasimowitsch that, als ob er nicht höre, und die Augen in die Höhe richtend, wiederholte er mehrere Male:

„Alles ist verloren, auf ewig verloren! Dreien Kriegen kann die Republik nicht Stand halten . . . Verloren! . . . Gottes Wille! . . . Gottes Wille! . . . Unser Fürst allein kann Litauen retten."

Die unheilverkündenden Worte waren noch nicht verklungen, als Harasimowitsch so eilig hinter der Thür verschwand, als wäre er in die Erde versunken. Die Ritter aber blieben düster gestimmt und von der Last finsterer Gedanken niedergedrückt, zurück.

„Es ist zum Verrücktwerden!" schrie Wolodyjowski endlich.

„Ihr habt recht," sagte Stanislaus. „Gott gebe den Krieg, den Krieg sobald als möglich, damit wir nicht in Vermutungen zu Grunde gehen, die Seele nicht der Verzweiflung erliegt und wir dreinschlagen können."

„Man wird am Ende noch die ersten Zeiten der Chmielnizki-Kämpfe herbeisehnen, denn damals gab es wohl Elend genug, aber keine Verräter," sagte Sagloba.

„Drei so furchtbare Feinde, da, die Wahrheit zu gestehen, wir kaum Kräfte genug für einen haben!" sagte Stanislaus.

„Nicht die Kräfte fehlen uns, nur die Begeisterung," sagte Johann düster. „Gott gebe, daß wir hier Besseres erwarten."

„Ich werde erst auf dem Schlachtfelde aufatmen!" sagte Stanislaus.

„Wenn man nur erst diesen Fürsten sehen könnte!" rief Zagloba.

Sein Wunsch sollte bald erfüllt werden. Nach einer Stunde erschien Harasimowitsch wieder unter noch tieferen Bücklingen mit der Nachricht, daß der Fürst die Herren bald zu sehen wünsche.

Sie waren bereits angekleidet und gingen sogleich mit. Nachdem Harasimowitsch sie aus dem Zeughause geleitet, führte er die Ritter über den Schloßhof, welcher mit Soldaten und adligen Herren angefüllt war. Stellenweise wurde eifrig debattiert, jedenfalls über dieselben Neuigkeiten, welche der Starost von Sablud ihnen überbracht. Auf allen Gesichtern malte sich fieberhafte Unruhe und eine fieberhafte Erwartung. Einzelne Gruppen Offiziere und Adlige horchten den Rednern zu, welche, in ihrer Mitte stehend, lebhaft gestikulierten. Hier und da hörte man die Rufe: Wilna brennt! . . . Wilna ist verbrannt! . . . Keine Spur, kein Aschenhaufen blieb übrig davon! . . . Warschau ist genommen! . . . Es ist nicht wahr, es ist noch nicht genommen! . . . Die Schweden sind schon in Kleinpolen! Die Sieradzer wollen Widerstand leisten! . . . Sie leisten ihn nicht! Sie folgen dem Beispiel der Großpolen! Verrat! Unglück! O Gott, Gott! Man weiß nicht, wohin mit den Händen, mit dem Säbel!

Solche Worte, die einen immer schrecklicher als die anderen, drangen zu den Ohren der Ritter, welche sich hinter Harasimowitsch nur mühsam zwischen den Gruppen durchdrängen konnten. An manchen Stellen wurde Herr Wolodyjowski von Bekannten begrüßt: „Wie geht es dir, Michael? Mit uns steht es schlecht! Wir sind verloren! Ich grüße euch, Herr Obrist! Was für Gäste führt ihr da zum Fürsten?" Herr Michael antwortete auf diese Zurufe nicht, um keinen Aufenthalt zu veranlassen. So gelangten sie zum Hauptgebäude, vor welchem die fürstlichen Janitscharen in Ringelpanzern und mächtigen weißen Mützen Wache hielten.

Im Flur und auf der Haupttreppe, welche mit Orangenbäumen besetzt war, wurde das Gedränge noch größer als im Hofe. Hier wurde die Verhaftung Gosiewskis und des Kavaliers Judyzki besprochen. Die Sache war schon herausgekommen

und verwirrte die Sinne aufs Höchste. Man wurde nachdenklich, verlor sich in Vermutungen, empörte sich und lobte gleichzeitig die Umsicht des Fürsten. Alle aber hofften, die Erklärung des Rätsels aus dem Munde des Fürsten selbst zu erfahren, deshalb drängte die Kopf an Kopf gereihte Menge die breiten Stufen hinauf in den Audienzsaal, in welchem der Fürst eben die Hauptleute und den angeseheneren Adel empfing. Die an der steinernen Brüstung aufgestellten Trabanten hatten Acht, daß das Gedränge nicht zu groß wurde, und riefen alle Augenblicke: „Langsam, meine Herren, langsam!“ Und die Menge schob sich vorwärts oder blieb auf Augenblicke stehen, je nachdem die Trabanten den Weg mit der Hellebarde absperrten, um den Voranschreitenden Zeit zu lassen, in den Saal zu treten.

Endlich sah man durch die geöffnete Thür das azurblaue Gewölbe des Saales und unsere Freunde traten über die Schwelle. Ihr Blick fiel zuerst auf eine Estrade in der Tiefe des Saales, welche eine glänzende Versammlung von Rittern und Herren in prächtigen verschiedenfarbenen Kleidern einnahm. Im Vordergrunde stand etwas weiter vorgeschoben ein leerer Stuhl mit hoher Rücklehne, welche mit einem vergoldeten Fürstenhut gekrönt war, von dem herab amarantfarbener Sammet mit Hermelin eingefaßt bis auf den Boden niederfloß.

Der Fürst war noch nicht anwesend; Harasimowitsch aber drängte die Ritter mit sich ziehend, durch den versammelten Adel bis zu einer neben der Estrade versteckten kleinen Thür. Dort bat er sie, zu warten, er selbst verschwand hinter der Thür.

Nach einer Weile kehrte er mit der Nachricht zurück, daß der Fürst bitten lasse. Die beiden Skrzetuskis, Herr Sagloba und Wolodyjowski traten nun in ein kleines, sehr helles Gemach, dessen Wände mit Leder ausgeschlagen waren, von dem sich goldschimmernde gepreßte Blumen abhoben. Sie hielten an, als sie in der Tiefe desselben hinter einem mit Papieren bedeckten Tische zwei in ein Gespräch vertiefte Männer erblickten. Der eine von ihnen war noch jung, trug fremdländische Kleider und eine Perücke, deren lange Locken bis auf die Schultern herabfielen. Er flüsterte dem älteren Gefährten etwas ins Ohr, worauf dieser stirnrunzelnd horchte und von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte. Er war so von dem Gegenstand der Unterhaltung in Anspruch genommen, daß er die Angekommenen nicht sogleich bemerkte.

Er war ein etwa vierzigjähriger, riesengroßer und breit-

schultriger Mann. Ein scharlachroter polnischer Anzug, unter dem Halse mit kostbaren Agraffen zusammengehalten, schmückte ihn. Sein Gesicht war bedeutend, die Züge desselben drückten Stolz, ernste Würde und Macht aus. Das war das Antlitz eines erzürnten Löwen, eines Kriegers und Regenten zugleich. Ein langer, nach unten hängender Schnurrbart gab ihm einen düsteren Ausdruck und in seiner ganzen Macht und Größe erschien es unter dem Einfluß großer Eindrücke wie aus Marmor gemeißelt. Die Stirn war augenblicklich von der angestrengten Aufmerksamkeit leicht gerunzelt. Man konnte aber leicht erraten, daß sie, in Zornesfalten gelegt, demjenigen Verderben verheißend entgegenblicken mußte, welcher diesen Zorn geweckt hatte.

In der ganzen Erscheinung lag etwas so großes, daß sie für das Gemach, ja für das ganze Schloß zu groß schien. Und dieser erste Eindruck täuschte auch nicht. Vor ihnen saß Janusch Radziwill, Fürst auf Birz und Dubinek, Wojewode von Wilna und Großhetman von Litauen, dieser stolze und mächtige Herr, für dessen hochaufstrebenden Sinn seine sämtlichen ungeheuren Besitzungen, alle Würden und Aemter, ja ganz Smudz und Litauen noch zu enge waren.

Sein jüngerer Gefährte in der langen Perücke und den fremdländischen Kleidern war der Fürst Boguslaw, der Vetter des Fürsten Janusch, Stallmeister des Großfürstentums Litauen.

Eine Weile noch flüsterte er in das Ohr des Großhetmans, zuletzt sagte er laut:

„Ich lasse also das Dokument mit meiner Unterschrift hier und reise ab."

„Wenn es nicht anders sein kann, so mögen Ew. Durchlaucht reisen," sagte Janusch, „obgleich es mir lieber wäre, ihr bliebet hier. Man kann nicht wissen, was geschieht."

„Durchlaucht haben alles so wohl überlegt; dort aber ist es notwendig, die Sachen selbst zu ordnen, deshalb Gott befohlen."

„Gott schütze unser ganzes Haus und bringe es zu Ehren."

„Adieu, mon frère."

„Adieu."

Die beiden Fürsten schüttelten sich die Hände, der Fürst-Stallmeister verließ eilfertig das Gemach und der Großhetman wandte sich den Angekommenen zu.

„Verzeiht, meine Herren, daß ich euch warten ließ," sagte er langsam mit tiefer Stimme. „Meine Zeit und Aufmerksam-

keit sind jetzt zu sehr geteilt. Ich habe eure Namen schon gehört und freue mich von ganzem Herzen, daß Gott zu so ernster Stunde mir solche Männer sendet. Nehmt Platz, liebe Gäste. Welcher von den Herren ist Johann Skrzetuski?"

„Ich bin es, zu dienen, Durchlaucht," sagte Johann.

„Ihr seid ein Starost . . . ei, das habe ich vergessen."

„Ich bin kein Starost," antwortete Johann.

„Wie?" sagte der Fürst, seine mächtige Stirn runzelnd, „man hat euch keine Starostei gegeben für das, was ihr bei Sbarasch gethan habt?"

„Ich habe mich nie darum bemüht."

„Man hätte sie euch ohne dies geben müssen. Wie? Was sagt ihr? Man hat eure Dienste gar nicht belohnt? Ganz daran vergessen? Das wundert mich. Aber ich muß mich verbessern; das darf niemanden wundern, denn jetzt werden ja nur diejenigen belohnt, welche einen Katzenbuckel haben. Ihr seid also kein Starost, ich bitte! . . . Gott sei Dank, daß er euch hierher führte, wir haben hier kein so kurzes Gedächtnis, hier bleibt kein Dienst unbelohnt, auch der eure nicht, mein Herr Obrist Wolodyjowski."

„Ich habe noch keinen Lohn verdient . . ."

„Ueberlaßt das mir. Einstweilen nehmt dieses Dokument, welches bereits in Rosienie ausgefertigt wurde; es sichert euch Dydkiem auf Lebenszeit zu. Das Gut ist kein schlechtes Stück Land und hundert Pflüge ziehen jeden Lenz hinaus, es zu bearbeiten. Nehmt fürlieb damit, mehr habe ich jetzt nicht zu vergeben, und sagt dem Herrn Skrzetuski, daß Radziwill weder seine Freunde, noch diejenigen vergißt, welche unter seiner Führung dem Vaterlande dienten!"

„Durchlaucht!" stotterte Herr Michael verwirrt.

„Schweigt und vergebt, daß es so wenig ist. Aber sagt diesen Herren, daß der nicht verloren geht, der sein Geschick mit dem Radziwills im Guten und Bösen verbindet. Ich bin nicht der König, aber wenn ich es wäre, ich könnte niemals einen Johann Skrzetuski und einen Sagloba vergessen."

„Das bin ich!" sagte Sagloba, rasch vortretend. Der Ritter war schon ungeduldig geworden, daß bisher noch nicht von ihm die Rede gewesen war.

„Ich habe das bereits erraten, da ich wußte, daß ihr ein Mann hoch an Jahren seid."

„Ich habe mit dem Vater Ew. Durchlaucht zusammen die Schule besucht, und da ihm von Kindheit auf ein ungewöhn-

licher Rittersinn innewohnte, so zog er mich in sein Vertrauen, denn auch ich zog den Speer dem Latein vor."

Herr Stanislaus, welcher Herrn Sagloba weniger kannte, war nicht wenig verwundert über das, was er hier hörte. Hatte der alte Ritter doch erst gestern in Upit erzählt, daß er nicht mit dem Fürsten Krystof, sondern mit Janusch selbst in die Schule gegangen sei, was ja unmöglich sein mußte, da Fürst Janusch bedeutend jünger war.

„Ei seht," sagte der Fürst, „so seid ihr aus Litauen gebürtig?"

„Aus Litauen!" entgegnete Herr Sagloba ohne Verzug.

„Dann rate ich recht, daß ihr noch keinerlei Lohn empfangen habt, denn wir Litauer sind bereits daran gewöhnt, Undank zu ernten . . . Bei Gott! wenn ich den Herren geben sollte, was sie verdient haben, es würde für mich nichts übrig bleiben. Das ist unser Schicksal! Wir bringen unser Blut, unser Leben, unser Hab und Gut dar und werden kaum mit einem Kopfnicken bedankt. Doch was sie säen, werden sie ernten . . . so will es Gott und die Gerechtigkeit. Ihr, Herr, also habt den berüchtigten Burlaj erschlagen und bei Sbarasch auf einen Hieb drei Köpfe gefällt?"

„Den Burlaj habe ich erschlagen, Durchlaucht," sagte Sagloba. „Man sagte immer, daß keiner sich mit ihm messen könne; ich wollte daher den Jüngeren zeigen, daß die Tapferkeit in der Republik noch nicht ganz erloschen ist . . . Was die drei Köpfe betrifft, so kann das in der Hitze des Gefechtes wohl einmal geschehen sein, bei Sbarasch aber that das ein anderer."

Der Fürst verstummte eine Weile, worauf er von neuem begann:

„Ist euch die Verachtung, mit der man euch zahlt, nicht schmerzlich, meine Herren?"

„Was ist zu thun, Durchlaucht, selbst wenn es so wäre?" entgegnete Sagloba.

„Tröstet euch, das muß anders werden. Ich bin in eurer Schuld, schon deshalb, weil ihr hergekommen seid, und bin ich auch nicht der König, so bleibt es bei mir nicht bei bloßen Versprechungen."

„Wir sind nicht um Lohn und Glücksgüter hierhergekommen, Durchlaucht," sagte Herr Skrzetuski lebhaft und ein wenig stolz. „Weil der Feind das Vaterland bedroht, wollen wir ihm mit unserem Leben zu Hilfe kommen unter einem so bewährten

Führer. Mein Vetter Stanislaus sah bei Uschz die Furcht, Unordnung, Schande und Verrat und zuletzt den Triumph der Feinde. Hier wollen wir unter einem großen und treuen Feldherrn dem Könige und dem Vaterlande dienen. Hier soll der Feind keine Siege, keine Triumphe, sondern Elend und Tod finden. Das ist es, warum wir Ew. Durchlaucht unsere Dienste weihen wollen. Wir sind Soldaten, wollen kämpfen und haben es eilig damit."

„Wenn ihr das wollt, so sollt ihr befriedigt werden," entgegnete der Fürst ernst. „Ihr werdet nicht lange zu warten brauchen, wenn wir auch zuerst einem anderen Feinde entgegenziehen müssen. Wir müssen die Zerstörung Wilnas rächen. Heute oder morgen rücken wir dorthin aus, und so Gott hilft, zahlen wir die Schuld mit Zinsen heim. Ich will die Herren nicht länger aufhalten, denn ihr bedürft der Ruhe und meiner wartet die Arbeit. Kommt abends in die Gemächer, vielleicht findet ihr angenehme Unterhaltung vor dem Ausmarsch, denn es hat sich eine Menge Mädchen vor dem Kriege unter unseren Schutz nach Kiejdan geflüchtet. Herr Obrist, nehmt die teuren Gäste auf wie im eigenen Hause und denkt daran, daß, was mein, auch euer ist! . . . Herr Harasimowitsch, sagt den Herren im Saal, daß ich nicht Zeit habe zu erscheinen. Heute Abend sollen sie alles erfahren, was sie zu wissen wünschen. Lebt wohl, meine Herren, und bleibt die Freunde Radziwills. Es liegt ihm viel an euch."

Indem er das sagte, reichte der mächtige, stolze Herr allen Vieren der Reihe nach die Hand, als wären sie seinesgleichen. Das finstere Gesicht erhellte ein herzgewinnendes, gnädiges Lächeln und jene Unnahbarkeit, die ihn wie eine finstere Wolke umgab, war gänzlich verschwunden.

„Das ist ein Feldherr, ein Krieger!" sagte Stanislaus, während sie sich wieder durch die im Saal versammelte Menge Adliger drängten.

„Ich gehe durchs Feuer für ihn," rief Sagloba. „Habt ihr bemerkt, wie er mein Uebergewicht fühlt? . . . Wenn dieser Löwe zu brüllen anfängt und ich mit einstimme, wird es den Schweden warm werden. Es giebt keinen zweiten solchen Herrn in der Republik; vergleichen lassen sich mit ihm nur Fürst Jeremi und dann Herr Koniezpolski, der Vater. Das ist nicht das erste beste jener Kastelländchen, welche, der erste seines Geschlechtes, den Senatorenstuhl einnimmt, sich darauf den Hosenboden noch nicht abgesessen hat und doch schon die Nase auf-

stülpt, den jüngeren Adel „liebe Brüderchen“ nennt und sein Konterfei gleich malen läßt, damit er selbst während des Essens seine Senatorenwürde sieht, da es sich nicht verlohnt, zurückzublicken . . . Herr Michael, ihr seid zu Vermögen gelangt. Man sieht, daß man nur mit dem Radziwill zusammenzustoßen braucht, um den schäbigen Rock gleich zu vergolden. Hier sind die Beförderungen, wie es scheint, wohlfeiler als bei uns ein Maß Pilze. Man steckt die Hand bei geschlossenen Augen in das Wasser und fängt einen Hecht. Das ist mir ein Herr der Herren. Glückauf, Michael, ihr seid ausgestattet wie die Braut zur Hochzeit. Aber das ist nichts! Wie heißt denn euer lebenslängliches Lehen, Dudkowo oder wie? Die Namen sind so heidnisch in diesem Lande; sie klingen, als ob man Nüsse an die Wand wirft. Aber wenn das Geschenk nur gut ist, so schadet ein wenig Zungenbrechen nicht.“

„Es ist wahr, meine Verhältnisse haben sich aufgebessert, aber wenn ihr meint, daß das Befördern hier so leicht zu erreichen ist, da irrt ihr,“ sagte Herr Michael. „Ich hörte oft alte Soldaten über den Fürsten bezüglich dessen klagen; jetzt aber jagt, wie es scheint, unvermutet eine Gnade die andere.“

„Steckt euer Dokument hinter den Gürtel, thut es mir zu Liebe. . . . Und wenn jemals einer den Fürsten des Undanks bezichtet, so schlagt ihn damit auf den Mund. Ein besseres Argument findet ihr nicht.“

„Ich sehe nur eins klar,“ sagte Johann Skrzetuski, „und zwar, daß der Fürst die Menschen zu gewinnen sucht, daß er sich mit Plänen trägt, zu denen er Hilfe braucht.“

„Hast du denn nichts von diesen Plänen gehört?“ versetzte Sagloba. „Hat er denn nicht gesagt, daß wir die Zerstörung Wilnas rächen sollen? Man erzählt sich, daß er Wilna beraubt haben soll; er aber will zeigen, daß er nicht nur fremdes Eigentum nicht braucht, sondern bereit ist, das eigene zu opfern. . . . Das zeigt ein schönes Ehrgefühl. Gott gebe uns mehr solcher Senatoren!“

Unter diesen Gesprächen kamen sie wieder auf den Schloßhof, auf welchem alle Augenblicke bald Abteilungen Reiter, bald eine Gesellschaft bewaffneten Adels, bald Kutschwagen mit hohen Herren aus der Gegend, welche ihre Frauen und Kinder ins Schloß brachten, anlangten.

„Wer weiß, Herr Michael, ihr habt heute einen Glückstag, vielleicht kommt unter all den adligen Damen auch eine Gattin

für euch mit," sagte Herr Sagloba. „Seht einmal! da nähert sich eben eine Kutsche, in welcher etwas Weißes sitzt."

„Das ist noch nicht meine Zukünftige, aber der, welcher mich einst mit ihr trauen kann," entgegnete der scharfsehende Herr Wolodyjowski. „Ich erkenne von weitem, daß dort der Bischof Partschewski mit dem Archidiakon Bialosor kommt."

„Wollen sie wohl den calvinischen Fürsten besuchen?"

„Was bleibt ihnen anderes übrig? Wenn es die öffentlichen Angelegenheiten erfordern, müssen die Herren einander artig entgegenkommen."

„Ei, wie volkreich es hier ist, wie lebendig!" sagte Herr Sagloba fröhlich. „Man verrostet auf dem Dorfe wie ein alter Schlüssel im Schloß . . . Hier kommen uns bessere Zeiten in Erinnerung. Ich will ein Schelm heißen, wenn ich nicht noch heute einem schmucken Mädchen den Hof mache."

Weitere Ausführungen Saglobas unterbrachen die Soldaten am Thor, welche eben zum Empfange des Bischofs in die Waffen stürzten und sich in zwei Reihen aufstellten. Er fuhr vorüber, mit dem Zeichen des Kreuzes die Soldaten und die umstehende Menge segnend.

„Der Fürst ist ein artiger Herr, daß er dem Bischof Ehren erweist," sagte Sagloba, „trotzdem er selbst die kirchliche Oberhoheit nicht anerkennt. Gebe Gott, daß es der erste Schritt zur Bekehrung ist."

„Eh! daraus wird nichts. Seine erste Frau hat sich genug Mühe darum gegeben und starb aus Gram, nichts ausrichten zu können. Aber warum verlassen die Schotten die Wache nicht? Es muß wieder jemand von Bedeutung kommen."

Man sah auch bald von weitem einen ganzen Zug bewaffneter Soldaten daherkommen.

„Ich erkenne die Dragoner Ganhofs," sagte Wolodyjowski, „sie führen Wagen in ihrer Mitte."

Jetzt fingen die Trommeln an zu wirbeln.

„Oho! das muß noch etwas Höheres sein als der Bischof von Smudz," rief Sagloba.

„Wartet, Herr, hier sind sie schon."

„Zwei Kutschen in der Mitte."

„So ist es. In der ersten sitzt Herr Korf, der wendische Wojewode."

„Was?" rief Johann aus, „das ist ein Bekannter von Sbarasch her . . ."

Der Wojewode erkannte sie auch; zuerst den Herrn Wolo-

dyjowski, welchen er öfter sah. Er lehnte sich im Vorüberfahren aus der Kutsche und rief:

„Willkommen, ihr Herren, alte Waffenbrüder! ... Seht, wir bringen Gäste!"

In der zweiten Kutsche, welche das Wappen des Fürsten Janusch schmückte und die mit vier weißen Hengsten bespannt war, saßen zwei Herren von majestätischer Gestalt, fremdländisch gekleidet, mit breitrandigen Hüten, unter denen hervor die Locken blonder Perücken bis auf die Schultern, die mit weißen breiten Spitzenkragen bedeckt waren, herabfielen. Der eine von ihnen, ein sehr dicker Mann, trug einen blonden Spitzbart und einen struppigen Schnurrbart, dessen Enden nach oben gedreht waren. Der zweite, jüngere, ganz schwarz gekleidet, sah weniger ritterlich aus, bekleidete wohl aber gar ein höheres Amt, denn am Halse glänzte ihm eine goldene Kette, an welcher ein Orden herabhing. Beide waren sicher Fremdlinge, denn sie schauten neugierig auf das Schloß, die Menschen und deren Kleidung.

„Was sind das für Teufel?" fragte Sagloba.

„Ich kenne sie nicht, habe sie niemals gesehen," antwortete Wolodyjowski.

Da fuhr eben die Karosse vorbei und umkreiste den Schloßhof, um vor dem Hauptportale vorzufahren, während die Dragoner vor den Thoren zurückblieben.

Wolodyjowski erkannte den befehlshabenden Offizier.

„Tokaschewitsch!" rief er, „kommt doch einmal herüber!"

„Zu dienen, Herr Obrist!"

„Was für eine Sippschaft bringt ihr da?"

„Es sind Schweden."

„Schweden?"

„Jawohl, und vornehme Leute. Der Dicke ist der Graf Löwenhaupt und jener Schlanke, das ist Benedikt Schitte Baron von Duderhoff."

„Duderhoff?" sagte Sagloba.

„Was wollen die hier?" fragte Herr Wolodyjowski.

„Gott weiß es," entgegnete der Offizier. „Wir eskortieren sie von Birz aus. Sie wollen wohl mit unserem Fürsten verhandeln, denn in Birz haben wir gehört, daß der Großhetman Truppen zusammenziehe, um in Liefland einzufallen."

„Ha! Schelme! Befällt euch die Furcht?" rief Sagloba. „Erst überschwemmt ihr Großpolen, vertreibt den König und hier wollt ihr dem Radziwill katzenbuckeln, damit er Liefland in Ruhe läßt. Wartet nur! Ihr sollt zu euren Duderhoffs

ausreißen, daß ihr die Schuhe verliert! Wir wollen euch schon bedonderhoffen. Es lebe Radziwill!"

„Er lebe!" wiederholte der Adel am Thore.

„Der Retter des Vaterlandes! Unser Schutz und Schirm! Los, auf die Schweden, meine Herren, auf die Schweden!"

Man schloß einen Kreis. Immer mehr Adlige eilten vom Schloßhofe herbei, und Sagloba, das bemerkend, sprang auf einen vorspringenden Thorpfeiler und fing an zu sprechen:

„Meine Herren, hört mich! Wer mich nicht kennt, dem will ich sagen, daß ich ein alter Sbarascher bin, welcher Burlaj, den größten Hetman Chmielnizkis, seht, mit dieser alten Hand erschlagen hat. Wer noch nicht von Sagloba gehört hat, der muß zur Zeit des ersten Kosakenkrieges Erbsen ausgeschält, Hühner gegriffen und Kälber gemästet haben. Das aber kann ich von so edlen Kavalieren nicht glauben."

„Er ist ein großer Ritter!" riefen zahlreiche Stimmen, „der größte der Republik! Hört ihn!"

„Hört mich, meine Herren! Die alten Knochen begehrten nach Ruhe. Es wäre mir zuträglicher, in einer Backstube zu liegen, Quark mit Sahne zu speisen, im Garten Aepfel zu sammeln oder mit auf dem Rücken gefalteten Händen die Schnitter zu beaufsichtigen und mit den Mägden zu scherzen. Auch die Feinde hätten mir zu ihrem eigenen Vorteil die Ruhe gegönnt, denn Schweden sowohl als Kosaken wissen, daß meine Hand schwer ist, und Gott gebe, daß mein Name so gut gekannt wäre als meine Thaten."

„Was für ein Hahn kräht denn dort?" fragte plötzlich eine Stimme.

„Nicht unterbrechen! Daß du tot wärest!" riefen andere.

Sagloba hörte es.

„Verzeiht, ihr Herren, dem Hühnchen!" rief er. „Es weiß noch nicht, wo der Schwanz und wo der Kopf ist."

Die Zuhörer brachen in ein schallendes Gelächter aus und der verlegene Störer verschwand eilig in der Menge, um ferneren Spöttereien zu entgehen.

„Ich komme zur Sache zurück!" sagte Sagloba. „Also — ich wiederhole — mir käme die Ruhe zu, aber da das Vaterland in fieberhafter Aufregung sich befindet, da die Feinde unsere Erde betreten, so bin ich hier, meine Herren, um gemeinschaftlich mit euch ihnen entgegenzutreten im Namen des Vaterlandes, das uns alle ernährt. Wer sich heute nicht erhebt und zu seiner Rettung eilt, der ist nicht der rechte Sohn unserer

Mutter Erde und nicht wert, daß sie ihn trägt. Ich bin alt und gehe mit, und ist es mir bestimmt, zu fallen, so werde ich mit meinem letzten Atemhauch rufen: „Nieder mit den Schweden, meine Brüder, nieder mit ihnen!" Schwören wir, daß wir nicht eher den Säbel aus der Hand lassen, bis wir sie aus dem Lande gejagt haben! . . ."

„Wir wollen das auch ohne Schwur thun!" riefen zahlreiche Stimmen. „Wir gehen dahin, wo unser Fürst-Hetman uns führen wird, dahin, wo es Not thut!"

„Meine Herren Brüder! . . . Ihr habt gesehen, daß zwei Schweden in vergoldeter Karete angekommen sind. Sie wissen, daß der Radziwill nicht mit sich spaßen läßt. Sie werden ihm durch die Gemächer nachschleichen, ihm die Hände küssen und ihn bitten, daß er sie in Ruhe läßt. Der Fürst aber, meine Herren, versicherte mich im Namen von ganz Litauen, daß kein Vergleich zustande kommen würde, nur Krieg und abermals Krieg!!"

„Krieg! Krieg!" tönte es von den Stimmen der Zuhörer wieder.

„Aber da der Feldherr," fuhr Herr Sagloba fort, „um so sicherer handeln kann, je mehr er sich der Anhänglichkeit seiner Soldaten bewußt ist, so laßt uns, meine Herren, unseren Gefühlen Luft machen. Auf! Gehen wir unter die Fenster des Schlosses und rufen wir: Nieder mit den Schweden! Mir nach, meine Herren!"

Indem er das sagte, sprang er von dem Pfeiler herab und lief voraus. Ihm nach stürmte die Menge bis dicht unter die Fenster, unter immer größerem Lärmen, welcher zuletzt in dem einen gewaltigen Schrei gipfelte:

„Nieder mit den Schweden!"

Im nächsten Augenblick stürzten Herr Korf, der wendensche Wojewode, und Ganhof, der Oberst der fürstlichen Reiterei, aus dem Schlosse und beide bemühten sich, den Adel zu beruhigen und zu bitten, daß die Massen sich zerstreuen möchten.

„Um Gotteswillen," sagte Herr Korf, „dort oben zittern die Scheiben von eurem Geschrei und ihr Herren wißt gar nicht, wie zur Unzeit ihr dasselbe anhebt. Wie konntet ihr die Gesandten so beleidigen und ein solches Beispiel der Zuchtlosigkeit geben. Wer hat euch dazu aufgefordert?"

„Ich!" antwortete Sagloba. „Sagt dem Fürsten von uns allen, daß wir ihn bitten, er solle standhaft bleiben, denn wir halten zu ihm, bis auf den letzten Blutstropfen!"

„Ich danke den Herren im Namen des Großhetman, aber zerstreut euch. Ueberlegung, meine Herren! Um Gotteswillen, Ueberlegung, denn ihr bringt das Vaterland in immer größere Gefahr! Wer heute die Gesandten beleidigt, der leistet dem Vaterlande Wolfsdienste."

„Was scheeren uns die Gesandten! Wir wollen uns schlagen, nicht paktieren!"

„Eure Kriegslust freut mich. Die Zeit zum Dreinschlagen kommt bald, nur zu bald. Ruht euch jetzt vor dem Ausmarsch aus; es ist Zeit zum Essen und zum Trinken und mit leerem Magen kämpft sichs schlecht."

„Das ist wahr!" rief wiederum zuerst Herr Sagloba.

„Er hat das Rechte getroffen. Da der Fürst jetzt unsere Gesinnung kennt, haben wir hier nichts mehr zu thun!"

Die Menge fing an sich zu zerstreuen. Die Meisten drängten nach den Nebengebäuden, wo schon die Tische zahlreich aufgestellt waren, Herrn Sagloba an der Spitze. Herr Korf begab sich mit Ganhof zurück zum Fürsten, welcher mit den schwedischen Gesandten, dem Bischof Partschewski, dem Archidiakon Bialozow, mit Herrn Adam Komorowski und Herrn Alexander Mieschejewski, einem Herrn vom Hofe Johann Kasimirs, welcher zeitweise in Kiejdan sich aufhielt, großen Rat hielt.

„Wer war denn der Urheber des Tumultes?" fragte der Fürst, dessen Löwenantlitz noch die Zornesfalten trug.

„Jener neu angekommene Edelmann, der berühmte Herr Sagloba!" antwortete der wendensche Wojewode.

„Ein tapferer Ritter das", entgegnete der Fürst, „aber er fängt zu früh an zu kommandieren."

Indem er das sagte, winkte er dem Obrist Ganhof und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Herr Sagloba schritt indessen, froh seiner selbst, mit feierlichen Schritten nach den unteren Sälen, an der Seite die Herren Skrzetuskis und Wolodyjowski, denen er leise zuraunte:

„Nun, Freunde, kaum habe ich mich blicken lassen und schon habe ich den ganzen Adel für das Vaterland begeistert. Dem Fürsten habe ich dadurch die Abweisung der Gesandten erleichtert, denn er braucht sich nur auf uns zu berufen. Das wird, so hoffe ich, nicht unbelohnt bleiben, obgleich es mir nur um die Ehre zu thun ist. Was bleibt ihr stehen, Herr Michael, und starrt wie versteinert in jene Kutsche am Thor?"

„Das ist sie!" sagte, mit den Lippen zuckend, Herr Michael. „Beim lebendigen Gotte, sie selbst!"

„Wer das?“

„Das Fräulein Billewitsch.“

„Dieselbe, welche euch den Korb gab?“

„Dieselbe! Seht nur, meine Herren, seht! Ist es nicht zum Umkommen vor Herzeleid?“

„So wartet doch!“ sagte Sagloba, „ich will sie mir ansehen.“

Die Kutsche war indessen näher gekommen. Darinnen saß ein imposanter Edelmann mit ergrauendem Bart, neben ihm Fräulein Alexandra, schön wie immer, ruhig und ernst.

Herr Michael heftete gerührt den Blick auf sie und verneigte sich tief; sie aber sah ihn unter der Menge nicht. Sagloba aber sagte, ihre feinen, edlen Züge betrachtend:

„Das ist ein feines Kind, Herr Michael, und für einen Soldaten zu zart. Ich muß sagen, sie ist sehr schön, aber ich ziehe ein Mädchen vor, von der man auf den ersten Blick nicht gleich zu sagen vermag, ob sie ein verkappter Mann oder ein Weib ist.“

„Wißt ihr vielleicht, wer eben angekommen ist?“ fragte Herr Michael einen neben ihm stehenden Edelmann.

„Wie sollte ich nicht!“ entgegnete dieser. „Das ist Herr Thomas Billewitsch, der Schwertträger von Reußen. Er ist allen hier wohlbekannt und ein alter Diener und Freund des Radziwillschen Hauses.“

13. Kapitel.

An diesem Tage zeigte sich der Fürst dem Adel nicht mehr vor dem Abend; er speiste mit den Gesandten und einigen Reichswürdenträgern, mit denen er vorher auch Rat gepflogen hatte. Es kam jedoch Befehl an die Offiziere, daß die Hofschwadronen der Radziwillschen Regimenter, besonders diejenigen, welche von ausländischen Offizieren befehligt wurden, sich zum Ausmarsch bereit halten sollten. Eine Kampfesschwüle lag in der Luft. Das Schloß war, obgleich nicht befestigt, doch so stark mit Truppen besetzt, als sollte unter seinen Mauern eine Schlacht geschlagen werden. Man erwartete den Marschbefehl bis spätestens am nächsten Morgen, denn alle Anzeichen sprachen dafür. Die fürstliche Dienerschaft war eifrig beschäftigt, Waffen, kostbare Geräte und die fürstliche Schatzkammer auf Wagen zu laden.

Harasimowitsch erzählte dem Adel, daß die Wagen nach Tykozin in Podlachien gehen sollten, da es gefährlich wäre, die Schatzkammer in dem unbefestigten Schlosse zu Kiejdan zurückzulassen. Man besorgte auch die Fouragewagen für die Soldaten, welche den Truppen folgen sollten.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Feldhauptmann Gosiewski deshalb verhaftet worden sei, weil er seine Fahnen, welche in Trocki standen, nicht mit denen Radziwills vereinen und auf diese Weise den ganzen Feldzugsplan vereiteln wollte. Uebrigens wurde durch die Vorbereitungen zum Ausmarsch, die Bewegung der Truppen und das Getöse, welche das Herausrollen der Kanonen aus dem Arsenal verursachte, sowie durch die Verwirrung, welche einem Ausmarsch vorausgeht, die Aufmerksamkeit von Herrn Gosiewski und dem Kavalier Judyzki augenblicklich abgelenkt.

Die in den riesengroßen unteren Sälen speisenden Adligen unterhielten sich von nichts anderem als dem Kriege, von dem Brande in Wilna, der nun schon, immer mehr sich ausbreitend, mehrere Tage währte, von den Nachrichten aus Warschau, dem Vorrücken der Schweden, von den Schweden selbst, gegen welche die Entrüstung, als gegen Wortbrüchige, die, entgegen den noch auf sechs Jahre geltenden Verträgen, den Nachbar überfielen, immer mehr sich steigerte. Die Nachricht von ihrem raschen Vordringen, von der Kapitulation in Uschz, der Besitznahme Großpolens und der Einnahme sämtlicher Städte dieser Provinz, die Gefahr des Einbruches in Masowien und die unvermeidliche Einnahme Warschaus erweckten in den Gemütern nicht nur keine Furcht, sondern feuerten den Mut und die Kampfeslust nur mehr an. Und das geschah deshalb, weil die Ursache ihres Vordringens ganz klar war. Bisher waren sie nicht ein einziges Mal weder mit einer regulären Truppe, noch mit einem echten Feldherrn zusammengestoßen. Radziwill war der erste handwerksmäßige Krieger, mit welchem sie sich messen sollten, welcher zudem das absolute Vertrauen des gesamten versammelten Adels besaß, um so mehr, da auch die Offiziere der Ansicht waren, daß die Schweden im offenen Felde geschlagen würden.

„Es kann nicht fehlen!“ sagte Herr Michael Stankiewitsch, ein alter, erfahrener Krieger. „Ich erinnere mich früherer Kriege und weiß, daß die Schweden sich immer nur in Schlössern und befestigten Lagern verteidigten. Immer versteckt hinter Schanzen, wagten sie niemals, sich im offenen Felde zu stellen, da sie die polnische Reiterei entsetzlich fürchteten und stets, wenn sie auf ihre Uebermacht vertrauten, eine Schlappe davontrugen. Nicht der Sieg lieferte ihnen Großpolen in die Hände, sondern schnöder Verrat und die Unzulänglichkeit des allgemeinen Aufgebotes.“

„So ist es!“ sagte Herr Sagloba. „Das ist ein schwaches Volk dort, denn ihr Boden ist unfruchtbar, sie haben kein Brot und mahlen Tannenzapfen, aus deren Mehl sie Begeisterungsflämmchen bilden, welche sämtlich nach Harz riechen. Andere nähren sich mit dem, was das Meer auswirft, und schlagen sich um diese Spezialitäten. Ein fürchterliches Gesindel wohnt dort, das auf fremdes Eigentum ganz versessen ist, weil sie nicht einmal, wie die Tartaren, sich nach Belieben an Pferdefleisch satt essen, sondern mitunter das ganze Jahr keinen Bissen Fleisch zu sehen bekommen und Hungers sterben, außer daß ein Fischzug reiche Beute abwirft.“

Hier wendete sich Sagloba an Herrn Stankiewitsch:

„Wann habt ihr denn mit den Schweden Bekanntschaft gemacht?“

„Unter dem Fürsten Krystof, dem Vater unseres Hetman.“

„Und ich unter Herrn Koniezpolski, dem Vater unseres Fähnrichs. Wir haben dem König Gustav Adolf mehrere Male gehörig zugesetzt und nicht wenig Gefangene gemacht. Dort habe ich sie und ihre Art durch und durch kennen gelernt. Unsere Jungens haben ihren Spaß mit ihnen gehabt, denn ihr müßt wissen, daß die Schweden, als ein Volk, welches immer im Wasser watet und aus dem Wasser den größten Nutzen zu ziehen versteht, exquisite Taucher sind. Wir ließen uns ihre Kunststücke vorführen, und was sagt ihr dazu, meine Herren: wirft man die Schelme in eine Wuhne, so schwimmen sie zur anderen wieder heraus und bringen noch dazu einen lebendigen Hering im Maule mit.“

„Um Gott! was sagt Ihr?!“

„Ich soll hier gleich tot niederfallen, wenn ich nicht an die hundertmal mit eigenen Augen dieses und andere ihrer Gebräuche mit angesehen habe. Auch daran erinnere ich mich wohl, daß sie am preußischen Brote sich dick gefressen hatten, so, daß sie nicht zurück wollten. Herr Stankiewitsch hat recht; sie sind keine besonderen Soldaten. Die Infanterie geht noch an, aber die Reiterei — daß sich Gott erbarme! Es giebt in ihrem Vaterlande keine Pferde, sie können also nicht von Jugend auf das Reiten erlernen.“

„Es heißt, wir sollen nicht zuerst gegen die Schweden ziehen,“ sagte Herr Schzyt, „sondern erst Wilna rächen!“

„Es ist so,“ antwortete Sagloba. „Ich selbst habe das dem Fürsten geraten, als er fragte, wie ich darüber denke. Sind wir erst mit dem einen fertig, so ziehen wir gegen die anderen los. Die Gesandten dort drinnen müssen gehörig schwitzen.“

„Man hat sie artig empfangen, aber die armen Kerle schaffen nichts; das beweisen am besten die Vorbereitungen zum Ausmarsch.“

„Lieber Gott! lieber Gott!“ rief Herr Twarkowski, der Richter der Reußen, „wie doch mit der Gefahr der Mut wächst. Wir verzweifelten fast, da wir es mit einem Feinde zu thun hatten, nun nehmen wir es freudig mit zweien auf.“

„Das ist immer so,“ entgegnete Stankiewitsch. „Man läßt sich zuweilen treten, bis endlich die Geduld reißt und der Mut

und die Kraft sich finden, man weiß selbst nicht, woher. Haben wir denn nicht genug gelitten und getragen? . . . Wir hofften auf den König und das Kronenheer, die eigenen Kräfte unterschätzend, bis endlich uns nur die Wahl bleibt, entweder beide Feinde zu schlagen oder mit Stumpf und Stiel zu Grunde zu gehen."

„Gott wird uns helfen! Es ist genug des Zauderns!"

„Man hat uns das Messer an die Gurgel gesetzt!"

„So thun wir desgleichen, und zeigen wir dem Kronenheere, was wir hier für Soldaten sind. Ein Uschz soll sich hier nicht wiederholen, so wahr Gott im Himmel ist."

Und mit der Zahl der Becher wuchs das Feuer und die Kriegslaune. So wird oft am Rande des Abgrundes erst an Rettung gedacht. Das war auch der Soldatenmenge und den Adligen klar, welche erst unlängst Johann Kasimir nach Grodno berufen hatte durch jenen verzweifelten Aufruf zum allgemeinen Aufgebot. Jetzt richteten sich alle Sinne und wendeten sich alle Herzen Radziwill zu. Alle Lippen wiederholten diesen drohenden Namen, der in einem Atem bis vor kurzem nur mit Siegen genannt wurde. Von ihm allein schien es abzuhängen, ob die zerstreuten und lässigen Streitkräfte gesammelt und unter seiner Autorität, welche allein genügte, den Ausgang beider Kriege zu entscheiden, dem Feinde entgegengeführt werden sollten.

Am Nachmittage wurden nacheinander die Hauptleute zum Fürsten berufen. Zuerst Wirski, welcher die Panzerfahne des Hetman befehligte, später Stankiewitsch, Ganhof, Charlamp, Wolodyjowski und Sollohub. Die alten Krieger wunderten sich, daß sie einzeln und nicht gemeinschaftlich gebeten wurden; sie waren aber alle angenehm überrascht, denn ein jeder verließ den Fürsten mit irgend einer Auszeichnung, einem sichtbaren Zeichen seiner fürstlichen Huld. Dafür hatte der Fürst nichts von ihnen verlangt als Treue und Vertrauen, Dinge, welche ihm ohnehin mit Herz und Seele gehörten. Der Großhetman erkundigte sich auch angelegentlichst, ob Herr Kmiziz noch nicht zurück sei, und befahl, seine Rückkehr sogleich zu melden.

Endlich am späten Abend kam dieser. Die Säle waren schon erleuchtet, die Gäste sammelten sich bereits. Im Zeughause, wohin er kam, sich umzukleiden, traf er mit Herrn Wolodyjowski zusammen und wurde mit dessen Gefährten bekannt gemacht.

„Ich freue mich außerordentlich, daß ich euch und eure

berühmten Freunde antreffe," sagte er, die Hand des kleinen Ritters schüttelnd. „Ihr seid mir lieb wie ein leiblicher Bruder! Glaubt es mir, denn ich verstehe nicht zu schmeicheln. Habt ihr mir auch einstmals tüchtig den Kopf gewaschen, so habt ihr mir doch auch wieder auf die Beine geholfen, was ich euch zeitlebens nicht vergesse. Ich sage das vor allen diesen Herren, wäret ihr nicht gewesen, ich säße jetzt hinter Schloß und Riegel. O, wenn doch solche Menschen jeder Stein zeugte. Wer anders denkt als ich, der ist ein Narr, und der Teufel hole mich, wenn ich ihm nicht die Ohren verkürze."

„Laßt das doch!"

„So wahr ich lebe, ich ginge durchs Feuer für euch. Wer es nicht glaubt, den fordere ich!"

Herr Andreas ließ dabei den Blick herausfordernd über die Offiziere gleiten, aber niemand widersprach ihm, denn alle liebten und schätzten den Herrn Michael, nur Sagloba sagte:

„Ihr seid ein Teufelskerl, zum Henker! Mir scheint, ich werde euch sehr lieb gewinnen für eure Zuneigung zu Herrn Michael. Mich müßt ihr fragen, was er wert ist."

„Mehr als wir alle!" antwortete Kmiziz mit seiner gewohnten Schnelligkeit. Dann blickte er die Herren Skrzetuski und Sagloba an und setzte hinzu:

„Ich bitte die Herren um Vergebung; ich will niemandem zu nahe treten, denn ich weiß, ihr seid tugendhafte Männer und große Ritter. Zürnt mir nicht, denn ich möchte herzlich gern um eure Freundschaft werben."

„Es schadet nichts, wenn man das Herz auf den Lippen trägt."

„Gebt mir nur einen Schmatz!" sagte Herr Sagloba.

„Das braucht man mir nicht zweimal zu sagen!" Und sie fielen einander in die Arme. Danach rief Herr Kmiziz:

„Wir müssen uns heute betrinken! Das muß sein."

„Das darf man mir nicht zweimal sagen," echote Sagloba nach.

„Wir wollen uns zeitig nach dem Zeughause schleichen, für das Getränk will ich sorgen."

Herr Michael zuckte die Lippen.

„Du wirst mit dem Fortschleichen keine Eile haben," dachte er bei sich, indem er Kmiziz von der Seite anblickte, „wenn du erst siehst, wer heute dort in den Gemächern weilt."

Schon öffnete er die Lippen, um ihm zu sagen, daß der

Schwertträger von Reußen mit Olenka nach Kiejdan gekommen sei, es wurde ihm aber seltsam wehe ums Herz und er lenkte das Gespräch auf anderes.

„Wo habt ihr eure Fahne?“ fragte er.

„Hier!“ vollständig in Bereitschaft! Harasimowitsch war bei mir und brachte den Befehl des Fürsten, daß um Mitternacht meine Leute zu Pferde sitzen sollen. Ich fragte, ob wir alle ausmarschieren würden, er sagte „nein!“ Ich verstehe nicht, was das bedeutet. Von den anderen Offizieren haben einige denselben Befehl, die anderen nicht; nur die ausländische Infanterie hat ihn ebenfalls.“

„Vielleicht soll der eine Teil des Heeres während der Nacht, der andere morgen ausrücken,“ sagte Skrzetuski.

„Auf jeden Fall trinken wir zusammen; die Fahne kann vorausgehen, in einer Stunde hole ich sie ein.“

In diesem Augenblick stürmte Harasimowitsch herein.

„Erlauchter Fahnenträger von Orschan!“ rief er, noch in der Thüre, sich verneigend.

„Was giebt es? Brennt es? Hier bin ich!“ sagte Kmiziz.

„Zum Fürsten! zum Fürsten!“

„Gleich, ich kleide mich nur an. Bursche! den Rock, den Gurt, schnell!“

Im Handumdrehen hatte der Bursche die Kleidungsstücke gereicht und gleich darauf eilte Kmiziz, geschmückt wie zu einer Hochzeit, zum Fürsten. Er strahlte vor Schönheit. Das Kamisol war aus Silberlahn mit hin und wieder verstreuten Sternen bedeckt, deren Glanz die ganze Gestalt verklärte, am Halse mit einem großen Saphir zusammengehalten. Darüber ein Oberrock von himmelblauem Sammet, ein Gurt von unschätzbarem Werte und solcher Feinheit, daß er durch einen Ring gezogen werden konnte; ein silberner, mit Saphiren eingelegter Säbel hing in seidenem Gehenke vom Gurt herab, im Gurt steckte der Stab, welcher die Rittmeistercharge bezeichnete. Dieser Schmuck kleidete den jungen Ritter wunderbar; ein schönerer Mann wäre wohl in der unendlichen Menge der hier in Kiejdan Versammelten schwer zu finden gewesen.

Herr Michael seufzte ihm nachblickend, und als Kmiziz das Zeughaus verlassen hatte, sagte er zu Herrn Sagloba:

„Mit einem solchen Manne läßt es sich schwer bei den Mädchen wetteifern.“

„Macht mich nur um dreißig Jahre jünger,“ sagte Sagloba.

Der Fürst war ebenfalls schon angekleidet, als Kmiziz eintrat. Eben verließ der Kleideraufseher in Begleitung zweier Mohren das Gemach. Kmiziz war allein mit dem Fürsten.

„Gott gebe dir Gesundheit für die Eile, womit du zurückkehrtest!“ sagte der Fürst.

„Zu euren Diensten, Durchlaucht.“

„Wo ist deine Fahne?“

„Des durchlauchtigsten Befehles gewärtig.“

„Sind es auch verläßliche Leute?“

„Sie gehen mit mir durchs Feuer, in die Hölle!“

„Das ist gut. Solche Leute kann ich brauchen und solche wie du — zu allem bereit . . . Ich kann es nicht genug wiederholen, daß ich auf niemanden als auf dich zähle.“

„Durchlaucht, meine Dienste können sich mit denen alter Soldaten nicht messen, aber Gott weiß es, daß ich nicht zurückbleibe, wenn es gilt, dem Feinde zu begegnen.“

„Ich will die Dienste alter Soldaten nicht gering anschlagen, trotzdem können Gefahren, so schwierige Fälle eintreten, daß auch die Treuesten wanken dürften.“

„Wer Ew. Durchlaucht in gefahrvoller Stunde zu verlassen vermag, der soll elend umkommen!“

„Und du? . . . wirst mich nicht verlassen?“

Der junge Ritter wurde blutrot.

„Durchlaucht! . . .“

„Was willst du sagen?“

„Ich habe Ew. Durchlaucht alle meine Sünden gebeichtet und ihre Zahl ist so groß, daß nur das Vaterherz Ew. Durchlaucht mir verzeihen konnte. Aber unter all meinen Sünden fehlt eine — der Undank.“

„Und — die Wortbrüchigkeit. Du hast mir deine Sünden gebeichtet wie einem Vater und ich habe dir nicht nur wie ein Vater verziehen, sondern dich auch lieb gewonnen wie einen Sohn . . . welchen mir Gott versagt hat. Es ist mir oft so schwer ums Herz — sei mir ein treuer Freund!“

Während der Fürst das sagte, streckte er ihm die Hand hin, welche der junge Ritter sogleich ergriff und küßte.

Sie schwiegen eine lange Weile. Plötzlich senkte der Fürst seinen Blick tief in die Augen Kmiziz' und sagte:

„Das Fräulein Billewitsch ist hier!“

Kmiziz erbleichte und stotterte etwas hervor.

„Ich habe sie holen lassen, damit die Uneinigkeit zwischen euch zu Ende geführt wird. Du wirst sie bald sehen, ihre

Trauer um den Ahnen ist beendet. Auch habe ich heute, trotzdem mir der Kopf von der Arbeit zu springen drohte, mit dem Herrn Schwertträger von Reußen gesprochen."

Kmiziz faßte sich am Kopfe.

„Wie soll ich Ew. Durchlaucht jemals danken? wie soll ich danken?"

„Ich habe dem Herrn Schwertträger gesagt, daß es mein ausdrücklicher Wille ist, euch so bald als möglich zu vermählen; er hat nichts dagegen. Er soll auf meinen Befehl das Mädchen allmählich vorbereiten. Wir haben hohe Zeit. Von dir hängt alles ab; ich werde glücklich sein, wenn du aus meiner Hand diesen und noch manchen anderen Lohn empfangen darfst, denn du sollst hoch steigen. Weil du jung warst, hast du gesündigt, aber auf dem Felde der Ehre hast du trotzdem Ruhm eingelegt, und die Jugend ist bereit, deinem Beispiele zu folgen. Bei Gott, du verdienst Hohes. Für einen, der solchem Geschlechte entstammt wie das deinige, taugen kleine Aemter nicht . . . Weißt du auch, daß du den Kischkows verwandt bist und meine Mutter eine Kischkow war? . . . Dir fehlt nichts als Vermögen, und dazu zu gelangen, ist die Heirat das beste Mittel. Nimm jenes Mädchen, wenn du sie liebst, und denke daran, wer sie dir giebt."

„Ich werde wahnsinnig vor Glück! Mein Leben und Blut gehören Ew. Durchlaucht! . . . Was soll ich thun, um dankbar zu sein? . . . Sprechen, befehlen Ew. Durchlaucht, was soll ich thun?"

„Zahle Gutes mit Gutem! . . . Glaube an mich, vertraue mir, daß alles, was ich thue, nur zum allgemeinen Besten geschieht. Verlasse du mich nicht auch, wenn du den Verrat und die Abtrünnigkeit anderer siehst, wenn die Bosheit siegt, wenn man mich selbst . . ."

Hier brach der Fürst plötzlich ab.

„Ich schwöre," sagte Kmiziz begeistert, „und setze meine Kavaliersehre darein, bis zum letzten Atemzuge zu Ew. Durchlaucht, meinem Feldherrn, Vater und Wohlthäter, treu zu stehen."

Während er so sprach, blickte er dem Fürsten mit flammenden Augen ins Gesicht und erschrak über die Veränderung, welche plötzlich in demselben vorging. Mit dick angeschwollenen Adern, dunkelrot, große Schweißtropfen auf der hohen Stirn, in den Augen einen ungewöhnlichen Glanz, so saß der Fürst da.

„Was fehlt Ew. Durchlaucht?" fragte der Ritter unruhig.

„Nichts! nichts!"

Radziwill stand auf, ging eiligen Schrittes zum Betschemel, und das Kruzifix von demselben reißend, sprach er gewaltsam mit heiserer Stimme:

„Schwöre auf dieses Kreuz, daß du mir bis in den Tod treu bleibst! . . .“

Trotz aller Begeisterung und Entschlossenheit blickte Kmiziz den Fürsten einen Augenblick verwundert an.

„Auf den gekreuzigten Heiland . . . Schwöre! . . .“ drängte der Hetman.

„Auf den gekreuzigten Heiland . . . Ich schwöre!“ sagte Kmiziz, die Finger auf das Kruzifix legend.

„Amen!“ setzte der Fürst feierlich hinzu.

„Amen!“ wiederholte vom Gewölbe des hohen Gemaches das Echo, dann folgte langes Schweigen. Man hörte nur das Atmen der mächtigen Brust Radziwills. Kmiziz konnte den verwunderten Blick von dem Hetman nicht losreißen.

„Jetzt bist du mein!“ sagte endlich der Fürst.

„Ich habe immer zu Ew. Durchlaucht gehört,“ entgegnete eifrig der junge Ritter, „aber möge Ew. Durchlaucht erklären, ich bitte, was im Werke ist? Weshalb zweifelten Durchlaucht an mir? Droht eurer hohen Person eine Gefahr? Was für ein Verrat, welche Machinationen sind entdeckt?“

„Die Zeit der Probe kommt,“ sagte der Fürst düster, „und was die Feinde betrifft — du weißt doch, daß Herr Gosiewski, Herr Judyzki und der Wojewode von Witebsk mich in den tiefsten Abgrund der Hölle verwünschen. Es ist so! Die Feinde meines Hauses mehren sich, der Verrat breitet sich aus, das öffentliche Unglück wächst. Deshalb sage ich: die Probezeit kommt . . .“

Der Fürst schwieg, aber seine letzten Worte erhellten das Dunkel nicht, welches Kmiziz' Sinne umfangen hielt, er fragte sich selbst vergebens, was den mächtigen Radziwill bedrohen könne? Stand er nicht gerade jetzt an der Spitze einer größeren Heeresmacht als jemals früher? In Kiejdan selbst und in dessen Umgegend standen so viel Soldaten, daß, wenn der Fürst nur eine annähernd so große Zahl bei Schklow gehabt hätte, der ganze Feldzug eine andere Wendung bekommen hätte. Und waren ihm auch Gosiewski und Judyzki feindlich gesinnt, so hatte er doch beide in Händen, und was den Wojewoden von Witebsk betraf, so war derselbe ein zu tugendhafter Mann und guter Staatsbürger, als daß er am Vorabend eines

neuen Feldzuges denselben durch irgendwelche Machinationen gestört hätte.

„Weiß Gott, ich verstehe nichts!“ rief Kmiziz aus, der seine Gedanken nicht mehr für sich zu behalten vermochte.

„Noch heute wirst du alles verstehen,“ sagte der Fürst ruhig. „Jetzt gehen wir in den Saal.“

Und den jungen Ritter unter den Arm fassend, lenkte er seine Schritte der Thüre zu. Sie durchschritten mehrere Gemächer. Schon von weitem klangen ihnen aus dem riesengroßen Saal die Töne einer Musikkapelle entgegen, deren Dirigent, ein Franzose, direkt vom Fürsten Boguslaw hierher verschrieben war. Man spielte eben eine Menuette, welche damals am französischen Hofe gern getanzt wurde. Die sanften Weisen vermischten sich mit dem Summen vieler menschlicher Stimmen. Der Fürst Radziwill blieb stehen und lauschte.

„Wollte Gott,“ sagte er nach einer Weile, „daß alle die Gäste, welche mein Dach beherbergt, morgen nicht schon zu meinen Feinden zählen.“

„Durchlaucht,“ entgegnete Kmiziz, „ich hoffe, daß unter ihnen keine schwedischen Parteigenossen sich finden . . .“

Radziwill erbebte und hielt plötzlich an.

„Was willst du sagen?“

„Nichts, Durchlaucht, nur daß dort brave Soldaten eine frohe Stunde feiern.“

„Gehen wir . . . Die Zeit wird lehren und Gott richten, wer brav ist. Gehen wir!“

Dicht an der Saalthür standen zwölf Pagen, bildschöne Knaben, in Sammet und Federn gekleidet. Als sie den Hetman erblickten, bildeten sie zwei Reihen, der Fürst aber, als er sich näherte, fragte:

„Ist Ihre Durchlaucht die Fürstin schon im Saale?“

„Jawohl, Durchlaucht,“ antworteten die Knaben.

„Und die Herren Gesandten?“

„Sind ebenfalls drinnen.“

„Oeffnet.“

Beide Thürflügeln flogen auseinander, ein Lichtmeer strahlte ihnen aus dem Saal entgegen und beleuchtete die Riesengestalt des Hetman, welcher, Herrn Kmiziz und den Pagen im Gefolge, der Estrade zuschritt, auf welcher Sessel für die vornehmsten Gäste aufgestellt waren.

Es entstand eine Bewegung im Saale, aller Augen richteten

sich auf den Fürsten, dann entströmte den Lippen Hunderter von Rittern der eine Ruf:

„Es lebe Radziwill! Er lebe! Es lebe der Hetman! Er lebe!“

Der Fürst neigte dankend den Kopf, winkte mit der Hand, dann begrüßte er die auf der Estrade versammelten Gäste, welche sich bei seinem Eintritt erhoben hatten. Außer der Fürstin befanden sich als die Vornehmsten dort die beiden schwedischen Gesandten, der Gesandte Moskaus, der Wojewode der Wenden, der Bischof Partschewski, Probst Bialozow, Herr Komorowski, Herr Mierzjewski, Herr Hlabowitsch, der Starost von Smudz, Schwager des Hetman, einer der jungen Herren Paz, der Obrist Ganhof, der Obrist Mirski, Weisenhoff, der Gesandte des Herzogs von Kurland, und mehrere Damen aus der Umgebung der Fürstin.

Der Hetman fing, wie sich das für einen Gastgeber schickt, mit der Begrüßung der Gesandten an, mit welchen er einige artige Worte wechselte, dann begrüßte er die Uebrigen. Als er damit zu Ende war, setzte er sich auf den Sessel mit dem Hermelinbaldachin und blickte in den Saal, in welchem noch immer die Rufe fortdauerten:

„Er lebe! Er, unser Feldherr! er lebe! . . .“

Kmiziz, vom Baldachin verdeckt, blickte ebenfalls auf die Menge. Er ließ das Auge von Gesicht zu Gesicht schweifen, unter ihnen die geliebten Züge derjenigen suchend, welche jetzt sein ganzes, wie ein Hammer klopfendes Herz und seine Seele erfüllte . . .

„Sie ist hier! Bald werde ich sie sehen, mit ihr sprechen!“ wiederholte er sich in Gedanken fortwährend . . . Und er suchte immer hastiger, immer unruhiger. Da, dort! Ueber die Federn des Fächers hervor lugt eine weiße Stirn, ein Paar schwarze Wimpern und blondes Haar. Das ist sie!

Kmiziz hielt den Atem an, als ob er fürchtete, die Erscheinung würde verschwinden; doch da bewegen sich die Federn, das Gesicht wird enthüllt — nein, das ist nicht Olenka, nicht die Liebste, Beste! Der Blick schweift weiter, umfängt liebliche Gestalten, gleitet über Federn, Atlas, welke Blumengesichter hinweg und täuscht sich alle Augenblicke. Nicht sie und immer wieder nicht sie! Bis endlich, weit hinten, in der Tiefe des Saales, in einer Fensternische, etwas Weißes auftaucht. Dem Ritter dunkelt es vor den Augen — das ist sie, Olenka, die Liebste, die Beste. . . .

Die Kapelle beginnt wieder zu spielen, die Menschenmasse wogt hin und her: Damen ziehen vorüber, geputzte Kavaliere, er aber ist blind und taub für alles, er sieht nichts, nur sie, als sähe er sie zum ersten Mal. Das ist scheinbar dieselbe Olenka aus Wodockt und doch eine andere. In dem großen Saal, unter dieser Menge erscheint sie kleiner, das Gesicht zarter, fast wie ein Kindergesicht. Man könnte sie auf den Arm nehmen und herzen. Und dennoch, so verändert, ist sie doch dieselbe. Das sind dieselben Züge, der süße Mund, die Augenwimpern, welche die Wangen so tief beschatten, die freundliche, ruhige, so geliebte Stirn. Hier kommen die Erinnerungen Herrn Kmiziz mit blitzesartiger Schnelle. Jene Gesindestube in Wodockt, wo er sie zuerst gesehen, jene stillen Gemächer, in denen sie beisammen gesessen. Wie süß selbst die Erinnerung daran! . . . Und die Schlittenfahrt nach Mitrun, während welcher er sie geküßt! . . . Später fingen schon die Menschen an sie zu trennen, ihren Zorn gegen ihn zu schüren.

„Daß doch ein Donnerwetter dreinschlüge!“ dachte Herr Kmiziz bei sich. „Was habe ich besessen und was verlor ich! Wie war sie mir so nahe und wie ist sie jetzt so weit! Da sitzt sie nun wie eine Fremde von weitem und weiß nicht einmal, daß ich hier bin.“

Zorn und zugleich eine unendliche Wehmut befällt Herrn Andreas, für welche er keine Worte finden kann als nur den aus tiefster Seele kommenden Ausruf: „O du, Olenka, o du! . . .“

Herr Andreas hatte sich oft schon selbst so sehr über seine Missethaten gegrämt, daß ihn die Lust anwandelte, sich von seinen Leuten hundert Peitschenhiebe aufzählen zu lassen, aber niemals hatte ihn ein solcher Zorn gegen sich selbst erfaßt wie heute, da er sie nach langer Trennung wiedersah, schöner noch als früher, ja schöner, als er sich hätte träumen lassen. In dieser Stunde hätte er sich auf das grausamste quälen wollen, aber da er unter Menschen, in glänzender Gesellschaft sich befand, preßte er die Lippen aufeinander und sagte sich in Gedanken nur, wie um sich größere Qualen zu bereiten: „Es ist dir recht geschehen, du Narr!“

Unterdessen waren die Klänge der Musik verrauscht und statt ihrer hörte Herr Andreas die Stimme des Hetman sagen:

„Komm mit mir.“

Kmiziz fuhr wie aus dem Traume empor. . . .

Der Fürst verließ die Estrade und mischte sich unter die Gäste. Das sanfte, gutmütige Lächeln, welches sein Antlitz verschönte, schien die Majestät seiner Erscheinung nur zu erhöhen. Es war dies derselbe prächtige Herr, welcher seinerzeit die Königin Marie Louise in Nieporent mit Bewunderung erfüllt und die französischen Höflinge nicht nur an Prunk, sondern mehr noch durch die Feinheit seiner Sitten übertroffen hatte; derselbe, welchen Jean Laboureur in seinem Reisebericht als so verehrungswürdig erwähnt hatte. Jetzt hielt er also oft bei älteren Damen oder vornehmen Matronen an, sprach mit den vornehmeren Adligen, den Offizieren und hatte für Jeden ein gnädiges Wort. Er setzte die Anwesenden durch sein gutes Gedächtnis in Verwunderung und gewann aller Herzen im Fluge. Die Augen folgten ihm, wohin er sich wandte; er aber lenkte seine Schritte allmählich dorthin, wo der Schwertträger von Reußen, Billewitsch, saß und sagte:

„Ich danke dir, alter Freund, daß du gekommen, obgleich ich Ursache hätte, dir zu zürnen. Die Entfernung zwischen Kiejdan und Billewitsche beträgt keine hundert Meilen und doch bist du ein so seltener Gast meines Hauses."

„Wer Ew. Durchlaucht Zeit beansprucht, schädigt das Vaterland," entgegnete der Schwertträger, sich tief verneigend.

„Und ich gedachte schon Rache zu nehmen und dich in Billewitsche zu überrumpeln. Du würdest doch wohl den alten Lagerkumpan freundlich empfangen haben?"

Als der Schwertträger das hörte, machte ihn das Glück erröten. Der Fürst fuhr fort:

„Nur die Zeit, die Zeit reicht niemals aus! . . . Aber wenn du deine Verwandte, die Enkelin des seligen Herrn Heraklius, verheiraten wirst, dann komme ich sicher zur Hochzeit, denn ich bin dir und ihm das schuldig."

„Dann wolle Gott das recht bald geschehen lassen!" rief der Schwertträger.

„Unterdessen stelle ich dir hier den Herrn Kmiziz, Fähnrich von Orschan, vor, von der Linie jener Kmiziz, die mit den Kischkows und durch die Kischkows auch den Radziwills verwandt sind. Du hast den Namen sicher schon von Heraklius gehört, denn er liebte die Kmiziz wie seine Brüder . . ."

„Zu dienen! zu dienen!" sagte der Schwertträger, welchem die hohe Geburt des jungen Kavaliers, die Radziwill selbst betonte, nicht wenig imponierte.

„Ich begrüße den Herrn Schwertträger und empfehle mich

ihm zu Diensten," sagte dreist und nicht ohne einen gewissen Stolz Herr Andreas. „Der Herr Obrist Heraklius war mir ein Vater und Wohlthäter, und obgleich später seine Bestimmungen zu Schanden wurden, so habe ich doch nicht aufgehört, alle Billewitsch zu lieben, als flösse gleiches Blut in unseren Adern."

„Insbesondere," sagte der Fürst, indem er seine Hand vertraulich auf den Arm des Jünglings legte, „hat er das Fräulein Billewitsch nicht zu lieben aufgehört, wie er mir erst unlängst bekannte."

„Und einem jeden offen bekennen will!" versetzte feurig Herr Kmiziz.

„Langsam, langsam!" entgegnete der Fürst. „Du siehst, mein lieber Schwertträger, das ist ein Mensch, dem flüssiges Feuer durch die Adern rollt, was auch die Ursache von manchem seiner Vergehen sein mag. Aber da er jung ist und unter meinem besonderen Schutze steht, so hoffe ich, daß, wenn wir zu zweien bitten werden, von jenem lieblichen Mädchenmunde wohl die Zurücknahme des Urteils zu erreichen sein wird."

„Ew. Durchlaucht gelingt jedes Unternehmen," antwortete der Schwertträger. „Das unglückselige Mädchen wird, wie jene heidnische Priesterin einst dem großen Alexander, euer Durchlaucht zurufen: „wer könnte dir widerstehen, Herr!"

„Und wir wollen, wie jener Makedonier, es bei dieser Redensart bewenden lassen," sagte lachend der Fürst. „Aber genug! Führe uns jetzt zu deiner Verwandten, denn auch ich möchte sie gern sehen. Wir wollen den Bestimmungen des Herrn Heraklius wieder zu ihrem Rechte verhelfen."

„Zu dienen, Durchlaucht, das Mädchen sitzt dort unter dem Schutze der Frau Woynillowitsch, unserer Verwandten. Ich bitte nur um Vergebung, wenn Olenka verlegen wird, denn ich hatte noch nicht Zeit, sie vorzubereiten."

Diese Voraussicht des Schwertträgers war nicht unbegründet. Zum Glück hatte Olenka nicht erst in diesem Augenblick den Herrn Andreas an der Seite des Hetman erblickt, sie hatte sich schon etwas erholt: aber da sie ihn zuerst sah, verlor sie fast die Besinnung. Sie erbleichte wie frisches Linnen, die Füße zitterten unter ihr und sie starrte den jungen Ritter an, als sei er ein Wesen aus jener Welt. Lange wollte sie ihren Augen nicht trauen. Hatte sie doch fest geglaubt, daß dieser Unglückselige entweder, wie ein von der Gerechtigkeit gehetztes Wild, verlassen von allen, ohne Dach und Fach in

der Wildnis umherirre oder hinter dicken Mauern, zwischen eisernen Gittern hindurch den verzweifelten Blick zum Himmel empor sende. Gott allein wußte, welch grenzenlosen Schmerz sie oft um diesen Verlorenen empfunden hatte — und nun befand er sich hier in Kiejdan, schritt frei und stolz, geschmückt mit Sammet und Silberlahn, an der Seite des Hetman daher, das Abzeichen eines höheren Offiziers im Gurt, mit hocherhobener Stirn und befehlendem Gesichtsausdruck, und der Hetman, Radziwill selbst, legte ihm vertraulich die Hand auf den Arm. Wunderlich gemischte Gefühle durchzogen die Seele des Mädchens; eine gewisse Erleichterung, als wäre sie einer drückenden Last ledig geworden, Wehmut, daß so viel Leid umsonst getragen, so viel Thränen umsonst geflossen waren, ein Gefühl der Enttäuschung, welches jede edle Seele empfindet in dem Bewußtsein, daß so schwere Sünden und Vergehen straflos ausgingen, endlich eine große Freude und ein Gefühl der eigenen Schwäche, gemischt mit Bewunderung und Angst um den jungen Krieger, welcher aus allen Gefahren unbeschadet hervorgegangen war.

Währenddem hatten der Fürst, der Schwertträger und Kmiziz ihr Gespräch beendet und näherten sich. Das Mädchen senkte die Lider und zog die Schultern in die Höhe, als wollte sie den Kopf zwischen ihnen verbergen. Sie fühlte, daß die Herren zu ihr kamen. Mit geschlossenen Augen sah und fühlte sie sie immer näher kommen und dann vor ihr stillstehen. Sie war dessen so sicher, daß sie mit gesenkten Lidern plötzlich aufstand und sich tief vor dem Fürsten verneigte.

Und da stand der Fürst auch schon leibhaftig vor ihr und sprach sie an:

„Beim Leiden Christi! Jetzt begreife ich den Jüngling, denn diese Blume ist wunderbar schön erblüht . . . Ich grüße dich, Mädchen, heiße dich von Herzen willkommen, dich, die liebe Enkeltochter meines Billewitsch. Erkennst du mich denn?“

„Ich erkenne Ew. Durchlaucht,“ antwortete das Mädchen.

„Aber ich hätte dich nicht erkannt, denn ich sah dich zum letzten Mal als unentwickeltes Kind, nicht im Schmuck solcher Schönheit wie du ihn heute trägst . . . Hebe doch einmal die seidenen Wimpern von deinen Augen . . . Bei Gott, glücklich der Taucher, der aus ihren Tiefen die Perle der Liebe holt, unglückselig, wer sie besaß und wieder verlor . . . Sieh hier, vor dir steht ein solch Unglückseliger in der Person dieses Kavaliers . . . Erkennst du auch ihn?“

„Ich erkenne ihn," flüsterte Olenka mit gesenktem Blick.

„Er ist ein großer Sünder und ich bringe ihn dir zur Beichte . . . Lege ihm eine noch so schwere Buße auf, nur verweigere ihm die Lossprechung nicht, damit die Verzweiflung ihn nicht noch größere Sünden begehen läßt."

Jetzt wandte sich der Fürst an den Schwertträger und die Frau Woynillowitsch.

„Ueberlassen wir die Beiden sich selbst, denn es schickt sich nicht, einer Beichte als Zeuge beizuwohnen, zudem verbietet mir das mein Glaube."

Bald darauf befand sich Herr Andreas dem Fräulein allein gegenüber. Ihr klopfte das Herz in der Brust wie einer Taube, über welcher der Aar seinen Flügel spannt, und auch er war bewegt. Die gewohnte Dreistigkeit und sein Selbstbewußtsein hatten ihn verlassen. Lange Zeit schwiegen beide. Endlich begann er zuerst mit tiefer, gedrückter Stimme:

„Du hast nicht erwartet, mich zu sehen, Olenka?"

„Nein," flüsterte das Mädchen.

„Ich glaube, wenn ein Tartar hier neben dir stände, du wärest weniger ängstlich. Fürchte dich nicht! Sieh', wie viele Menschen um uns sind; dir wird nichts geschehen. Auch wenn wir allein wären, hättest du nichts zu fürchten, denn ich habe mir selbst geschworen, dich zu ehren. Habe Vertrauen zu mir!"

Einen Augenblick erhob sie die Augen und sah ihn an.

„Woher soll mir das Vertrauen kommen?"

„Es ist wahr, ich habe gesündigt, aber das ist vorbei und wird sich nie wiederholen . . . Als ich nach jenem Zweikampf mit Wolodyjowski auf dem Lager lag, den Tod vor den Augen, da sagte ich mir: Du willst sie nicht mit Gewalt, mit Feuer und Schwert nehmen, sondern durch edle Thaten sie verdienen und ihre Verzeihung gewinnen! . . . Auch ihr Herz ist nicht von Stein, der Haß wird vergehen, wenn sie meine Besserung sieht, wird sie vergeben! So habe ich mir denn Besserung gelobt und werde es halten . . . Gott hat mich auch gleich darauf gesegnet, denn Wolodyjowski kam und brachte mir den Aufgebotsbrief. Das ist ein edler Mensch; er brauchte mir den Brief nicht zu geben und gab ihn doch! Dadurch entging ich den Gerichten, denn ich kam unter des Fürsten Botmäßigkeit. Ich beichtete dem Fürsten alle meine Sünden wie einem Vater und er verzieh nicht nur, sondern versprach, alles ins Gleiche zu bringen und mich gegen die Gehässigkeit der Menschen in Schutz zu nehmen. Gott segne

ihn! Ich werde kein Ausgestoßener sein, Olenka, werde mich mit den Menschen versöhnen, die Ehre zurückgewinnen, dem Vaterlande dienen und das Unrecht gut machen . . . Olenka! Was sagst du dazu? . . . Hast du kein gutes Wort für mich?"

Er sah sie bittend an und faltete die Hände, als wolle er sie anbeten.

„Darf ich es denn glauben?" antwortete das Mädchen.

„Du darfst es, so war ich Gott liebe, du mußt es!" entgegnete Kmiziz. „Sieh, auch der Fürst, auch Herr Wolodyjowski glauben daran. Alle meine Thaten sind ihnen bekannt und sie vertrauen mir dennoch . . . Siehst du! . . . Warum solltest du allein mir nicht glauben?"

„Weil ich die euretwegen vergossenen Thränen der Menschen und die Gräber gesehen habe, die noch frisch sind . . ."

„Es wird Gras darüber wachsen und die Thränen werde ich selbst trocknen."

„So thut das zuerst."

„Laß mir nur die Hoffnung, daß, wenn ich es thue, auch deine Liebe mir wieder wird . . . Du hast gut sagen: „Thue das zuerst!" Wenn du aber währenddem einen Anderen freist? Gott bewahre mich davor, denn ich würde wahnsinnig. Im Namen Gottes bitte ich dich, gieb mir die Gewißheit, Olenka, daß ich dich nicht verliere, ehe ich mit eurem Adel dort zum Frieden komme. Weißt du nicht? Du selbst hast es mir ja geschrieben. Diesen Brief bewahre ich, und wenn es mir schwer ums Herz wird, so lese ich ihn. Ich will nichts weiter, nur wiederhole es mir, daß du warten willst, und keinen Andern nimmst."

„Ihr wißt, daß mir das laut Testament nicht erlaubt ist, daß ich mich nur in ein Kloster flüchten darf."

„O, das wäre das allerletzte! Beim lebendigen Gotte, schlage dir das Kloster aus dem Sinne, mich überläuft es bei dem bloßen Gedanken. Laß den Gedanken fahren, Olenka, oder ich falle dir hier in Gegenwart aller zu Füßen und flehe dich an, daß du nicht ins Kloster gehst. Den Herrn Wolodyjowski hast du abgewiesen, ich weiß es, denn er hat es mir selbst gesagt. Er war es auch, der mich ermutigte, dich durch gute Thaten wiederzugewinnen. . . Aber was nützte mir das alles, wenn du ins Kloster gehen wolltest. Du wirst sagen, man muß die Tugend der Tugend wegen üben . . . und ich sage dir wieder, daß ich dich wahnsinnig liebe und nichts weiter hören will. Du hattest Wodockt kaum verlassen, da erhob ich

mich vom Krankenlager und fing an, dich zu suchen. Ich sammelte meine Fahne, hatte keinen Augenblick Zeit, aß und schlief nicht, stellte aber meine Nachforschungen nicht ein. Es war so weit, daß ohne dich das Leben kein Leben war. Ruhelos nur an dich denkend, lebte ich. Endlich erfuhr ich, du seiest in Billewitsche bei dem Herrn Schwertträger. Ich plagte mich mit Gedanken ab, sollte ich hin oder nicht? Aber ich wagte es doch nicht, um nicht Schmähungen zu ernten. Endlich sagte ich mir, ich habe noch nichts Gutes vollbracht, ich kann nicht vor sie hintreten ... Da erbarmte sich der Fürst, mein geliebter Vater, meiner und ließ euch nach Kiejdan bitten, damit meine Augen am Anblick meines Liebsten auf Erden sich erquickten, ehe ich in den Krieg ziehe. Ich verlange ja nicht, daß du morgen mich ehelichst ... wenn ich nur ein gutes Wort von dir zu hören bekomme, nur Gewißheit erlange, da wird mir leichter werden ... Meine geliebte Seele! ... Ich möchte nicht sterben, aber im Kampfe kann das jedem begegnen, denn ich werde mich nicht hinter andere verstecken ... Du sollst mir also vergeben, wie man einem Sterbenden vergiebt."

„Gott behüte und erhalte euch," entgegnete das Mädchen mit weicher Stimme, welcher Herr Andreas sogleich anhörte, daß seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben waren.

„Mein echtes Gold! Habe Dank auch dafür. Und wirst du nicht ins Kloster gehen?"

„Ich werde noch warten."

„O, Gott segne dich für diesen Entschluß!"

Und wie im Frühling der Schnee taut, so schmolz auch allmählich das Mißtrauen zwischen ihnen, sie fühlten sich einander näher als vor einer Weile. Ihre Herzen wurden leichter, die Augen heller. Und doch versprach sie ihm nichts weiter und er war so verständig, nichts weiter zu verlangen. Sie fühlte selbst, daß sie ihm den Weg zur Besserung, von welchem er so aufrichtig sprach, nicht erschweren dürfe. An der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zweifelte sie keinen Augenblick weiter, denn er war ein Mensch, welcher nicht zu simulieren verstand. Doch war der Hauptgrund, warum sie ihn nicht von neuem zurückstieß und ihm Hoffnung ließ, der, daß sie den Jüngling noch immer von ganzem Herzen liebte. Alle Bitterkeit, Enttäuschung und Schmerz unterdrückten diese Liebe, aber sie lebte, war bereit, zu glauben und zu verzeihen ohne Ende.

„Er ist besser als seine Thaten", dachte das Mädchen, „und diejenigen, welche ihn zu den Ausschreitungen bewogen

haben, sind nicht mehr, er würde höchstens aus Verzweiflung sich zu neuen Tollheiten hinreißen lassen, so möge er denn niemals verzweifeln."

Und ihr braves Herz erfreute sich an der eigenen That der Vergebung. Ihre Wangen röteten sich wie Rosen unter dem frischen Morgentau, die Augen glänzten mild und freundlich, so daß sie hell durch den Saal leuchteten. Die Vorübergehenden bewunderten das schöne Paar, denn zwei herrlichere Gestalten wie diese beiden waren wohl auch im ganzen Saale nicht zu finden; sie bildeten die Blüte des Adels.

Dazu waren beide wie auf Verabredung ganz gleich gekleidet, denn auch sie trug ein Kleid aus Silberlahn, mit einem Saphir zusammengehalten, und ein Ueberkleid aus venetianischem himmelblauen Sammet. „Das ist wohl Bruder und Schwester!" sagten die, welchen sie unbekannt waren, aber andere machten sogleich die Gegenbemerkung: „Das kann nicht sein, denn der Blick seiner Augen ist zu strahlend auf sie gerichtet."

Jetzt hatte der Marschall das Zeichen gegeben, daß es Zeit sei, zu Tische zu gehen, und alsbald entstand eine ungewöhnliche Bewegung. Der Graf Löwenhaupt, ganz in Spitzen gehüllt, führte den Vortritt mit der Fürstin, deren Mantelschleppe zwei schöne Pagen trugen. Dann kam Baron Schitte mit der Frau Hlebowitsch und dicht hinterdrein der Bischof Partschewski mit dem Archidiakon Bialozow, welche beide aussahen, als seien sie bekümmert und vergrämt. Der Fürst Janusch, welcher im Zuge den Gästen den Vortritt ließ, aber bei Tische neben der Fürstin den höchsten Platz einnahm, führte die Frau Wojewodin Korf, welche schon seit einer Woche in Kiejdan weilte. So reihte sich Paar um Paar dem Zuge ein, der gleich einer buntschillernden Schlange sich dehnte und fortbewegte. Kmiziz führte Olenka, welche ihre Schulter leicht an die seinige lehnte; er dagegen schaute von der Seite in ihr feines Antlitz, glücklich, wie eine Fackel strahlend, der reichste unter all diesen Magnaten, weil seinem größten Schatze nahe.

So betraten sie, immer vorwärts geschoben, unter den Klängen der Kapelle den Speisesaal, welcher aussah wie ein ganz besonderer Bau. Die Tafel war in Hufeisenform aufgestellt, für dreihundert Personen gedeckt und bog sich fast unter der Schwere des Goldes und Silbers. Fürst Janusch, einen Teil der königlichen Majestät repräsentierend und dem Könige verwandt, nahm den höchsten Platz neben der Fürstin ein, die übrigen verbeugten sich im Vorüberschreiten tief vor ihm und

setzten sich nach Rang und Würde um die Tafel. Doch der Fürst dachte sicherlich daran, daß dies das letzte Mahl vor dem Ausbruch eines schrecklichen Krieges sei, welcher das Los zweier mächtiger Reiche entscheiden sollte, denn die Anwesenden bemerkten deutlich eine große Unruhe in dem Antlitz des Fürsten.

Er lachte und scherzte wie in fieberhafter Erregung; zuweilen umwölkte sich seine Stirn drohend und die zunächst Sitzenden sahen, daß dieselbe mit dichten Schweißtropfen bedeckt war. Dann wieder flog sein Blick schnell über die Gesichter der Versammelten und blieb prüfend an denjenigen der verschiedenen Offiziere hängen und dann wieder zogen sich die mächtigen Brauen zusammen wie im Zorn oder einem verhaltenen Schmerz. Und wunderbar, auch die Reichswürdenträger neben dem Fürsten, die Gesandten, der Bischof, der Archidiakon, Bialozow, Herr Komorokowski, Herr Mierzejewski, Herr Hlebowitsch, der wendensche Wojewode und andere waren auch zerstreut und unruhig. Die beiden Flügel der Tafel hallten schon von fröhlichen Gesprächen und dem bei jedem Festessen stattfindenden Summen wider, während an der Spitze derselben noch düsteres Schweigen herrschte, nur hier und da ein Flüsterwort fiel oder zerstreute und ängstliche Blicke gewechselt wurden.

Das war aber auch kein Wunder, denn am unteren Ende der Tafel saßen Offiziere und Ritter, die in dem bevorstehenden Kriege nichts weiter zu verlieren hatten als das Leben. Es ist aber leichter, auf dem Schlachtfelde zu fallen, als die Verantwortung für den ganzen Feldzug zu tragen. Der Soldat, dessen durch das vergossene Blut von aller Schuld entsühnte Seele zum Himmel enflieht, ist aller Sorgen bar, nur der senkt den gedankenschweren Kopf, nur der rechnet mit Gott und seinem Gewissen ab, welcher am Vorabend eines entscheidenden Tages nicht weiß, ob das Vaterland siegen oder untergehen wird.

Auf diese Weise erklärte man sich die Unruhe des Fürsten.

„Er ist immer so vor jeder Schlacht, als ob er mit der eigenen Seele Zwiesprache hält,“ sagte der alte Obrist Stankiewitsch zu Herrn Sagloba, „aber je finsterer er dreinschaut, desto schlimmer für den Feind, denn dann ist er am Tage der Schlacht heiter.“

„Auch der Löwe brüllt vor dem Kampf,“ entgegnete Herr Sagloba, „um eine größere Abneigung gegen den Feind in sich zu erwecken. Jeder große Held hat seine eigne Manier. Hannibal spielte Würfel vor der Schlacht, Scipio der Afrikaner deklamirte,

Herr Koniezpolski der Vater sprach nur von jungen Mädchen und ich schlafe gern ein paar Stunden oder verschmähe auch einen Becher in Gesellschaft guter Freunde nicht."

„Bemerkt ihr Herren, daß auch der Bischof Partschewski weiß wie ein Blatt Papier ist?" fragte Herr Stanislaus Skrzetuski.

„Das kommt daher, weil er bei einem Calvinisten zu Gaste sitzt und leicht etwas Unreinliches verschlucken könnte," erklärte Herr Sagloba mit leiser Stimme. „Alte Leute sagen, daß der Böse über die Getränke keine Macht hat, deshalb kann man überall trinken, aber vor dem Essen, besonders vor Suppen, soll man sich hüten. So war es auch zur Zeit, als ich in der Krim in Gefangenschaft saß. Die tartarischen Pfaffen verstanden das Hammelfleisch so mit Knoblauch zuzubereiten, daß, wer davon kostete, gleich bereit war, seinen Glauben zu verleugnen und zu ihrem nichtsnutzigen Propheten zu schwören."

Sagloba dämpfte seine Stimme noch mehr.

„Ich will dem Fürsten nichts Böses zumuthen, aber ich rate euch, das Essen zu bekreuzigen, denn den Vorsichtigen schützt Gott."

„Was ihr da redet, Herr! . . . Wer sich Gott vor dem Essen empfiehlt, dem kann nichts geschehen. Bei uns in Großpolen giebt es Lutheraner und Calvinisten in Menge, aber ich habe noch nie gehört, daß sie das Essen behexen können."

„Weil es bei euch in Großpolen so viele Lutheraner giebt, deshalb haben sie auch gleich mit den Schweden berochen und sind gute Freunde geworden. Ich würde an Stelle des Fürsten auch diese Gesandten dort mit Hunden vom Schloßhofe hetzen, anstatt ihnen mit Leckereien den Magen zu füllen. Seht nur diesen Löwenhaupt. Er frißt, als sollte er nach einem Monat an der Leine zu Markte geführt werden. Er füllt noch für Weib und Kinder die Taschen mit Näschereien . . . Da habe ich doch vergessen, wie der andere Ausländer heißt. Daß dich doch . . ."

„Fragt Herrn Michael darum, Vater," sagte Johann Skrzetuski.

Herr Michael saß in der Nähe, aber er sah und hörte nichts, denn er saß zwischen zwei Damen. Zur linken Seite hatte er das Fräulein Elisabeth Sielawska, eine ehrbare Jungfrau von etwa vierzig Jahren, zur rechten Olenka Billewitsch, hinter welcher Kmiziz saß. Fräulein Elisabeth schüttelte das federngeschmückte Haupt über dem kleinen Ritter, während sie

ihm sehr lebhaft etwas erzählte. Er sah sie von Zeit zu Zeit wie geistesabwesend an, antwortete alle Augenblicke: „Ja, gnädiges Fräulein, so wahr ich lebe!“ und verstand kein Wort von dem, was sie sagte, denn seine ganze Aufmerksamkeit war nach der anderen Seite gerichtet. Er lauschte der Stimme Olenkas, hörte das Knistern ihres Kleides und zuckte so schmerzvoll die Lippen, als wollte er Fräulein Elisabeth damit zurückschrecken.

„O, dieses wunderbare Mädchen! diese Schönheit!“ dachte er bei sich. „Herr, erbarme dich meines Elendes, denn niemand ist so verlassen wie ich. Die Seele verzehrt sich vor Sehnsucht, ein eigenes geliebtes Weib zu besitzen, doch auf welches Mädchen ich auch mein Augenmerk richte, eine jede ist bereits versagt. Wo finde ich armer Wanderer Ruhe? . . .“

„Und was gedenkt ihr nach dem Kriege zu thun?“ fragte plötzlich Fräulein Elisabeth Sielawska, indem sie den Mund spitzte und sich eifrig Luft zufächelte.

„Ins Kloster zu gehen!“ entgegnete der kleine Ritter barsch.

„Wer redet dort vom Kloster während eines Gastmahls?“ rief Kmiziz heiter, sich herüberneigend. „Ei, das ist ja Herr Wolodyjowski.“

„Das wäre nicht nach eurem Sinn? O ich glaube es!“ sagte Herr Michael. Da tönte Olenkas süße Stimme an sein Ohr:

„Auch ihr werdet das nicht nötig haben. Gott wird euch nach eurem Sinn eine liebe, edle Frau geben, so edel, wie ihr selbst seid.“

Der gute Herr Michael antwortete gleich gefühlvoll:

„Eure Worte klingen lieblich wie Musik!“

Das an der Tafel immer lauter werdende Geräusch unterbrach die fernere Unterhaltung. Man war bei den Bechern angelangt. Die Stimmung wurde eine immer gehobenere. Die Offiziere disputierten vom bevorstehenden Kriege, stirnrunzelnd und feurigen Blickes.

Herr Sagloba erzählte über den Tisch hinweg von der Belagerung Sbaraschs und den Zuhörern stieg das Blut ins Gesicht vor Erregung, in den Herzen stieg die Begeisterung und der Mut. Man konnte meinen, der Geist des unsterblichen „Jarema“ sei herniedergestiegen und erfülle die Seelen dieser Krieger hier mit Heldenmut.

„Das war ein Feldherr!“ rief der bekannte Obrist Mirski,

welcher sämtliche Husaren Radziwills befehligte. „Ich sah ihn nur einmal, aber bis zu meiner Sterbestunde vergesse ich seiner nicht.“

„Jupiter, den Blitz in der Hand, war er!“ rief der alte Stankiewitsch. „Es wäre mit uns nicht so weit gekommen, wenn er lebte! . . .“

„Gewiß nicht! Er ließ hinter Rumno durch die Wälder einen Weg zu den Feinden bahnen.“

„Er war die Veranlassung zu dem Siege bei Bereschtez.“

„Gott nahm ihn uns in der schwersten Zeit . . .“

„Gott nahm ihn uns,“ sagte mit gehobener Stimme Johann Skrzetuski, „aber sein Vermächtnis blieb den künftigen Feldherren, den Reichswürdenträgern und der ganzen Republik — das Vermächtnis, mit keinem Feinde Verhandlungen einzugehen, sondern alle zu besiegen!! . . .“

„Nicht paktieren! Zuschlagen!“ wiederholten mehrere kräftige Stimmen. „Siegen! Siegen!“

Die Hitze im Saale war groß, die Gemüter der Krieger erregt, die Schöpfe dampften und vielsagende Blicke wurden gewechselt.

„Unser Fürst, unser Hetman, wird dieses Testaments Vollstrecker werden!“ sagte Mirski.

In diesem Augenblick begann die große Uhr am oberen Ende des Saales die Mitternachtsstunde zu schlagen. Gleichzeitig erbebten die Mauern, die Scheiben klirrten leise vom Donner eines Kanonenschusses, welcher auf dem Schloßhofe abgefeuert wurde.

Die Reden verstummten, tiefe Stille trat ein.

Plötzlich entstand am oberen Ende der Tafel eine Bewegung. Man rief: „Wasser! Seine bischöfliche Gnaden sind ohnmächtig geworden!“

Viele standen auf, um besser sehen zu können, was vorging. Der Bischof war nicht ohnmächtig, nur sehr schwach geworden, so daß der Marschall ihn stützen mußte, während die Frau Wojewodin ihm Wasser in das Gesicht spritzte.

Jetzt machte der zweite Kanonenschuß die Fensterscheiben erzittern, gleich darauf ein dritter und vierter . . .

„Vivat die Republik! pereant hostes!“ schrie Sagloba.

Weitere Schüsse unterbrachen die begonnene Rede. Der Adel fing an zu zählen:

„Zehn, elf, zwölf . . .“

Die Scheiben antworteten jedesmal mit wehlklagenden

Tönen. Die Flammen der Lichter flackerten von der Erschütterung.

„Dreizehn! vierzehn! Seine erzbischöfliche Gnaden können den Donner nicht vertragen . . . Durch seine Aengstlichkeit hat der Bischof das Fest gestört, den Fürsten besorgt gemacht . . . Seht, wie verstimmt er ist . . . Fünfzehn, sechzehn . . . Ha! sie donnern wie zum Gefecht! Neunzehn, zwanzig!“

„Still dort! Der Fürst will sprechen!“ rief es plötzlich an verschiedenen Ecken der Tafel.

„Der Fürst will sprechen!“

Es wurde ganz still; aller Augen richteten sich auf Radziwill, welcher hoch aufgerichtet mit dem Becher in der Hand dastand. Aber welcher Anblick wurde den Festteilnehmern.

Das Gesicht des Fürsten war in diesem Augenblick schrecklich anzusehen; es war bläulich angelaufen und von einem krampfhaften Lächeln verzerrt, welches der Fürst mit Anstrengung festzuhalten suchte. Sein ohnehin kurzer Atem war noch kürzer geworden, die Brust hob sich mühsam unter dem Goldbrokat, die Augen waren durch die Wimpern halbverdeckt und jene eisige Starrheit lag über den Zügen ausgebreitet, welche der Vorbote des herannahenden Todes zu sein pflegt.

„Was fehlt dem Fürsten? was geht hier vor?“ flüsterte man ringsumher unruhig. Eine böse Ahnung beschlich die Herzen aller; ängstliche Erwartung malte sich auf den Gesichtern.

Unterdessen hatte der Fürst zu sprechen angefangen, in kurzen, abgerissenen Worten:

„Meine Herren!“ sagte er. „Viele unter euch wird der Toast, den ich aus . . . bringen will . . ., in Verwunderung . . . oder sogar in . . . Schrecken versetzen . . ., aber . . . wer mir vertraut und glaubt . . ., wer wahrhaft das Wohl . . . des Vaterlandes . . . erstrebt . . ., wer ein treuer Freund . . . meines Hauses . . ., der wird fröhlich mit einstimmen . . . in den Ruf: Vivat Carolus Gustavus rex . . . von heute an unser gnädiger Herrscher!“

„Vivat!“ wiederholten die beiden Gesandten Löwenhaupt und Schitte, nebst mehreren fremdländischen Offizieren.

Aber im Saale blieb es totenstill. Die Offiziere und der Adel sahen einander entsetzt an, als wollten sie fragen, ob der Fürst etwa den Verstand verloren. Endlich ertönten von verschiedenen Stellen zugleich die Rufe:

„Hören wir recht? Was soll das bedeuten?"

Dann folgte wieder Totenstille. Verwunderung und sprachloses Entsetzen malte sich in den Gesichtern. Aller Augen richteten sich wiederum auf Radziwill, welcher noch schwer keuchend dastand, als wollte er eine unerträgliche Last von seiner Brust wälzen. Allmählich kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück, er wandte sich an Herrn Komorowski und sagte:

„Es ist an der Zeit, den Vertrag zu veröffentlichen, welchen wir heute unterzeichnet haben, damit die Herren erfahren, um was es sich handelt. Lest, ich bitte!"

Komorowski erhob sich, entrollte das vor ihm liegende Pergament und begann den gräßlichen Vertrag vorzulesen, welcher also anfing:

„Da wir bei dem jetzigen drohenden Stand der Dinge, bei der gänzlichen Hoffnungslosigkeit auf die Hilfe unseres allergnädigsten Königs nicht besser und einsichtsvoller zu handeln vermögen, so stellen wir Herren und die Stände des Großherzogtums Litauen uns, von der Notwendigkeit gezwungen, unter den Schutz des allergnädigsten Königs von Schweden unter folgenden Bedingungen:

1. Daß wir gemeinschaftlich gegen unsere gemeinsamen Feinde — ausgeschlossen den König und die Krone Polens — in den Kampf ziehen wollen.

2. Das Großherzogtum Litauen wird Schweden nicht einverleibt, es soll jedoch in dem Verhältnis mit Schweden verbunden sein, wie es bisher mit der Krone Polen verbunden war, das heißt Volk und Volk, Senat und Senat, Ritterschaft und Ritterschaft soll nebeneinander mit gleichem Recht in allem bestehen.

3. Die Freiheit des Wortes in den Landtagen bleibt unverwehrt.

4. Die Freiheit in der Ausübung der Religion soll nicht angetastet werden."

Und so fort las Herr Komorowski, während Totenstille und sprachloses Entsetzen ringsum herrschte, bis er zu den Worten kam: „... Diesen Akt bestätigen wir und geloben, ihn zu halten, mit unseren Unterschriften für uns und unsere Nachkommen!"

Da erhob sich plötzlich ein Flüstern, wie der erste leise Windhauch vor dem Ausbruch des Unwetters, aber ehe noch das Unwetter losbrechen konnte, nahm der greise Herr Stankiewitsch das Wort und fing an flehentlich zu bitten:

„Durchlaucht! Bei den Wunden Christi! Wir trauen unseren Ohren nicht! Soll denn das Werk Wladislaus' und Sigismund Augusts so zu Grunde gerichtet werden? Kann man, darf man die Brüder so verlassen, das Vaterland preisgeben und sich dem Feinde verbinden? Durchlaucht! Gedenkt des Namens, den ihr tragt, der Verdienste, die ihr um das Vaterland erworben, der jungfräulichen Ehre eures Geschlechts und zerreißt dieses schändliche Dokument, tretet es mit Füßen! Ich bitte nicht allein im eigenen Namen darum, sondern im Namen aller hier Anwesenden, der Soldaten und des Adels. Auch uns steht das Recht zu, über unser Schicksal zu entscheiden! Durchlaucht! Noch ist es Zeit! Thut es nicht! . . . Erbarmt euch über euch selbst, über uns und erbarmt euch über die Republik!"

„Thut das nicht! Erbarmen! Erbarmen!" riefen Hunderte von Stimmen.

Und alle Offiziere erhoben sich von ihren Plätzen und drängten sich um ihn und der greise Stankiewitsch kniete mitten im Saale zwischen den beiden Flügeln der Tafel nieder und immer mächtiger tönte es ringsum:

„Thut es nicht! Erbarmt euch über uns!"

Radziwill richtete den mächtigen Kopf auf, Zornesblitze funkelten in seinen Augen; plötzlich stieß er hervor:

„Also ihr seid es, welche zuerst das Beispiel des Ungehorsams gebt? Die Soldaten wollen den Feldherrn, ihren Hetman, verlassen und gegen seinen Willen Protest erheben? Ihr wollt mein Gewissen sein? Ihr wollt mich lehren, wie man für das Wohl des Vaterlandes handelt? Hier ist kein Landtag und man hat euch nicht gerufen, eure Meinung zu hören, und vor Gott trage ich die Verantwortung allein!"

Und er schlug mit der Faust gegen die breite Brust, sah mit sprühenden Augen die Offiziere an und schrie nach einer Weile:

„Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich! Ich kannte euch, wußte, was kommen würde! . . . Und ihr wisset, das Schwert hängt über euren Häuptern! . . ."

„Durchlaucht! Unser Hetman!" flehte der alte Stankiewitsch. „Erbarmen mit uns und euch!"

Sein Flehen wurde von Herrn Stanislaus Skrzetuski unterbrochen, welcher, sich mit beiden Händen die Haare raufend, in verzweifelten Tönen ausrief:

„Bittet nicht, es nützt nichts! Er hat diesen Verrat

längst still im Herzen genährt! ... Wehe der Republik! Wehe uns allen!"

„Zwei der größten Würdenträger verkaufen an den Grenzen der Republik das Vaterland!" rief Johann Skrzetuski. „Fluch diesem Hause! Schande und der Zorn Gottes möge es treffen!"

Und Herr Sagloba schüttelte, da er das hörte, seine Erstarrung ab und brach los;

„Fragt ihn doch, welchen Verräterlohn er von Schweden empfängt?! Wie viel hat man ihm schon ausgezahlt? Was hat man ihm noch versprochen? Meine Herren! Seht, dort steht Judas Ischariot. O, daß du doch in deinen Sünden dahinfahren mögest! Daß dein Stamm erlösche! Daß der Teufel deine Seele hole! ... Verräter! Verräter! dreifacher Verräter!"

Und Stankiewitsch zog in der Erregung der größten Verzweiflung das Abzeichen seiner Obristenwürde aus dem Gurt und warf den Stab klirrend zu den Füßen des Fürsten. Ihm nach thaten dasselbe Mirski, Josefowitsch, Hoschtschytz und bleich wie der Tod, Herr Wolodyjowski und Oskierko. Und so, wie die Obristenstäbe in dieser Höhle des Löwen auf dem Fußboden umherflogen, so tönten gleichzeitig in die Ohren des Löwen immer zahlreicher und lauter die Worte:

„Verräter! Verräter! ..."

Alles Blut stieg dem stolzen Magnaten zu Kopfe; er wurde blaurot im Gesicht, es sah aus, als sollte er augenblicklich tot zu Boden fallen.

„Ganhof! Kmiziz! zu mir! ..." brüllte er mit schrecklicher Stimme.

Und in demselben Augenblick thaten sich die in den Saal führenden Flügelthüren lärmend auf und die Abteilungen der schottischen Leibwachen traten drohend, schweigend, mit den Büchsen in der Hand, ein. Von dem Haupteingange her führte sie Ganhof herein.

„Stillgestanden!" rief der Fürst.

Dann wandte er sich an die Offiziere:

„Wer mit mir ist, der trete auf die rechte Seite des Saales."

„Ich bin ein Soldat und diene dem Hetman! ... Möge Gott mich richten!" sagte Charlamp, auf die rechte Seite tretend.

„Auch ich!" setzte Mieleschko hinzu. „Die Sünde fällt nicht auf mich!"

„Ich protestiere als Bürger, als Soldat habe ich zu gehorchen," sagte als dritter Niewiarowski, welcher das Abzeichen seiner Würde ebenfalls weggeworfen hatte, jetzt aber ersichtlich sich vor Radziwill fürchtete. Ihm folgten noch einige andere Offiziere und ein ziemliches Häuflein Adel. Mirski jedoch, im Range der Höchste, Stankiewitsch, der Aelteste, Hoschtschytz, Wolodyjowski und Oskierko blieben auf ihren Plätzen, mit ihnen die beiden Skrzetuskis, Herr Sagloba und die große Mehrzahl teils Waffenbrüder der verschiedenen leichten und schweren Truppengattungen wie auch des Adels.

Die Schotten umringten sie wie eine Mauer.

Kmiziz war gleich im ersten Augenblick, da der Fürst die Gesundheit Karl Gustavs ausgebracht, mit den Anderen aufgesprungen und hatte, starren Blickes, wie versteinert bis jetzt dagestanden und mit bleichen Lippen fortwährend die Worte gestammelt:

„Gott! . . . Gott! . . . mein Gott! . . . was habe ich gethan?"

Da flüsterte eine leise, aber für sein Ohr deutlich vernehmbare Stimme neben ihm:

„Herr Andreas! . . ."

Er griff sich mit beiden Händen in die Haare.

„Ich bin verdammt auf ewig! . . . O, könnte ich in die Erde versinken! . . ."

In das Gesicht des Fräulein Billewitsch trat dunkle Röte; sie schien mit den hellen Augen Kmiziz durchbohren zu wollen.

„Schande denen, welche zum Hetman stehen! . . . Wählt! . . . Allmächtiger Gott! . . . Was thut ihr? . . . Wählt! . . ."

„Jesus! Jesus!" schrie Kmiziz auf.

Unterdessen erdröhnte der Saal von den Rufen der Anderen, die Abzeichen der Obristen flogen dem Fürsten zu Füßen, aber Kmiziz rührte sich nicht von der Stelle, er blieb auch dann noch stehen, als der Fürst schrie: „Ganhof und Kmiziz, zu mir!" und auch dann noch blieb er unbeweglich, verzweifelt, vom Schmerz zerrissen, mit bleichen Lippen und irrem Blick auf seinem Platze, als die Schotten schon den Saal betreten hatten.

Plötzlich wandte er sich dem Fräulein zu und streckte die Arme nach ihr aus.

„Olenka! Olenka!“ wiederholte er in schmerzlichem Stöhnen, wie ein Kind, dem ein Unrecht zugefügt wird.

Sie aber wandte sich entsetzt und mit Abscheu im Antlitz von ihm ab.

„Fort . . . Verräter!“ antwortete sie mit klarer Stimme.

In diesem Augenblick kommandierte Ganhof: „Vorwärts!“ Die Schotten, welche die Gefangenen führten, marschierten der Thüre zu.

Kmiziz bewegte sich mit ihnen fort wie besinnungslos, ohne zu wissen, wohin und wozu er gehe.

Das Gastmahl war zu Ende . . .



14. Kapitel.

Noch in derselben Nacht beriet der Fürst sich lange mit Herrn Korf, dem wendenschen Wojewoden und den schwedischen Gesandten. Das Resultat der Veröffentlichung des Vertrages hatte seine Erwartungen getäuscht und enthüllte ihm eine drohende Zukunft. Er hatte zur Veröffentlichung absichtlich die Zeit während des Mahles gewählt, wo die Stimmung gehoben, heiter und die Gemüter zu jeglicher Uebereinstimmung geneigt waren. Er hatte auf jeden Fall auf Widerstand gerechnet, aber auch auf Parteigenossen gezählt. Nun hatte der energische Protest alle seine Erwartungen übertroffen. Ausgenommen eine kleine Zahl Adel, der dem calvinischen Glaubensbekenntnis angehörte, einer Hand voll Offiziere, die als Ausländer keinen Ausschlag in dieser Sache geben konnten, hatten sich alle gegen den Vertrag mit Karl Gustav oder vielmehr mit seinem Stellvertreter und Schwager Paulus de la Gardie erklärt.

Zwar hatte der Fürst die widerspenstigen Offiziere verhaften lassen, aber was nützte ihm das? Was würden die Soldaten des Stammheeres dazu sagen? Würden sie ihre Befehlshaber nicht zurückfordern? Würden sie sich nicht gegen ihn auflehnen und sie mit Gewalt fordern? Und was blieb dem stolzen Fürsten dann übrig als ein paar Regimenter Dragoner und ausländische Infanterie?

Und dann . . . da blieb noch das ganze Land, der gesamte in Waffen stehende Adel — und Sapieha, der Wojewode von Witebsk, der größte Widersacher des Radziwillschen Hauses, bereit zum Kampfe gegen die ganze Welt, im Namen der

ungeteilten Republik. Jene Offiziere, welchen man doch nicht die Köpfe abschlagen konnte, jene polnischen Fahnen werden zu ihm gehen und Sapieha wird an der Spitze aller Streitkräfte des Landes stehen und er — Radziwill, ohne Heer, ohne Parteigänger, ohne Bedeutung bleiben . . . Was sollte dann werden?

Das war eine schreckliche Lage. Der Fürst erkannte, daß dann auch das Uebereinkommen, an welchem er heimlich so angestrengt gearbeitet hatte, jede Bedeutung verlor und die Schweden ihn mißachten oder gar für die erlittene Enttäuschung an ihm sich rächen würden. Er hatte ihnen ja sein Stammgut Birz als Pfand der Treue überlassen, sich dadurch aber noch mehr geschwächt.

Karl Gustav würde den mächtigen Radziwill mit Ehren und Glücksgütern überschütten, den von allen Verlassenen verachten. Und wenn das wechselnde Glück dem König Johann Kasimir einen Sieg bescheerte, dann war das Letzte gekommen für den Herrn, welcher noch am Morgen Seinesgleichen in der ganzen Republik nicht gehabt hatte.

Nach der Abreise der Gesandten und des wendenschen Wojewoden faßte der Fürst das sorgenschwere Haupt zwischen beide Hände und ging schnellen Schrittes im Gemach auf und ab. Von außen her drangen die Stimmen der wachthabenden Schotten und das Geräusch der davonrollenden Wagen zu ihm. Der Adel reiste so schnell, ja eilig ab, als wäre die Pest über das prächtige Kiejdaner Schloß gekommen. Eine gräßliche Unruhe peinigte die Seele Radziwills.

Zuweilen kam es ihm vor, als sei außer ihm noch jemand im Gemach, folge ihm auf Schritt und Tritt und flüstere ihm ins Ohr: Verbannung, Armut und dazu Schande . . . War er, der Wojewode von Wilna, der Großhetman, doch schon erniedrigt und gedemütigt! Wer hätte noch gestern geglaubt, daß im ganzen Reiche, in Litauen, bah, in der ganzen Welt ein Mensch es wagen würde, ihm das Wort „Verräter" ins Antlitz zu schleudern? Und doch hatte er es hören müssen, und er lebte, und die, welche dieses Schimpfwort gebraucht, lebten auch. Vielleicht, wenn er nochmals den Speisesaal betrat, hörte er noch das Echo zwischen den Simsen und vom Gewölbe wiederholen: „Verräter! Verräter!"

Eine rasende, tolle Wut überkam auf Augenblicke diesen Oligarchen. Seine Nüstern erweiterten sich, die Augen schossen Blitze, die Adern auf der Stirn schwollen ihn. Wer wollte es hier wagen, seinem Willen zu widerstehen? . . . Die

rasenden Gedanken malten sich ein Bild der gräßlichsten Strafen und Qualen für die Empörer, welche es gewagt hatten, nicht wie Hunde ihm zu Füßen zu kriechen. Er sah ihr Blut unter dem Henkersbeil fließen, hörte das Knirschen der zermalmten Gebeine und schwelgte in blutigen Gesichten.

Wenn aber eine nüchterne Erwägung ihm in Erinnerung brachte, daß hinter diesen Empörern das Heer stand, daß man ihnen nicht ungestraft die Hälse brechen konnte, da kehrte die unerträgliche, Höllenqualen gleiche Unruhe wieder, erfüllte seine Seele und wieder flüsterte es ihm zu:

„Verbannung, Armut, das Gericht und die Schande!"

Doch wie? Ein Radziwill durfte also für das Wohl des Landes keinen Entschluß fassen? Er durfte nicht nach Belieben sein Litauen bei Johann Kasimir belassen oder es dem Könige von Schweden geben? Geben, überweisen, schenken, wem er wollte?

Der Magnat blickte nachdenklich vor sich nieder.

Was also waren die Radziwills? Was waren sie noch gestern? Was sprach man allgemein in Litauen? War denn alles nur eine Täuschung? Würde ihm, dem Großhetman, nicht der Fürst Boguslaw mit seinem Heere beistehen? Mit ihm sein Ohm, der Kurfürst von Brandenburg, und als Schirmherr Karl Gustav, der König von Schweden, mit seiner sieggewohnten Macht, vor welcher noch kürzlich ganz Deutschland weit und breit gezittert hatte, ihnen allen Dreien hilfbereit sein? Streckte doch auch die polnische Republik dem neuen Herrn die Arme entgegen und wollte sich bereitwillig ergeben bei der bloßen Nachricht vom Herannahen des nordischen Bären. Wer wollte dieser unaufhaltsamen Macht widerstehen?

Auf einer Seite der König von Schweden, der Kurfürst von Brandenburg, die Radziwills, zur Not Chmielnizki mit seinem Heere, der wallachische Hospodar und Rakoczy in Siebenbürgen, fast halb Europa! Auf der anderen der Herr Wojewode von Witebsk mit Herrn Mirski, Herrn Stankiewitsch, jenem adligen Kleeblatt, welches von Lukow hierhergekommen, und einigen Rebellenfahnen! . . . Was war das? . . . Ein Scherz? . . . Ein Zeitvertreib!

Der Fürst lachte plötzlich laut auf.

„Bei Luzifer und dem ganzen Höllenpack, ich bin wohl wahnsinnig! . . . Laßt sie doch alle zum Wojewoden von Witebsk laufen!"

Nach einer Weile umdüsterten sich seine Züge wieder:

„Jene Mächtigen nehmen nur Mächtige in ihren Bund auf. Der Radziwill, welcher Litauen zu Schwedens Füßen wirft, wird begehrt — der hilfesuchende, gegen Litauen hilfesuchende Radziwill wird mißachtet werden."

Was ist zu thun?

Die ausländischen Offiziere würden zu ihm halten, aber ihre Kräfte reichen nicht aus, und wenn die polnischen Fahnen zum Wojewoden von Witebsk übergehen, so hält er das Geschick des Landes in Händen. Uebrigens würde wohl jeder dieser Offiziere die gegebenen Befehle vollziehen, aber sie würden nicht Radziwills Sache zu der ihren machen, nicht mit ganzer Seele und voll Begeisterung ihr dienen, nicht nur als Soldat, sondern als Parteigenosse.

Hier hatte der Fürst durchaus eigene Leute nötig, nicht Ausländer; Leute, welche durch ihren Namen, ihren Ruhm, durch ihr waghalsiges Beispiel alles mit sich fortrissen . . . Er mußte durchaus im Lande selbst Parteigenossen finden, und sei es auch nur scheinbar.

Wer von den Seinen aber war bei ihm geblieben? Charlamp war ein alter abgedienter Soldat, gut zum Gehorchen, zu weiter nichts; Niawiarowski war unbeliebt bei den Truppen und ohne Einfluß; die noch übrigen hatten noch weniger zu bedeuten. Keiner war da, welchem die Soldaten mit Enthusiasmus anhängen, folgen würden, niemand, der Propaganda machen konnte für ihn.

Es blieb nur Kmiziz. Er war jung, unternehmend, verwegen, im Besitz eines großen Ruhmes, der Träger eines alten Namens, Befehlshaber einer mächtigen Fahne, die er noch dazu teilweise auf eigene Kosten ausgerüstet hatte, kurz, ein Mann, wie geschaffen zum Aufführer aller verwegenen und unruhigen Geister. Wenn er die Sache Radziwills führen wollte, er würde sie mit dem vollen Glauben der Jugend an das Gerechte der Sache führen, würde blindlings dem Hetman folgen, als sein Apostel in das Land ziehen und werben, und solch ein Apostel bedeutete mehr als ganze Regimenter ausländischer Truppen. Er würde seinen Glauben an Radziwill den Herzen der jungen Ritter mitzuteilen verstehen, sie mit sich fortreißen und das Lager Radziwills mit Helden füllen.

Aber auch Kmiziz hatte geschwankt. Zwar hatte er sein Abzeichen nicht vor die Füße des Hetman geworfen, aber er war auch nicht an seine Seite geeilt, als der Fürst rief.

„Man kann auf niemanden zählen, niemand ist uns sicher,“ dachte der Fürst. Sie alle werden zum Wojewoden von Witebsk gehen und niemand wird mit mir teilen wollen . . .“

„Die Schande!“ flüsterte das Gewissen.

„Oder Litauen!“ antwortete andererseits der Stolz.

Es wurde dunkel im Gemach, denn die Lichter waren heruntergebrannt, nur das silberne Licht des Mondes leuchtete durch die Fenster. Radziwill sah unverwandt auf dieses Licht und sann nach.

Langsam tauchten aus dem silbernen Glanz einzelne Gestalten hervor; es wurden ihrer immer mehr, bis zuletzt dem Fürsten ein ganzes Heer aus der Höhe auf dem leuchtenden Strahlenwege entgegenkam. Da kamen Panzerfahnen, Husaren und leichte Petyher-Regimenter, ein Wald von Fähnchen schwebt über ihnen und an ihrer Spitze reitet ein Mann ohne Helm — ein Sieger, welcher nach gewonnener Schlacht heimkehrt. Rings herrscht tiefe Stille, der Fürst hört deutlich die Rufe des Volkes und des Heeres: „Vivat defensor patriae! Vivat defensor patriae!“ Das Heer kommt immer näher; schon sieht er das Gesicht des Führers deutlicher. Derselbe hält den Feldherrnstab in der Hand; an der Zahl der Roßschweife kann man erkennen, daß er ein Großhetman ist.

„Im Namen des dreieinigen Gottes!“ ruft der Fürst, „das ist Sapieha, der Wojewode von Witebsk! Wo aber bin ich? Was ist mir bestimmt?“

„Die Schande!“ flüstert das Gewissen.

„Litauen!“ antwortet der Stolz.

Der Fürst klatscht in die Hände. Der im Nebenzimmer wachende Harasimowitsch erscheint sofort in der Thür und verneigt sich tief.

„Licht!“ rief der Fürst.

Harasimowitsch putzte den Docht der Lichter, darauf ging er hinaus, kam aber gleich zurück, einen Armleuchter tragend.

„Durchlaucht!“ sagte er, „es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen. Die Hähne haben schon zum zweitenmal gekräht!“

„Ich kann nicht schlafen,“ sagte der Fürst. Ich versuchte, zu schlummern, aber der Alp drückte mich. Was giebt es neues?“

„Ein Edelmann gab einen Brief ab. Er ist aus Nieswiersch vom Fürsten Vorschneider; ich wagte aber nicht, ungerufen einzutreten.“

„Gieb den Brief, schnell!“

Harasimowitsch reichte dem Fürsten das versiegelte Schreiben, dieser öffnete es und las wie folgt:

„Möge Gott Ew. Durchlaucht erleuchten und von einem Schritt zurückhalten, welcher nur Schande und Verderben über unser Haus bringen muß. Schon die bloße Absicht würde nicht zur Herrschaft, sondern zum Strange führen. Auch mir liegt die Machtstellung unseres Hauses am Herzen; der beste Beweis hierfür sind die Bemühungen meinerseits in Wien, für unser Geschlecht den Vorsitz im Hause der Abgeordneten zu erlangen. Aber nicht für alle Schätze der Welt will ich mein Vaterland und meinen Herrn und König verraten, damit dereinst die Ernte einer solchen Aussaat — Schande im Leben und ewige Verdammnis im Tode — nicht mein Anteil werde. Blickt zurück, Durchlaucht, auf die Verdienste unserer Vorfahren, denkt an ihre fleckenlose Ehre und besinnt euch, so lange es Zeit ist. Ich bin hier in Nieswiersch vom Feinde eingeschlossen und weiß nicht, ob dieses Schreiben in eure Hände gelangen wird: aber obgleich jede Minute mir Verderben bringen kann, so bitte ich Gott dennoch nicht um Rettung für mich, sondern daß er Ew. Durchlaucht von euren verräterischen Absichten zurückführt auf die Bahn der Tugend. Sollte schon etwas Böses geschehen sein, so ist es noch immer rückgängig zu machen und die Sünde durch eine schleunige Besserung zu tilgen. Von mir aber erwartet keinerlei Hilfe! Ich erkläre rund heraus, daß ich ohne Rücksicht auf die Bande des Blutes, die uns verbinden, meine Streitkräfte mit denen des Wojewoden von Witebsk vereinen und hundertmal lieber mich Ew. Durchlaucht bewaffnet entgegenstellen, als zu dieser Schandthat hilfreiche Hand bieten werde. Im übrigen Gott befohlen!

Michael Kasimir Radziwill,
Fürst auf Nieswiersch und Olyko,
Vorschneider des Großherzogtums Litauen."

Der Hetman ließ, nachdem er den Brief gelesen, die Hände in den Schoß sinken und schüttelte, schmerzlich lächelnd, den Kopf.

„Auch der verläßt mich; das eigene Blut will mich verleugnen dafür, daß ich unser Geschlecht mit noch nie dagewesenen Glanz umgeben will ... Hah, sei es darum! ... Noch bleibt mir Boguslaw; der wird mich nicht verlassen ... Mit uns ist der Kurfürst und Karl Gustav, und wer nicht säen will, wird auch nicht ernten ..."

„Ja, Schande ernten!“ flüsterte das Gewissen.

„Durchlaucht geruhen zu antworten?“ fragte Harasimowitsch.

„Es ist keine Antwort nötig.“

„Darf ich abtreten und die Kammerdiener senden?“

„Warte noch . . . Sind die Wachen auf ihren Posten?“

„Jawohl, Durchlaucht!“

„Die Ordonnanzen an die Fahnen ausgesendet?“

„Jawohl!“

„Was macht Kmiziz?“

„Er wollte mit dem Kopfe durch die Wand und faselte vom Verdammtsein. Er wand sich wie ein Wurm und wollte den Billewitsch nach, aber die Thorwache hielt ihn auf. Da griff er zum Säbel; man mußte ihn fesseln. Jetzt liegt er still.“

„Ist der Schwertträger von Reußen abgereist?“

„Es war nicht befohlen, ihn festzuhalten.“

„Ich vergaß es!“ sagte der Fürst. „Oeffne die Fenster, es ist schwül und das Asthma quält mich. Dem Charlamp kannst du sagen, er solle nach Upit, seine Fahne hierherzuholen. Gebt ihm Geld; er mag das erste Viertel den Leuten bezahlen, ihnen auch etwas zum Besten geben ... Sag' ihm, daß Dydkiema ihm als Wolodyjowskis Nachlaß zufällt. Das Asthma . . . warte!“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Was macht Kmiziz?“

„Wie ich Ew. Durchlaucht bereits sagte, er liegt jetzt still.“

„Es ist wahr! Du sagtest es schon . . . Schicke ihn hierher, ich habe mit ihm zu reden. Laß ihm die Fesseln abnehmen.“

„Durchlaucht, er ist ein desperater Mensch.“

„Fürchte nichts, und nun eile!“

Harasimowitsch verließ das Gemach. Der Fürst entnahm aus einem venetianischen Schreibsekretär einen Pistolenkasten, öffnete denselben und legte die Waffen dicht neben sich auf den Tisch, an welchem er saß.

Eine Viertelstunde später trat Kmiziz, geführt von vier schottischen Trabanten, ein.

Der Fürst befahl den Soldaten, abzutreten. Sie blieben allein.

Aus dem Gesicht des Jünglings schien jeder Blutstropfen gewichen zu sein, nur die Augen glänzten fieberhaft. Sonst war er ruhig, gefaßt oder auch, wie es schien, grenzenloser Verzweiflung preisgegeben.

Eine Zeit lang schwiegen beide. Der Fürst nahm zuerst das Wort:

„Du hast bei dem Leiden Christi geschworen, mich nicht zu verlassen!“

„Ich werde verdammt sein, wenn ich diesen Schwur nicht halte, und — verdammt sein, wenn ich ihn halte!“ sagte Kmiziz. „Mir ist alles einerlei!“

„Du bist für nichts verantwortlich, auch wenn ich dich schlimme Wege gehen hieße.“

„Vor einem Monat drohten mir die Gerichte und harte Strafen für meine Mordthaten .... Heute ist mir zu Mute, als sei ich damals unschuldig wie ein Kind gewesen!“

„Noch ehe du dieses Gemach verlässest, wirst du dich entsühnt fühlen,“ sagte der Fürst. Plötzlich fragte er, den Ton verändernd, mit einer gewissen gutmütigen Vertraulichkeit:

„Was glaubst du, was ich hätte thun sollen angesichts zweier hundertfach überlegener Feinde, gegen die ich das Vaterland nicht schützen konnte?“

„Fallen und sterben!“ entgegnete Kmiziz barsch.

„O, wie beneidenswert seid ihr Soldaten, welchen es freisteht, so leicht eine drückende Last abzuwerfen. Sterben! Wer dem Tod ins Auge geblickt, der fürchtet ihn nicht. Ihr macht euch kein Kopfzerbrechen darüber, daß, wenn ich, statt den Vertrag zu schließen, den Krieg auf Leben und Tod aufgenommen hätte, nicht ein Stein auf dem andern in diesem Reiche geblieben wäre. Gott verhüte, daß das jemals geschähe; meine Seele würde dann auch im Himmel keinen Frieden finden. O, terque, quaterque beati, ihr, die ihr sterben dürft! Glaubst du denn, ich sei dieses Lebens noch nicht überdrüssig, ich sehnte mich nicht nach der Ruhe im ewigen Schlaf? Doch ich muß den bitteren Kelch bis auf die Neige leeren. Das unglückliche Reich muß gerettet werden, und um es zu retten, muß ich neue Lasten auf mich nehmen. Mögen die Neidischen mich des Hochmutes beschuldigen, mögen sie sagen, ich verrate das Vaterland, um mich selbst zu erhöhen, Gott sieht es, Gott wird richten, ob ich nach Erhöhung strebe und ob ich nicht lieber allem entsagte, wenn es anders sein dürfte ... Sucht ihr, die ihr mich verlassen wollt, nach einem Rettungsmittel, zeigt einen Ausweg — ihr, die ihr mich einen Verräter nanntet und heute noch zerreiße ich das verhängnisvolle Dokument und rufe das ganze Heer aus dem Schlafe, um es gegen den Feind zu führen.“

Kmiziz schwieg.

„Nun? warum schweigst du?“ rief mit erhobener Stimme Radziwill. „Ich will dich an meiner Stelle zum Großhetman und Wojewoden von Wilna erheben, und du — stirb nicht, denn es ist keine Kunst, zu sterben, sondern rette das Reich! Schütze die okkupierten Wojewodschaften, räche die Trümmerhaufen Wilnas, verteidige Smudz gegen die Einfälle der Schweden, ja! verteidige die ganze Republik und vertreibe alle Feinde aus ihren Grenzen . . . Stürme du allein gegen Tausende und stirb nicht! . . . stirb nicht, denn du darfst nicht sterben, nur das Reich retten!“

„Ich bin weder der Großhetman, noch der Wojewode von Wilna,“ entgegnete Kmiziz, „und was ihm zu thun zukommt, das zu unterscheiden, ist nicht meine Sache . . . Wenn es aber gilt, allein auf Tausende einzustürmen, so unternehme ich das!“

„Höre nun, Soldat! Wenn es nicht deine Sache ist, das Reich zu retten, so überlaß das meiner Einsicht und vertraue mir!“

„Ich kann es nicht!“ sagte Kmiziz gepreßt.

Radziwill schüttelte den Kopf.

„Auf jene habe ich nicht gezählt; ich erwartete das, was geschah. In dir aber habe ich mich getäuscht. Unterbrich mich nicht und höre . . . Ich habe dir aufgeholfen, dich den Gerichten und der Strafe entrissen, dich an mein Herz genommen wie einen Sohn. Weißt du, warum? Weil ich glaubte, du hättest einen kühnen, zu großen Thaten fähigen Geist. Ich brauche solche Leute, das will ich nicht verhehlen. Um mich wußte ich keinen, der der Sonne dreist ins Antlitz blicken konnte. Alle waren es mutlose Schwächlinge, denen man keine anderen Wege weisen konnte als den einen, welchen sie selbst und ihre Väter stets gewandelt; sie hätten mich totgekrächzt, daß ich sie auf Irrwegen führe. Und hat uns dieser eine alte Weg anderswohin geführt als an Abgründe? Was geschieht mit dieser Republik, welche einst eine Welt bedrohte?“

Der Fürst stützte den Kopf in beide Hände und wiederholte dreimal:

„Gott! Gott! Mein Gott . . .“

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Der Zorn Gottes ist über uns gekommen, die Zeit solchen Elendes und solchen Verfalles, daß gewöhnliche Mittel nicht mehr ausreichen, es aufzurichten. Und da ich ein neues Mittel,

das einzige, welches Erfolg verspricht, anwenden will, da verlassen mich sogar die, auf deren Bereitwilligkeit ich so fest gerechnet, welche mir Treue beim Leiden Christi geschworen ... Beim Blut und den Wunden Christi! Glaubst du denn, daß ich für ewige Zeiten mich unter die Schirmherrschaft Karl Gustavs stellen, dieses Land wirklich Schweden einverleiben, diesen Vertrag, um dessen willen man mich einen Verräter schimpfte, länger als ein Jahr halten will? ... Was siehst du mich so verwundert an? ... Du wirst noch mehr staunen, wenn du alles hörst. Du wirst dich entsetzen, denn hier wird etwas geschehen, das niemand erwarten, das niemand erraten und niemand voraussetzen kann, etwas, was die Sinne eines gewöhnlichen Menschen nicht zu erfassen vermögen. Ich sage dir jedoch, zittere nicht, denn gerade in dieser That liegt die Rettung des Vaterlandes, weiche nicht zurück; denn wenn ich niemanden finden kann, der mir beisteht, dann gehe ich vielleicht zu Grunde, aber mit mir die Republik und ihr alle — auf ewig. Ich allein kann sie retten, aber um es zu können, muß ich jedes Hindernis aus dem Wege räumen. Wehe dem, der mir zuwider ist, denn Gott selbst wird ihn durch mich vernichten, gleichviel, ob es der Wojewode von Witebsk, Herr Gosiewski, das Heer oder der widerspenstige Adel ist. Ich will das Vaterland retten und dazu ist mir jeder Weg, jedes Mittel recht. Man ernannte in Zeiten der Not Diktatoren — eine solche, bah, eine höhere, dauerndere Macht habe ich nötig ... Nicht der Uebermut reißt mich fort — wer sich stark genug fühlt, der trage sie für mich! Da aber niemand anderer das kann, so nehme ich sie auf mich, es wäre denn, diese Mauern stürzten über meinem Kopfe zusammen."

Indem er das sagte, streckte der Fürst beide Arme empor, als wollte er thatsächlich die einstürzenden Gewölbe stützen. Es lag etwas so Riesenhaftes in seiner Haltung, daß Kmicic mit aufgerissenen Augen ihn anstarrte, als hätte er ihn nie vorher gesehen. Endlich fragte er mit veränderter Stimme:

„Wohin streben Ew. Durchlaucht? ... Was begehrt ihr? ..."

„Die Krone begehre ich!" rief Radziwill aus.

„Jesus Maria! ..."

Eine Totenstille folgte. Nur der Ruf eines Käuzchens drang vom Turme her schaurig in das Gemach.

„Höre!" sagte der Fürst wieder. „Es ist an der Zeit, dir alles zu sagen. Die Republik geht unter, muß unter-

gehen. Für sie giebt es auf Erden keine Rettung. Es handelt sich darum, zuerst dieses Land, unser näheres Vaterland, vor dem Zerfall zu bewahren . . . und dann . . . dann alles neu aus der Asche erstehen zu lassen wie einen Phönix . . . Ich werde das thun! . . . Und die Last der Krone, welche ich begehre, will ich auf mein Haupt setzen und aus jenem riesengroßen Trümmerhaufen ein neues Reich aufrichten . . . Zittere nicht! Die Erde stürzt nicht zusammen, alles wird bestehen bleiben, nur eine neue Zeit wird anbrechen . . . Ich habe dieses Land an Schweden übergeben, um mit seinen Waffen den anderen Feind zu bekämpfen, ihn aus dem Lande zu treiben, das Verlorene wiederzugewinnen und in seiner eigenen Hauptstadt dann die Herausgabe des gestern unterzeichneten Traktats zu erzwingen. Hörst du mich? In diesem felsigen, ausgehungerten Schweden giebt es nicht Menschen, nicht Kräfte, nicht Säbel genug, um die unendliche Republik zu nehmen. Sie können unser Heer das eine und andere Mal besiegen; uns im Gehorsam zu erhalten ist unmöglich . . . Wollte man auf zehn Mann der Unsrigen immer einen Schweden rechnen, es würden noch manche Zehne überschüssig bleiben. Das weiß Karl Gustav und will deshalb auch nicht die ganze Republik in Besitz nehmen. Er wird zufrieden sein mit einem Teile Großpolens und den preußischen Provinzen. Aber um sich ihren Besitz für kommende Zeiten zu sichern, muß er die Bundesgenossenschaft mit uns auflösen, denn anders dürfte er von jenen Provinzen nicht Besitz ergreifen. Was soll nun mit diesem Reiche geschehen? Wem wird man es geben? Wenn ich diese Krone, welche mir Gott und das Glück auf das Haupt drücken, zurückweise, so wird man sie demjenigen geben, welcher das Reich augenblicklich beherrscht . . . Aber Karl Gustav wird das ungern thun, um den Nachbarstaat nicht zu stärken und sich nicht einen gefährlichen Feind zu schaffen. Nur wenn ich die Krone zurückweise, kann das geschehen. Habe ich also ein Recht, sie abzulehnen? Darf ich zugeben, daß das geschieht, was zum endgültigen Untergange führt? Zum zehnten, zum hundertsten Mal frage ich: Giebt es ein anderes Rettungsmittel? So geschehe denn Gottes Wille! Ich nehme diese Last auf meine Schultern. Schweden ist für mich, der Kurfürst, unser Verwandter, hat Hilfe zugesagt. Ich werde das Land vom Kriege erlösen. Mit dem Siege und der Erweiterung der Grenzen des Reiches will ich meine Herrschaft beginnen, Frieden und Wohlergehen sollen erblühen, Dörfer

und Städte sollen nicht mehr durch Feuer verwüstet werden. So soll und muß es werden . . . so wahr mir Gott und der gekreuzigte Heiland helfe. Denn ich fühle in mir die Kraft, das Glück dieses Landes zu begründen, und noch mehr als das. Bei diesen Himmelslichtern, den flimmernden Sternen schwöre ich, daß, so weit mein Leben und meine Kraft reicht, ich dieses im Zusammensturz begriffene Reichsgebäude neu und in größerer Macht aufrichten will, als es jemals dagestanden hat."

Aus den Augen des Fürsten sprühte Feuer, seine ganze Gestalt war wie von einem Strahlenkranz umgeben.

„Durchlaucht!" rief Kmiziz. „Die Sinne vermögen es nicht zu fassen, der Kopf ist zum Springen voll, die Augen geblendet!"

„Dann," fuhr Radziwill fort, als wollte er den Faden seiner Gedanken weiter ausspinnen, „dann . . . die Schweden werden Johann Kasimir der Herrschaft nicht berauben, aber sie werden ihn in Masowien und Kleinpolen festhalten. Gott hat ihm Nachkommen versagt. Dann folgt die Königswahl . . . Wem wird man die Krone geben, wenn der Bund mit Litauen aufrecht erhalten werden soll? Wenn geschah es, daß jene Krone mächtig genug wurde, um die Gewalt der Kreuzritter zu brechen? Das geschah damals, als Wladislaus Jagiello den Thron bestieg. Auch jetzt soll es so sein . . . Die Polen können keinen anderen zur Regierung berufen als denjenigen, welcher hier regiert. Sie können und dürfen nicht anders; sie wären sonst verloren, denn die Deutschen und Türken würden sie kaum zu Atem kommen lassen, während die Kosaken ohnehin von ihrem Marke zehren. Sie können nicht anders! Wer das nicht einsieht, ist blind, wer es nicht versteht, hat keinen Verstand. Und dann werden beide Länder wieder vereinigt werden und gedeihen unter der Machtstellung meines Hauses! Dann wollen wir sehen, ob dieser kleine Schwedenkönig imstande sein wird, die preußischen und großpolnischen Errungenschaften zu halten. Dann will ich ihnen zurufen: quos ego! Mit diesem Fuße will ich ihre dürren Rippen zermalmen und ein Reich aufrichten, wie es die Welt noch nie gesehen und in den Annalen der Geschichte nicht verzeichnet steht. Vielleicht gelingt es uns, mit Feuer und Schwert das Kreuz in Konstantinopel wieder aufzurichten, der Feinde Schrecken zu werden, während im Innern der Friede gedeiht. Großer Gott, der du den Sternen ihre Bahnen vorzeichnest, verleihe mir, daß ich dieses unglückselige Land dir und dem Christentum zur Ehre rette, laß mich Menschen finden, die mich

verstehen und mir zur Erlösung des Vaterlandes die Hand leihen."

Der Fürst breitete die Arme aus und richtete den Blick nach oben:

„Hier bin ich! Du siehst mich! Richte mich, mein Gott! . . ."

„Durchlaucht! Durchlaucht!" rief Kmiziz.

„Geh! verlasse mich! wirf mir den Stab vor die Füße! brich den Schwur! nenne mich einen Verräter! . . . Laß in der Dornenkrone, welche man mir aufs Haupt gedrückt, keinen Stachel fehlen! Stürzt das Land ins Verderben, stoßt die Hand, welche euch zu erretten vermag, von euch — und dann stellt euch dem Gericht Gottes . . . Dort mag man uns richten."

Kmiziz warf sich dem Fürsten zu Füßen.

„Durchlaucht! in den Tod mit euch! Vater des Vaterlands! Erlöser!"

Radziwill legte ihm beide Hände auf seinen Kopf und wieder herrschte Totenstille. Nur das Käuzchen krächzte noch immer auf dem Turm.

„Alles soll dir werden, was du ersehnst und wünschest!" sagte der Fürst feierlich. „Nichts soll dir mangeln und mehr dir werden, als Vater und Mutter je dir hätten geben können . . . Steh auf, du Großhetman der kommenden Tage, du Wojewode von Wilna! . . ."

Am Himmel fing der Morgen an zu grauen.

Zweites Buch.



I. Kapitel.

Herr Zagloba war schon stark angetrunken gewesen, als er dem Großhetman drei Mal das Wort „Verräter!“ ins Antlitz geschleudert hatte. Als eine Stunde später jedoch der Weinrausch bei ihm verdampft war und er sich samt den beiden Herren Skrzetuski und Herrn Michael im Kiejdaner Schloßverließ wiederfand, da erkannte er zu spät, welcher Gefahr er sich selbst und die Gefährten ausgesetzt hatte, und härmte sich darüber sehr.

„Was wird nun geschehen?“ fragte er, während er stieren Blickes den kleinen Ritter ansah, auf welchen er in schwierigen Fällen ein großes Vertrauen setzte.

„Der Teufel hole das ganze Leben! Mir ist alles einerlei!“ antwortete Wolodyjowski.

„Wir erleben eine Zeit und so viel Schande, wie sie die Welt und unsere Regierung noch nicht gesehen!“ sagte Johann Skrzetuski.

„Wenn wir sie noch erleben,“ entgegnete Zagloba. „Wir könnten dann wenigstens durch unser Beispiel der Tugend anderer aufhelfen . . . Aber ob wir sie erleben? das ist die Frage . . .“

„Das ist furchtbar, alle Begriffe übersteigend!“ sagte Stanislaus Skrzetuski. „Wo geschah je so etwas? Rettet mich, meine Herren, ich fühle meine Sinne sich verwirren . . . Zwei Kriege, der dritte, der Kosakenkrieg zu gleicher Zeit . . . Dazu der empörendste Verrat, der wie die Pest ansteckend wirkt: Radziejowski, Opalinski, Grudzinski, Radziwill! Der

Welt Ende, das letzte Gericht ist gekommen! Die Erde öffne sich und verschlinge uns. So wahr mir Gott helfe, ich werde wahnsinnig!"

Und indem er die Hände über dem Kopfe faltete, rannte er in dem Verließ hin und her wie ein wildes Tier.

„Beten wir oder thuen wir irgend etwas!" rief er wieder. „Barmherziger Gott, rette, hilf!"

„Beruhigt euch doch, Herr!" sagte Herr Sagloba. „Wir haben keine Zeit zu Klagen."

Herr Stanislaus biß die Zähne aufeinander — er raste.

„Wenn ihr doch ums Leben kämet!" schrie er Herrn Sagloba an. „Die Reise zu diesem Verräter war euer Konzept! O, daß euch beide der Zorn Gottes treffe!"

„So komm doch zur Besinnung, Stanislaus!" sagte Johann streng. „Was hier geschah, konnte niemand voraussehen . . . Dulde, denn nicht du allein duldest, und wisse, daß unser Platz nirgends anderswo als hier sein darf . . . Barmherziger Gott, erbarme dich nicht über uns, sondern über unser unglückseliges Vaterland!"

Stanislaus erwiderte nichts weiter, sondern rang nur die Hände, daß sie in den Gelenken knackten.

Alle verstummten. Nur Herr Michael pfiff mit einem Anflug von Galgenhumor zwischen den Zähnen und schien gleichgültig für alles, was um ihn her vorging, obwohl er im Grunde des Herzens zwiefache Qualen litt, einmal wegen des Unglücks des Vaterlandes, und außerdem, weil er dem Hetman den Gehorsam gekündigt. Für diesen Mann, der vom Kopf bis Fuß ein eingefleischter Soldat war, war dieser letztere Umstand ein fürchterliches Ding. Er wäre tausendmal lieber gestorben.

„Pfeift nicht, Herr Michael!" rief ihm Sagloba zu.

„Mir ist alles eins."

„Wie denn? Denkt keiner von euch darüber nach, ob es nicht ein Rettungsmittel giebt? Es verlohnte doch wahrlich der Mühe, seinen Gehirnkasten deswegen etwas anzustrengen. Sollen wir denn in diesem Loche verfaulen? Jetzt, wo das Vaterland keine einzige Hand entbehren kann? Jetzt, wo ein Redlicher für zehn Verräter einstehen muß?"

„Ihr habt Recht, Vater," sagte Johann Skrzetuski.

„Dich allein hat der Schmerz nicht albern gemacht. Was glaubst du, was dieser Verräter mit uns vorhat? Mit dem Tode wird er uns doch nicht bestrafen?"

Hier brach Herr Wolodyjowski in ein verzweifeltes Gelächter aus.

„Und warum das nicht? ich wäre neugierig. . . . Steht ihm nicht das Recht zu? Hat er nicht die Macht dazu? Da kennt ihr den Radziwill schlecht.“

„Was redet ihr da? Welches Recht steht ihm denn zu? . .“

„Ueber mich das des Kriegsobersten, über euch das der Gewalt.“

„Für welche er sich zu verantworten hätte.“

„Vor wem? Vor dem Könige von Schweden etwa?“

„Ein schlechter Trost! Das muß man sagen!“

„Ich beabsichtige auch gar nicht, euch zu trösten.“

Sie verstummten wieder. Man hörte nur die Tritte der schottischen Wächter draußen.

„Es hilft nichts!“ sagte Sagloba. „Hier muß die List aushelfen.“

Niemand beantwortete seine Bemerkung. Er fuhr also nach einer Weile fort:

„Es ist kaum zu glauben, daß der Tod unser warten sollte. Wenn jedes unbesonnene, in der Trunkenheit gesprochene Wort gleich mit dem Verluste des Kopfes bestraft werden sollte, da müßte kein einziger Edelmann in der Republik einen Kopf mehr haben. A neminem captivabimus? Ist das möglich?“

„Ihr habt den Beweis dafür in euch selbst und in uns!“ sagte Stanislaus Skrzetuski.

„Das geschah alles so schnell, aber ich denke doch, der Fürst wird es sich überlegen. Wir können als Fremdlinge auf keinen Fall unter seine Rechtsbotmäßigkeit kommen. Außerdem muß er seinen Ruf wahren und darf keine Gewaltthätigkeiten begehen, ohne sich den Adel auf den Hals zu hetzen. So wahr ich lebe! Wir sind ihrer zu viele, als daß er uns köpfen lassen könnte. Mit den Offizieren kann er thun, was ihm beliebt; dieses Recht bestreite ich nicht. Ich denke aber, daß er dabei die Truppen berücksichtigen muß, welche wohl ihre Offiziere fordern werden . . . Wo steht denn eure Fahne, Herr Michael?“

„In Upit!“

„Sagt mir nur, ob ihr sicher seid, daß eure Mannschaften zu euch stehen werden.“

„Wie soll ich das wissen? Ich bin ziemlich beliebt bei ihnen, aber sie wissen, daß ich unter dem Hetman stehe.“

Sagloba sann eine Weile nach.

„Gebt mir eine Vollmacht, daß sie mir in allem gehorsam sein sollen, wie euch selbst, sobald ich unter ihnen erscheine.“

„Ihr wähnt euch wohl schon frei?“

„Das wäre so unmöglich nicht. Ich befand mich schon in größeren Kalamitäten und Gott errettete mich. Gebt mir eine Vollmacht, für mich und die beiden Herren Skzretuski. Wem es zuerst gelingt, auszureißen, der eilt gleich zu euren Leuten und führt sie zur Rettung der anderen herbei.“

„Ihr faselt! Schade um jedes Wort! Wer könnte wohl von hier entfliehen? Auf was sollte ich euch auch die Vollmacht ausfertigen? Habt ihr Papier, Tinte und Feder? Ihr verliert den Kopf.“

„Es ist zum Verzweifeln!“ sagte Sagloba. „Gebt mir wenigstens euren Ring.“

„Da nehmt und laßt mich in Ruhe!“ sagte Herr Michael.

Herr Sagloba nahm den Ring, steckte ihn an seinen kleinen Finger und ging gedankenvoll auf und nieder.

Unterdes war die rauchende Lampe erloschen, dichte Finsternis umgab sie; nur durch das Gitter des hohen Fensterchens sah man einige Sterne am klaren Himmel schimmern. Sagloba konnte den Blick nicht von diesem Fensterchen losreißen.

„Wenn der selige Podbizienta lebte und bei uns wäre,“ murmelte der Alte, „so hätte er das eiserne Gitter herausgerissen und wir hätten eine Stunde darauf Kiejdan im Rücken gehabt.“

„Könntet ihr mich zu dem Fenster emporheben?“ fragte plötzlich Johann Skrzetuski.

Sagloba stellte sich mit Herrn Stanislaus an die Wand, gleich darauf stand Herr Johann auf ihren Schultern.

„Es knistert! So wahr ich Gott liebe, es knistert!“ rief Sagloba.

„Was sprecht ihr nur wieder, Vater?“ entgegnete Herr Johann, ich habe noch gar nicht am Gitter gerüttelt.“

„Steigt nur beide mit dem Vetter hinauf, ich ertrage euch schon eine Weile. Wie oft habe ich den Herrn Michael bedauert, daß er so winzig klein ist, jetzt bedaure ich, daß er nicht noch kleiner, denn er könnte sich dann wie eine Feldschlange zwischen den Eisenstäben hindurchwinden.“

Aber Johann sprang herunter.

„Die Schotten stehen auf dieser Seite,“ sagte er.

„Daß sie doch zu Salzsäulen würden, wie Lots Weib. Es ist finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sieht.

Bald wird der Morgen grauen. Ich hoffe, man wird uns etwas zu essen bringen, denn die Lutheraner werden doch nicht etwa ihre Gefangenen verhungern lassen. Vielleicht erleuchtet Gott auch den Hetman; es kommt zuweilen vor, daß während der Nacht das Gewissen erwacht und der Satan den Sünder peinigt. Sollte denn dieses Loch nur einen Eingang haben? Wir wollen bei Tageslicht uns umsehen. Der Kopf ist mir so schwer, ich kann nichts ausfindig machen. Morgen wird Gott dem Verstande zu Hilfe kommen, jetzt wollen wir beten, meine Herren, und uns in diesem gottlosen Gefängnis dem Schutz der allerheiligsten Jungfrau empfehlen."

Nach einer Weile beteten sie alle die Litanei zur Mutter Gottes, darauf verstummten die beiden Skrzetuskis und Wolodyjowski gramerfüllt, nur Sagloba murmelte leise:

„Es wird schon so sein," murmelte er. „Morgen wird man uns sagen: aut, aut! Entweder ihr seid mit Radziwill, oder —. Wir wollen sehen, wer von uns den Anderen betrügt. Ihr steckt den Adel also ins Gefängnis, ohne Rücksicht auf das Alter und das Verdienst? Gut! Wer den Schaden hat, dem bleibt das Wehklagen! Der Dumme sinkt und der Kluge steigt. Ich will euch versprechen, was ihr wollt, aber das, was ich halten werde, soll euch nicht zum Segen gereichen. Wenn ihr das Vaterland verratet, so ist der ein tugendhafter Mann, der euch verrät. Die letzte Stunde der Republik ist gekommen, wenn ihre höchsten Würdenträger zum Feinde übergehen. Das ist noch nie dagewesen und man kann den Verstand darüber verlieren. Giebt es denn Höllenqualen genug für solche Verräter? Was fehlte denn diesem Radziwill noch? Hat denn das Vaterland ihm noch zu wenig gegeben, daß er es wie Judas verkauft, und das gerade zur Zeit seiner höchsten Not, wo drei Feinde es bedrohen? . . . O Gott! wie gerecht ist dein Zorn! Sende die Strafe recht bald; Amen! Wenn ich nur bald in die Freiheit gelangen könnte, ich wollte dir schon Parteigänger schaffen, Herr Hetman! Du solltest bald die Früchte des Verrats kosten. Du wirst noch nach meiner Freundschaft verlangen; aber wenn du keine besseren Freunde findest, als mich, so gehe niemals auf die Bärenjagd, wenn dir dein Fell lieb ist . . ."

In dieser Weise unterhielt sich Herr Sagloba mit sich selbst. Eine Stunde um die andere verrann, endlich fing es an zu dämmern. Die blassen Streiflichter, welche durch das Fenster hineindrangen, zerstreuten allmählich das im Gefängnis

herrschende Dunkel und die Gestalten der an den Wänden sitzenden, düster blickenden Ritter wurden sichtbar. Wolodyjowski und die beiden Skrzetuskis schlummerten ein wenig vor Ermattung, als es aber heller wurde und vom Schloßhofe her der Schall der Tritte der Soldaten, Waffenklirren, Hufschläge und die Töne der Trompeter vom Thore her bis zu ihnen drangen, da sprangen die Ritter schnell auf.

„Der Tag fängt für uns nicht glücklich an," sagte Johann.

„Wolle Gott, daß er glücklicher endige," entgegnete Sagloba. „Wißt ihr Herren, was ich während der Nacht ausgesonnen habe? Man wird uns wohl das Geschenk unseres Lebens anbieten, wenn wir uns entschließen, in die Dienste Radziwills zu treten und seine Verrätereien zu unterstützen. Wir wollen dieses Anerbieten annehmen, um unsere Freiheit zum Dienste für das Vaterland auszunutzen."

„Davor bewahre mich Gott!" entgegnete Herr Johann. „Zum Verräter werde ich niemals, denn wenn ich auch dem Verräter mein Wort nicht halten würde, so bliebe doch die Schande des Verrates an meinem Namen kleben und würde das Erbteil meiner Kinder. Nein! das thue ich niemals, lieber erleide ich den Tod."

„Auch ich nicht," sagte Herr Stanislaus.

„Und ich erkläre euch von vornherein, daß ich es thue, niemand wird denken, daß ich freiwillig in den Dienst Radziwills trat oder ihm aufrichtig ergeben bin. Diesen Drachen Radziwill soll der Teufel holen. Wir wollen doch sehen, wer von uns der Sieger bleibt, er oder wir."

Lärmen von außen her unterbrach die Unterhaltung. Man hörte vom Hofe her Rufe, welche zornig und entrüstet klangen. Gleichzeitig ertönten einzelne Kommandoworte und der Schall von zahlreichen Tritten ganzer Abteilungen, sowie ein schweres Rasseln wie von vorüberfahrenden Geschützen.

„Was geht dort vor?" fragte Sagloba. „Wahrhaftig, vielleicht kommt uns Hilfe."

„Das ist ein ganz ungewöhnlicher Lärm," sagte Wolodyjowski. „Hebt mich doch einmal zum Fenster hinauf; ich kann am besten erkennen, was das bedeutet."

Johann Skrzetuski nahm ihn unter den Armen in die Höhe wie ein Kind, Herr Michael hielt sich an den Eisenstäben fest und blickte eifrig in den Hof.

„Es ist etwas los!" sagte er plötzlich lebhaft. „Ich sehe die ungarische Hoffahne zu Fuß, welche Oskierko kommandiert

hat. Seine Leute lieben ihn sehr, er sitzt auch im Arrest und sie verlangen jedenfalls seine Herausgabe. Bei Gott, sie stellen sich in Schlachtordnung, der Leutnant Stachowitsch ist bei ihnen, ein Freund Oskierkos."

Jetzt wurde der Lärm noch größer.

„Ganhof reitet vor ihre Front . . . Er sagt etwas zu Stachowitsch . . . Welch ein Geschrei . . . Meine Herren, ich sehe Stachowitsch und noch zwei Offiziere die Fahne verlassen. Sie gehen jedenfalls als Deputirte zum Hetman. Die Aufregung nimmt zu, bei Gott. Man hat die Kanonen gegen die Ungarn gerichtet, ein Regiment Schotten steht ebenfalls kampfbereit. Die Waffengefährten der polnischen Fahnen gehen zu den Schotten über. Ohne diese hätten sie nicht den Mut, denn unter den Fußsoldaten herrscht strenge Disziplin. . . ."

„Bei Gott!" rief Sagloba. „Das kann unsere Rettung werden! Herr Michael, giebt es viele Polen? . . . Denn daß diese eine Empörung anzetteln, das ist sicher."

„Die Husaren des Herrn Stankiewitsch und die Panzerfahne Mirskis stehen etwa zwei Tagemärsche von Kiejdan," entgegnete Wolodyjowski. „Wenn die hier wären, würde man es nicht wagen, sie zu verhaften. Wartet einmal . . . Da sind die Dragoner Charlamps, ein Regiment, Mieleschkis zu zweit, die stehen zum Fürsten. . . . Niawiarowski ist der dritte, welcher sich für den Fürsten erklärte, seine Schwadron ist aber weit fort. . . . Zwei Regimenter Schotten . . ."

„Das sind schon vier, die zum Fürsten stehen."

„Und die Artillerie unter Korf: zwei Regimenter."

„O, das ist viel!"

„Und die Fahne Kmiziz, stark bedeckt . . . sechshundert Mann."

„Und auf welcher Seite steht Kmiziz?"

„Ich weiß es nicht."

„Habt ihr ihn nicht gesehen? Warf er seinen Stab auch hin oder nicht?"

„Wir wissen es nicht."

„Wer also steht wider den Fürsten? welche Fahnen?"

„Vor allem jedenfalls jene Ungarn dort, etwa zweihundert Mann, dann ein Haufen freier Soldaten vom Kommando Mirski und Stankiewitsch, wenige Adlige . . . und Kmiziz . . . aber der ist uns nicht sicher."

„Hm! bei der Liebe Gottes . . . wenig genug . . . sehr wenig! . . ."

„Die Ungarn stehen für zwei Schwadronen. Alte geübte Soldaten! Wartet nur! . . . Die Lunten bei den Kanonen werden angezündet, es scheint ein Kampf vorbereitet zu werden."

Die Skrzetuskis schwiegen. Sagloba wälzte sich wie in Fieberschauern.

„Schlagt die Verräter! schlagt die Hundebrut! O Kmiziz! Kmiziz! Alles hängt von ihm ab. Ist er ein dreister Soldat?"

„Frech wie der Teufel . . . zu allem fähig."

„Es kann ja nicht anders sein; er muß zu uns gehören."

„Rebellion im Heere! Seht, wohin es der Hetman gebracht hat," rief Wolodyjowski.

„Wer ist hier der Empörer? das Heer oder der Hetman, welcher sich gegen den eignen Herrn auflehnt?" fragte Sagloba.

„Das möge Gott richten. Wartet. Eine neue Bewegung. Ein Teil der Dragoner Charlamps geht zu den Ungarn über. In dieser Schwadron dient nur guter Adel. Hört ihr sie rufen?"

„Die Obristen, die Obristen!" hörte man drohende Stimmen vom Hofe rufen.

„Herr Michael, bei den Wunden Gottes, ruft ihnen zu, sie sollen nach eurer Fahne und nach den Husaren und Panzersoldaten senden."

„Schweigt, Herr!"

Sagloba fing selbst an zu schreien:

„Sendet nach den anderen polnischen Fahnen und haut die Verräter zusammen."

„Seid doch stille."

Plötzlich knatterte nicht auf dem Hofe, sondern von der Rückseite des Schlosses her eine Musketensalve kurz und abgerissen. . . .

„Jesus, Maria!" schrie Wolodyjowski.

„Herr Michael, was ist das?"

„Man hat gewiß den Stachowitsch und die beiden Offiziere, welche ihn zum Fürsten begleiteten, erschossen!" rief Wolodyjowski wie im Fieber. „Es muß so sein!"

„O Leiden Christi! so ist also auf keine Rettung mehr zu hoffen."

Das Knattern der Schüsse übertönte die Worte. Herr Michael klammerte sich krampfhaft an das Gitter fest und drückte die Stirn dicht an dasselbe, konnte aber für den Augenblick nichts sehen, als die Beine der schottischen Wachen, welche dicht hinter dem Fenster standen. Die Salven folgten einander immer schneller, bald hörte man auch Kanonendonner.

Deutlich vernehmbar war das Anschlagen der Kugeln an die Wand über dem Keller, wie das Prasseln von Hagelkörnern. Das ganze Schloß erbebte in seinen Grundfesten.

„Michael, springe herunter, du kannst dort ums Leben kommen!“ rief Herr Johann.

„Um alles in der Welt steige ich nicht herunter. Die Kugeln schlagen höher ein und die Kanonen sind nach der entgegengesetzten Seite gerichtet.“ Ich bleibe hier.

Bei diesen Worten zog sich Herr Wolodyjowski, noch fester an das Gitter klammernd, ganz hinauf bis in die Fenstervertiefung, wo er die Schultern Skrzetuskis nicht mehr als Stütze brauchte. Es wurde zwar finster im Keller, denn das Fensterchen war klein, und obgleich Herr Wolodyjowski hager war, so verdeckte er es doch ganz, dafür aber erhielten die Untenstehenden fortwährend Nachricht über den Stand der Dinge.

„Jetzt kann ich sehen!“ rief Herr Michael. „Die Ungarn haben sich an die Wand gedrückt und schießen von dort aus. Hah! ich fürchtete schon, sie würden sich in den Winkel zurückziehen, denn dort würden die Kanonen sie im Augenblick zusammenschießen. Sie sind geschickte Soldaten! So war ich Gott liebe! Sie wissen ohne Offiziere, was sie thun müssen. Es raucht wieder. Ich kann nichts sehen . . .“

Das Gewehrfeuer wurde schwächer.

„Barmherziger Gott! Schiebe die Strafe nicht auf!“ rief Sagloba.

„Wie steht es, Michael?“ fragte Skrzetuski.

„Die Schotten gehen zur Attacke vor.“

„Tausend Donnerwetter, daß wir hier sitzen müssen!“ rief Herr Stanislaus.

„Sie sind schon dran, die Hellebardisten! Die Ungarn nehmen sie auf Säbel! Ach Gott! daß ihr das nicht sehen könnt! Was für Soldaten!“

„Und sie müssen gegen ihre Waffenbrüder fechten, statt gegen die Feinde.“

„Die Ungarn siegen, die Schotten weichen auf der Linken. So wahr ich Gott liebe. Die Dragoner Mieleschkos gehen zu den Ungarn über . . . Die Schotten stehen im Doppelfeuer. Korf kann die Kanonen nicht brauchen; er würde auch die Schotten treffen. Ich sehe auch schon die Ganhoffsche Uniform zwischen der ungarischen. Sie stürmen auf das Thor los. Sie wollen ausbrechen. Sie stürmen wie das Wetter. Sie reißen alles nieder!“

„Ha? Wie das? Ich wollte lieber, sie nähmen das Schloß," rief Sagloba.

„Das wäre nichts. Morgen kehren sie mit den Fahnen Mirskis und Stankiewitschs zurück . . . O, Charlamp ist gefallen . . . Nein. Er erhebt sich verwundet . . . Sie sind schon am Thor . . . Was ist das? Sollte auch die schottische Wache am Thor zu den Ungarn übergehen? Man öffnet die Vorlegeeisen . . . Auf der andern Seite des Thores wirbelt Staub auf. Ich sehe Kmiziz! Kmiziz! Kmiziz! Er stürmt mit Reiterei durch das Thor."

„Auf wessen Seite? Auf wessen Seite?" schrie Sagloba.

Herr Michael antwortete nicht; noch eine kleine Weile nur, dann drang Lärm, Waffenklirren und verdoppeltes Geschrei zu den Ohren der Ritter.

„Es ist zu Ende mit ihnen," schrie Herr Wolodyjowski entsetzt.

„Mit wem? Mit wem?"

„Mit den Ungarn! Die Reiter haben sie zersprengt, niedergeritten und gehauen! Das Banner ist in Kmizizs Hand! Zu Ende! Alles, alles aus!"

Indem er das sagte, glitt Herr Michael von der Vertiefung des Fensters herab und fiel in die Arme Johann Skrzetuskis.

„Erschlagt mich!" rief er, „erschlagt mich! Ich hatte diesen Menschen unter meinem Säbel und schenkte ihm das Leben: ich gab ihm den Aufgebotsbrief, durch mich gelangte er zu der Fahne, mit welcher er nun gegen das Vaterland kämpfen wird. Er wußte, wen er anwerben sollte: Hunde, Galgenstricke, Raubmörder, Racker, wie er selbst einer ist. O hätte ich ihn doch nur einmal noch unter meinem Säbel . . . O Gott! verlängere mein Leben zum Untergange dieses Menschen, denn ich schwöre, daß er mir lebend nicht wieder entwischt . . ."

Das Geschrei, Pferdegetrappel und das Gewehrfeuer dauerte kräftig fort. Allmählich erst wurde es schwächer und eine Stunde später herrschte im Kiejdaner Schloß tiefe Stille, welche nur von den gemessenen Schritten der Patrouillen und den Kommandorufen unterbrochen wurde.

„Herr Michael! Seht doch noch einmal nach, was dort oben vorgeht," flehte Sagloba.

„Wozu?" entgegnete der kleine Ritter. „Wer ein Krieger ist, der kann erraten, was geschehen ist. Ich sah sie doch besiegt . . . Kmiziz triumphiert hier!"

„O würde doch dieser Höllenhund gevierteilt! Wollte doch das Geschick, daß er Haremwächter bei den Tartaren würde!"



2. Kapitel.

Herr Michael hatte recht: Kmiziz triumphierte. Die Ungarn, ein Teil der Dragoner Mieleschkos und Charlamps, welche sich mit denselben verbunden hatten, bedeckten mit ihren Körpern dicht den Schloßhof von Kiejdan. Nur einigen wenigen war es gelungen, zu entkommen und sich in der Umgebung des Schlosses und der Stadt vor den Verfolgungen der Reiterei zu verbergen. Viele von ihnen wurden noch eingefangen, die anderen ruhten nicht eher, bis sie das Lager Paul Sapiehas, des Wojewoden von Witebsk, erreicht hatten, um ihm als die ersten die Nachricht von dem Verrat des Großhetman, seinen Uebergang zu den Schweden und die Gefangennahme der Hauptleute, sowie den Aufstand der Truppen mitzuteilen.

Kmiziz war inzwischen, staub- und blutbedeckt, mit dem Banner der Ungarn in der Hand zu Radziwill geeilt, welcher ihn mit offenen Armen empfing. Aber Herrn Andreas hatte der Sieg nicht trunken gemacht; er sah im Gegenteil finster und zornig aus, gerade so, als hätte er gegen seine Ueberzeugung gehandelt.

„Durchlaucht," sagte er, „ich mag keine Lobeserhebungen hören; ich hätte lieber gegen die Feinde des Vaterlandes gekämpft als gegen Soldaten, welche demselben sehr von Nutzen gewesen wären. Ich komme mir vor, als hätte ich mein eigenes Blut vergossen."

„Wer anders trägt die Schuld als diese Rebellen?" entgegnete der Fürst. „Auch ich hätte sie lieber vor die Mauern Wilnas geführt, und so sollte es auch geschehen . . . Sie dagegen zogen es vor, sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Was

geschehen, ist nicht rückgängig zu machen. Man mußte und muß noch ein Exempel statuieren."

„Was gedenken Ew. Durchlaucht mit den Gefangenen zu thun?"

„Jeder Zehnte bekommt eine Kugel vor den Kopf. Die Uebrigen werden in die anderen Regimenter gesteckt. Du reitest heute noch zu den Fahnen Mirskis und Stankiewitschs und bringst ihnen den Befehl, zum Ausmarsch bereit zu sein. Ich ernenne dich hiermit zum Regimentar über diese beiden und über Wolodyjowskis Fahne. Die Statthalter sollen dir unterthan und in allem gehorsam sein. Die letztere Fahne wollte ich an Charlamp überweisen, aber der taugt nicht dazu . . . Ich habe es mir überlegt."

„Und im Falle eines Widerstandes? In der Fahne Wolodyjowskis sind lauter Leute aus der Lauda, welche mich furchtbar hassen."

„Du machst bekannt, daß Mirski, Stankiewitsch und Wolodyjowski sofort erschossen werden."

„Sie werden alsdann mit bewaffneter Hand gen Kiejdan ziehen, um sie zu befreien. Unter Mirski dient lauter hoher Adel."

„Du nimmst ein Regiment schottischer Fußsoldaten und ein Regiment Deutsche mit dir, schließt sie zuerst ein, dann machst du den Befehl bekannt."

„Durchlaucht haben zu befehlen!"

Radziwill stützte die Hände auf die Kniee und dachte nach.

„Mirski und Stankiewitsch wollte ich gern erschießen lassen, wenn sie nicht nur bei ihren Fahnen, sondern im ganzen Heere, bah! — im ganzen Lande so beliebt wären. Ich fürchte den Lärm und die allgemeine Rebellion, von welcher wir eben ein Vorspiel hatten. Glücklicherweise haben sie, dir zum Dank, eine tüchtige Lektion bekommen und jede Fahne wird sich wohl zweimal besinnen, ehe sie gegen uns sich erhebt. Wir müssen nur rasch handeln, damit die Unlustigen nicht zum Wojewoden von Witebsk überlaufen."

„Durchlaucht sprachen nur von Mirski und Stankiewitsch und erwähnten Wolodyjowski und Oskierko gar nicht."

„Oskierko muß ebenfalls geschont werden. Er ist ein bedeutender Mann und seine Verwandtschaft ist weit verzweigt. Wolodyjowski dagegen stammt aus Reußen und steht hier in keinem hohen Ansehen. Er ist ein tüchtiger Soldat, das ist wahr! Ich zählte auch auf ihn . . . Um so schlimmer, da ich

mich in ihm täuschte. Hätte der Teufel nicht diese Herkömmlinge hierher geführt, vielleicht hätte er anders gehandelt. Nach dem aber, was geschehen ist, gehört ihm eine Kugel in den Schädel, ebenso den beiden Skrzetuskis und dem Dritten, diesem Büffel, welcher zuerst brüllte: Verräter! Verräter!"

Herr Andreas sprang auf, wie von glühendem Eisen berührt.

„Durchlaucht! Die Soldaten erzählen, daß Wolodyjowski bei Zybichow Ew. Durchlaucht das Leben gerettet hat."

„Er that damals seine Pflicht und ich wollte ihm dafür Dydkamen als lebenslängliches Lehen lassen ... Jetzt hat er mich verraten und dafür wird er erschossen."

Die Augen Kmiziz' funkelten, die Nasenflügel bebten.

„Durchlaucht, das darf nicht geschehen!"

„Wie? es darf nicht geschehen?" fragte Radziwill stirnrunzelnd.

„Ich flehe Ew. Durchlaucht an," sagte Kmiziz heftig, „daß kein Haar auf dem Haupte Wolodyjowskis gekrümmt wird. Durchlaucht verzeihen ... ich flehe darum! ... Wolodyjowski brauchte mir den Aufgebotsbrief nicht zu geben, denn Durchlaucht hatten ihn zu seinen Händen geschickt und es in seinen Willen gestellt ... Er gab ihn mir dennoch ... Er riß mich vom Rand des Abgrundes ... Dadurch kam ich unter die Botmäßigkeit Ew. Durchlaucht ... Er zögerte nicht, mich zu retten, obgleich er um dasselbe Mädchen warb wie ich ... Ich bin ihm zu Dank verpflichtet und ich habe mir geschworen, daß ich diesen Dank abtragen werde! Durchlaucht werden um meinetwillen weder ihn noch seine Freunde strafen. Kein Haar darf ihnen, bei Gott, gekrümmt werden, so lange ich lebe! ... Ich flehe Ew. Durchlaucht an!"

Herr Andreas bat mit gefalteten Händen; durch seine Worte aber klang es wie verhaltener Zorn, Drohung und Entrüstung. Seine unbändige Natur kam zum Durchbruch. Er stand vor Radziwill mit einem Gesicht, das dem Kopfe eines gereizten Raubvogels mit funkelnden Augen glich. Im Antlitz des Hetmans wetterleuchtete es ebenfalls. Bisher hatte sich alles in Litauen und Reußen seinem eisernen Willen und seinem Despotismus gebeugt. Niemals hatte es jemand gewagt, ihm zu widersprechen, niemals jemand um Gnade für einmal Verurteilte gebeten, und nun bat Kmiziz nur scheinbar — seine Bitte klang mehr wie eine Forderung. Und die

Lage des Fürsten war eine derartige, daß es fast unmöglich war, ihn zurückzuweisen.

Der Despot hatte gleich beim Beginn seiner Verrätereien herausgefühlt, daß er von nun an oft dem Willen des Volkes und den Umständen würde Rechnung tragen müssen, daß er in Abhängigkeit von Parteigängern geraten würde, welche sich mit seiner Größe nicht messen konnten, daß dieser Kmiziz, welchen er sich zum treuen Hunde heranziehen wollte, eher einem gehätschelten Wolfe gleichen werde, welcher, gereizt, nach der Hand des Herrn schnappte.

Alles das regte das stolze Blut Radziwills auf. Er beschloß, zu widerstehen, um so mehr, da auch ein angeborener Rachedurst ihn zum Widerstande trieb.

„Wolodyjowski und die anderen Dreie müssen sterben!" sagte er mit erhobener Stimme.

Aber da hatte der Fürst Feuer ins Pulver geworfen.

„Hätte ich die Ungarn nicht niedergehauen, so wären nicht sie es, die sterben müßten!" rief Kmiziz.

„Wie? Du hältst mir schon deine Verdienste vor?" fragte drohend der Hetman.

„Durchlaucht!" rief Herr Andreas in heftigem Tone, „ich halte nichts vor . . . Ich bitte, ich flehe nur . . . Aber das wird nicht geschehen. Diese Männer sind in ganz Polen berühmt . . . Es darf nicht geschehen, es darf nicht! Ich werde nicht wie ein zweiter Judas an Wolodyjowski handeln. Für Ew. Durchlaucht will ich durchs Feuer gehen, nur versagt mir diese Gnade nicht . . ."

„Und wenn ich sie versage?"

„Dann mögen Durchlaucht mich erschießen lassen! . . . Ich will nicht mehr leben! . . . Möge ein Donnerwetter mich erschlagen! . . . Mögen die Teufel mich bei lebendigem Leibe zur Hölle holen."

„Besinne dich, Unglückseliger, vor wem du stehst."

„Bringt mich nicht zur Verzweiflung, Durchlaucht!"

„Deinen Bitten kann ich Gehör schenken; die Drohungen beachte ich nicht."

„Ich bitte, ich flehe." Herr Andreas fiel auf die Kniee. „Gestattet mir, euch mit dem Herzen zu dienen, Durchlaucht, nicht aus Zwang; ich müßte sonst wahnsinnig werden!"

Radziwill antwortete nicht; Kmiziz kniete noch immer. Röte und Blässe wechselten blitzartig auf seinem Gesicht. Es

war deutlich zu erkennen — noch einen Augenblick nur und der Sturm brach gräßlich bei dem jungen Krieger los.

„Steh auf," sagte Radziwill endlich.

Herr Andreas stand auf.

„Du kannst deine Freunde gut verteidigen," sagte der Fürst. „Ich habe den Beweis, daß du auch mich verteidigen, mich niemals verlassen wirst. Aber Gott hat dich aus Salpeter statt aus Fleisch und Knochen geschaffen; hab Acht, daß du nicht in Flammen aufgehst. Ich kann dir nichts versagen. So höre denn: Ich beabsichtige, den Stankiewitsch, Mirski und Oskierko zu den Schweden nach Birz zu schicken; mögen die beiden Skrzetuskis und Wolodyjowski mit ihnen gehen. Man wird ihnen die Köpfe dort nicht abreißen, und, daß sie zur Kriegszeit ruhig zu sitzen gezwungen werden, ist um so besser für uns."

„Ich danke Ew. Durchlaucht, meinem Vater!" rief Kmiziz lebhaft.

„Gemach!" sagte der Fürst. „Ich habe deinen Schwur geehrt, nur zu sehr geehrt, jetzt ehre du auch den meinigen ... Diesem alten Edelmann ... ich habe seinen Namen vergessen ... diesem brüllenden Teufel, welcher mit den Skrzetuskis hierherkam, habe ich in tiefster Seele den Tod geschworen. Er war es, der zuerst mich einen „Verräter" hieß, mich der Bestechlichkeit beschuldigte; er hetzte die anderen auf, denn es wäre so weit nicht gekommen ohne seine Frechheit! (Der Fürst schlug mit der Faust auf den Tisch.) Eher hätte ich den Tod, der Welt Ende erwartet, als daß jemand es wagen würde, mir, dem Radziwill, das Wort „Verräter" ins Antlitz zu schleudern — ins Antlitz, in Gegenwart so vieler Menschen! Es giebt keinen Tod, keine Qualen, die zu schwer wären für dieses Verbrechen. Bitte nicht für ihn, denn es nützt dir nichts."

Aber Herr Andreas ließ sich nicht leicht abschrecken, wenn er sich etwas vorgenommen hatte. Doch war er nicht mehr zornig, auch nicht mehr heftig. Im Gegenteil! Er faßte aufs neue die Hand des Hetmans, und indem er sie mit Küssen bedeckte, begann er so herzlich zu bitten, wie er es nur konnte.

„Ew. Durchlaucht werden durch keine Kette oder keinen Strick mein Herz fester an euch fesseln als mit dieser Gnade. Aber laßt sie nicht halb gethan sein, auch nicht teilweise, sondern ganz, Durchlaucht! Was dieser Edelmann gestern ausgesprochen, das waren die Gedanken aller Anwesenden. Auch ich dachte dasselbe, bis Ew. Durchlaucht mir die Augen öffneten ... Ich

soll lebendig verbrennen, wenn ich es nicht dachte . . . Der Mensch kann ja nicht dafür, daß er dumm ist . . . Zudem war dieser Edelmann betrunken und redete, was ihm das Herz eingab. Er glaubte, im Interesse des Vaterlandes zu handeln, und man kann doch nicht jemanden für seine Vaterlandsliebe bestrafen wollen. Er wußte recht gut, daß er seinen Kopf in Gefahr brachte, trotzdem sprach er, wie es ihm ums Herz war. Er ist mir weder Bruder noch Gevatter, aber dem Herrn Wolodyjowski mehr als ein Bruder, er ersetzt ihm den Vater. Dieser würde ihn maßlos betrauern und das soll nicht geschehen. Es liegt eben in meiner Natur, daß ich für diejenigen, denen ich wohl will, selbst mein Seelenheil hingäbe. Wer mich schonen, aber dafür meinen Freund erschlagen wollte, den soll der Teufel für sein Gnadenwerk holen. Durchlaucht! mein Vater, mein Wohlthäter, macht das Maß eurer Gnade voll und schenkt mir diesen Edelmann; ich schenke euch dafür all mein Blut, sei es morgen, heute, sogleich!"

Radziwill kaute am Bart.

„Ich habe ihm gestern den Tod geschworen."

„Was der Hetman und Wojewode von Wilna geschworen, das kann der Großherzog von Litauen und, Gott gebe es, bald König von Polen, als gnädiger Monarch wieder lösen . . ."

Herr Andreas sagte aufrichtig, was er fühlte und dachte, aber wäre er der ausgesucht geschickteste Höfling gewesen, er hätte zum Schutz seiner Freunde kein mächtigeres Argument finden können. Das stolze Angesicht des Magnaten erhellte sich beim Klange dieser Titel, welche er noch nicht besaß. Nach einer Weile sagte er:

„Deine Rede hat mich so eingenommen, daß ich dir nichts versagen kann. Es sollen alle nach Birz gehen. Dort mögen sie für ihre Schuld Buße thun, und wenn das geschehen sein wird, worauf du hindeutest, dann kannst du neue Gnadenbezeugungen für sie erbitten."

„So wahr ich lebe, ich werde sie fordern. Wolle Gott, daß es recht bald geschehe!" antwortete Kmiziz.

„Gehe jetzt, ihnen die gute Nachricht zu bringen!"

„Die gute Nachricht gilt mir, nicht ihnen; sie würden dieselbe um so weniger freudig begrüßen, als sie das nicht erwarteten, was sie treffen sollte. Ich gehe nicht zu ihnen, Durchlaucht, denn das würde so aussehen, als wollte ich meine That sogleich selbst anpreisen."

„Thue, wie du willst. Wenn es aber so sein soll, dann

versäume keine Zeit, sondern eile, die Fahnen Mirskis und Stankiewitschs zu holen, denn gleich darauf wartet deiner eine andere Expedition, welche mehr nach deinem Geschmack sein wird."

„Was für eine, Durchlaucht?"

„Du reitest mit einer Einladung von mir an den Herrn Billewitsch, den Schwertträger Reußens, mit seiner Verwandten hierher zu mir nach Kiejdan zu kommen und während der Dauer des Krieges hier zu wohnen. Verstehst du?"

Kmiziz wurde verlegen.

„Er wird das jedenfalls nicht thun, denn er hat Kiejdan in großem Zorn verlassen."

„Ich hoffe, sein Zorn ist schon verflogen. Auf jeden Fall nimmst du Leute mit dir, und wenn sie nicht in Güte hierher kommen wollen, so setzest du sie einfach in den Wagen, umringst sie mit deinen Dragonern und bringst sie hierher. Der Edelmann war weich wie Wachs. Da ich mit ihm redete, errötete er wie ein Backfisch und verbeugte sich bis zur Erde. Ihn erschreckte nur der Name des Schwedenkönigs, wie den Teufel das Weihwasser, deshalb riß er aus. Ich muß ihn hier haben, deinetwegen und meinetwegen. Ich hoffe, daß ich aus diesem Wachse noch ein Licht knete, das ich demjenigen aufstecke, dem ich wohl will. Erfüllt sich das, so ist es gut, wenn nicht, nun, so habe ich eine Geisel. Die Billewitsch gelten viel in Smudz, denn sie sind fast mit dem ganzen Adel dort verschwägert. Wenn ich also den Aeltesten von ihnen in meiner Hand habe, so werden die anderen sich zweimal besinnen, ehe sie etwas gegen mich ins Werk setzen. Und bedenke, daß in seinem Gefolge und im Gefolge deines Mädchens das ganze Ameisennest der Laudaer steht, welches, wenn es in das Lager des Wojewoden von Witebsk überginge, dort mit offenen Armen empfangen werden würde. Es ist das von großer Wichtigkeit, von so großer, daß ich eben überlege, ob man nicht mit den Billewitsch den Anfang machen soll."

„In der Fahne Wolodyjowski stehen nur Laudaer Leute."

„Die Vormünder deines Mädchens. So beginne denn damit, daß du das Mädchen hierherbringst. Nur das eine höre: Die Bekehrung des Herrn Schwertträgers zu unserer Farbe nehme ich auf mich; allein die Versöhnung des Mädchens ist deine Sache. Wenn ich den Schwertträger erst bekehrt habe, dann hilft er dir das Mädchen versöhnen. Gelingt das, dann richte ich unverzüglich eure Hochzeit aus. Willigt sie nicht ein —

nun, so nimm auch so von ihr Besitz. Wenn das Spiel zu Ende ist, dann ist die Jagd aus. Das ist die beste Art, mit den Weibern umzugehen. Sie wird weinen, verzweifeln, wenn man sie zum Altar schleppt, aber am nächsten Tage wird sie denken: „Der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird“ — und am dritten wird sie dich lieben. Wie seid ihr gestern auseinandergegangen?“

„Mir war, als hätte ich eine Backpfeife bekommen!“

„Was sagte sie?“

„Sie nannte mich einen Verräter ... Fast hätte mich der Schlag gerührt.“

„So verbissen ist sie also? Wenn du erst ihr Gatte bist, dann sage ihr, daß den Weibern der Spinnrocken besser ansteht als das Einmischen in öffentliche Angelegenheiten, und halte sie kurz.“

„Ew. Durchlaucht kennen sie nicht; bei ihr heißt es nur: Tugend oder nicht Tugend. Darnach richtet sich ihr Urteil, und um ihren Verstand möchte sie mancher Mann beneiden. Ehe man sich's versieht, hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen.“

„Sie hat auch dein Herz getroffen ... Bemühe dich, das ihre wieder zu treffen.“

„Das wolle Gott, Durchlaucht. Ich nahm sie schon einmal mit Gewalt, aber ich habe mir gelobt, das nie wieder zu thun. Und was Ew. Durchlaucht da sagen, vom mit Gewalt zum Altar schleppen, das wäre nicht nach meinem Sinn, denn ich habe ihr und mir gelobt, nie wieder Gewalt anzuwenden. Wenn der Schwertträger überzeugt wird, wird er auch sie überzeugen und dann wird sie mich in einem anderen Lichte sehen. Und nun will ich den Billewitsch und sie hierher holen, denn ich fürchte, sie versteckt sich vor mir in irgend ein Kloster. Das aber muß ich Ew. Durchlaucht sagen, daß, obgleich es mich schon glücklich macht, dieses Mädchen auch nur anzusehen, ich jetzt dennoch lieber gegen die gesamte schwedische Macht vorrücken wollte, als vor sie hinzutreten, da sie meine tugendhaften Vorsätze noch nicht kennt und mich für einen Verräter hält.“

„Wenn du willst, schicke ich jemand anderen dorthin, den Charlamp oder Mieleschko.“

„Nein! Es ist besser, ich gehe selbst. Charlamp ist übrigens verwundet.“

„Um so besser. Gestern noch wollte ich den Charlamp

zur Fahne Wolodyjowskis schicken, damit er das Kommando über sie führe und sie im Notfalle zum Gehorsam zwinge. Es hat sich aber erwiesen, daß er ein ungeschickter Soldat ist, der nicht einmal verstand, die eigenen Leute im Zaum zu halten. Mir liegt nichts mehr an ihm. Gehe also erst zu dem Schwertträger und dem Mädchen, dann hole jene beiden Fahnen. Im äußersten Falle schene kein Blutvergießen, denn wir müssen den Schweden zeigen, daß wir mächtig sind und einen Aufstand nicht fürchten. Die Hauptleute will ich gleich unter Eskorte fortschicken. Ich hoffe, daß Paulus de la Gardie das als ein Zeichen meiner aufrichtigen Gesinnung betrachten wird. Mieleschko soll sie hinbringen. Der Anfang ist schwer, sehr schwer! . . . Ich sehe voraus, daß halb Litauen gegen mich sich erheben wird."

„Das hat nichts zu bedeuten, Durchlaucht! Wer ein reines Gewissen hat, der braucht nichts zu fürchten."

„Ich glaubte, daß wenigstens die Radziwills alle zu mir stehen würden. Aber sieh hier, was mir der Fürst-Truchseß aus Nieswiersch schreibt."

Der Hetman reichte den Brief Kasimir Michaels dem Herrn Andreas hin.

Kmiziz überflog die Zeilen.

„Wenn ich nicht die Absichten Ew. Durchlaucht so gut kennte, dann würde ich sagen, der Fürst-Truchseß hat Recht und ist der tugendhafteste Mann der Welt. Gott gebe ihm alles Gute! . . . Ich rede, wie ich denke."

„Mach' schon, daß du fortkommst," sagte der Hetman mit einer gewissen Ungeduld.



3. Kapitel.

Kmiziz reiste jedoch weder bald, noch am nächsten Tage ab, denn es langten drohende Gerüchte in Kiejdan an. Schon gegen Abend kam ein Eilbote mit der Nachricht, daß die Fahnen Mirskis und Stankiewitschs bereits aus freien Stücken gegen die Residenz des Hetman zogen, in der Absicht, mit Gewalt die Herausgabe ihrer Offiziere zu fordern, daß eine schreckliche Aufregung unter ihnen herrsche und sie Abgesandte an alle Fahnen in der Nähe Kiejdans und weiter bis nach Podlachien und Sabludowo abgeschickt hätten mit der Nachricht von dem Verrate des Hetman und der Aufforderung, sich zum Schutze des Vaterlandes ihnen anzuschließen. Es war vorauszusehen, daß eine Menge Adel sich den aufständischen Fahnen anschließen würde, was zusammen eine ansehnliche Macht bilden mußte, welcher Widerstand zu leisten dem unbefestigten Kiejdan schwer fallen werde, besonders da der Fürst nicht auf alle Regimenter, die in seiner Hand waren, mit Sicherheit zählen konnte.

Das änderte die Berechnungen und alle Pläne des Hetmans; aber statt ihn niederzudrücken, schienen diese erschwerenden Umstände nur die Stärke seines Geistes zu erhöhen. Er beschloß, selbst an der Spitze seiner ihm ergebenen Schotten, der Reiterei und der Artillerie gegen die Aufständischen auszuziehen, um die Unruhen im Keime zu ersticken. Wußte er doch sehr gut, daß Soldaten ohne Offiziere nur eine formlose Masse seien, welche vor dem bloßen Namen des Hetmans in alle vier Winde zerstieben würde.

Er beschloß auch, nichts zu schonen und durch ein strenges Exempel das gesamte Heer, den ganzen Adel, ja ganz Litauen in Schrecken zu setzen, so daß es unter seiner eisernen Hand nicht einmal zu zucken wagte. Alles, wonach er strebte, sollte sich erfüllen, und zwar durch seine eigene Kraft erfüllen.

Noch am selbigen Tage zogen mehrere der fremdländischen Offiziere nach Preußen aus, um neue Truppen zu werben. Kiejdan strotzte von Waffen. Die schottischen Regimenter, die ausländische Reiterei, die Dragoner Mieleschkos und Charlamps und die „Feuermänner“ des Herrn Korf bereiteten sich zum Ausmarsch vor. Die Haiducken des Fürsten, das Hofgesinde und die männlichen Einwohner der Stadt Kiejdan sollten das Heer desselben verstärken und endlich beschloß man, die Abreise der gefangenen Hauptleute nach Birz zu beschleunigen, da sie dort sicherer waren als in dem unbefestigten Kiejdan. Der Fürst erwartete zudem mit Recht, daß ihre Fortschaffung nach dieser entlegenen Festung, welche dem Vertrage gemäß schon von den Schweden besetzt sein mußte, alle Hoffnungen auf ihre Befreiung seitens der aufständischen Truppen zu nichte machen würde und ihnen jeden faßbaren Grund für ihre Empörung benahm.

Herr Sagloba, die beiden Skrzetuskis und Wolodyjowski sollten das Los der anderen Gefangenen teilen.

Es war schon am Abend, als in das Gefängnis, in welchem sie saßen, ein Offizier mit einer Laterne in der Hand trat und sagte:

„Macht euch bereit, meine Herren, mir zu folgen.“

„Wohin?“ fragte Herr Sagloba unruhig.

„Das wird sich zeigen . . . Schnell! schnell!“

„Wir kommen schon.“

Sie gingen hinaus. Auf dem Korridor wurden sie von bewaffneten Schotten umringt. Sagloba wurde immer unruhiger.

„Sie werden uns doch nicht ohne die Sakramente, ohne einen Geistlichen zum Tode führen?“ flüsterte er dem Herrn Wolodyjowski ins Ohr.

Darauf wandte er sich an den Offizier:

„Wie ist euer Name, wenn ich bitten darf?“

„Was kümmert euch mein Name?“

„Ich habe viel Verwandte in Litauen und man weiß gern, mit wem man es zu thun hat.“

„Es ist jetzt keine geeignete Zeit zu Vorstellungen. Der

aber ist ein Narr, der sich seines Namens schämt . . . Ich heiße Roch Kowalski, wenn ihr es denn wissen wollt."

„Ein edles Geschlecht! Die Männer sind gute Soldaten, die Frauen tugendhaft. Meine Großmutter war eine geborene Kowalska, aber sie machte mich zur Waise, noch ehe ich das Licht der Welt erblickte. Welcher Linie gehört ihr an? Den Wieruscher Kowalskis oder den Korabier Kowalskis?"

„Wie kommt ihr dazu, mich hier bei Nachtzeit zu inquirieren?"

„Weil ihr gewiß ein Verwandter von mir seid, denn auch von Statur gleichen wir uns. Ihr seid starkknochig wie ich und habt auch ganz meine breiten Schultern und ihr müßt wissen, daß ich gerade meine Schönheit von der Großmutter geerbt habe."

„Das können wir alles unterwegs feststellen; wir werden Zeit dazu haben!"

„Unterwegs?" sagte Sagloba.

Und eine große Last fiel ihm vom Herzen. Er blähte sich auf wie ein Mehlsack und sein Humor kehrte sogleich zurück.

„Herr Michael," flüsterte er, „habe ich euch nicht gesagt, daß man uns nicht köpfen würde?"

Sie waren inzwischen auf den Schloßhof gekommen. Es war vollständig finster geworden. Hier und da nur leuchteten einige rote Fackeln oder schwankte eine Laterne hin und her, ihr ungewisses Licht auf Gruppen berittener Soldaten und Infanterie der verschiedenen Waffengattungen werfend. Der ganze Schloßhof war mit Truppen bedeckt. Man bereitete sichtlich einen Kriegszug vor, überall herrschte reges Leben. Hier und da blickten im Dunkel Speere oder Musketenläufe auf; Pferdehufe klirrten auf dem Steinpflaster, einzelne Reiter ritten zwischen den Fahnen hin und her; es waren das sicher Offiziere, welche Befehle austrugen.

Kowalski hielt die Gefangenen nebst ihrer Begleitung vor einem großen, mit vier Pferden bespannten Leiterwagen an.

„Steigt auf, meine Herren!" sagte er.

„Es sitzt ja schon jemand darauf," sagte Sagloba, während er auf den Wagen kletterte. „Wo sind unsere Sachen?"

„Das Gepäck ist unter dem Stroh geborgen," antwortete Kowalski. „Schneller, schneller!"

„Wer liegt denn hier?" fragte Sagloba, die dunklen Gestalten betrachtend, welche auf dem Wagen im Stroh ausgestreckt lagen.

„Mirski, Stankiewitsch, Oskierko!“ meldeten einige Stimmen.

„Wolodyjowski, Johann Skrzetuski, Stanislaus Skrzetuski, Sagloba!“ antworteten unsere Ritter.

„Willkommen! willkommen!“

„Willkommen! Wir werden in auserlesener Gesellschaft reisen. Wohin wollen sie uns bringen? Wißt ihr es nicht, meine Herren?“

„Die Herren werden nach Birz gebracht!“ sagte Kowalski.

Indem er das sagte, setzte sich der Zug in Bewegung. Fünfzig Dragoner umgaben den Wagen.

Die Gefangenen begannen sich leise zu unterhalten.

„Man liefert uns den Schweden aus,“ sagte Mirski. „Ich hatte das erwartet.“

„Ich ziehe vor, unter Feinden zu leben, als unter Verrätern!“ antwortete Stankiewitsch.

„Und ich ziehe eine Kugel vor den Kopf allem vor!“ rief Wolodyjowski. „Es ist entsetzlich, die Hände im Schoße ruhen zu lassen während dieses unglückseligen Krieges.“

„Lästert nicht, Herr Michael,“ entgegnete Sagloba. „Vom Wagen könnt ihr, wenn sich die Gelegenheit bietet, einmal verschwinden; ebenso aus Birz. Mit einer Kugel im Kopfe aber rennt man schwerlich davon. Ich wußte aber im Voraus, daß dieser Verräter es nicht wagen würde, uns zu erschießen.“

„Es giebt nichts, das Radziwill nicht wagen würde,“ sagte Mirski. „Man sieht, ihr seid von weit her und kennt ihn nicht. Wem er einmal Rache geschworen, der ist so gut wie begraben; ich kenne keinen einzigen Fall, wo er auch nur die geringste Schuld verziehen hätte.“

„Er hätte es dennoch nicht wagen dürfen, die Hand gegen mich zu erheben,“ antwortete Sagloba. „Wer weiß, ob ihr alle, meine Herren, nicht mir das Leben verdankt.“

„Wie so?“

„Der Chan aus der Krim liebt mich sehr dafür, daß ich eine Verschwörung auf sein Leben entdeckt habe, während ich in der Krim in Gefangenschaft schmachtete. Und auch unser allerdurchlauchtigster Herr Johannes Kasimirus ist in mich vernarrt. Mit zwei solchen Potentaten wollte dieser Hund Radziwill es nicht verderben; die hätten ihn auch in Litauen erreicht.“

„Ei, was ihr sagt! Er haßt den König wie der Teufel das Weihwasser und er würde euch noch mehr hassen, wenn

er wüßte, daß ihr ein Anhänger des Königs seid," antwortete Stankiewitsch.

„Und ich denke," sagte Oskierko, „daß der Hetman nur nicht den bösen Leumund herausfordern wollte, indem er unser Blut vergoß; ich wollte aber darauf schwören, daß dieser Offizier den Schweden in Birz den Befehl bringt, uns sofort zu erschießen."

„O weh!" sagte Sagloba.

Sie verstummten eine Weile. Der Wagen war inzwischen auf dem Marktplatze Kiejdans angelangt. In der Stadt schlief alles; die Fenster waren nicht mehr erleuchtet, nur die Hunde vor den Häusern fielen bissig den Zug an.

„Es ist schon einerlei," sagte Sagloba. „Jedenfalls haben wir Zeit gewonnen; vielleicht hilft uns ein glücklicher Zufall oder möglicherweise eine List."

Er wandte sich bei diesen Worten an die alten Offiziere:

„Meine Herren!" sagte er, „ihr kennt mich zu wenig, aber fragt die Herren, meine Gefährten hier, in welchen Bedrängnissen ich mich schon befunden, und dennoch habe ich immer mich frei gemacht. Sagt mir nur, was ist das für ein Offizier, welcher den Zug kommandiert? Könnte man ihm nicht vorstellen, daß er es mit einem Verräter nicht halten, sondern zur Befreiung des Vaterlandes sich mit uns verbinden solle?"

„Das ist Roch Kowalski von der Linie der Korabier Kowalskis," entgegnete Oskierko. „Ich kenne ihn. Ihr könntet ebenso gut seinem Pferde Vorstellungen machen, denn ich weiß wahrhaftig nicht, wer dümmer ist, er oder sein Pferd."

„Aber daß man ihn da zum Offizier gemacht hat?"

„Er trägt bei den Dragonern Mieleschkos die Fahne. Dazu braucht man wahrhaftig keinen Verstand. Und zum Offizier wurde er darum gemacht, weil seine kräftige Faust dem Fürsten gefällt. Er zerbricht Hufeisen in der Hand und umarmt gezähmte Bären derartig, daß noch kein einziger seiner Umarmung lebendig entronnen ist."

„Ein solcher Kraftmensch ist er also?"

„Das ist er, und dazu kommt noch, daß, wenn ein Vorgesetzter ihm befiehlt: schlage dir den Kopf an der Wand ein, er ohne sich zu besinnen, mit dem Kopfe gegen die Wand rennen würde. Jetzt hat man ihm befohlen, uns nach Birz zu bringen, und er wird das thun und sollte die Welt darüber zusammenstürzen."

„Seht, seht!“ sagte Sagloba, welcher aufmerksam zugehört hatte. „Er ist also ein resoluter Bursche!“

„Weil bei ihm Entschlossenheit und Dummheit gleichbedeutend sind. Uebrigens — wenn er Zeit hat und nicht gerade ißt, so schläft er. Ihr würdet es kaum glauben, meine Herren, es klingt wunderbar, aber es ist wahr, er schlief einmal achtundvierzig Stunden hintereinander im Zeughause und reckte sich noch, als man ihn vom Lager zog.“

„Der Mann gefällt mir sehr,“ sagte Sagloba; „ich weiß immer gern, mit wem ich es zu thun habe.“

Hier wandte er sich an Kowalski.

„Kommt doch einmal näher, Herr!“ rief er im Protektorton.

„Was soll's?“ fragte Kowalski, indem er das Pferd wendete.

„Habt ihr Branntwein?“

„Ja.“

„Gebt her!“

„Was? Gebt her?“

„Denn seht, Herr Kowalski, wenn das nicht erlaubt wäre, so hättet ihr Befehl, keinen Branntwein zu verabreichen. Da euch das aber nicht untersagt ist, so gebt her.“

„Wie?“ rief Herr Rochus verwundert, „wollt ihr mich dazu zwingen?“

„Zwang oder nicht Zwang, die Hauptsache — es ist euch nicht verboten und es ziemt sich, einen alten Verwandten zu stärken, der, wenn er eure Mutter geheiratet hätte, ganz gut euer Vater sein könnte.“

„Was seid ihr mir für ein Verwandter?“

„Es giebt zwei Linien Kowalski. Die einen haben im Siegel einen eisernen Schild, auf welchem ein Ziegenbock zu sehen ist, der den einen Hinterfuß erhoben hat, die anderen haben als Wappenkleinod eine Arche, auf welcher einer ihrer Vorfahren über das Meer aus England nach Polen herübergekommen ist, und die Kowalskis sind mir durch meine Großmutter verwandt, besonders da auch ich die Arche in mein Siegel aufgenommen habe.“

„Bei Gott! so seid ihr in der That mein Verwandter!“

„Seid ihr auch einer von den Archen-Kowalskis?“

„Das bin ich.“

„Mein Blutsverwandter, so wahr ich Gott liebe!“ rief Sagloba. „Es ist gut, daß ich euch hier gefunden habe, denn ich bin eigentlich nur nach Litauen gekommen, um die Ko-

walskis aufzusuchen, und wenn ich auch jetzt in Gefangenschaft bin und ihr hoch zu Roß eure Freiheit genießt, so nehme ich euch doch so gerne in meine Arme, denn verwandtes Blut verleugnet sich nicht."

„Was kann euch das nützen? Man hat mir befohlen, euch nach Birz zu bringen, das thue ich nun ... Verwandtschaft hin, Verwandtschaft her, Dienst bleibt Dienst."

„Nennt mich Oheim!" sagte Sagloba.

„Hier habt ihr Branntwein, Oheim!" sagte Herr Rochus. „Das ist alles, was ich für euch thun kann."

Sagloba nahm gerne die Feldflasche an und that einen langen Zug daraus. Bald durchströmte eine angenehme Wärme alle seine Glieder, im Kopfe wurde es ihm helle und der Verstand klarer.

„Steigt doch vom Pferde herab und kommt eine Weile auf den Wagen. Ich möchte gern mit euch über eure Angehörigen plaudern. Obgleich ich den Dienst ehre, so glaube ich doch, daß dieses erlaubt ist."

Kowalski antwortete eine Weile nichts, endlich sagte er:

„Ich glaube auch, es ist nicht gegen den Befehl."

Bald darauf saß er neben Herrn Sagloba oder streckte vielmehr seine Glieder lang auf dem Stroh aus, welches den Boden des Wagens hoch bedeckte. Herr Sagloba umarmte ihn herzlich.

„Wie geht es denn deinem Alten? ... Daß dich doch! ... ich habe seinen Taufnamen vergessen."

„Er heißt auch Rochus."

„Richtig, richtig. Ein Rochus zeugte wieder den andern Rochus ... das ist nach dem Familiengebot. Du bist verpflichtet, deinen Sohn wieder Rochus zu nennen. Jeder Vogel hat seine eigenen Farben. Bist du verheiratet?"

„Jawohl, das bin ich. Ich heiße Kowalski und das hier ist die Frau Kowalska, eine andere begehre ich nicht."

Bei diesen Worten hob der junge Offizier die Scheide seines schweren Dragonersäbels bis dicht unter die Augen Saglobas und wiederholte:

„Eine andere begehre ich nicht!"

„Das ist recht," sagte Sagloba. „Du gefällst mir sehr, Rochus, Sohn des Rochus. Es ist am besten um den Soldaten bestellt, wenn er kein anderes Weib hat als den Säbel, und — was ich noch sagen wollte — jedenfalls bleibt diese deine Geliebte eher eine Witwe als du ein Witwer. Schade nur, daß

du mit ihr keine jungen Rochus zeugen kannst, denn ich merke schon, du bist ein tapferer und kluger Kavalier und es wäre schade, wenn ein solches Geschlecht aussterben sollte."

„A bah," sagte Kowalski. „Wir sind sechs Brüder."

„Und alle heißen Rochus?"

„Als ob ihr das wüßtet, daß alle, wenn sie auch nicht Rochus gerufen werden, doch den Namen in der Taufe miterhalten haben, denn der heilige Rochus ist unser ganz besonderer Schutzpatron."

„Trinken wir noch einmal!"

„Gut!"

Wieder that Sagloba einen Zug aus der Flasche, trank aber den Branntwein nicht aus, sondern reichte die Flasche dem Offizier und sagte:

„Trink aus! ... Wie schade, daß ich dich nicht sehen kann!" fuhr er fort. „Es ist so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sieht. Höre einmal, Rochus, wohin sollten denn die Soldaten ausrücken, welche wir bei unserer Abreise aus Kiejdan sahen?"

„Gegen die Aufständischen."

„Gott der Allmächtige weiß am besten, wer ein Aufständischer ist, jene dort oder du!"

„Ich ein Aufständischer? Wie so? Ich thue doch alles, was mein Hetman mir befiehlt?"

„Aber der Hetman thut nicht, was der König ihm befiehlt, denn sicherlich hat der König ihm nicht befohlen, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache zu machen. Würdest du nicht lieber gegen die Schweden kämpfen, als mich, deinen Oheim, in ihre Hände liefern?"

„Vielleicht thäte ich das lieber, aber dem Befehl muß man gehorchen."

„Auch deine Geliebte, dein Schwert, thäte das lieber. Ich kenne das. Unter uns gesagt, so hat sich der Hetman gegen den König und das Vaterland empört. Sage das zu niemandem, aber es ist so. Und ihr, die ihr seine Befehle vollzieht, thut dasselbe."

„Das darf ich nicht mit anhören. Der Hetman hat seine Obrigkeit, ich die meinige, diese ist eben der Hetman, und Gott würde mich strafen, wenn ich anders wollte als er; das wäre unerhört!"

„Du sprichst gut ... aber überlege es dir einmal, Rochus: — wie wenn du in die Hände jener Aufständischen fielest?

Ich wäre dann frei und du wärest ohne Schuld, denn — nec Hercules contra plures! . . . Ich weiß nicht, wo die aufständischen Truppen sich befinden, aber du mußt das wissen . . . Wir könnten doch ein wenig die Richtung einschlagen, in welcher sie stehen."

„Ich verstehe nicht."

„Wie, wenn du mit Absicht ihnen entgegen zögest? Es wäre dann doch nicht deine Schuld, wenn sie uns befreiten. Du hättest dann auch meinen Tod nicht auf dem Gewissen, und glaube mir, den Tod eines Blutsverwandten auf dem Gewissen zu haben, das ist eine furchtbare Last!"

„Ach, was ihr redet, Ohm! Wahrhaftig, ich springe vom Wagen und setze mich wieder auf das Pferd. Nicht ich werde euch auf dem Gewissen haben, sondern der Herr Hetman. So lange ich lebe, wird daraus nichts."

„Wenn nicht, denn nicht!" sagte Sagloba. „Es ist mir lieber, daß du aufrichtig bist, obgleich ich eher dein Ohm war als Radziwill dein Hetman. Weißt du auch, Rochus, was das Wort Ohm bedeutet?"

„Nun, Ohm ist Ohm."

„Du kalkulierst sehr verständig, aber weißt du, daß in der heiligen Schrift steht: Wo kein Vater mehr lebt, sollst du dem Ohm gehorchen? Der Ohm ist eine väterliche Macht, gegen die sich aufzulehnen eine Sünde ist. Und auch das erwäge, daß, wer sich verheiratet, leicht Vater werden kann; in den Adern des Ohm aber fließt dasselbe Blut wie in den Adern der Mutter, und wenn ich auch nicht direkt der Bruder deiner Mutter bin, so muß doch meine Großmutter die Muhme deiner Großmutter gewesen sein. Erwäge also, daß in mir die Würde mehrerer Geschlechter ruht, denn, wie wir alle sterblich sind, so geht die Macht und Würde von Geschlecht auf Geschlecht über und weder die königliche, noch die Hetmanswürde kann sie streitig machen oder jemanden zwingen, dagegen zu opponieren. Die Wahrheit ist unantastbar! Hat denn der Großhetman — oder sagen wir der Feldhauptmann — das Recht, einem Edelmann und Waffenbruder oder selbst einem ersten besten Wicht zu befehlen, daß er seinen Vater, seine Mutter, seinen Ahnen oder die alte blöde Urahne mißhandeln soll? Antworte mir, Rochus? Hat er das Recht?"

„He?" fragte Kowalski schläfrig.

„Die alte blöde Urahne!" wiederholte Sagloba. „Wer wollte sich in diesem Falle wohl verheiraten und Kinder zeugen,

oder gar Enkel erziehen? . . . Antworte mir auch hierauf, Rochus!"

„Ich bin Kowalski und dies hier ist die Frau Kowalska," sagte der Offizier immer schläfriger.

„Wie du willst! Sei es auch so!" antwortete Sagloba. „Es ist sogar besser, daß du keine Kinder haben wirst, denn es werden weniger Narren die Welt unsicher machen. Nicht wahr, Rochus?"

Sagloba horchte angestrengt, aber er vernahm keine Antwort mehr.

„Rochus! Rochus!" rief er leise.

Herr Rochus schlief wie tot.

„Schläfst du? . . ." murmelte Sagloba. „Warte . . . ich will dir den eisernen Topf vom Kopfe nehmen, damit du bequemer liegst. Auch der Mantelkragen beengt dich, du könntest noch einen Schlaganfall bekommen. Ich wäre ja ein schlechter Verwandter, wenn ich dich davor nicht bewahren wollte."

Die Hände Saglobas bewegten sich leicht um den Kopf und Hals des Offiziers. Auf dem Wagen schliefen alle einen tiefen Schlaf, die Soldaten nickten in den Sätteln, andere, die vorweg ritten, sangen leise, indem sie gleichzeitg eifrig nach dem Wege spähten, denn die Nacht war, obwohl nebelfrei, doch sehr finster.

Einen Augenblick darnach erblickte dennoch der dicht hinter dem Wagen das Pferd Kowalskis am Zügel führende Soldat in der Dunkelheit den Mantel und den glänzenden Helm seines Offiziers. Kowalski glitt, ohne den Wagen halten zu lassen, an demselben herab und winkte, ihm das Pferd zu halten.

Einen Augenblick darauf saß er auf demselben.

„Herr Kommandant, wo werden wir zum Futtern halten?" fragte der Wachtmeister, sich ihm nähernd.

Herr Rochus antwortete nicht, sondern ritt langsam nach vorn, an allen vor ihm reitenden Soldaten vorüber, und verschwand im Dunkel.

Plötzlich schlug an die Ohren der Dragoner der Hufschlag eines schnell davonjagenden Pferdes.

„Der Kommandant ist im Galopp davongesprengt!" sagten die Soldaten zu einander. „Er will gewiß nachsehen, ob nicht eine Schenke in der Nähe ist. Zeit wäre es, die Pferde zu füttern."

Es verfloß eine halbe Stunde, eine, zwei Stunden und Herr Kowalski schien noch immer vorauszureiten, denn er war

noch immer nicht zurück. Die Pferde wurden sehr müde, namentlich die vor den Wagen gespannten; sie schleppten sich kaum noch weiter. Die Sterne am Himmel fingen an zu erblassen.

„Reitet doch einer dem Kommandanten nach," sagte der Wachtmeister. „Sag ihm, daß die Klepper nicht mehr die Beine erschleppen und die am Wagen ganz stille stehen."

Einer der Soldaten ritt davon, kehrte aber nach einer Stunde allein zurück.

„Vom Kommandanten ist keine Spur zu finden," sagte er. „Er muß wenigstens eine Meile voraus sein."

Die Soldaten brummten unzufrieden.

„Er kann das thun, er hat den ganzen Tag und die halbe Nacht hier auf dem Wagen geschlafen, während wir Menschenkinder uns die ganze Nacht bis zum Hinfallen herumschlagen müssen."

„Etwa zwei Gewände von hier ist eine Schenke," sagte derselbe Soldat, welcher vorausgeritten war. „Ich dachte, ich würde ihn dort finden, aber woher da! . . . Ich horchte, ob ich sein Pferd nicht hören könnte; . . . nichts ist zu hören . . . der Teufel weiß, wo er hingeritten ist."

„Wir wollen so wie so dort halten!" sagte der Wachtmeister. „Die Pferde müssen ruhen."

Bald hielt der Wagen vor der Schenke. Die Soldaten saßen ab. Während die einen an die Thüre pochten, banden die anderen die Heubündel auf, welche an den Sattelknöpfen hingen, um die Pferde indessen aus der Hand zu füttern.

Die Gefangenen auf dem Wagen erwachten von der Bewegung, welche entstand.

„Wohin fahren wir?" fragte der alte Herr Stankiewitsch.

„Ich kann es im Finstern nicht sehen," entgegnete Wolodyjowski, „besonders da wir nicht über Upit fahren."

„Man fährt doch aber von Kiejdan nach Birz über Upit, nicht wahr?" fragte Johann Skrzetuski.

„So ist es. Aber in Upit steht meine Fahne, von welcher der Fürst jedenfalls Opposition fürchtete, deshalb schickt er uns auf einem anderen Wege dorthin. Wir bogen gleich hinter Kiejdan nach Dalnowo und Kroki ab, von dort werden wir jedenfalls nach Bejsagola und Schawle gehen. Das liegt etwas aus dem Wege, aber dafür bleiben Upit und Poniewiersch rechts liegen. Wir treffen hier unterwegs keine einzige Fahne, denn alle Soldaten, welche hier herum standen, sind nach

Kiejdan eingezogen worden, um sie gleich bei der Hand zu haben."

„Ah, der Herr Sagloba schläft sanft und schnarcht, anstatt an eine Befreiung durch List zu denken, wie er versprochen," sagte Stanislaus Skrzetuski.

„Laßt ihn schlafen. . . . Wahrscheinlich hat ihn die Unterhaltung mit diesem dummen Kommandeur eingeschläfert, welchen er durchaus zu seinem Verwandten stempeln wollte. Er wollte ihn jedenfalls für sich gewinnen und das ist ihm nicht gelungen. Wer den Radziwill um des Vaterlandes willen nicht verließ, der wird es um eines entfernten Verwandten wegen erst recht nicht thun."

„Ob sie wirklich Verwandte sind?" fragte Oskierko.

„Die? die sind beide mit einander verwandt, wie ich mit euch!" antwortete Wolodyjowski. „Denn auch das, was Herr Sagloba vom Wappenkleinod sprach, ist nicht wahr, weil ich genau weiß, daß sein Wappen eine von einer Kugel durchbohrte Stirn aufweist."

„Wo ist denn Herr Kowalski?"

„Er muß bei seinen Leuten oder in der Schenke sein."

„Ich will ihn bitten, daß er mir erlaubt, mich auf eines der Soldatenpferde zu setzen, die Glieder sind mir ganz steif geworden."

„Das wird er wohl nicht erlauben," entgegnete Stankiewitsch. „Die Nacht ist finster, man könnte leicht dem Gaul die Sporen geben und ausreißen. Wer sollte euch da einholen!"

„Ich werde ihm mein Ehrenwort geben, keinen Fluchtversuch zu machen; übrigens fängt es auch schon an zu tagen."

„Soldat! wo ist euer Kommandeur?" fragte Wolodyjowski einen zunächst stehenden Dragoner.

„Wer kann das wissen?"

„Was! wer kann das wissen? Wenn ich dir sage, du sollst ihn rufen, dann rufe ihn."

„Wir wissen doch aber selbst nicht, wo er ist, Herr Obrist," antwortete der Dragoner. „Seit er vom Wagen stieg und davonritt, ist er bis jetzt nicht zurückgekehrt."

„Wenn er zurückkommt, sage ihm, daß wir mit ihm zu sprechen wünschen."

„Wie ihr befehlt, Herr Obrist."

Die Gefangenen verstummten. Von Zeit zu Zeit hörte man nur ein lautes Gähnen vom Wagen her. Daneben knusperten die Pferde am Heu. Auf ihren Sattel gestützt, schliefen die

Soldaten auf den Satteldecken. Andere plauderten leise oder stärkten sich mit dem, was ein jeder hatte, denn es hatte sich erwiesen, daß die Schenke von ihren Bewohnern verlassen war und niemand mehr sie bewohnte.

Die Nacht fing an zu weichen. Im Osten färbte sich der dunkle Horizont ein wenig grau, die Sterne erloschen allmählich und leuchteten blinkernd mit ungewissem Licht. Und das Dach der kleinen Schenke wurde ebenfalls grau, während die neben ihr wachsenden Bäume ihre Zweige mit Silber umsäumten. Menschen und Pferde traten aus dem Schatten hervor. Bald konnte man die Gesichter unterscheiden und die gelbe Farbe der Mäntel erkennen. In den Helmen begann sich das Morgenrot zu spiegeln.

Herr Wolodyjowski breitete die Arme aus, reckte sich und gähnte; darauf warf er einen Blick auf den schlafenden Herrn Sagloba. Plötzlich fuhr er zurück und rief aus:

„Daß ihn doch Kugeln träfen! Bei Gott! meine Herren seht!“

„Was ist geschehen?“ fragten die Offiziere, sich die Augen reibend.

„Seht, seht!“ rief Wolodyjowski, mit dem Finger auf die schlafende Gestalt weisend.

Die Gefangenen blickten nach der angewiesenen Richtung, und Verwunderung malte sich auf allen Gesichtern. Bedeckt mit der Burka und der Mütze Saglobas, schlief dort Herr Rochus den Schlaf der Gerechten; von Herrn Sagloba aber war auf dem Wagen nichts zu sehen.

„Er ist fort, so wahr ich Gott liebe!“ sagte der verwunderte Herr Mirski, sich nach allen Seiten umblickend, als wolle er den eigenen Augen nicht trauen.

„Das ist ein ausgetragenes Kind! der Kuckuck soll ihn holen!“ rief Stankiewitsch.

„Er hat diesem Narren den Helm und Mantel abgenommen und ist auf dessen eigenem Pferde ausgerissen!“

„Als wäre er versunken!“

„Er hat uns ja gesagt, daß er durch List sich befreien werde.“

„Man wird ihn schon finden.“

„Meine Herren!“ sagte Wolodyjowski begeistert, „ihr kennt diesen Menschen noch nicht; ich kann euch aber schon heute schwören, daß er auch uns befreien wird. Ich weiß noch nicht, wie, wann, auf welche Weise, aber ich schwöre darauf!“

„Wahrhaftig! man will seinen Augen nicht trauen!“ sagte Stanislaus Skrzetuski.

Nun sahen auch die Soldaten, was geschehen war. Es entstand ein Lärm unter ihnen; einer nach dem anderen eilte an den Wagen und glotzte verwundert ihren mit einer Burka aus Kameelhaaren und einer Bärenmütze bedeckten, tief schlafenden Kommandeur an.

Der Wachtmeister rüttelte ihn sehr unceremoniös wach:

„Herr Kommandant! Herr Kommandant!“

„Ich bin Kowalski ... und das ist die Frau Kowalska,“ brummte Herr Kowalski.

„Herr Kommandant, ein Gefangener ist entflohen!“

Kowalski setzte sich auf und rieb sich die Augen.

„Was giebt es?“

„Ein Gefangener ist entflohen; jener dicke Edelmann, welcher sich mit dem Herrn Kommandanten unterhalten hat!“

Der Offizier kam vollends zu sich.

„Nicht möglich,“ schrie er entsetzt. „Wie denn?! Was ist geschehen? Auf welche Weise?“

„Im Helm und Mantel des Herrn Kommandanten. Die Soldaten erkannten ihn nicht, die Nacht war zu finster.“

„Wo ist mein Pferd?“ schrie Kowalski.

„Es ist verschwunden, denn der Edelmann hat es mitgenommen.“

„Was? Er ist auf meinem Pferde entflohen?“

„Jawohl!“

Kowalski fuhr sich mit den Händen in die Haare.

„Jesus von Nazareth! König der Juden! ...“

Nach einer Weile schrie er:

„Wo ist der Hundesohn, der ihm das Pferd gab? Her mit dem Kerl!“

„Herr Kommandant! Der Soldat kann nichts dafür. Die Nacht war so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sah; er hatte euren Mantel und Helm umgenommen und ich selbst erkannte ihn nicht, als er dicht an mir vorüberritt. Wären Ew. Gnaden nicht auf den Wagen gestiegen, es hätte nicht geschehen können.“

„Ich könnte mich ohrfeigen!“ rief der unglückliche Offizier.

„Was befehlen Ew. Gnaden zu thun?“

„Fangt ihn ein, erschlagt ihn!“

„Es würde nichts nützen, ihm nachzujagen. Er hat Ew. Gnaden Pferd, das war das beste. Unsere Gäule sind zu sehr

ermüdet, dazu floh er schon mit dem ersten Hahnenschrei. Wir holen ihn nicht ein!"

„Jagt den Wind im Felde!" spottete Stankiewitsch.

Wutschnaubend wandte sich Kowalski den Gefangenen zu:

„Ihr Herren habt ihm zur Flucht verholfen! Ich werde euch! . . ."

Er ballte seine Riesenfäuste und näherte sich ihnen.

Da sagte Mirski drohend:

„Schreit nicht so und denkt daran, daß ihr zu höheren Offizieren, als ihr einer seid, redet!"

Herr Rochus zuckte zusammen und richtete sich fast wider Willen gerade empor, denn was war thatsächlich seine Würde gegenüber einem solchen Mirski. Alle seine Gefangenen überragten ihn um Kopfeslänge an Würde und Bedeutung.

Stankiewitsch setzte hinzu:

„Bringt uns dorthin, wohin man euch befohlen hat, uns zu bringen, aber schreit uns nicht an, denn schon morgen kann es geschehen, daß ihr unter das Kommando eines jeden von uns geratet."

Herr Rochus glotzte sie an und schwieg.

„Es ist nun einmal nicht anders, Herr Rochus, ihr habt euren Kopf verscherzt," sagte Oskierko. „Was ihr da sagt, daß wir ihm geholfen, das ist Unsinn, denn erstens schliefen wir gerade so wir ihr, zweitens hätte jeder wohl lieber sich selbst geholfen als einem anderen. Aber ihr habt den Verstand verloren und niemand trägt die Schuld an der Flucht unseres Gefährten als ihr selbst. Ich würde zu allererst euch niederschießen lassen, denn es ist unerhört, daß ein Offizier einschläft wie ein Murmeltier und einen Gefangenen in seinem eigenen Helm und Mantel auf seinem eigenen Pferde entfliehen läßt, etwas, was seit dem Weltanfang nicht dagewesen ist!"

„Ein alter Wolf hat einen jungen ins Feld geführt!" sagte Mirski.

„Jesus, Maria! auch mein Säbel fehlt mir!" schrie Kowalski.

„Als ob jener denselben nicht auch brauchen könnte," sagte Stankiewitsch lächelnd. „Herr Oskierko hat recht, ihr habt den Verstand verloren, Kavalier. Ihr hattet doch auch gewiß Pistolen in den Halftern?"

„Ach ja!" sagte Kowalski wie abwesend.

Plötzlich faßte er mit den Händen nach dem Kopfe:

„O, und auch der Brief des Herrn Hetman an den Kommandanten von Birz! Was werde ich Unglückseliger nun anfangen? Ich bin verloren auf ewig! . . . Mir bleibt nichts übrig, als eine Kugel vor den Kopf.“

„Die wird euch nicht fehlen!“ sagte Mirski ernst. „Wie nun? Werdet ihr uns noch nach Birz bringen? . . . Was soll geschehen, wenn ihr dort sagt, ihr bringt uns als Gefangene, und wir, die wir höhere Würden bekleiden als ihr, behaupten, daß ihr es seid, der ins Loch wandern soll? Wem, denkt ihr wohl, daß sie Glauben schenken werden? Oder meint ihr etwa, daß der schwedische Kommandant uns nur deshalb festhalten wird, weil der Herr Kowalski ihn darum bittet? Eher wird er uns glauben und euch ins Verließ werfen.“

„Ich bin verloren!“ ächzte Kowalski.

„Unsinn!“ sagte Wolodyjowski.

„Was befehlt ihr, daß wir thun sollen?“ fragte der Wachtmeister.

„Scheer' dich zu allen Teufeln!“ schrie Kowalski. „Weiß ich denn, was wir beginnen sollen? wohin sich wenden? . . . O, daß ein Donnerwetter dreinschlüge!“

„Auf, auf nach Birz! . . . dort werdet ihr es erfahren . . .“ sagte Mirski.

„Kehrt um nach Kiejdan!“ schrie Kowalski.

„Wenn man euch dort nicht an die Mauer stellt und niederschießt, sollen Borsten meine Haut bedecken,“ sagte Oskierko. „Wie wollt ihr dem Hetman unter die Augen treten? Puh! Schande und eine Kugel wartet dort euer, nichts weiter!“

„Ich habe es auch nicht besser verdient,“ rief der unglückliche Jüngling.

„Unsinn, Herr Rochus. Wir allein können euch retten,“ sagte Oskierko. „Ihr wißt, daß wir mit dem Hetman bis an das Ende der Welt zu gehen und zu sterben bereit waren. Wir hatten größere Verdienste und höhere Aemter als ihr — und vergossen unser Blut oftmals für das Vaterland, ja, vergießen es noch. Aber der Hetman verriet das Vaterland, lieferte das Land in die Hände der Feinde und schloß ein Bündnis mit ihnen gegen unsern allergnädigsten König, dem wir Treue geschworen haben. Glaubt ihr denn, daß es Soldaten, wie wir es sind, leicht geworden ist, die Disziplin zu brechen, dem Vorgesetzten den Gehorsam zu kündigen, dem Großhetman selbst entgegenzutreten? Aber wer heute mit dem Hetman ist, der ist gegen das Vaterland! Wer mit dem Het-

man, der ist gegen die Majestät. Wer heute mit dem Hetman ist, der ist ein Verräter am Könige und an der Republik! . . . Darum warfen wir unsere Abzeichen dem Hetman vor die Füße, denn die Tugend, die Pflicht, der Glaube und die Ehre forderten das. Und habe ich allein denn das gethan? Nein, auch Herr Mirski und Stankiewitsch, die tugendhaftesten und besten Männer, thaten es. . . . Wer dagegen blieb beim Fürsten? . . . Nur Raufbolde! . . . Und warum wollt ihr nicht dem Beispiel der Besseren, Aelteren und Klügeren folgen? Warum wollt ihr den eigenen Namen mit Schande bedecken, als Verräter bekannt gemacht werden? Geht in euch, fragt ener Gewissen, was ihr thun sollt: bei Radziwill, dem Verräter, ein Verräter bleiben oder mit uns gehen, die den letzten Atemzug noch dem Vaterlande weihen und den letzten Tropfen Blut für dasselbe vergießen. Wir hätten lieber gewollt, die Erde solle uns verschlingen, ehe wir dem Radziwill den Gehorsam kündigten . . . Aber unsere Seelen sollen zur Hölle verdammt sein, wenn wir um Privatinteressen eines Radziwills willen den König und das Vaterland verraten wollten!“ . . .

Diese Rede schien auf den Herrn Rochus einen großen Eindruck zu machen. Er öffnete den Mund, glotzte umher und sagte nach einer Weile:

„Was wollen die Herren eigentlich von mir?“

„Daß ihr mit uns zum Wojewoden von Witebsk geht, welcher auf Seiten des Vaterlandes steht.“

„Bah! ich habe doch aber Befehl, die Herren nach Birz zu bringen.“

„Nun rede einer mit ihm!“ sagte Mirski.

„Wir wollen eben, daß ihr diesen Befehl nicht ausführt, daß ihr den Hetman verlaßt und mit uns geht, so versteht doch!“ sagte ungeduldig Oskierko.

„Sprecht, was ihr wollt, meine Herren; es wird nichts daraus . . . Ich bin ein Soldat — und was wäre ich wert, wenn ich den Hetman verließe? Nicht mein Verstand regiert, sondern seiner, nicht mein Wille, sondern seiner. Sündigt er, so muß er für mich und sich die Verantwortung tragen: meine verdammte Schuldigkeit ist, ihm zu gehorchen! . . . Ich bin ein einfacher Mensch: was meine Hände nicht vollbringen, das thut mein Kopf erst recht nicht . . . Das eine aber weiß ich, daß ich gehorchen muß, und das ist genug.“

„Thut, was ihr wollt!“ rief Mirski.

„Es ist schon eine große Sünde,“ fuhr Herr Rochus fort,

„daß ich wieder nach Kiejdan zurückgehe, anstatt, wie mir befohlen worden, nach Birz . . . Dieser alte Edelmann hat mich nur verrückt gemacht; er hat, obgleich ein Verwandter, schlimmer an mir gehandelt wie ein Fremder . . . Wenn er noch ein Fremder wäre, aber ein Verwandter! Es ist gewissenlos, daß er mir nicht nur mein Pferd nahm, sondern mich auch der Gnade des Fürsten verlustig machte und mir harte Strafen zuzog! So ein Verwandter! . . . . Ihr, meine Herren, werdet doch nach Birz gehen, dann mag geschehen, was will!"

„Es ist schade um die Zeit, Herr Oskierko, die ihr verschwendet," sagte Wolodyjowski.

„Auf, nach Birz, ihr Pudel!" schrie Kowalski den Dragonern zu.

Und sie zogen wieder nach Birz zu. Herr Rochus befahl einem der Dragoner, sich auf den Wagen zu setzen; er selbst bestieg das Pferd desselben und ritt dicht neben den Gefangenen her, von Zeit zu Zeit die Worte wiederholend:

„Ein Verwandter und so zu handeln."

Obgleich die Gefangenen schwer über die Ungewißheit ihres Loses bekümmert waren, so konnten sie sich doch des Lachens nicht erwehren, bis endlich Herr Wolodyjowski sagte:

„Tröstet euch, Herr Kowalski; jener Mann hat ganz andere Leute wie ihr seid hinters Licht geführt . . . Er hat selbst Chmielnizki an Schlauheit übertroffen, und was seinen Erfindungsgeist betrifft, so kann niemand darin mit ihm wetteifern."

Kowalski antwortete nicht; er ritt nur etwas abseits, denn er fürchtete den Spott und er schämte sich sowohl vor den Gefangenen als vor seinen eigenen Soldaten. Er war so bekümmert, daß er den Gefangenen leid that.

Unterdessen plauderten diese über Sagloba und seine wunderbare Flucht.

„Es ist wirklich bewundernswert," sagte Herr Wolodyjowski, „daß dieser Mensch sich in jeder Lage zu helfen weiß. Wo Kraft und Mut nicht ausreichen, da muß die List aushelfen. Andere verlieren die Besinnung, wenn ihnen der Tod im Nacken sitzt, oder empfehlen ihre Seele Gott und warten ruhig ab, was da kommen soll. Er aber ruht nicht, bis er einen Ausweg gefunden hat. Er ist im Notfalle tapfer wie Achilles, folgt aber lieber den Spuren des Ulysses."

„Ich wollte ihn nicht bewachen, und wäre er mit Ketten

zusammengekrempelt," sagte Stankiewitsch, „denn, daß er entwischte, ist noch nicht das Schlimmste, er macht einen noch dazu lächerlich und schafft die größten Verlegenheiten."

„Na und ob!" sagte Herr Michael. „Er wird jetzt den armen Kowalski bis an sein Lebensende verlachen, und Gott behüte denjenigen, der auf seine Zunge kommt; es giebt keine schärfere in der ganzen Republik. Wenn er dazu nach seiner Weise anfängt, die Sachen auszuschmücken, könnte man platzen vor Lachen . . ."

„Ihr sagtet, daß er in der Not auch den Säbel zu brauchen versteht?" fragte Stankiewitsch.

„Und ob! Hat er doch angesichts des ganzen Heeres bei Sbarasch den Burlaj erschlagen!"

„Wahrhaftig!" rief Stankiewitsch, „so ein Mensch ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Er hat uns mit seiner Flucht einen großen Dienst geleistet," sagte Oskierko. „Wer weiß, was gegen uns in dem Briefe des Hetman, den er mitgenommen hat, steht . . . Ich traue nicht, daß wir in Birz mehr Gehör finden werden, als Kowalski, schon deshalb nicht, weil wir als Gefangene kommen und er als Führer des Zuges. Gewiß ist nur das eine, das man dort nicht wissen wird, was mit uns zu beginnen ist. Auf jeden Fall kann man uns nicht das Leben nehmen, und das ist die Hauptsache."

„Ich wollte mit meiner Auseinandersetzung auch nur den Kowalski ins Bockshorn jagen," entgegnete Mirski. „Aber selbst wenn man uns das Leben läßt, haben wir nicht viel gewonnen. Alles spricht dafür, daß jetzt ein neuer Bruderkrieg ausbricht, und das giebt unserem Vaterlande den letzten Stoß. Was soll ich alter Mann das noch mitansehen? Der Tod wäre das Beste."

„Oder auch ich, welcher ganz andere Zeiten gekannt hat!" sagte Stankiewitsch.

„So dürft ihr nicht reden, meine Herren, denn die Barmherzigkeit Gottes ist größer, als alle menschliche Bosheit, und seine allmächtige Hand kann uns vom Abgrunde retten, wenn wir uns dessen am wenigsten versehen."

„Heilig sei euer Wort," sagte Johann Skrzetuski. „Auch uns Männern von der Fahne des verstorbenen Fürsten Jeremias dünkt das Leben eine Last, weil wir an Siege gewöhnt sind, und dennoch möchten wir gern noch dem Vaterlande dienen, wenn nur Gott uns einen Führer gäbe, dem wir von ganzem

Herzen und aus voller Seele trauen könnten, der kein Verräter ist.“

„O, das ist wahr!“ sagte Herr Wolodyjowski. „Tag und Nacht wollten wir dienen.“

„Wir befinden uns auch in der allerverzweifeltsten Lage,“ sagte Mirski. „Man tastet im Finstern umher und fragt sich selbst vergebens, wohin? Die Ungewißheit drückt wie ein Alp. Ich weiß nicht, wie euch zu Mute ist, mich aber quält eine schreckliche Unruhe. Und wenn ich daran denke, daß ich es war, der zuerst dem Hetman den Gehorsam kündigte und den ersten Anlaß zum Aufstande gab, da stehen mir meine grauen Haare zu Berge. So ist es! . . . Was aber sollte ich dem offenbaren Verrat gegenüber thun? Glücklich derjenige, welcher die Beantwortung solcher Fragen nicht in der eigenen Seele zu suchen gezwungen ist!“

„Nur einen Führer gieb uns, barmherziger Gott!“ sagte Stankiewitsch, die Augen zum Himmel erhebend.

„Man sagt, daß der Wojewode von Witebsk ein sehr edler Herr ist?“ fragte Stanislaus Skrzetuski.

„Das ist er!“ entgegnete Mirski. „Aber er ist weder Großhetman, noch Feldhauptmann, und bevor der König ihn nicht mit einer dieser Würden bekleidet, kann er nur auf eigene Faust Krieg führen. Er wird weder zu den Schweden, noch sonst wohin gehen, das ist sicher.“

„Herr Gosiewski, der Feldhauptmann, ist von Radziwill gefangen gesetzt.“

„Weil auch er ein edler Mann ist,“ entgegnete Oskierko. „Als ich es erfuhr, war ich sehr bekümmert und ahnte gleich nichts Gutes.“

Herr Michael wurde nachdenklich. Nach einer Weile sagte er:

„Ich war einmal in Warschau und hatte im königlichen Schlosse zu thun. Der König, unser allergnädigster Herr, welcher die Soldaten sehr liebt und einst nach der Schlacht bei Bereschtez mich gelobt hatte, erkannte mich gleich und lud mich ein, zum Mittagsmahl zu kommen. Dort, an der königlichen Tafel, sah ich auch den Herrn Tscharniezki, welchem zu Ehren das Gastmahl gegeben wurde. Der König, welcher sehr heiter war, drückte damals dem Herrn Tscharniezki den Kopf zärtlich und sagte: ‚Ich weiß, du wirst mich nicht verlassen, auch dann nicht, wenn alle mich verlassen wollten!‘ Diese Worte trafen wie eine ernste Prophezeiung mein Ohr. Herr

Tscharniezki, welcher vor Bewegung nicht sprechen konnte, stammelte nur wiederholt die Worte: ‚Bis zum letzten Atemzuge!‘ Und dem Könige standen auch Thränen in den Augen . . .“

„Wer weiß, ob diese Worte nicht wirklich eine Prophezeiung waren, denn die Zeit der Not ist bereits hereingebrochen!“ sagte Mirski.

„Herr Tscharniezki ist ein großer Krieger!“ entgegnete Stankiewitsch. „Es giebt wohl niemanden in der Republik, der nicht seines Lobes voll wäre.“

„Man sagt, daß die Tartaren, welche den Herrn Severins Potozki gegen Chmielnizki unterstützen, den Herrn Tscharniezki so sehr lieben, daß sie nur dort sein wollen, wo er ist.“

„Das ist die reine Wahrheit,“ sagte Oskierko. „Ich hörte das auch in Kiejdan beim Fürsten erzählen. Wir alle schwärmten damals sehr für den Herrn Tscharniezki, was dem Fürsten zu mißfallen schien, denn er runzelte die Stirn und sagte: „Er ist Kronenhetman, konnte aber ebenso gut mein Unterkämmerer in Tykozin sein.“

„Das Lob stach ihm in die Augen.“

„Es ist ja eine alte Sache, daß die Untugend das Licht der Tugend nicht vertragen kann.“

So plauderten die gefangenen Hauptleute, bis das Gespräch wieder auf Herrn Sagloba kam. Herr Michael Wolodyjowski versicherte, daß sie auf Hilfe durch ihn rechnen könnten, denn er sei keiner von denen, die ihre Freunde im Unglück im Stiche lassen.

„Ich bin gewiß,“ sagte er, „daß er nach Upit entflohen ist, wo er meine Leute findet, wenn man sie nicht bereits versprengt oder nach Kiejdan eingezogen hat. Mit ihnen wird er selbst uns zu befreien eilen; sie müßten denn ihm den Gehorsam verweigern, was ich jedoch nicht glaube, denn in meiner Fahne sind meist Laudaer, welche mich sehr lieben.“

„Sie sind aber auch frühere Untergebene von Radziwill,“ bemerkte Mirski.

„Das ist wahr. Wenn sie aber von der Auslieferung Litauens an die Schweden, der Gefangennahme des Feldhauptmannes und des Kavaliers Judyzki und unserem Schicksal hören werden, so wird das ihre Herzen sehr von Radziwill abwenden. Es sind brave Menschen und Herr Sagloba wird nichts versäumen, den Hetman recht schwarz zu malen; er versteht das besser als irgend einer von uns.“

„Bah,“ sagte Stanislaus Skrzetuski, „und wir kommen unterdessen nach Birz.“

„Das ist nicht möglich, denn wir machen einen großen Umweg, um nicht nach Upit zu kommen. Von Upit aber ist der Weg nach Birz ganz geradeaus. Selbst wenn sie dort einen oder zwei Tage später ausrückten, kämen sie doch noch früh genug an, um uns vor Birz den Weg zu verstellen. Wir fahren jetzt erst nach Schawel zu und werden von dort aus direkt nach Birz gehen: ihr müßt aber wissen, meine Herren, daß es von Upit nach Birz näher ist, als von Upit nach Schawel.“

„Das ist wahr, es ist näher und dazu guter Weg!“ sagte Mirski.

„Da seht ihr's. Und wir sind noch nicht einmal in Schawel.“

Erst gegen Abend sahen sie den Berg vor sich, welcher Saltuwes-Kalnas genannt war und an dessen Fuß Schawel lag. Unterwegs hatten sie wahrgenommen, daß überall in den Dörfern und Flecken, durch welche sie kamen, bereits große Unruhe herrschte. Die Nachricht von dem Uebertritt des Hetman zu den Schweden mußte schon in ganz Smudz verbreitet sein. Hier und da fragte man die Soldaten, ob es wahr sei, daß das Land durch die Schweden okkupiert werden sollte: an anderen Orten sahen sie eine Menge Bauern, welche samt ihren Weibern unter Mitnahme von Hab und Gut ihre Dörfer verließen, um in die großen Wälder zu ziehen, welche das ganze Land bedeckten. Stellenweise war die Haltung der Bauern eine fast drohende, denn sie hielten die Dragoner für Schweden. In den „Stellen“ fragte man sie geradezu aus, wer sie seien und wohin sie gingen, und da Kowalski, anstatt zu antworten, sie aus dem Wege gehen hieß, kam es zu Lärmen und Drohungen, ja so weit, daß nur die schußbereit gehaltenen Musketen ihnen den Durchzug bahnten.

Die große Fahrstraße, welche von Kowno über Schawel nach Mitau führte, wimmelte von Fahrzeugen aller Art, welche adlige Frauen und Kinder bargen, die sich vor dem Kriege auf ihre kurländischen Besitzungen flüchteten. In Schawel selbst, welches eine königliche Domäne war, stand keine einzige Privatfahne oder eine von den Stammsoldaten. Statt ihrer erblickten die gefangenen Offiziere zum erstenmale eine Abteilung Schweden, bestehend aus zwanzig Reitern, welche von Birz aus patrouillierten. Eine Menge Juden und Kleinstädter standen auf dem Markt-

plaze und starrten die fremden Männer an und auch die Gefangenen betrachteten dieselben neugierig, besonders Herr Wolodyjowski, welcher bisher noch nie einen Schweden gesehen hatte, verschlang sie mit Blicken wie der Wolf eine Herde Schafe und zuckte mit den Lippen dabei.

Herr Kowalski verständigte den schwedischen Offizier, wer er sei, wohin er reise, wen er mit sich führe, und bat, daß derselbe einige von seinen Leuten ihm zur größeren Sicherheit auf die Weiterreise mitgeben möge. Der Offizier aber antwortete ihm, daß er Befehl habe, so weit wie möglich im Lande vorzudringen, um den Stand der Dinge zu erforschen, daß er also nicht nach Birz zurückkehren dürfe. Er gab die Versicherung, daß der Weg überall sicher sei, da kleine Abteilungen von Birz aus das Land nach allen Richtungen durchstreifen, einige sogar bis nach Kiejdan vorrücken sollten. Nachdem sie bis Mitternacht gut ausgeruht und die todmüden Pferde tüchtig gefüttert hatten, zog Herr Rochus mit seinen Gefangenen weiter des Wegs, indem sie von Schawel aus östlich über Johawischkiel und Poswut nach Birz sich wandten, um die Landstraße zu erreichen, welche direkt von Upit und Poniewiersch dorthin führte.

„Wenn Herr Sagloba uns retten will,“ sagte beim Tagesanbruch Herr Wolodyjowski, „so kann das am ehesten auf diesem Teil des Weges geschehen, denn er kann von Upit aus schon dort angelangt sein.“

„Vielleicht liegt er irgendwo im Hinterhalt,“ sagte Stanislaus Skrzetuski.

„Ich hoffte, so lange ich keine Schweden sah,“ entgegnete Stankiewitsch. „Jetzt aber scheint mir alles für uns verloren. . .“

„Saglobas Leben hängt davon ab, ihnen entweder auszuweichen oder sie zu hintergehen, und er ist der Mann, das zu thun . . .“

„Aber er kennt das Land nicht.“

„Dafür kennen es die Laudaer genau; sie fahren mit Stämmen, Faßhölzern und Pech bis nach Riga. Auch in meiner Fahne giebt es solche.“

„Die Schweden müssen in der Umgegend von Birz schon alle Flecken besetzt haben.“

„Es waren schöne Soldaten, die wir in Schawel gesehen haben, das muß man sagen,“ sagte der kleine Ritter. „Mann

bei Mann. Habt ihr bemerkt, was für gut genährte Pferde sie haben?"

„Das sind liefländische Pferde; sie sind überaus stark," sagte Mirski. „Auch unsere Husaren und Panzerfahnen suchen Pferde in Liefland, denn bei uns zu Lande sind die Gäule klein."

„Ich ziehe mir die schwedische Infanterie vor!" warf hier Stankiewitsch ein. „Die Reiterei ist, obgleich sie sich prächtig präsentiert, weniger reich an Soldatentugend. Es kommt vor, daß, wenn eine von unseren Fahnen, besonders von der schweren Kavallerie, diese Reiter attackiert, dieselben keine zwei Vaterunser lang aushalten."

„Ihr habt sie schon früher ausprobiert, meine Herren, während ich mich noch mit der Lust darnach begnügen muß," sagte der kleine Ritter. „Ich sage euch, als ich sie jetzt in Schawel mit ihren langen, gelben, wie Spinnrocken aussehenden Bärten sah, kribbelte es mir in den Fingern. O, wie sehnt sich die Seele nach dem Paradiese, statt dessen sitzt man hier auf dem Wagen und krepiert! . . ."

Die Hauptleute verstummten. Aber es schien, daß nicht nur Herr Wolodyjowski von so freundschaftlichen Gefühlen gegen die Schweden erfüllt war, denn bald darauf hörten die Gefangenen folgende Unterhaltung der den Wagen umgebenden Dragoner:

„Habt ihr diese heidnischen Ketzer gesehen?" fragte einer der Soldaten. „Wir sollten uns mit ihnen schlagen, nun werden wir ihnen die Pferde putzen müssen."

„Wenn doch ein helles Donnerwetter dreinschlüge!" murmelte ein zweiter Dragoner.

„Sei still; die Schweden werden dich bald mit dem Besen auf den Kopf mores lehren."

„Oder ich sie."

„Du bist dumm. Andere als du wollten sich gegen sie erheben, da siehe, was geschah!"

„Wir müssen unsere größten Ritter dem Wolf in den Rachen bringen. Diese Heidenbrut wird sich an ihrem Anblick ergötzen."

„Ohne die Vermittelung eines Juden kann man gar nicht mit so einem Lappen sprechen. Ihr Kommandeur schickte in Schawel auch gleich nach einem Juden."

„Die Pest soll sie holen!"

Hier dämpfte der erste Soldat seine Stimme und fragte:

„Man sagt, daß alle besseren Soldaten nicht mit ihnen gegen den eigenen Herrn dienen wollen?“

„Ohne Frage! Hast du nicht die Ungarn gesehen? Ist nicht der Hetman mit Militär auf die Aufständischen losgezogen. Man weiß noch gar nicht, was vorgehen wird. Auch ein Teil unserer Dragoner ging den Ungarn zu Hilfe, die wahrscheinlich alle erschossen werden.“

„Da haben sie den Lohn für treue Dienste!“

„Zum Teufel mit solcher Arbeit!“

„Ein Hundedienst! . . .“

„Halt!“ erscholl plötzlich die Stimme des an der Spitze reitenden Herrn Rochus.

„Daß dir eine Kugel in den Rachen schlüge!“ murmelte eine Stimme neben dem Wagen.

„Was giebt es?“ fragten die Soldaten einer den anderen.

„Halt!“ tönte von neuem das Kommando.

Der Wagen hielt, die Soldaten hielten ihre Pferde an. Der Tag war freundlich und klar. Die Sonne war schon aufgegangen und bei ihrem Glanze sah man auf der Landstraße eine Staubwolke, welche von einer Herde Vieh oder einem entgegenkommenden Trupp Reiter herzurühren schien.

In kurzem blitzte es in der Wolke, als ob jemand Funken hineingestreut hätte. Die Lichterchen schimmerten immer deutlicher, wie Kerzen, von ihrem eigenen Rauche verdunkelt.

„Dort blitzen Speere!“ rief Herr Wolodyjowski.

„Soldaten kommen.“

„Wohl eine Abteilung Schweden?“

„Bei ihnen haben nur die Füsiliere Speere. Dort aber bewegt sich der Staub schnell; das ist Kavallerie, das sind die Unsrigen!“

„Die Unsrigen, die Unsrigen!“ wiederholten die Dragoner.

„Richtet euch!“ ertönte die Stimme des Herrn Rochus.

Die Dragoner umringten den Wagen. Die Augen Wolodyjowskis flammten auf.

„Das sind meine Laudaer mit Zagloba! Es kann niemand anders sein!“

Nur etwa ein Gewände noch trennte die sich Nähernden von dem Wagen, die Entfernung wurde mit jeder Minute geringer, denn die entgegenkommende Abteilung kam im Trabe heran. Endlich tauchte aus der Staubwolke eine starke Abteilung Soldaten in geordneten Reihen, zum Angriff bereit, auf. Bald waren sie ganz nahe. Etwas rechts, gleich in der

ersten Reihe, machte sich ein großer, starker Mann unter dem Roßschweif zu schaffen. Kaum hatte Herr Wolodyjowski ihn ins Auge gefaßt, als er ausrief:

„Das ist Sagloba! Wahrhaftig, Herr Sagloba!"

Ein Lächeln erhellte das Antlitz des Herrn Johann Skrzetuski.

„Er selbst! Kein anderer!" sagte er, „und dazu unter dem Roßschweif! Er hat sich selbst zum Kommandierenden ernannt. An dieser Marotte würde ich ihn überall erkennen ... Dieser Mensch bleibt sich gleich bis in den Tod."

„Gott erhalte ihn gesund," sagte Oskierko.

Darauf legte er die hohlen Hände um den Mund und rief:

„Herr Kowalski, euer Verwandter kommt auf Besuch zu euch!"

Aber Herr Kowalski hörte nicht. Er war eben dabei, seine Dragoner zu ordnen, und man mußte ihm zum Ruhme nachsagen, daß er weder den Mut verlor, noch in Verwirrung geriet, obgleich er nur mit einer Handvoll Leute einer ganzen Fahne entgegenzog. Er schob die Dragoner in zwei Reihen vor den Wagen, während jene sich ausbreiteten und nach tartarischer Sitte im Halbmond von zwei Seiten ihn zu umzingeln begannen. Aber vorher wollten sie, wie es schien, Verhandlungen eingehen, denn sie schwenkten die Fahne und schrieen:

„Stillgestanden! Stillgestanden!"

„Vorwärts im Trabe!" rief Herr Rochus.

„Ergebt euch!" rief man von der anderen Seite her.

„Feuer!" kommandierte statt aller Antwort Kowalski.

Es folgte eine tiefe Stille. Auch nicht ein Dragoner gab einen Schuß ab. Herr Rochus verstummte auch auf einen Augenblick; darauf warf er sich mit wahnsinniger Wut auf die eigenen Dragoner.

„Feuer! ihr Hunde!" brüllte er mit furchtbarer Stimme und warf den zunächst stehenden Dragoner mit einem Faustschlag aus dem Sattel.

Die anderen wichen vor der Wut dieses Mannes zurück. Keiner aber befolgte den Befehl, zu feuern. Plötzlich stoben alle in einem Augenblick wie ein aufgescheuchtes Volk Rebhühner auseinander.

„Ich würde diese Soldaten doch niederschießen lassen," murmelte Mirski.

Als Kowalski sah, daß die eigenen Leute ihn verließen, wandte er sein Pferd den Angreifern zu.

„Dort will ich sterben!“ schrie er fürchterlich.

Und wie der Blitz flog er ihnen entgegen. Aber noch hatte er nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, so knallte in den Reihen Saglobas der Schuß einer Muskete, das gehackte Blei sauste durch die Luft, das Pferd des Herrn Rochus bohrte die Nüstern in den Staub und fiel nieder, mit seiner Last den Reiter deckend.

Im selbigen Augenblick sprengte blitzschnell ein Reiter aus der Fahne Wolodyjowskis herzu und faßte den eben sich erhebenden Offizier am Kragen.

„Das ist Jozwa Butrym!“ rief Wolodyjowsky. „Jozwa Ohnefuß!“

Herr Rochus faßte gleich den Rockschoß Jozwas; derselbe blieb ihm in der Hand. Nun krallten sie sich ineinander wie zwei Raubvögel, denn beide waren von riesenhafter Stärke. Der Steigbügel Butryms riß, er fiel zur Erde und kugelte sich, ließ aber den Herrn Rochus nicht los und beide bildeten eine Kugel, welche sich auf der Landstraße umherwälzte. Andere kamen dazu. Etwa zwanzig Hände faßten Herrn Kowalski, welcher sich wehrte wie der Bär im Bau. Er warf die Menschen um sich, wie der Eber die Hunde, sprang auf und gab sich noch nicht verloren. Er wollte sterben und hörte ringsum nur die Rufe: „Nehmt ihn lebendig, nehmt ihn lebendig!“

Endlich verließen ihn die Kräfte, er wurde ohnmächtig.

Unterdessen war Herr Sagloba schon an den Wagen geeilt, vielmehr auf den Wagen. Er umarmte die beiden Skrzetuskis, den kleinen Ritter, die Herren Mirski, Stankiewitsch und Oskierko, wobei er atemlos rief:

„Ha, Sagloba ist doch zu etwas nütze! Jetzt wollen wir dem Radziwill Engelswurzel geben: Meine Herren, wir sind frei und haben Leute! Wir wollen gleich auf seine Güter ziehen und dieselben verwüsten! Wie? Hat die List geholfen? Entweder auf diese oder auf eine andere Art mußte ich entkommen und ihr Herren auch. . . . Ich bin ganz außer Atem! Auf! nach Radziwills Gütern, meine Herren! Ihr wißt noch nicht alles, was ich weiß!“

Weitere Auseinandersetzungen wurden durch die Laudaer Leute unterbrochen, welche herbeieilten, ihren Obristen zu begrüßen. Die Butryms, die Domaschewitsch, die Rauch-Domaschewitsch, die Stakanows, die Gaschtowts drängten sich rings um den Wagen und brüllten unaufhörlich:

„Vivat! vivat!“

„Meine Herren!“ sagte der kleine Ritter, nachdem es etwas stiller geworden war, „geliebte Gefährten! Ich danke euch für eure Liebe! . . . Es ist furchtbar, daß wir unserem Hetman den Gehorsam kündigen und die Hand gegen ihn erheben sollen, aber es geht nicht anders, der Verrat ist zu offenbar! Wir können das Vaterland und unsern allergnädigsten König nicht verlassen . . . . . Vivat Johannes Casimirus rex! . . .“

„Vivat Johannes Casimirus rex!“ wiederholten dreihundert Stimmen.

„Auf die Güter Radziwills!“ schrie Sagloba. „Wir wollen ihm die Speicher räumen und die Weinkeller ausspülen!“

„Gebt uns Pferde!“ rief der kleine Ritter.

Man lief nach Pferden.

Unterdeß sagte Sagloba:

„Herr Michael! Ich habe in eurer Abwesenheit eure Leute kommandiert und stelle ihnen gern das Zeugnis aus, daß sie tapfer sind . . . . Aber da ihr jetzt frei seid, so lege ich dieses Amt wieder in eure Hände.“

Herr Michael wandte sich an Mirski.

„Ew. Liebden sind hier der Würde nach der Aelteste, nehmt ihr das Kommando.“

„Ich denke gar nicht daran; was geht mich das an!“ antwortete der alte Obrist.

„Dann ihr, Herr Stankiewitsch?“

„Ich habe meine eigene Fahne und trage kein Verlangen nach einer fremden. Behaltet nur euer Kommando. Ceremonien sind Häcksel, die Genugthuung Hafer! Ihr kennt eure Leute, die Leute kennen euch und werden unter euch am besten bestehen.“

„Thue es nur, Michael, laß dich erbitten; es ist gar keine begehrenswerte Sache,“ sagte Johann Skrzetuski.

„So sei es denn!“

Indem er das sagte, nahm Herr Michael das Abzeichen seiner Würde aus der Hand Saglobas, brachte im Augenblick die Fahne in Marschordnung und ritt samt den Gefährten an ihre Spitze.

„Wohin wenden wir uns?“ fragte Sagloba.

„Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so weiß ich es selbst nicht; ich habe noch nicht daran gedacht,“ entgegnete Herr Michael.

„Es verlohnt schon der Mühe, darüber nachzudenken, was

wir thun müssen," sagte Mirski. „Wir müssen unverzüglich zum Rat zusammen treten. Vor allem jedoch erlaubt mir, im Namen aller dem Herrn Sagloba Dank dafür zu sagen, daß er uns nicht vergessen und in rebus angustis gerettet hat."

„Nicht wahr?" sagte Herr Sagloba stolz, indem er den Kopf hoch aufrichtete und sich den Schnurrbart drehte. „Ohne mich wäret ihr jetzt in Birz! . . . Man muß mir die Gerechtigkeit lassen, daß, was niemand ersinnen kann, Sagloba doch ersinnt . . . Herr Michael, wir waren schon in anderen Nöten, nicht wahr ? Denkt ihr daran, wie wir mit Halschka vor den Tartaren Reißaus nahmen?"

Herr Michael hätte hier einwerfen können, daß damals nicht Sagloba ihn, sondern er Sagloba gerettet hatte, aber er schwieg und zuckte nur mit den Lippen. Der alte Edelmann aber fuhr fort:

„Es ist keine Ursache, zu danken. Was ich euch heute that, könnt ihr schon morgen vielleicht mir vergelten; gewiß würdet ihr mich in der Not auch nicht verlassen. Ich freue mich so, euch frei zu sehen, als hätte ich den größten Sieg davongetragen. Ich habe bewiesen, daß weder die Hand noch der Kopf zu alt geworden sind."

„Ihr habt also gleich den Weg nach Upit eingeschlagen?" fragte Herr Michael.

„Sollte ich etwa nach Kiejdan, dem Wolfe in den Rachen laufen? Natürlich nach Upit; ihr könnt mir glauben, daß ich das Pferd nicht geschont habe, und es war eine starke Bestie! Ich war schon gestern früh in Upit, gegen Mittag rückten wir nach Birz zu aus, nach jener Seite hin, wo ich euch zu treffen hoffte."

„Aber daß meine Leute euch gleich Glauben schenkten?" sagte Herr Michael. „Mit Ausnahme von Zweien oder Dreien, welche euch bei mir gesehen haben, kannte euch doch niemand."

„Es wurden mir keine Schwierigkeiten gemacht, denn erstens hatte ich euren Ring und dann hatten die Leute eben eure Verhaftung und den Verrat des Hetman erfahren. Ich traf Deputationen dort an von den Fahnen Mirskis und Stankiewitschs, welche mit der Mahnung gekommen waren, zusammenzuhalten und sich gegen den Hetman zu erheben. Als ich ihnen nun bekannt machte, daß ihr nach Birz gebracht werdet, war es, als hätte ich in einen Ameisenhaufen gestoßen. Die Pferde weideten auf dem Grummet: man schickte sogleich

die Knechte nach ihnen, um sie herbeizuschaffen, und um Mittag rückten wir aus. Natürlich übernahm ich das Kommando, denn das kam mir zu."

„Woher habt ihr denn den Roßschweif genommen, Vater?" fragte Johann Skrzetuski. „Wir glaubten von ferne einen Hetman zu sehen."

„Was? Nun, ich habe gewiß nicht schlechter ausgesehen als ein solcher. Wie ich zu dem Roßschweif kam? Seht, zugleich mit den Deputationen von den aufständischen Fahnen kam vom Hetman Herr Schzyt mit dem Befehl an die Laudaer, mit dem Roßschweif nach Kiejdan zu kommen, um dem Befehl eine größere Wichtigkeit beizulegen. Ich befahl, ihn sogleich zu verhaften und den Roßschweif über meinem Haupte zu tragen, um im geeigneten Falle die Schweden irre zu führen."

„Bei Gott, er hat an alles gedacht!" rief Oskierko.

„Weise wie Salomon!" setzte Stankiewitsch hinzu.

Herr Sagloba schwoll förmlich an vor Stolz.

„Beraten wir jetzt, was zu thun ist," sagte er endlich. „Wenn die Herrschaften geduldig zuhören wollen, so werde ich sagen, was ich unterwegs ausgedacht habe. Ich rate nicht, mit Radziwill einen Krieg anzufangen, und das aus zweierlei Ursachen. Zuerst ist er ein Hecht und wir sind nur Peisker. Es ist besser, wenn die Peisker ihren Kopf niemals dem Rachen des Hechtes zuwenden, denn er könnte sie leicht verschlingen. Am Schwanze kann er sie nicht fassen, dort verletzen ihn die scharfen Flossen. Der Teufel stecke ihn auf einen Bratspieß und begieße ihn mit Pech, damit er nicht zu braun werde."

„Weiter?" fragte Mirski.

„Zu zweit," antwortete Sagloba, „wenn wir durch irgend einen Zufall in seine Hände gerieten, würde er ein so vortreffliches Aas aus uns machen, daß die Krähen ein Freudengeschrei über ganz Litauen hinaus erheben würden. Seht, meine Herren, was in dem Briefe steht, welchen Kowalski nach Birz bringen sollte, und erkennet den Wojewoden von Wilna, wenn ihr ihn bisher nicht kanntet."

Indem er das sagte, knöpfte er den Oberrock auf und entnahm dessen Tasche ein Schreiben, welches er Herrn Mirski reichte.

„Bah! es ist deutsch oder schwedisch!" entgegnete der alte Obrist. „Wer von den Herren kann das Schreiben lesen?"

Es erwies sich, daß Herr Stanislaus Skrzetuski allein etwas deutsch verstand, da er oft von Hause nach Thorn gereist war, aber auch er konnte Geschriebenes nicht lesen.

„Nun, so will ich es den Herren sagen," entgegnete Herr Sagloba. „Während in Upit die Soldaten nach ihren Pferden auf die Wiesen schickten, hatte ich Zeit genug. Ich ließ mir also einen Juden am Barte herbeischleppen, welcher dort als sehr klug gilt. Das Schwert am Halse, las er alles vorzüglich und erklärte es mir. Also der Herr Hetman empfiehlt dem Kommandanten von Birz und befiehlt zu Frommen und Nutzen des Königs von Schweden, nachdem er zuerst die Begleitung fortgeschickt, uns alle, keinen ausgenommen, zu erschießen, aber so in der Stille, daß die Nachricht davon nicht verbreitet werden kann."

Die Offiziere schlugen die Hände zusammen, ausgenommen Herr Mirski, welcher kopfschüttelnd sagte:

„Mich, der ich ihn kenne, nahm es doch auch Wunder und es wollte mir nicht in den Kopf, daß er uns lebendig aus Kiejdan entließ. Er muß Gründe haben, die wir nicht kennen, daß er uns nicht selbst zum Tode verurteilte."

„Es ging ihm gewiß um seinen guten Ruf!"

„Vielleicht."

„Dennoch muß man sich wundern, wie rachgierig er ist," sagte der kleine Ritter. „Ohne mich rühmen zu wollen — erst unlängst retteten ich und Ganhof ihm das Leben."

„Und ich diente seinem Vater und später ihm fünfunddreißig Jahre!" sagte Stankiewitsch.

„Er ist ein schrecklicher Mensch!" setzte Stanislaus Skrzetuski hinzu.

„Also ist es besser, ihm aus dem Wege zu gehen," sagte Sagloba. „Der Teufel hole ihn! Vermeiden wir einen Kampf mit ihm, dafür laßt uns seine Güter, welche wir auf unserem Wege berühren, vollständig ausplündern. Gehen wir zum Wojewoden von Witebsk, um einigen Schutz zu haben, um einen Herrn über uns zu wissen und nehmen wir unterwegs, was zu nehmen geht, aus den Vorratskammern, den Speichern, den Vieh- und Pferdeställen und den Weinkellern. Meine Seele lechzt darnach und niemand soll mir zuvorkommen. Was sich in den Oekonomien an Geld vorfindet, nehmen wir auch fort. Je beutereicher und versorgter wir zum Wojewoden von Witebsk kommen, um so artiger wird er uns empfangen."

„Er wird uns auch ohne das artig empfangen," ant-

wortete Oskierko. „Aber der Rat, zu ihm zu gehen, ist gut; ein besserer kann jetzt nicht gefunden werden."

„Alle werden hierin übereinstimmen," fügte Stankiewitsch hinzu.

„So wahr ich lebe!" sagte Herr Michael. „Also auf, zum Wojewoden von Witebsk. Er sei der Führer, um welchen wir Gott gebeten haben."

„Amen!" sagten die Anderen.

Eine Zeit lang ritten sie stumm dahin, bis endlich Herr Michael sich anfing im Sattel zu drehen.

„Wenn man doch unterwegs irgendwo die Schweden etwas rupfen könnte," sagte er, sich den Gefährten zuwendend.

„Wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, warum nicht?" entgegnete Stankiewitsch.

„Radziwill hat jedenfalls den Schweden versichert, daß ganz Litauen in seinen Händen ist, und daß alle freudig den König verlassen. Zeigen wir ihnen, daß dies nicht der Fall ist."

„Und mit Recht!" sagte Mirski. „Sobald uns irgend eine Abteilung in den Weg läuft, wollen wir sie hochnehmen. Doch bin ich dafür, es mit dem Fürsten selbst nicht aufzunehmen, denn dazu sind wir zu schwach. Er ist ein großer Kriegsheld. Es würde sich aber empfehlen, einige Tage in der Gegend von Kiejdan zu bleiben, ohne ein Gefecht hervorzurufen."

„Um seine Güter zu zerstören?" fragte Sagloba.

„Nicht das! Nur um mehr Leute zu sammeln. Meine Fahne und diejenige des Herrn Stankiewitsch werden Fühlung mit uns suchen. Sollten sie bereits aufgelöst sein, was ja leicht möglich ist, so werden doch die einzelnen Männer sich um uns sammeln. Es wird auch nicht an Adel fehlen, der sich uns anschließen möchte. Wir bringen dann dem Herrn Sapieha einen stärkeren Zuwachs, mit welchem er leichter etwas anfangen kann."

In der That war diese Rechnung gut. Als erster Beweis konnten die Dragoner des Herrn Rochus dienen, welche, ihn selbst ausgenommen, ohne Zaudern sich unter das Kommando des Herrn Michael stellten. In den Reihen der Radziwillschen Truppen fanden sich gewiß mehr solcher Männer. Ueberdies konnte man annehmen, daß der erste gegen die Schweden gerichtete Streich im ganzen Lande einen allgemeinen Aufruhr hervorrufen würde.

Herr Wolodyjowski beschloß also, zur Nacht in der

Richtung nach Poniewiersch vorzugehen und alles mit fortzureißen, was dort und in der Gegend von Upit an Laudaer Adel aufzufinden war, und dann sich in die Mogowo-Heide zu schlagen, wohin, wie er hoffte, die Reste der zersprengten aufständischen Fahnen sich geflüchtet hatten. Für jetzt ließ er an dem Flüßchen Lawetsch Halt machen, um den Leuten und den Pferden die nötige Ruhe zu gönnen.

Dort blieben sie bis zur Nacht, während sie von dem Haselnußdickicht aus ununterbrochen die große Landstraße beobachteten, auf welcher immer neue Haufen Bauernvolkes daherzogen, welche vor den Schweden in die Wälder flohen.

Die ausgeschickten Soldaten brachten von Zeit zu Zeit einzelne Bauern herbei, von welchen man Nachrichten über die Schweden einzog. Viel konnte man jedoch nicht in Erfahrung bringen. Die Männer waren ängstlich gemacht und wiederholten einer nach dem anderen nur, daß die Schweden ihnen auf dem Fuße folgten, aber Genaueres konnten sie nicht berichten.

Als es völlig dunkel geworden war, befahl Herr Wolodyjowski, aufzusitzen. Aber noch ehe sie zum Aufbruch kamen, hörten sie ganz deutlich Glockengeläute.

„Was ist das?" fragte Sagloba, „zum Ave Maria ist es doch zu spät."

Herr Wolodyjowski horchte eine Weile aufmerksam hinaus.

„Das ist Angstgeläute!" sagte er.

Darauf sprengte er die Front entlang.

„Weiß vielleicht einer von euch," fragte er, „was für ein Dorf oder Städtchen dort drüben liegt?"

„Klewan, Herr Obrist!" antwortete einer der Gostschiewitsch. „Wir fahren oft mit Pottasche dorthin."

„Hört ihr das Läuten?"

„Wir hören es! Das hat etwas zu bedeuten!"

Herr Michael winkte dem Trompeter und bald tönte der leise Ton der Trompete durch das Dunkel des Dickichts. Die Fahne bewegte sich vorwärts.

Aller Augen richteten sich der Gegend zu, woher ihnen immer stärkeres Läuten entgegenklang. Man blickte auch nicht umsonst dorthin, denn bald blitzte ein rotes Licht am Horizont auf und wurde von Minute zu Minute größer.

„Ein Feuerschein!" flüsterte es durch die Reihen.

Herr Michael neigte sich zu Herrn Skrzetuski hinüber.

„Die Schweden!" sagte er.

„Wir wollen es mit ihnen wagen!" entgegnete Herr Johann.

„Es wundert mich nur, daß sie brennen.“

„Ein Edelmann muß wohl Widerstand geleistet oder die Bauern sich empört haben, als die Schweden die Kirche angriffen.“

„Nun, wir wollen sehen!“ sagte Herr Michael.

Und er schnaufte vergnügt.

Da trottete auch Herr Sagloba heran.

„Herr Michael?“

„Was giebt es?“

„Ich merke schon, daß ihr lüstern nach Schwedenfleisch geworden seid. Es steht uns wohl ein Kampf bevor, wie?“

„Wie Gott will! wie Gott will!“

„Wer soll in diesem Falle den Gefangenen bewachen?“

„Welchen Gefangenen?“

„Nun, doch nicht mich, sondern den Herrn Kowalski. Seht, Herr Michael, es ist doch von großer Wichtigkeit, daß er nicht entflieht. Bedenkt, daß der Hetman nichts weiß und auch nichts erfahren wird, außer durch Kowalski. Man muß ihm eine sichere Bewachung geben, denn während eines Gefechtes kann er leicht entfliehen, besonders wenn er schlau ist.“

„Er ist ebenso schlau wie der Wagen, auf welchem er sitzt. Aber, ihr habt recht; man muß jemanden bei ihm lassen. Wollet ihr ihn während der Zeit nicht im Auge behalten?“

„Hm! ich werde das Gefecht vermissen! . . . Zwar sehe ich nachts beim Feuer fast nichts. Fände das Gefecht am Tage statt, so würde mich nichts bewegen, davon wegzubleiben. Aber wenn das allgemeine Wohl es fordert, so sei es auch so!“

„Gut also. Ich lasse euch etwa fünf Leute zur Unterstützung, und wenn er Miene macht, zu fliehen, so schießt ihm eine Kugel vor den Kopf.“

„Ich will ihn zwischen meinen Fingern kneten wie weiches Wachs. Fürchtet nichts! . . . Aber dort wird der Feuerschein immer größer. Wo soll ich mit dem Kowalski bleiben?“

„Wo ihr wollt. Ich habe jetzt keine Zeit!“ sagte Herr Michael. Und er sprengte davon.

Der Brand schien immer größer zu werden. Der Wind blies gerade ins Feuer und zugleich mit dem Läuten der Glocken trug er das Knallen von Büchsenschüssen herüber.

„Vorwärts!“ kommandierte Herr Wolodyjowski.

4. Kapitel.

Als sie sich dem Dorfe näherten, verlangsamten sie ihren Schritt und erblickten bald eine breite Straße, welche so hell erleuchtet war, daß man eine Stecknadel am Boden hätte liegen sehen. Zu beiden Seiten derselben brannten mehrere Hütten lichterloh, andere fingen bereits Feuer, da der Wind ziemlich stark wehte und die Funken umherflogen, ja bald sogar ganze Feuergarben gleich feurigen Vögeln durch die Luft flogen und auf die daneben liegenden Dächer niederfielen. Die Flammen beleuchteten größere und kleinere, sich in den Straßen hin- und herbewegende Menschengruppen. Mit dem Geläut der Glocken des unter Bäumen versteckten Kirchleins mischte sich das Geschrei der Leute, das Brüllen des Viehes, das Gebell der Hunde und einzelne Schüsse.

Nachdem die Reiter des Herrn Wolodyjowski noch näher an das Dorf gekommen waren, sahen sie eine geringe Anzahl Reiter in spitzen Hüten. Einige von ihnen schlugen sich mit den in Haufen gesammelten Bauern herum, die, mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnet, aus alten Pistolen auf die Reiter schossen und sie aus den Hütten zu drängen versuchten. Andere trieben mit ihren Rapieren das Vieh aus den Ställen und wieder andere hatten sich derartig mit Federvieh behangen, daß man sie kaum vor Federn sah. Einige hielten die Pferde, ein jeder zu zwei oder drei, welche den mit dem Plündern der Hütten beschäftigten Gefährten gehörten.

Der Weg zog sich etwas bergabwärts, zwischen einem Birkenwäldchen hin, so daß die Laudaer, ohne selbst gesehen zu werden, den Ueberfall des Dorfes wie ein vom Feuer be-

leuchtetes Bild vor sich sahen, auf dessen glänzendem Grunde man deutlich die Gestalten der fremden Soldaten, der Dörfler, der von den Reitern fortgeschleppten Weiber und die ordnungslosen Haufen sich wehrender Männer unterscheiden konnte. Alles dies bewegte sich mit der größten Lebhaftigkeit gleich schreienden, fluchenden und lamentierenden Puppen.

Das Feuer im Dorfe stieg in hohen Garben in die Höhe und knisterte immer furchtbarer.

Herr Wolodyjowski befahl, langsamer zu reiten, als er sich dem weit aufstehenden Dorfgatter näherte. Er konnte zwar mit einem Anlauf den Feind überfallen, welcher einen solchen Ueberfall nicht erwartete. Der kleine Ritter aber wollte die Schweden erproben — wie er sagte — deshalb ließ er ihnen Zeit, ihn wahrzunehmen und sich ihm im offenen Gefecht zu stellen.

Ein paar Reiter, welche zunächst dem Gatter standen, erblickten zuerst die heranziehende Fahne. Einer von ihnen sprengte zum Offizier, welcher mit gezogenem Rapier mitten auf dem Wege vor einer Gruppe Reiter stand, und sagte etwas zu ihm, indem er mit der Hand nach der Richtung wies, von welcher her Herr Wolodyjowski mit seinen Leuten kam. Der Offizier legte die Hand schützend über die Augen, blickte einen Augenblick dorthin, dann winkte er und bald darauf übertönte der Ton der Trompete all das Geschrei der Menschen und Tiere.

Und nun konnten die Ritter die Geschicklichkeit der schwedischen Soldaten bewundern, denn kaum war der erste Trompetenton erklungen, als auch die Reiter, welche mit Plündern beschäftigt waren, eiligst alle geraubten Gegenstände von sich warfen, aus den Hütten stürzten, die Ochsen und Schafe laufen ließen und zu den Pferden liefen. Im nächsten Augenblick standen sie fertig in Reihe und Glied, was das Herz des kleinen Ritters mit Bewunderung erfüllte, besonders weil die Leute alle auserlesen waren. Sie waren alle starke, hochgewachsene Leute in Kaftans mit ledernen Streifen über den Achseln und gleichfarbigen schwarzen Hüten mit an der linken Seite emporgekrempelter Krempe. Alle ritten ganz egale braune Pferde, welche wie die Mauern standen, hielten das blanke Rapier an die Schulter gedrückt und blickten scharf, doch ruhig nach der Seite des Weges zu.

Der Offizier jedoch löste sich samt dem Trompeter von den

Gliedern los, augenscheinlich in der Absicht, nachzufragen, was das für Mannschaften seien, die so langsam heranzogen.

Er glaubte jedenfalls, daß es irgend eine von den Fahnen Radziwills sei, von der er nichts zu befürchten hätte. Er winkte daher fortwährend mit dem Rapier, während der Trompeter das Signal blies, welches um eine Unterredung bat.

„Brennt ihm doch eins aus der Muskete auf," sagte der kleine Ritter, „damit er sieht, was er von uns zu erwarten hat!"

Der Schuß knallte, das Geschoß erreichte jedoch der Entfernung wegen sein Ziel nicht. Der Offizier schien noch an ein Mißverständnis zu glauben, denn er rief ihnen etwas laut zu und schwenkte den Hut.

„Gebt ihm noch eins!" rief Herr Wolodyjowski.

Nach dem zweiten Schuß wandte der Offizier sich wieder langsam den Seinen zu, welche ihm eilig entgegensprengten.

Jetzt ritt das erste Glied bereits durch das Gatter.

Der schwedische Offizier rief den sich nähernden Leuten etwas zu. Die Rapiere, welche bis jetzt an den Schultern der Reiter lagen, senkten sich und blieben in den Degengehenken hängen. Dafür zogen plötzlich alle die Pistolen aus den Halftern und legten sie, die Läufe nach oben gerichtet, auf die Sattelknöpfe.

„Prächtige Kerls!" murmelte Wolodyjowski, als er die Schnelligkeit und das Gleichmaß ihrer Bewegungen gewahrte.

Während er das sagte, sah er sich nach seinen Leuten um, ob die Glieder in Ordnung seien, rückte sich im Sattel zurecht und kommandierte:

„Vorwärts!"

Die Laudaer neigten den Oberkörper den Hälsen der Pferde zu und sausten wie der Wind heran.

Die Schweden ließen sie dicht herankommen, feuerten dann plötzlich ihre Pistolen ab. Die Salve richtete jedoch unter den von den Pferdeköpfen verdeckten Laudaern nicht viel Schaden an; nur wenige ließen die Trense fallen und fielen hinten über, andere eilten herbei und trafen auf die Schweden Brust gegen Brust.

Die litauische leichte Reiterei trug als Waffe zwar noch Lanzen, aber Herr Wolodyjowski, welcher ein gedrängtes Gefecht bereits vorausgesehen hatte, hatte befohlen, die Lanzen am Wege in die Erde zu stoßen, es kam also sogleich zum Gefecht mit Säbeln.

Der erste Stoß vermochte die Schweden nicht zu zersprengen, drängte sie aber zurück, so daß sie, sich wehrend, zurückwichen, während die Laudaer wütend auf sie eindrangen und sie die Dorfstraße entlang vor sich hertrieben. Bald fielen die Toten dicht. Das Gedränge wurde immer größer, das Klirren der Säbel verscheuchte die Bauern aus der breiten Straße, in welcher die Hitze immer unerträglicher wurde, obgleich die brennenden Häuser vom Wege durch umzäunte Gärten getrennt waren.

Die immer mehr bedrängten Schweden zogen sich langsam, aber in Ordnung zurück. Es würde ihnen auch schwer geworden sein, sich zu zerstreuen, da von beiden Seiten feste Zäune ihnen den Weg versperrten. Von Zeit zu Zeit versuchten sie festen Fuß zu gewinnen, aber es gelang ihnen nicht.

Es war das ein sonderbarer Kampf, da auf einem verhältnismäßig engen Raume ausschließlich nur die ersten Glieder fechten konnten, während die folgenden nur nachdrängen mußten. Dadurch eben verwandelte sich die Schlacht in ein wütendes Gemetzel.

Nachdem Wolodyjowski zuvor die älteren Offiziere und Herrn Johann Skrzetuski gebeten hatte, bei der Attacke auf seine Leute zu achten, hatte er im ersten Gliede nach Herzenslust mitgekämpft. Es purzelte denn auch alle Augenblicke ein Schwedenhut vor seine Füße, welcher im Gedränge verschwand, als sei er in die Erde versunken. Zuweilen flog ein Rapier, über die Glieder hinaussausend, durch die Luft und gleichzeitig ertönte ein gräßlicher Schrei, worauf wieder ein Hut verschwand. Ein Zweiter, ein Dritter trat in die Lücke ein, doch Herr Wolodyjowski drang unaufhaltsam vorwärts; seine kleinen Aeuglein blitzten unheilvoll; er regte sich nicht auf, geriet nicht in Leidenschaft und schlug nicht mit dem Säbel wie mit dem Dreschflegel drein. Zuweilen, wenn er auf Säbellänge niemand vor sich hatte, wandte er das Gesicht und die Klinge etwas nach rechts oder links und hatte mit einer scheinbar bedeutungslosen Bewegung stets einen Reiter aus dem Sattel geworfen. Seine blitzschnellen kleinen Bewegungen waren gräßlich, fast unheimlich.

Wie das Weib, welches Hanf rauft, ganz in demselben verschwindet und dennoch eine deutlich sichtbare Spur zurückläßt, so verschwand auch er momentan in der Menge der hohen Männer, doch dort, wo sie unter der Sense des mähenden Schnitters am dichtesten fielen, war er zu finden. Herr Stanis-

laus Skrzetuski und Jozwa Butrym, genannt Ohnefuß, waren dicht hinter ihm.

Endlich begannen die letzten Glieder der Schweden sich hinter den Zäunen auf den breiteren Raum vor der Kirche und dem Glockenturm hervorzudrängen; ihnen nach die vorderen. Das Kommando des Offiziers ertönte und im Augenblick breitete sich das rechtwinklige Dreieck aus und formierte sich zu einer langen Linie. Der Offizier bemühte sich ersichtlich, mit einemmale alle seine Leute ins Gefecht zu bringen und dem Feinde die Stirn zu bieten.

Aber Johann Skrzetuski, welcher über den allgemeinen Verlauf des Gefechtes wachte und die Spitze der Fahne bildete, folgte diesem Beispiele nicht. Dafür rückte er stürmisch in geschlossener Kolonne vor, durchbrach die schwedische Aufstellung an ihrer schwächsten Stelle im Augenblick und wandte sich raschen Laufes der Kirche nach rechts hin zu, indem er mit dieser Bewegung dem einen Teil der Schweden in den Rücken fiel, während den anderen Mirski und Stankiewitsch, welche einen Teil der Laudaer, sowie alle Dragoner Kowalskis unter sich hatten, aufs Korn nahmen.

Jetzt entbrannte ein Doppelgefecht, welches jedoch nicht lange währte. Der linke Flügel, auf den Skrzetuski gestoßen war, vermochte nicht mehr, sich zu formieren, und ward zuerst zersprengt. Der rechte, bei welchem sich der kommandierende Offizier selbst befand, hielt länger Stand, doch da er zu sehr ausgedehnt war, wurde er durchbrochen, verwirrt, bis er endlich das Schicksal des anderen teilte.

Der Kirchhof war geräumig, aber unglücklicherweise von allen Seiten hoch eingezäunt und das gegenüberliegende Thor hatte der Kirchendiener, welcher sah, was vorging, verschlossen und verrammelt.

So rannten denn die zerstreuten Schweden im Kreise umher und die Laudaer hinterdrein. Hier und da schlug man sich in größeren Haufen auf Säbel und Rapiere; an anderen Orten hatte sich die Schlacht in eine Reihe von Zweikämpfen verwandelt, Mann stand gegen Mann, Rapier klang gegen Säbel, zuweilen fiel ein Schuß. Hier rannte ein Schwede, welcher eben einem Säbelhiebe entronnen, direkt unter eine zweite Klinge, dort kroch ein Schwede oder Litauer unter dem gefallenen Pferde hervor, um sogleich einem Säbelstreich zum Opfer zu fallen.

Zwischendurch in der Mitte des Kirchhofs rannten die

reiterlosen Pferde mit wehender Mähne und von der Angst weit geöffneten Nüstern umher; die einen sich beißend, die anderen blindlings und wutschnaubend, indem sie mit den Hinterfüßen in die Haufen der Kämpfenden schlugen.

Herr Wolodyjowski, der nebenher einen Reiter nach dem anderen aus dem Sattel warf, suchte mit den Augen den Offizier auf dem ganzen Kirchhofe; endlich erblickte er ihn. Er wehrte sich gegen zwei Butrym und Herr Wolodyjowski sprengte sogleich ihm zu.

„Zur Seite!“ rief er den Butrym zu. „Zur Seite!“

Die gehorsamen Soldaten wichen zur Seite. Der kleine Ritter aber sprengte heran und traf mit dem Schweden zusammen, daß die Pferde sich auf die Hinterfüße setzten.

Der Offizier wollte ersichtlich den Gegner mit einem Stich aus dem Sattel heben, Herr Wolodyjowski jedoch hielt ihm den Griff seines Dragonersäbels entgegen, drehte denselben dann mit Blitzesschnelle herum und das Rapier flog dem Schweden aus der Hand. Der Offizier langte nach den Halftern, bekam aber in demselben Augenblick einen Hieb über die Wange und ließ die Zügel aus der Linken fahren.

„Nehmt ihn lebendig!“ rief Wolodyjowski den Butrym zu. Die Laudaer faßten den Verwundeten, stützten den Schwankenden im Sattel, während der kleine Ritter in der Tiefe des Kirchhofes unter den Reitern wieder verschwand, dieselben herunterputzend wie Lichter.

Aber auch im allgemeinen begannen die Schweden den im Handgemenge geschickteren Adligen zu unterliegen. Die Einen streckten den Gegnern das umgekehrte Rapier entgegen, andere warfen ihnen die Waffen vor die Füße. Das Wort „Pardon“ tönte immer öfterer über das Schlachtfeld.

Aber man achtete nicht darauf, denn Herr Michael hatte befohlen, nur Einige zu schonen, und jene rafften sich, als sie das sahen, wieder zum Kampfe auf und starben, wie es tapferen Soldaten zukommt, nach verzweifelter Gegenwehr, ihr Blut teuer verkaufend.

Eine Stunde später war auch der Rest ausgehauen.

Die Bauern stürmten den Weg vom Dorfe her auf den Kirchhof, um die Pferde einzufangen, die Verwundeten zu töten und die Toten zu berauben.

So endete das erste Zusammentreffen der Litauer mit den Schweden.

Unterdessen hatte Herr Sagloba, welcher seitwärts in den

Birken mit dem Wagen hielt, auf welchem Herr Rochus lag, die Vorwürfe desselben anhören müssen, daß er als Verwandter so unwürdig an ihm gehandelt habe.

„Ihr habt mich vollständig zu Grunde gerichtet, Ohm," sagte er, „denn es wartet meiner in Kiejdan nicht nur eine Kugel, sondern die ewige Schande, welche auf meinem Namen bleibt. Von jetzt ab kann ein jeder, der Lust hat, sagen: Ein Narr macht das so! Rochus Kowalski!"

„Und es werden sich nicht Viele finden, die dagegen protestieren möchten," entgegnete Sagloba. „Der beste Beweis dafür ist, daß du dich selber wunderst, daß ich dich so überlistet habe, ich, welcher den Chan in der Krim aufzog wie eine Uhr. Was hast du Narr nur gedacht, als du glaubtest, ich würde mich in Gesellschaft so edler Männer, der edelsten Männer der Republik, von dir nach Birz, den Schweden in den Rachen führen lassen?"

„Ich habe ja doch nicht aus eigenem Willen die Herren dorthin bringen wollen."

„Aber du hast dich zum Henkersknecht hergegeben und dessen muß sich ein Adliger schämen, weil es eine Schande ist, die du wieder auslöschen mußt, sonst stoße ich dich aus dem Geschlecht der Kowalskis aus. Ein Verräter ist schlechter als ein Racker, aber der Helfershelfer jemandes zu sein, der schlechter ist als ein Racker, das ist das Letzte!"

„Ich diente dem Hetman!"

„Und der Hetman dient dem Teufel! Da hast du es . . . Du bist dumm, Rochus; ein- für allemal merke dir das und lasse dich in keinen Disput mit mir ein, sondern halte dich an meinen Rockschoß fest, dann wirst du noch ein Mann. Du mußt nämlich wissen, daß ich schon manchem durchgeholfen habe."

Weiter kam er nicht. Das Gefecht im Dorfe begann soeben, das Knallen der Schüsse unterbrach ihn. Später verstummten die Schüsse, aber Geschrei und Lärmen dauerten fort und drangen bis in den stillen Winkel im Birkenwäldchen.

„Herr Michael arbeitet dort schon," sagte Herr Sagloba. „Er ist nicht groß, aber bissig wie ein Insekt. Sie pellen dort diese überseeischen Teufel aus wie Bohnen. Ich wollte lieber dort sein als hier; deinetwegen muß ich nur von weitem zuhören. Ist das deine Dankbarkeit? Ist das die Handlungsweise eines Verwandten?"

„Wofür soll ich denn dankbar sein?"

„Dafür, daß man mit dir nicht umspringt wie mit einem Ochsen, weil du zum Ackern am anstelligsten bist, denn du bist dumm und gesund, verstehst du? . . . Ei, es wird immer heißer dort . . . Hörst du's? Das sind gewiß die Schweden, die dort blöken wie die Kälber auf der Weide."

Hier wurde Herr Sagloba ernst und etwas unruhig. Plötzlich sah er dem Herrn Rochus scharf in die Augen und sagte:

„Wem wünschest du den Sieg?"

„Natürlich den Unseren."

„Da siehst du's! Warum nicht den Schweden lieber?"

„Weil ich selbst sie tüchtig bläuen möchte. Die Unseren bleiben die Unseren!"

„Das Gewissen erwacht in dir. . . . Wie konntest du nur dein eigenes Blut den Schweden überliefern wollen?"

„Weil ich Befehl hatte."

„Aber jetzt hast du keinen Befehl mehr."

„Das ist wohl wahr!"

„Jetzt ist Herr Wolodyjowski dein Vorgesetzter, niemand sonst!"

„Nun . . . wahrscheinlich!"

„Und du sollst das thun, was Herr Wolodyjowski dir befiehlt."

„Weil ich muß."

„Er befiehlt dir also, dem Radziwill zu entsagen und nicht mehr ihm, sondern nur dem Vaterlande zu dienen."

„Wie so?" fragte Herr Rochus, sich am Kopfe kratzend.

„Es ist Befehl!" rief Sagloba.

„Ich gehorche," antwortete Herr Rochus.

„Das ist gut. Bei erster Gelegenheit wirst du die Schweden durchbläuen!"

„Wie es befohlen wird," antwortete Kowalski und holte tief Atem, als wäre ihm eine große Last von der Brust gefallen.

Sagloba war ebenfalls zufriedengestellt, denn er hatte eine bestimmte Absicht mit Herrn Rochus. Sie horchten jetzt einträchtig auf die vom Schlachtfelde herüberkommenden Töne und horchten wohl eine Stunde lang noch immer, bis alles still geworden war.

Sagloba wurde immer unruhiger.

„Sollte es ihnen schlecht gegangen sein?"

„Ihr seid ein alter Soldat, Ohm, und könnt solchen Unsinn

schwatzen! Hätte man sie zersprengt, so würden sie in Haufen hier vorbeigekommen sein . . ."

„Das ist wahr! . . . Ich merke, dein Witz reicht doch zu etwas aus."

„Hört ihr die Hufschläge, Ohm? Sie kommen langsam. Die Schweden müssen besiegt sein."

„O! ob es auch die Unsrigen sind? Ich will sie beschleichen."

Indem Herr Sagloba das sagte, ließ er den Säbel ins Gehenk fallen, nahm die Pistole in die Faust und eilte vorwärts. Bald sah er eine dunkle Masse vor sich, die sich langsam auf dem Wege fortbewegte. Gleichzeitig drang der Lärm sprechender Stimmen zu ihm.

An der Spitze ritten mehrere Männer, welche sich laut unterhielten, und bald erkannte Sagloba die ihm wohlbekannte Stimme des Herrn Michael, welcher sagte:

„Es sind tüchtige Burschen! Ich weiß nicht, wie es um ihre Fußsoldaten bestellt ist, die Reiterei ist vortrefflich!"

Sagloba gab dem Pferde die Sporen.

„Wie geht es euch? wie geht es euch? Mich packte schon die Ungeduld; ich wollte ins Gefecht eilen . . . Ist auch keiner verwundet?"

„Wir sind, Gottlob, alle wohlauf!" entgegnete Herr Michael, haben aber einige zwanzig Mann gute Soldaten verloren."

„Und die Schweden?"

„Wir haben sie alle niedergestreckt."

„Herr Michael, ihr habt dort wohl euch gütlich gethan wie der Hund im Brunnen. War es denn recht, mich Alten hier als Wache zurückzulassen? Die Seele brannte mir nach den Schweden. Ich hätte sie lebendig gefressen!"

„Ihr könnt sie sogar geschmort bekommen, denn dort am Feuer braten etliche."

„Mögen sie den Hunden zum Fraß werden. Habt ihr Gefangene gemacht?"

„Der Rittmeister und sieben Reiter sind gefangen."

„Was wollt ihr mit ihnen thun?

„Ich möchte sie aufhängen lassen, denn sie haben wie Räuber ein schuldloses Dorf überfallen und die Menschen gemordet . . . Aber Johann sagt, das geht nicht an."

„Hört, meine Herren, was mir inzwischen eingefallen ist. Das Aufhängen nützt uns nichts, im Gegenteil, entlaßt sie schleunigst nach Birz."

„Warum das?"

„Ihr kennt mich nur als Soldaten; jetzt sollt ihr in mir den Diplomaten kennen lernen. Lassen wir die Schweden laufen, aber sagen wir ihnen nicht, wer wir sind. Erzählen wir ihnen, wir seien Radziwills Leute und hätten auf seinen Befehl ihre Abteilung niedergehauen, werden das auch ferner thun, so oft wir auf schwedische Truppen stoßen, da der Hetman nur vorgeblich zu den Schweden überging. Sie werden sich dort wohl bei dieser Nachricht am Kopfe kratzen und wir untergraben den Kredit des Hetman dadurch bedenklich. Wahrhaftig, wenn dieser Gedanke nicht mehr wert ist, als euer Sieg, so soll ich einen Pferdeschwanz statt des Säbels tragen. Denn bedenkt nur, diese Nachricht wird sowohl die Schweden als Radziwill tief treffen. Von Kiejdan bis Birz ist es weit und Radziwill von Pontus noch weiter getrennt. Ehe sie sich darüber verständigen können, was und wie es geschehen, kommt es zu Klopfereien zwischen ihnen. Wir wollen den Verräter mit unseren Feinden verzürnen — und wer sollte dabei besser fahren als die Republik?"

„Das ist ein artiger Rat und wohl des Gelingens wert, so wahr ich lebe!" sagte Stankiewitsch.

„Ihr habt den Verstand eines Kanzlers," setzte Mirski hinzu. „Das bringt Verwirrung unter sie, mehr als gewiß."

„Wir wollen das auch bestimmt thun," sagte Herr Michael. „Gleich morgen will ich die Gefangenen entlassen, nur heute nicht mehr, denn ich bin entsetzlich marode . . . Dort auf der Straße war es heiß wie in einem Backofen . . . Puh! meine Hände sind ganz matt geworden . . . Zudem könnte der Offizier heute nicht mehr fort, denn er hat einen Hieb über das Gesicht bekommen."

„Auf welche Weise sollen wir ihnen das alles aber beibringen? Was ratet ihr, Vater?" fragte Johann Skrzetuski.

„Auch darüber habe ich bereits nachgedacht," entgegnete Sagloba. „Kowalski hat mir gesagt, daß unter seinen Dragonern zwei Preußen sich befinden, welche gut deutsch plappern und besonnene Menschen sind. Sie mögen den Schweden, die ohne Zweifel deutsch verstehen, nachdem sie jahrelang in Deutschland Krieg geführt, das sagen. Kowalski gehört zu uns mit Leib und Seele. Er ist ein vortrefflicher Kerl; ich werde noch meine Freude an ihm erleben."

„Gut denn," sagte Wolodyjowski. „Einer der Herren mag die Güte haben, sich dieser Angelegenheit anzunehmen,

denn mir versagt vor Müdigkeit bereits die Stimme. Ich habe den Leuten schon bekannt gemacht, daß wir hier in diesem Birkenwäldchen bis zum Morgen bleiben. Aus dem Dorfe werden Lebensmittel herbeigeschafft und jetzt wollen wir schlafen! Die Wachen wird mein Obrist kontrollieren. Wahrhaftig, ich sehe euch nicht mehr, die Augen fallen mir zu . . ."

„Meine Herren," sagte Herr Sagloba, „gleich hinter den Birken steht ein Heuschober, gehen wir dorthin, dort wollen wir schlafen wie die Ziesel und morgen weiter ziehen . . . Hierher kehren wir nicht mehr zurück, es wäre denn mit Herrn Sapieha gegen Radziwill."



5. Kapitel.

In Litauen entbrannte jetzt ein Bruderkrieg, welcher neben den beiden Kriegen an der Grenze und den immer heftiger werdenden Streitigkeiten in der Ukraine das Maß des Elendes voll machte.

Obgleich das litauische Stammheer so schwach war, daß es keinem der beiden feindlichen Heere energischen Widerstand entgegensetzen konnte, teilte es sich doch in zwei Heerlager. Das eine, welches meist aus ausländischen Söldlingen bestand, hielt zu Radziwill; das andere, und zwar die Mehrzahl der Litauer, erklärten Radziwill zum Verräter und protestierten öffentlich gegen das Bündnis mit Schweden. Sie handelten jedoch planlos, ohne Einverständnis untereinander und ohne einen Führer. Wohl hätte der Herr Wojewode von Witebsk ein rechter Feldherr für sie werden können, er war jedoch augenblicklich zu sehr mit der Verteidigung Bychows und den verzweifelten Kämpfen im Innern des Landes beschäftigt, als daß er sich sofort an die Spitze der Bewegung gegen Radziwill hätte stellen können.

Inzwischen begannen die Eindringlinge, welche ein jeder das ganze Land als sein persönliches Eigentum betrachteten, sich gegenseitig Drohbriefe zuzusenden. Dieser Umstand konnte ein Rettungsmittel für die Republik werden, aber ehe es zu offenbaren Feindseligkeiten zwischen ihnen kam, herrschte in Litauen eine entsetzliche Verwirrung. Radziwill, der sich in seinem Vertrauen auf das Heer getäuscht sah, beschloß, dasselbe mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen.

Kaum also hatte Herr Wolodyjowski nach dem Gefecht bei Klewan Poniewiersch erreicht, als ihm die Nachricht über-

bracht wurde, daß der Hetman die Fahnen Mirskis und Stankiewitschs aufgerieben hätte. Ein Teil derselben war gewaltsam den Truppen Radziwills einverleibt, die anderen entweder erschlagen oder in alle vier Winde versprengt. Diese letzteren irrten einzeln oder in kleinen Häuflein durch die Wälder und Dörfer, ungewiß, wo sie ihre Häupter vor der Rache und Verfolgung des Fürsten bergen sollten.

Jeder Tag führte neue Flüchtlinge der Abteilung des Herrn Michael zu. Sie brachten die verschiedensten Neuigkeiten und verstärkten gleichzeitig seine Heeresmacht.

Die wichtigste von allen Neuigkeiten war die Nachricht von dem Aufstande der in Podlachien stationierten Mannschaften bei Bialystock und Tykozin. Diese sollten nach der Einnahme von Wilna durch die Russen denselben den Eintritt in die Kronenländer wehren. Als ihnen jedoch die Nachricht von dem Verrat des Hetman zugegangen war, hatten sie ein Bündnis geschlossen, an dessen Spitze die beiden Obristen Horotkiewitsch und Jakob Kmiziz, ein Ohm des Helfershelfers Radziwills, Andreas Kmiziz, standen.

Den Namen des Letzteren sprachen die Lippen der Soldaten nur mit Entsetzen aus. Er war es hauptsächlich gewesen, der die Niedermetzelung der beiden Fahnen Stankiewitschs und Mirskis veranlaßt hatte; er war es, der die gefangenen Gefährten ohne Erbarmen niederschoß. Der Hetman vertraute ihm blindlings und eben jetzt hatte er ihn gegen die Fahne Niawiarowskis ausgesendet, welche, dem Beispiel ihres Führers nicht folgend, ihm den Gehorsam gekündigt hatte.

Diese letzte Auseinandersetzung hörte Herr Wolodyjowski sehr aufmerksam an. Darauf wandte er sich an die zu einer Beratschlagung zusammengetretenen Gefährten und sagte:

„Was würdet ihr Herren dazu sagen, wenn wir, anstatt nach Bychow zum Wojewoden, lieber nach Podlachien zu jenen konföderierten Fahnen zögen?“

„Ihr habt mir das Wort vom Munde genommen,“ sagte Sagloba. „Man kommt dort in die Nähe der Heimat und unter seinen Landsleuten lebt es sich froher.“

„Die Ueberläufer haben auch erzählt,“ sagte Johann Skrzetuski, „daß sie erfahren, Seine Majestät der König habe mehrere Fahnen aus der Ukraine an die Weichsel berufen, um den Schweden entgegenzutreten. Wenn sich das bewahrheitet, würden wir uns dort unter alten Schwertgenossen wiederfinden, statt hier sich aus einem Winkel in den andern zu zwängen.“

„Wer soll denn jene Regimenter kommandieren? Wißt ihr es nicht, meine Herren?"

„Man sagt, der Herr Feldhauptmann," entgegnete Herr Wolodyjowski, „aber das ist mehr eine Mutmaßung, als Gewißheit, da sichere Nachrichten darüber noch nicht hierher gelangt sein können."

„Es sei, wie es sei!" sagte Zagloba, „ich rate, nach Podlachien zu gehen. Wir können dort die gegen Radziwill aufständischen Fahnen mit fortreißen und dem Könige zuführen, wofür der Lohn für uns gewiß nicht ausbleibt."

„So sei es denn!" riefen Oskierko und Stankiewitsch.

„Es wird nicht leicht sein, sich nach Podlachien hindurchzustehlen," sagte der kleine Ritter; „wir werden uns zwischen den Fingern des Hetman durchwinden müssen, aber wir wollen es versuchen. Wenn nebenher das Glück mir den Kmiziz irgendwo in den Weg führen wollte, würde ich ihm ein paar Worte zuflüstern, die ihm eine Gänsehaut über den Rücken treiben sollten."

„Das wäre ihm schon recht!" sagte Mirski. „Denn daß einige alte Soldaten, welche ihr Leben lang den Radziwills gedient haben, es mit dem Hetman halten, kann man ihnen nicht verdenken, aber dieser Raufbold dient nur aus Eigennutz und Vergnügen am Verrat."

„Auf also nach Podlachien?" fragte Oskierko.

„Nach Podlachien! nach Podlachien!" riefen alle zugleich.

Aber die Sache war nicht wenig schwierig, wie schon Herr Michael bemerkt hatte; denn um nach Podlachien zu gelangen, mußte man dicht bei Kiejdan, der Höhle des Löwen, vorbei.

Die Waldwege und Pfade waren in Radziwills Händen. Ein Stückchen Weges von Kiejdan fort stand Kmiziz mit seiner Reiterei, dem Fußvolk und den Kanonen. Auch hatte der Fürst schon die Flucht der Obristen erfahren, wußte von dem Aufstande der Fahne Wolodyjowskis, von dem Gefecht bei Klewan, und das letztere besonders hatte ihn in eine solche Wut versetzt, daß man für sein Leben fürchtete, denn ein schrecklicher Anfall von Asthma benahm ihm für längere Zeit den Atem.

Er hatte auch Grund genug, zornig zu sein, ja zu verzweifeln, da jenes Gefecht einen wahren Sturm der Schweden gegen ihn gerichtet hatte. Hier und da hatte man gleich nach demselben noch mehrere kleine Abteilungen Schweden überfallen. Einzelne Edelleute und die Bauern hatten dies auf eigene Hand unternommen, aber die Schweden setzten das auf

die Rechnung Radziwills, besonders da der Offizier und die Soldaten, welche nach dem Gefecht nach Birz entlassen waren, dort dem Kommandanten gesagt hatten, daß eine Radziwillsche Fahne auf seinen Befehl sie überfallen habe.

Eine Woche darauf war ein Schreiben des Kommandanten von Birz und nach zehn Tagen eines von de la Gardie, dem schwedischen Ober-Kommandierenden selbst, bei dem Fürsten eingelaufen.

„Entweder haben Ew. Durchlaucht weder Macht noch Bedeutung," schrieb der Letztere, „und in diesem Falle ist es unbegreiflich, wie ihr im Namen des ganzen Landes einen Vertrag schließen konntet — oder ihr wollt hinterlistig das königliche Heer ins Verderben stürzen! Wenn es so ist, so wendet sich die Gnade meines königlichen Herrn von Ew. Durchlaucht ab und die Strafe für eure Verräterei soll euch früh genug treffen, falls ihr nicht Reue zeigt und eure Schuld durch treue Dienste tilgt. . . ."

Radziwill sandte alsbald Boten mit einer Erklärung der Vorgänge ab, aber der Pfeil hatte sein stolzes Herz getroffen und die brennende Wunde begann immer mehr zu eitern. Er, dessen Wort noch unlängst dieses Land, welches größer war als ganz Schweden, in seinen Grundfesten erzittern gemacht hatte — er, der mit der Hälfte seiner Güter alle schwedischen Herrensitze aufkaufen konnte, er, der dem eigenen Könige die Stirn geboten, sich Monarchen gleichstellte, durch seine Siege einen Weltruhm sich erworben und im eigenen Stolze sich sonnte, mußte jetzt die Drohungen eines schwedischen Generals anhören und eine Lektion in Treue und Demut entgegennehmen. Wohl war dieser General der Schwager eines Königs, aber was war denn jener König selbst? Doch nur der Räuber eines Thrones, welcher von Rechts- und Geburtswegen dem Könige Johann Kasimir gehörte.

Vor allem aber richtete sich die Wut des Hetman gegen diejenigen, welche die Ursache jener Demütigung waren. Er verschwor sich, Herrn Wolodyjowski, die Hauptleute, welche bei ihm waren, die ganze Laudaer Fahne unter seine Füße zu treten, und zog zu diesem Zweck gegen sie zu Felde. Gleich wie der Jäger seine Netze im Walde ausstellt, um das Wolfsnest völlig auszunehmen, so umkreiste er sie und begann sie ohne Rast zu hetzen.

Inzwischen hatte er erfahren, daß Kmiziz die Fahne Niawiarowskis vernichtet hatte. Die Waffenbrüder waren ent-

weder niedergehauen oder versprengt worden, die übriggebliebenen hatte er seiner eigenen Fahne einverleibt. Der Hetman befahl ihm demnach, einen Teil seiner Truppen ihm, dem Hetman, zuzuschicken, damit er um so sicherer vorschreiten konnte.

„Jene Männer," schrieb der Hetman, „deren Leben Du so hartnäckig von Uns verlangtest, besonders aber Wolodyjowski und jener andere Hergelaufene, entflohen auf dem Wege nach Birz. Wir übergaben ihren Transport absichtlich Unserem dümmsten Offizier, damit sie ihn nicht umarbeiten könnten, aber auch er hat entweder Verrat geübt oder ist von ihnen ins Feld geführt worden! Heute hat Wolodyjowski die ganze Laudaische Fahne bei sich, welche durch die Ueberläufer verstärkt wird. Bei Klewan haben sie hundertundzwanzig Schweden niedergemetzelt und dann das Gerücht verbreitet, es wäre dies auf Unseren Befehl geschehen, was zwischen Uns und Pontus zu Mißverständnissen führte. Unser ganzes Werk kann an diesen Verrätern scheitern, denen wir ohne Deine Fürbitte, so wahr Gott lebt, die Hälse verkürzt hätten. So müssen Wir denn unsere Barmherzigkeit büßen, obgleich wir zu Gott hoffen, daß die Rache sie bald treffen soll. Wir haben auch in Erfahrung gebracht, daß in Billewitsche beim Schwertträger von Reußen der Adel sich sammelt und eine Verschwörung gegen Uns plant. Das muß verhindert werden. Du mußt Uns alsbald sämtliche Reiterei hersenden, das Fußvolk nach Kiejdan zum Schutze der Stadt und des Schlosses expedieren, denn von diesen Verrätern muß man auf alles gefaßt sein. Du selbst begieb Dich mit einigen hundert Reitern nach Billewitsche und bringe den Herrn Schwertträger mit seiner Verwandten nach Kiejdan. Es handelt sich nicht nur für Dich, sondern auch für Uns darum, denn wer sie in Händen hat, dem gehört die ganze Laudaer Gegend, deren Adel unter der Führung Wolodyjowskis sich gegen Uns zu empören beginnt. Den Harasimowitsch haben Wir, mit Instruktionen versehen, wie er sich gegen jene Konföderierten verhalten soll, nach Sabludowo geschickt. Dein Ohm Jakob hat großen Einfluß auf sie. Schreibe ihm, wenn Du glaubst, mit einem Schreiben etwas bei ihm auszurichten.

„Indem Wir Dich Unserer unveränderlichen Gnade versichern, empfehlen Wir Dich dem Schutze Gottes."

Nachdem Kmiziz diesen Brief gelesen hatte, freute er sich im Grunde seiner Seele, daß es den Offizieren gelungen war, den Händen der Schweden zu entschlüpfen, und wünschte im Stillen, daß es ihnen gleichfalls gelingen möchte, den Schlingen

Radziwills zu entgehen. Dennoch erfüllte er genau alle Befehle des Fürsten, sandte ihm seine Reiterei, setzte die Fußsoldaten in Kiejdan fest, ja begann sogar um die Stadt und das Schloß Schanzen aufzuschütten, und beschloß, gleich nach Beendigung dieser Arbeit nach Billewitsche zu gehen und den Herrn Schwertträger und sein Mädchen herzuholen.

„Gewalt will ich nicht anwenden," sagte er sich, „höchstens nur im äußersten Notfalle, am allerwenigsten ihr ein Leid anthun. Im übrigen gilt hier nur der Wille des Fürsten. Sie wird mich nicht freundlich empfangen, das weiß ich: so Gott will, wird aber die Zeit sie von der Ehrlichkeit meines Handelns überzeugen und sie belehren, daß ich nicht gegen das Vaterland, sondern im Dienste Radziwills nur für dasselbe kämpfe."

Während sich die Gedanken so bei ihm durcheinanderdrängten, arbeitete er emsig an der Befestigung Kiejdans, welcher Ort ja bald der Wohnsitz Olenkas werden sollte.

Inzwischen floh Herr Wolodyjowski vor dem Hetman und dieser verfolgte ihn ergrimmt. Es wurde Herrn Michael bald recht heiß bei dieser Hetze, denn von Birz her zogen zahlreiche Abteilungen des schwedischen Heeres südlich heran, der Osten war von den Heerscharen des Zaren besetzt und auf der Heerstraße nach Kiejdan zu lauerte der Hetman.

Herr Sagloba war mit diesem Stand der Dinge gar nicht zufrieden und wandte sich immer öfterer an Herrn Wolodyjowski mit der Frage:

„Um Gottes Willen, Herr Michael, sagt mir doch, werden wir uns durchhauen oder nicht?"

„Von einem Durchhauen kann hier die Rede nicht sein!" antwortete der kleine Ritter. „Ihr wißt sehr gut, daß ich kein Feigling bin und selbst den Teufel nicht fürchte . . . Gegen den Hetman aber komme ich nicht auf, mit ihm kann ich mich nicht messen! Ihr selbst verglichet uns ja mit dem Peisker, ihn mit dem Hecht. Nun wohl! Ich werde mein möglichstes thun, daß der Peisker dem Hecht entwischt. Kommt es aber zu einem Gefecht zwischen uns, so muß ich offen bekennen, daß er uns mausetot schlägt."

„Und dann, nicht wahr, läßt er unsere Leiber in Stücken hauen und wirft sie seinen Hunden vor. O Gott! Nur in Radziwills Hände laß uns nicht fallen! Wäre es da nicht besser, gleich zu Herrn Sapieha zurückzukehren?"

„Dazu ist es zu spät. Die Schweden und das Bundesheer versperren uns bereits den Weg."

„Der Teufel hat mich geneckt, als ich die Skrzetuskis überredete, zu Radziwill zu gehen," rief Sagloba voller Verzweiflung.

Herr Michael aber verlor den Mut noch nicht, da der Kleinadel und die Bauern überall ihm alle Bewegungen des Hetman hinterbrachten. Sie alle verabscheuten den Verräter von Herzen und hatten sich von ihm abgewandt. Er wand sich also durch, so gut er es verstand, und er verstand es meisterhaft. War er doch fast von Kindesbeinen an die Plänkeleien mit den Tartaren und Kosaken gewöhnt. Auch hatte ihm schon früher im Heere des Fürsten Jeremias seine Fähigkeit, unbemerkt bis dicht an die Vorhut des Feindes zu schleichen, dieselbe plötzlich zu überfallen und dann blitzschnell den Rückzug anzutreten, viel Ehren eingetragen.

Gegenwärtig stand er zwischen Upit und Rogowo einer- und Riewiarz andererseits auf einem Raume von wenigen Meilen eingeengt. Er bemühte sich unaufhörlich, einen Zusammenstoß zu vermeiden, beunruhigte zuweilen einzelne kleine Abteilungen des Hetman, verwischte ihnen eins, gerade so, wie der gehetzte Wolf oft ganz in der Nähe der Schützen durchschleicht und der verfolgenden Meute, wenn sie ihm zu nahe kommt, die Zähne weist.

Als nun zuletzt noch die Reiterei unter Kmiziz zugezogen war, da besetzte der Hetman jeden noch so kleinen Durchschlupf, er selbst befand sich im Zentrum, um genau zu überwachen, daß der Kreis um den kleinen Ritter sich schloß. Es blieb kein Loch offen, durch welches Herr Wolodyjowski hätte entfliehen können, nur die Furt zwischen dem sumpfigen Fluß war offen. Jenseits des Flusses aber standen zwei Regimenter Schotten, zweihundert Radziwillsche Kosaken und sechs kleine Feldgeschütze, deren Mündungen direkt auf die Furt gerichtet waren.

Der Ring war im Begriff sich zu schließen. Mitten darin befand sich der Hetman. Zum Glück für Herrn Wolodyjowski war die Nacht finster und stürmisch. Ein Gewitterregen unterbrach den feindlichen Vormarsch. Dafür aber blieben ihm nur einige Quadratruten Wiese mit Erlenbüschen bewachsen zwischen dem Halbkreis der Feinde und dem Fluß zum Verweilen.

Am folgenden Morgen, der Tag graute kaum, zog sich der Kreis vollends zusammen bis dicht an den Fluß. Sprachlos vor Staunen sahen die Heerführer einander an: Herr Wolo-

dyjowski war samt seinen Leuten verschwunden. Es war, als hätte die Erde oder der Fluß ihn verschlungen.

Der Hetman wetterte und wütete über die Offiziere, welche ihn hatten entschlüpfen lassen. Ein Anfall von Asthma bedrohte wiederum sein Leben, doch der Zorn überwand selbst diesen. Er erteilte Befehl, zwei Offiziere, welche die Wache am Fluß gehabt hatten, zu erschießen, und nur mit vieler Mühe erbettelte Ganhof endlich vom Hetman den Befehl, zuerst zu untersuchen, auf welche Weise das Wild dem Jäger entwischt sein konnte.

Man fand nun, daß Herr Wolodyjowski die finstere, regnerische Nacht benutzt hatte, um mit seiner ganzen Abteilung den Fluß seinem Laufe nach zu durchschwimmen und zu durchwaten. Er hatte sich auf diese Weise an dem rechten Flügel des Radziwillschen Heeres, welcher dicht am Flußbett lag, vorbeigeschlichen. Einige bis an die Leiber im Schlamme steckende Pferde zeigten noch die Stelle an, wo er das rechte Flußufer wieder betreten hatte.

Weitere bemerkbare Spuren deuteten darauf hin, daß er in vollem Galopp die Richtung nach Kiejdan zu eingeschlagen hatte. Der Hetman erriet hiernach sofort die Absicht des Herrn Michael, nach Podlachien zu Horotkiewitsch und Jakob Kmiziz zu gelangen.

Es fragte sich nun, ob er wohl im Vorüberziehen die Stadt Kiejdan niederbrennen und das Schloß plündern würde?

Den Hetman packte eine fürchterliche Angst. Im Schlosse befand sich der größte Teil seines Barvermögens und eine Menge Kostbarkeiten. Wenn Kmiziz nicht eine größere Abteilung Fußsoldaten dort zurückgelassen hatte, so konnte das unbewachte Schloß leicht dem waghalsigen Hauptmann zur Beute fallen. Radziwill zweifelte gar nicht daran, daß er Mut genug besitze, um einen Ueberfall auf die Residenz Kiejdan zu wagen. Auch an Zeit dazu fehlte es ihm nicht, denn da er bei Beginn der Nacht schon entschlüpft war, so hatte er einen Vorsprung von sechs Stunden gewonnen.

Jedenfalls also mußte man zum Entsatz Kiejdans eiligst aufbrechen. Der Fürst ließ also die Infanterie zurück und eilte mit der Reiterei davon.

In Kiejdan angelangt, fand er alles in schönster Ruhe und Ordnung. Die Umsicht, mit welcher Kmiziz durch das Aufschütten kleiner Schanzen und das Aufstellen von Feldgeschützen für die Verteidigung seiner Residenz gesorgt hatte,

flößte dem Fürsten eine wahre Hochachtung vor dem jungen Krieger ein. Noch an demselben Tage besichtigte er mit Ganhof alle diese Schutzvorrichtungen genau. Darauf äußerte er gegen diesen:

„Das hat nun dieser junge Mann ganz aus sich selbst heraus geschaffen, ohne meinen Rat einzuholen. Er hat die Sache so vortrefflich gemacht, daß man sich hier sogar gegen einen Angriff mit Geschützen längere Zeit zu halten vermöchte. Wenn dieser Mensch nicht schon frühzeitig den Hals bricht, dann kann er zu hohen Ehren gelangen."

Es gab aber noch einen, bei dessen Gedenken sich der Hetman einer gewissen Hochachtung nicht erwehren konnte, nur daß hier die Bewunderung mit einer an Raserei grenzenden Wut sich mischte. Dieser eine war Wolodyjowski.

„Wie schnell würde ich mit den Aufständischen fertig werden," sagte er zu Ganhof, „wenn ich diesen auch zu meiner Verfügung hätte. Kmiziz ist wohl noch feuriger als Wolodyjowski, aber jener hat vor diesem die Erfahrung voraus: er ist am Dniepr, ein Schüler des Fürsten Jeremias, groß gewachsen."

„Befehlen Durchlaucht nicht, ihn zu verfolgen?" fragte Ganhof.

Der Fürst blickte ihn nachdenklich an, dann erwiderte er mit Nachdruck:

„Dich würde er schlagen, mir entgehen."

Nach einer Weile fügte er stirnrunzelnd hinzu:

„Hier herrscht jetzt Ruhe und Frieden. Bald aber heißt es, nach Podlachien aufzubrechen, um mit jenen ein Ende zu machen."

„Durchlaucht," warf Ganhof ein, „sobald wir von hier aufbrechen, würden alle zu den Waffen gegen die Schweden greifen."

„Was heißt das, alle?"

„Der Adel, die Bauern. Sie werden sich nicht allein mit den Schweden begnügen, sondern sich auch bald gegen die Dissidenten wenden. Unseren Glaubensgenossen allein schreiben sie die Schuld zu, daß wir zum Feinde übergegangen sind, ja, daß wir den ganzen Krieg entfacht haben."

„Ich bange für meinen Bruder Boguslaw. Ich weiß nicht, ob er allein in Podlachien den Konföderierten wird Stand halten können."

„Vor allem handelt es sich doch darum, Litauen im Gehorsam für den König von Schweden zu erhalten."

Der Fürst schritt unruhig im Gemach auf und nieder.

„Wenn ich nur dem Horotkiewitsch und Jakob Kmiziz auf irgend welche Art beikommen könnte," sagte er. „Die werden dort meine Güter total ruinieren; nicht einen Stein auf dem anderen werden sie dort lassen."

„Dann müßte man sich mit dem General Pontus verständigen. Er müßte während unserer Abwesenheit mit einer starken Heeresmacht hier Ordnung halten."

„Mit Pontus? Niemals!" rief Radziwill aus, während ihm eine starke Blutwelle das Antlitz dunkelrot färbte. „Wenn schon mit jemandem, dann dürfte nur mit dem Könige selbst eine Verständigung herbeigeführt werden. Ich brauche nicht Diener zu Verbündeten, wo ich Verbündeter eines Königs bin. Wenn der König den Befehl an Pontus ergehen ließe, mir mit zweitausend Reitern zur Hand zu sein, dann wäre das etwas anderes. Den Pontus darum bitten? Niemals. Es wird hohe Zeit, mit dem Könige selbst in Unterhandlungen zu treten."

Das hagere Gesicht Ganhofs überzog eine leichte Röte, die Augen leuchteten begehrlich.

„Wenn Ew. Durchlaucht befehlen . . . ."

„So würdet ihr zum Könige gehen, nicht wahr? Es fragt sich nur, ob ihr ihn finden würdet. Ihr seid ein Deutscher. Einem Fremden aber wird die Reise durch ein vom Kriege in Aufruhr gesetztes Land immer gefährlich. Wer kann zudem wissen, wo des Königs Person sich gegenwärtig befindet, wo er in einem halben, in einem ganzen Monat sein wird. Mein Bote müßte das ganze Land durchqueren . . . Ueberdies . . . nein das geht nicht . . . Ew. Gnaden reist nicht. Dorthin ziemt es mir, nur einen der Unsrigen, einen meiner Verwandten zu senden, damit Seine Majestät der König sich überzeuge, daß nicht der gesamte Adel mich verlassen hat."

„Ein unerfahrener Abgesandter kann aber viel Schaden dort anrichten," warf Ganhof zaghaft ein.

„Der Gesandte wird dort nichts weiter zu thun haben, als meine Briefe abzugeben und mir die Antwort zu überbringen. Und dem Könige zu sagen, daß nicht ich den Befehl zur Schlacht mit den Schweden bei Klewan gegeben habe, das wird jeder Mann können."

Ganhof schwieg.

Wieder durchmaß der Fürst mit unruhigen Schritten das Gemach. Man merkte ihm an, daß er einen harten Kampf mit sich auskämpfe. Seit dem Vertrage mit den Schweden hatte er noch nicht einen Augenblick Ruhe gefunden. Sein Stolz fraß an ihm, sein Gewissen bedrängte ihn, der unerwartete Widerstand des Volkes und des Heeres beängstigte ihn und vor der Ungewißheit der kommenden Zeiten befiel ihn die Furcht. Während der schlaflosen Nächte quälten ihn die trübsten Gedanken. Seine Gesundheit verfiel, die Augen sanken tief in ihre Höhlen zurück; das einst so frische Antlitz begann fahl auszusehen und fast stündlich mehrte sich in Haar und Bart der graue Schimmer. Er lebte ein qualvolles Dasein und seine Gestalt bog sich unter der Last, die er trug.

Ganhof folgte ihm unablässig mit den Augen. Er hoffte noch immer, daß der Fürst ihn zum Könige senden würde. Plötzlich hielt dieser in seinem Gange inne und schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Zwei Abteilungen Reiter sollen sofort aufsitzen!“ rief er. „Ich selbst führe sie.“

Verwundert fragte Ganhof:

„Eine Expedition, Durchlaucht?“

„Fort! Schnell!“ befahl der Fürst. „Wollte Gott, daß es noch nicht zu spät ist.“



6. Kapitel.

Nach Beendigung der Befestigungsarbeiten in Kiejdan durfte Kmiziz nicht länger zögern, den Befehl des Fürsten, den Schwertträger von Reußen und Olenka von Billewitsche nach Kiejdan zu bringen, auszuführen. Es kostete ihm große Ueberwindung, diesem Befehl nachzukommen. Nur zu gut fühlte er, daß er dort keiner freundlichen Aufnahme gewärtig sein dürfe. Ihm war zu Mute, wie einem Soldaten, welchem der Befehl ward, um jeden Preis einen verlorenen Posten wieder zurückzugewinnen. Der Gedanke, daß der alte Edelmann den Kampf mit ihm aufnehmen und ihn dadurch zur Anwendung von Gewalt zwingen würde, peinigte ihn.

Er war fest entschlossen, durch Vorstellungen und Bitten den Zweck seines Erscheinens zu erreichen zu suchen. Um seiner Ankunft das Aussehen eines kriegerischen Ueberfalles zu benehmen, ließ er seine Dragoner in einer ein Gewände vom Dorfe entfernten Schankwirtschaft zurück und begab sich allein, nur von einem Wachtmeister und seinem Burschen begleitet, nach dem Gutshofe, wohin ihm bald ein bereitgehaltener Kutschwagen folgen sollte.

Die Sonne neigte sich schon dem Abend zu, aber der stürmischen, regnerischen Nacht war ein schöner Tag gefolgt. Der Himmel war klar, nur im Westen zeigten sich hier und da kleine rosige Wölkchen, welche allmählich am Horizont verschwanden, ähnlich einer Herde Schäfchen, die zur Ruhe gehen.

Voll Unruhe, klopfenden Herzens durchritt er das Dorf, wie der Tartar, welcher als Erster einen fremden Ort betritt,

stets vorsichtig Umschau haltend, daß er nicht hinterrücks überfallen werde. Aber die drei Reiter schienen eine besondere Aufmerksamkeit gar nicht zu erregen. Die barfüßigen, auf der Dorfstraße spielenden Kinder liefen den Pferden aus dem Wege und die wenigen Alten zogen vor dem schmucken Offizier tief die Mützen.

Am Ende des Dorfes erblickte er endlich den Gutshof, das alte Stammnest derer von Billewitsch, umgeben von weit sich ausbreitenden Gärten, welche weit hin in grüne Wiesen ausliefen.

Kmiziz begann langsamer zu reiten. Er hielt Selbstgespräche, indem er sich die Antworten auf die Fragen zurechtlegte, welche man jedenfalls an ihn stellen würde, und blickte dabei nachdenklich auf die vor ihm liegenden Gebäude. Sie sahen gar nicht nach einem Herrschaftssitze aus; trotzdem konnte man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß hier ein vornehmer Herr residiere. Das mit der Vorderseite der Dorfstraße, mit der Rückseite dem Garten zugekehrte Herrenhaus war sehr groß, aber ganz aus Holz. Das Gebälk in den Wänden war vom Alter so dunkel geworden, daß die Glasscheiben der Fenster weiß daraus hervorschimmerten. Ueber diesen Wänden erhob sich ein ungeheures Dach mit vier mächtigen Schornsteinen in der Mitte und je einem großen Taubenschlage an den Seiten. Ganze Haufen weißer Tauben lagerten auf dem Dache, bald mit großem Geräusch in die Höhe flatternd, bald wie Schneeflocken auf die Schindeln niederfallend, bald sich auf den die Veranda stützenden Säulen hinsetzend. Die Veranda war mit einem Giebel gekrönt, auf welchem das Wappen der Billewitsch prangte. Er störte die Symmetrie des Gebäudes, da er sich nicht in der Mitte, sondern seitwärts befand.

Wahrscheinlich war das Gebäude früher kleiner gewesen, später von einer Seite angebaut worden. Aber auch dieser Anbau war schon vom Alter so geschwärzt, daß er vom Hauptgebäude kaum noch zu unterscheiden war.

Zwei lange Offizinen erhoben sich zu beiden Seiten des Schloßhofes, sich an das sogenannte Schloß dicht anlehnend und mit demselben einen großen Halbkreis bildend.

In diesen befanden sich die Gastzimmer, welche bei großen Zusammenkünften benutzt wurden, die Vorratskammern, die Wagenremisen, die Stallungen für die Kutschpferde, welche die Herren jederzeit gern bei der Hand hatten, die Wohnungen für die Dienerschaft und Hauskosaken.

Die Mitte des großen Schloßhofes nahmen mehrere uralte Lindenbäume ein, auf welchen Störche nisteten, darunter angepflöckt ein brauner Bär. Etwas seitwärts zwei Ziehbrunnen und ein Christus am Kreuz auf hölzernem Sockel über den Thorpfeilern vervollständigten das Bild. Rechts vom Schloßhofe sah man die Strohdächer der Scheunen, Stallungen und Speicher.

Das Thor stand weit offen. Es sah aus, als ob Gäste erwartet würden. Kmiziz ritt in den Schloßhof. Das Gebell der dort umherlaufenden Hunde meldete den Bewohnern den Ankömmling. Zwei Burschen sprangen herzu, demselben das Pferd abzunehmen.

Gleichzeitig erschien in der Thür des Hauptgebäudes eine weibliche Gestalt, in welcher Kmiziz sogleich Olenka erkannte. Das Herz schlug ihm fast hörbar. Er warf den Burschen die Zügel zu und ging entblößten Hauptes, Mütze und Säbel in den Händen haltend, auf sie zu.

Einen Augenblick stand Olenka, wie eine liebliche Erscheinung, mit der Hand die Augen vor den Strahlen der untergehenden Sonne schützend, dann verschwand sie blitzschnell, erschreckt von dem Anblick des nahenden Gastes.

„Sie flieht mich, das ist ein schlechtes Zeichen!“ dachte Herr Andreas.

Ihre Flucht berührte ihn um so schmerzlicher, da der heitere Abend, der Anblick dieses Hofes, der Friede, welcher darüber hingegossen war, sein Herz mit Trost und Hoffnung erfüllt hatte, ohne daß er selbst sich Rechenschaft über diese Gefühle geben konnte.

Ihm war gewesen, als ob er der Verlobten entgegeneile, die ihn sehnsuchtsvoll, mit strahlenden Augen und freudig geröteten Wangen erwarte.

Dieses Gefühl war also eine Täuschung gewesen. Olenka war bei seinem Anblick wie vor einem bösen Geiste geflohen. Dafür trat ihm der Schwertträger entgegen. In seinem Gesicht malte sich Unruhe und Zorn zugleich.

Kmiziz verneigte sich tief und sagte:

„Es war längst mein Wunsch, Ew. Gnaden die schuldige Aufwartung machen zu dürfen. In diesen unruhigen Zeiten aber konnte ich nicht dazu gelangen, obgleich ich den besten Willen hatte, es zu thun.“

„Sehr dankbar. Tretet näher,“ entgegnete der Schwert-

träger, mit der Hand über das Haar fahrend, was immer ein Zeichen von Verlegenheit und Unruhe bei ihm war.

Er trat zurück, um dem Gaste den Vortritt zu lassen. Kmiziz wollte der Aufforderung zuerst nicht nachkommen. Sie zierten sich beide eine kleine Weile; endlich betrat Herr Andreas vor dem Schwertträger die Gemächer.

Er fand dort noch zwei andere Herren. Der eine, eine kräftige Gestalt in den besten Jahren, war Herr Dowgird aus Plemborg, der nächste Nachbar des Herrn Billewitsch, der andere Herr Chudzynski aus Giragol. Es entging Kmiziz nicht, daß beide Herren einander ansahen, ihre Blicke sich verfinsterten und sie Miene machten, über ihn herzufallen, sobald sie seinen Namen nennen hörten. Er blickte sie scharf an, bezwang sich aber und beschloß, sie vollständig zu ignorieren.

Es entstand eine verlegene Pause.

Herr Andreas fing an, ungeduldig zu werden. Er biß seinen Schnurrbart und sah von einem zum andern. Die beiden Gäste blickten hochmütig auf ihn herab, der Schwertträger fuhr fort, sein Haar zu glätten.

„Trinkt ihr mit uns ein Gläschen einfachen Met?“ begann er endlich, indem er gleichzeitig nach der Flasche und den Gläsern wies. „Ich bitte!“

„Gewiß trinke ich mit Ew. Gnaden!“ entgegnete Kmiziz ziemlich barsch.

Herr Dowgird und Herr Chudzynski schnauften, da sie die Antwort als eine Beleidigung ihrer selbst aufnahmen. Sie befanden sich aber als Gäste in einem fremden Hause, wollten deshalb keinen Skandal heraufbeschwören mit einem Menschen, welcher als der größte Raufbold in ganz Smudz bekannt war. Die von ihm gegen sie an den Tag gelegte Nichtachtung kränkte sie jedoch tief. Der Herr Schwertträger hatte inzwischen durch Händeklatschen einen Diener herbeigerufen. Er befahl ihm, noch ein Glas zu bringen; darauf goß er in dasselbe von dem Met, erhob sein Glas zum Munde und sagte:

„Die Gesundheit Ew. Liebden! . . . Es freut mich, euch in meinem Hause zu sehen.“

„Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn ihr die Wahrheit sprecht!“ erwiderte Kmiziz.

„Gast bleibt Gast,“ entgegnete hierauf mit Nachdruck der Schwertträger.

Sichtlich bemüht, seinen Pflichten als Wirt nachzukommen, fragte er, um die Unterhaltung in Fluß zu bringen:

„Was hört man aus Kiejdan? Wie befindet sich der Großhetman?"

„Nicht besonders, Ew. Gnaden," antwortete Kmiziz. „Wie könnte das in diesen unruhevollen Zeiten auch anders sein. Der Fürst hat große und viele Sorgen."

„Das will ich glauben!" rief Herr Chudzynski.

Kmiziz sah ihn einen Augenblick stumm an, dann wandte er sich wieder an den Schwertträger:

„Nachdem der Fürst sich der Bundesgenossenschaft Seiner Majestät des Königs von Schweden versichert hatte, glaubte er sogleich nach Wilna aufbrechen zu können, um Rache an den Marodeuren dort zu nehmen. Es wird Ew. Gnaden wohl bekannt sein, daß Wilna vollständig niedergebrannt und nur noch ein Trümmerhaufen ist."

„Leider!" entgegnete der Herr Schwertträger.

„Das ist sicher ein großes Unglück, welches, da man ihm nicht vorzubeugen vermochte, um Rache schreit. Man müßte die feindliche Residenz ebenfalls in einen Trümmerhaufen umwandeln. Das wäre auch sicher geschehen, wenn nicht jene Raufbolde, anstatt ihn dabei zu unterstützen, seine Gesinnungen verdächtigt und ihn zum Verräter gestempelt hätten. Da ist es wohl kein Wunder, daß der Fürst, welchen Gott zu großen Dingen bestimmt hat, sich grämt, daß immer neue Infamien gegen ihn geschmiedet werden, daß sogar seine besten Freunde ihn verlassen oder in das feindliche Lager übergehen, dadurch seine besten Unternehmungen gefährdend, und daß er vor Gram kränkelt."

„Ja, das ist geschehen!" sagte ernst der Schwertträger.

„Das schmerzt den Fürsten sehr," entgegnete Kmiziz. „Ich hörte ihn sagen: Selbst die edelsten der Edlen verdammen mich; warum aber kommt man nicht, mir das selbst zu sagen, warum kommen sie nicht nach Kiejdan, um mir vorzuwerfen, was sie gegen mich haben? Ich könnte ihnen dann doch darauf antworten."

„Wen meinte wohl der Fürst damit?" fragte der Schwertträger.

„Vor allen Ew. Gnaden! Er schätzt euch sehr hoch, obgleich er euch im Verdacht hat, daß ihr es mit seinen Feinden haltet."

Wieder begann der Herr Schwertträger hastig sein Haar zu glätten. Da er merkte, daß die Unterhaltung eine gefähr-

liche Wendung nahm, klatschte er wieder in die Hände und rief dem erscheinenden Diener heftig entgegen:

„Siehst du nicht, daß es dunkel wird? Licht her!“

Kmiziz aber fuhr unbeirrt fort:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich selbst das heftigste Verlangen spürte, euch meiner Hochachtung zu versichern. Aber auch ein Befehl des Fürsten führte mich hierher. Der Fürst wäre selbst zu euch gekommen, fesselte ihn nicht Kränklichkeit an das Haus.“

„Mein Haus verdient solche Auszeichnung nicht,“ sagte der Schwertträger.

„So niedrig dürft ihr von euch nicht denken. Es ist ja doch Brauch und Sitte, daß Nachbarn sich besuchen. Da aber der Fürst gegenwärtig verhindert ist, so sagte er zu mir: ‚Entschuldige mich bei dem Herrn Billewitsch, daß ich nicht selbst komme, bitte ihn, daß er dafür zu mir komme, er und sein Mündel, aber bald, denn Gott weiß, wo ich morgen schon wieder bin!‘ Da seht Ew. Gnaden, das ist eine Einladung, die ich euch überbringe. Ich freue mich, daß ich euch und Fräulein Alexandra so wohlauf treffe, denn als ich hier ankam, sah ich das Fräulein in der Thür stehen, aus welcher sie leider aber gleich verschwand.“

„So ist es,“ sagte der Schwertträger. „Ich sandte sie selbst hinaus, nachzusehen, wer angekommen sei.“

„Ich erwarte eine Antwort, Ew. Gnaden, Herr Schwertträger.“

Jetzt brachte der Diener Licht und stellte es auf den Tisch. Beim Scheine der flackernden Kerzen sah Kmiziz, daß der Schwertträger sehr verlegen aussah.

„Die Ehre ist für mich sehr groß,“ sagte er. „Aber sogleich kann ich der Einladung nicht Folge leisten. Ihr seht selbst, ich habe Gäste. Entschuldigt mich bei dem Fürsten.“

„Das ist ja aber gar keine Entschuldigung, die Herren lassen doch gewiß dem Fürsten den Vorrang.“

„Wir haben selbst Zungen, um für uns zu reden!“ rief Herr Chudzynski.

„Wir brauchen keinen Vormund!“ setzte Herr Dowgird aus Plemberg hinzu.

„Da steht ihr, Herr Schwertträger,“ sprach Kmiziz, indem er sich den Anschein gab, als nehme er die hastig hervorgesprudelten Worte für bare Münze, „ich wußte es, daß die beiden Herren echte Kavaliere seien. Um sie nicht zurückzusetzen,

lade ich auch sie im Namen des Fürsten ein, nach Kiejdan zu kommen."

„Zu viel Ehre!" antworteten beide gleichzeitig. „Wir haben nötigeres zu thun als dies."

Kmiziz blickte sie von der Seite an, dann sprach er über sie hinweg, wie zu einer vierten Person:

„Wenn der Fürst bittet, darf man nicht ablehnen!"

Die Beiden erhoben sich von ihren Stühlen.

„Es ist mit anderen Worten ein Zwang?" fragte der Schwertträger.

„Herr Schwertträger, Ew. Gnaden," antwortete Kmiziz, „diese beiden Herren werden mit mir gehen, ob sie wollen oder nicht, weil es mir so gefällt. Auf Ew. Gnaden aber möchte ich keinen Zwang ausüben, ich bitte euch aber inständigst, mir zu folgen. Ich stehe im Dienst des Fürsten und habe Befehl, euch unbedingt nach Kiejdan zu bringen. So lange ich hoffen darf, daß meine Bitten nicht fruchtlos sind, werde ich nicht aufhören, zu bitten. Ich schwöre, daß euch kein Haar gekrümmt wird. Der Fürst wünscht euch zu sprechen und euch in einer Zeit, wo sogar die Bauern haufenweise raubend und plündernd im Lande umherziehen, in Kiejdan Schutz und Obdach zu bieten. Das ist der ganze Sachverhalt. Auf Kavaliersehre kann ich versichern, daß ihr als Gast und Freund dort die höchsten Ehren genießen sollt."

„Als Edelmann protestiere ich gegen diese Ueberführung; ich habe das Recht auf meiner Seite!" sagte der Schwertträger.

„Und die Waffen!" riefen Chudzynski und Dowgird.

Kmiziz lachte zuerst, dann runzelte er die Stirn und sagte:

„Meine Herren, ihr werdet eure Waffen gar bald einstecken, denn ich werde euch Beiden vor der Scheune eine Kugel durch den Kopf jagen lassen."

Jene sahen einander erschrocken an. Herr Billewitsch aber rief:

„Das ist offenbare Gewalt gegen die Freiheit des Adels, gegen unsere Privilegien!"

„Es wird keine Gewalt gebraucht werden, wenn ihr freiwillig folgt," entgegnete Kmiziz. „Den Beweis dafür habe ich dadurch erbracht, daß ich meine Dragoner im Dorfe zurückließ und allein hierherkam, um Gastfreundschaft zu bitten. Schenkt meiner Bitte, mit mir zu gehen, Gehör; die Zeiten sind nicht darnach, um sie ungestraft zurückzuweisen. Der

Fürst wird seine Handlungen schon vor euch verantworten, seid dessen gewiß, daß ihr wie ein Freund empfangen werdet. Glaubt mir auch, daß, wenn es nicht so wäre, ich lieber auf der Stelle tot hinstürzen wollte, als euch nach Kiejdan zu geleiten. So lange ich lebe, darf keinem, der den Namen Billewitsch trägt, ein Haar gekrümmt werden. Bedenkt doch, wer ich bin, denkt an Heraklius Billewitsch, an sein Testament, und erwägt dann, ob der Fürst-Hetman mich zu dieser Expedition ausersehen hätte, wenn er euer Verderben wünschte."

„Warum dann aber übt er einen Zwang auf mich aus, warum zwingt er mich zu dieser Reise? Wie soll man einem Manne trauen, den ganz Litauen wegen der Not verdammt, in welche er gegenwärtig die angesehensten Bürger von Kiejdan gebracht hat?"

Kmiziz atmete auf. Aus den Worten des Schwertträgers glaubte er entnehmen zu dürfen, daß er in seinem Widerstande zu schwanken begann.

„Ew. Gnaden!" rief er fast fröhlich. „Unter Nachbarn nimmt der Zwang oftmals eine wunderliche Gestalt an. Ist es etwa kein Zwang, wenn ihr einem lieben Gaste die Räder vom Wagen losnehmen lasset, damit er nicht fortkann, wann es ihm beliebt, und wenn ihr ihn immer von neuem zu Speise und Trank nötigt, trotz seiner Versicherung, daß er außerstande sei, mehr zu genießen. Nun denkt einmal, daß selbst dann, wenn ich gezwungen wäre, euch gefesselt, mit Gewalt nach Kiejdan zu entführen, das auch nur zu eurem Besten geschähe. Aufständische Bauern ziehen in Haufen umher, begehen Gewaltthaten, schwedische Truppen ziehen heran. Glaubt ihr euch denn so sicher vor diesem Getümmel hier in diesem Taubenschlage. Oder denkt ihr, daß man euch hier nicht aufsuchen, euer Hab und Gut und eure Person selbst schonen wird? Schon heute oder morgen kann ein Ueberfall hier stattfinden. Was also will der Fürst anderes, als euch in Sicherheit bringen, und die findet ihr jetzt einzig und allein in Kiejdan, wo die fürstliche Besatzung Sorge dafür zu tragen hat, daß niemandem dort ein Leids geschieht."

Der Schwertträger ging im Gemach auf und ab.

„Darf ich euren Worten trauen?"

„Wie euch selbst!" entgegnete Kmiziz.

In diesem Augenblick trat Fräulein Alexandra in das Gemach.

Kmiziz wollte auf sie zueilen. Da sah er ihr kaltes,

strenges Gesicht, und er erinnerte sich der Vorgänge in Kiejdan. Er blieb also stehen und machte ihr nur eine stumme Verbeugung.

Der Schwertträger trat vor sie hin.

„Wir sollen nach Kiejdan reisen!“ sagte er.

„Zu welchem Zweck?“ fragte sie.

„Der Großhetman bittet darum ....“

„Er ladet freundlichst zu einem nachbarlichen Besuche ein,“ setzte Kmiziz hinzu.

„Sehr freundschaftlich — allerdings,“ sagte erbittert der Schwertträger. „Wenn wir nicht freiwillig gehen, so hat dieser Kavalier den Befehl, uns durch seine Dragoner mit Gewalt dorthin zu führen.“

„Ich hoffe, daß es dazu nicht kommt,“ warf Kmiziz ein.

„Sagte ich es euch nicht, Ohm,“ sagte Fräulein Alexandra. „Sagte ich euch nicht, fliehen wir so weit als möglich, man wird uns hier keine Ruhe lassen! Hatte ich nicht recht?“

„Was ist nun zu thun! Gegen die Uebermacht haben wir kein Mittel!“ rief der Schwertträger aus.

„Leider ist es so,“ sagte das Fräulein. „Trotzdem dürfen wir freiwillig nicht in jenes Haus der Schmach gehen. Mögen die Mörder uns mit Gewalt nehmen. Nicht wir allein sind es, die Verfolgungen erleiden, nicht uns allein wird die Rache der Verräter treffen, aber man soll es erfahren, daß wir den Tod der Schmach vorziehen.“

Sie wandte sich mit dem Ausdruck tiefster Verachtung zu Kmiziz:

„So fesselt uns doch, Herr Offizier, oder vielmehr Herr Henker, und laßt uns an die Pferde koppeln. Anders folgen wir euch nicht.“

Kmiziz wurde dunkelrot im Gesicht. Er sah aus, als wolle er in unbändigem Zorn losbrechen, aber er bezwang sich.

„Gnädiges Fräulein!“ sagte er mit vor Erregung bebender Stimme: „finde ich so wenig Gnade vor euren Augen, daß ihr mich zum Räuber, Mörder und Verräter stempeln wollt? Möge Gott richten, wer von uns beiden im Rechte ist, ich, der ich dem Großhetman diene, oder ihr, die mich deswegen wie einen Hund mißhandelt. Gott schmückte euch mit Schönheit, gab euch aber ein unerbittlich hartes Herz. Ihr findet Gefallen daran, euch selbst zu quälen, nur um einen anderen noch empfindlicher zu treffen; ihr überschreitet alles Maß, bei Gott, und das führt zu nichts gutem.“

„Das Mädchen hat recht!“ rief der Schwertträger aus. Er war plötzlich mutig geworden. „Wir folgen euch nicht freiwillig!“

Kmiziz beachtete diesen Einwurf gar nicht. Er war zu tief von Olenka getroffen worden und fuhr fort, auf sie einzureden.

„Ihr freut euch an der Qual der Menschen, nennt mich einen Verräter, ohne mir zu erlauben, daß ich die Gründe meines Handelns nenne, verdammt mich, ohne mir Gehör zu schenken. Sei es auch so. Nach Kiejdan aber müßt ihr mit, ob im Guten oder Bösen, das ist einerlei. Dort werdet ihr meinen Charakter kennen lernen, dort erkennen, wie unrecht ihr an mir gehandelt, wer jemandes Henker war, ich oder ihr. Eine andere Genugthuung begehre ich nicht. Gott bewahre euch, aber ersparen kann ich euch das nicht. Der Bogen biegt sich so lange, bis er bricht. Unter eurer blühenden Schönheit birgt sich eine Schlange. Wehe, wehe über euch!“

„Wir fahren nicht mit!“ rief noch energischer der Schwertträger.

„Nein, wir fahren nicht!“ riefen die anderen beiden Herren. Bleich vor Wut, wandte Kmiziz sich ihnen zu. Die Zähne schlugen ihm aufeinander wie im Fieber.

„Wagt es, zu widerstehen!“ schrie er. „Hört ihr das Pferdegetrappel? Das sind meine Dragoner. Wagt es noch einmal, zu wiederholen, daß ihr nicht mitgehen wollt.“

Man hörte draußen wirklich eine Anzahl Pferde herankommen. Tiefes Schweigen trat ein; man sah sich verloren, nur Kmiziz sagte noch einmal zu Olenka:

„Fräulein! In wenigen Augenblicken müßt ihr im Wagen sitzen oder euer Ohm bekommt eine Kugel vor den Kopf!“

Immer mehr nahm eine leidenschaftliche Wut Besitz von ihm. Plötzlich kommandierte er so laut, daß die Scheiben zitterten: „Vorwärts!“

Gleichzeitig that sich die Thür nach dem Flur zu auf und eine fremde Stimme fragte:

„Wohin, Herr Kavalier?“

Ueberrascht wandten sich aller Augen der Thüre zu. Betroffen, wie zu Stein erstarrt, blieben sie stehen, denn im Rahmen der Thüre stand, den blanken Säbel in der Faust, einen Panzer um die Brust, ein kleiner Mann.

Wie vor einem Gespenst fuhr Kmiziz plötzlich zurück.

„Herr Wolodyjowski!“ schrie er auf.

„Zu dienen!“ antwortete der kleine Mann, während er sich in das Gemach schob, hinter ihm in langer Reihe Mirski, Sagloba, die beiden Skrzetuskis, Stankiewitsch, Oskierko und Rochus Kowalski.

„Ha!“ sagte Sagloba. „Da hat der Kosak den Tartaren am Schopf.“

Der Schwertträger fing endlich an zu reden.

„Wer ihr auch seid, Ritter, schützt einen Staatsbürger, welchen man gegen seinen Willen fesseln und gefangen nehmen will. Rettet, Brüder, die Freiheit des Adels!“

„Beruhigt euch, Herr!“ entgegnete Wolodyjowski. „Die Dragoner dieses Kavaliers sind schon entwaffnet. Er selbst bedarf der Hilfe jetzt viel mehr als ihr.“

„Und vor allem den Beichtvater!“ sagte Herr Sagloba.

„Ihr habt kein Glück mit mir, Herr Kavalier,“ sagte zu Kmiziz gewandt Herr Wolodyjowski. „Zum zweitenmal kreuze ich euren Weg . . . nicht wahr, ihr habt mich hier zu sehen nicht erwartet.“

„Nein!“ antwortete Kmiziz. „Ich vermutete euch in den Händen des Fürsten.“

„Diesen Händen habe ich mich soeben entwunden . . . Ihr wißt doch, daß der Weg nach Podlachien hier durchführt. Aber das ist Nebensache. Als ihr dieses Fräulein zum ersten Male entführen wolltet, lud ich euch zum Zweikampf auf Säbel . . . nicht wahr?“

„So ist es!“ entgegnete Kmiziz, unwillkürlich mit der Hand nach dem Kopfe langend.

„Jetzt liegt die Sache anders. Damals waret ihr ein Wegelagerer, was heutzutage häufig bei den Adligen vorkommt. Ihr wurdet eurer Ehre dadurch nicht absolut verlustig . . . Heute seid ihr nicht mehr würdig, einem Ritter im Zweikampf euch zu stellen.“

„Warum das?“ fragte Kmiziz.

Hocherhobenen Hauptes sah er dem Herrn Wolodyjowski fest ins Auge.

„Ihr seid jetzt ein Vaterlandsverräter, ein Renegat,“ entgegnete Wolodyjowski. „Ihr habt brave Soldaten, welche treu zu ihrem Vaterlande standen, wie ein Henkersknecht niedergemetzelt. Euer Werk ist es, daß dieses unglückselige Land unter diesem neuen Joch sich krümmt! . . . Kurz und gut, ihr habt das Leben verwirkt, so wahr Gott lebt, eure letzte Stunde hat geschlagen.“

„Mit welchem Rechte richtet ihr mich?" fragte Kmiziz.

„Betet!" sagte Sagloba feierlich, „statt daß ihr Rechenschaft von uns fordert. Habt ihr noch etwas zu eurer Entlastung zu sagen, so sputet euch, denn ich zweifle, ob eine einzige mitleidige Seele sich finden würde, die euch in Schutz nehmen möchte. Einmal schon, so hörte ich sagen, hat dieses Fräulein euch von Herrn Wolodyjowski losgebeten; ich glaube aber nicht, daß sie es heute noch einmal thut."

Aller Augen richteten sich unwillkürlich auf das Fräulein. Das Antlitz wie aus Stein gehauen, unbeweglich, mit gesenkten Lidern, stand sie da, kühl und stolz, ohne sich zu rühren.

Da unterbrach Kmiziz das Schweigen, indem er sagte: „Ich bedarf der Fürsprache dieser Dame nicht; ich bitte nicht darum."

Fräulein Alexandra stand noch immer unbeweglich da.

„Hierher!" rief Wolodyjowski, sich der Thür zuwendend.

Schwere Tritte, vermischt mit Säbelgerassel und Sporenklirren, näherten sich. Sechs Soldaten, geführt von Jozwa Butrym, traten in das Gemach.

„Packt ihn!" kommandierte Wolodyjowski, auf Kmiziz deutend. „Packt ihn, führt ihn hinter das Dorf und schießt ihn dort nieder."

Sogleich fiel die schwere Faust Butryms auf die Schulter des Gefangenen, nach ihr noch die zweier Soldaten.

„Duldet nicht, daß man mich hinausschleppt wie einen Hund!" rief Kmiziz, „ich gehe allein."

Der kleine Ritter winkte den Soldaten, worauf sie ihn losließen. Kmiziz schritt, umringt von ihnen, hinaus, ohne noch ein Wort zu sprechen oder jemanden anzusehen. Seine Lippen murmelten ein stilles Gebet.

Auch Fräulein Alexandra ging nach der entgegengesetzten Seite hinaus in ihre Gemächer. Tastend durchschritt sie mehrere Räume. Plötzlich befiel sie ein Schwindel, der Atem ging ihr aus, sie fiel leblos darnieder.

Unter den im Gemach Zurückgebliebenen herrschte tiefes Schweigen, welches nach langer Weile der Schwertträger von Reußen unterbrach.

„Hat denn niemand Erbarmen mit diesem Menschen?" fragte er.

„Er dauert mich," entgegnete Sagloba. „Er schritt so mutig dem Tode entgegen."

Darauf erwiderte Mirski:

„Er schoß etliche Waffenbrüder aus meiner Fahne nieder, außer denen, welche er im Kampfe traf.“

„Dasselbe that er mit meinen Leuten und die Kompagnie Niawiarowskis soll er vollständig vernichtet haben.“

„Jedenfalls gehorchte er den Befehlen Radziwills, als er das that,“ nahm Sagloba Partei für ihn.

„Meine Herren,“ bemerkte der Schwertträger, „ihr fordert die Rache Radziwills gegen mich heraus.“

„Ja, ihr müßt fliehen. Es hilft nichts. Wir gehen nach Podlachien, wo der Aufstand gegen die Verräter ausgebrochen ist. Ihr und euer Mündel müßt mit uns gehen. Ihr müßt nach Bialowicz flüchten; dort hält ein Verwandter Skrzetuskis, der Jägermeister, Hof. Dort findet euch niemand.“

„Aber meine Güter gehen mir verloren.“

„Geschieht dies, so wird die Republik sie euch ersetzen.“

Da rief plötzlich Sagloba dazwischen: „Ich will eilen, nachzusehen, ob jener Unglücksmensch nicht etwa wichtige Papiere mit sich führt. Denkt ihr daran, Herr Michael, was ich bei Rochus Kowalski fand?“

„Ihr habt Recht. Setzt euch aufs Pferd und eilt euch, damit die Papiere nicht blutig werden. Ich ließ ihn absichtlich hinter die Dorfhäuser führen, damit das Fräulein den Knall der Muskete nicht höre. Frauen sind gewöhnlich sehr weichmütig und erschrecken leicht.“

Wenige Augenblicke darauf hörte man Sagloba davontraben. Herr Wolodyjowski aber wandte sich an den Schwertträger mit der Frage:

„Wo steckt denn eure Verwandte?“

„Sie betet wohl eben für die Seele dessen, welcher jetzt vor Gottes Richterstuhl treten soll . . .“

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“ sagte Johann Skrzetuski.

„Wäre er nicht freiwillig zu Radziwill übergetreten, so würde ich der Erste sein, welcher um sein Leben bittet. Wenn er schon dem Vaterlande nicht treu bleiben wollte, so brauchte er seine Seele wenigstens nicht dem Radziwill zu verkaufen.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sagte Herr Wolodyjowski.

„Er hat sein Los verdient,“ meinte Stanislaus Skrzetuski.

„Trotzdem wäre es mir lieber, Radziwill oder Opalinski ständen jetzt an seiner Stelle — Opalinski!!! oh!“

„Die Größe seiner Schuld kann man am besten daraus ermessen, daß seine Verlobte auch nicht ein Wort der Fürsprache für ihn hatte,“ warf Oskierko ein. „Ich bemerkte wohl,

wie sehr sie mit sich kämpfte; wer könnte aber auch für einen Verräter bitten."

„Und sie liebte ihn so ehrlich, das weiß ich am besten," sagte der Schwertträger. „Erlaubt, ihr Herren, daß ich nachsehe, wie sie sich befindet. Sie hat eine schwere Stunde durchzumachen."

„Macht euch gleich reisefertig!" rief der kleine Ritter. „Sobald die Pferde etwas verschnauft haben, müssen wir weiter. Kiejdan liegt zu nahe und Radziwill muß schon dort angelangt sein."

„Gut!" antwortete der Edelmann und verließ das Gemach. Einen Augenblick darauf hörte man einen durchdringenden Schrei. Die Ritter eilten dem Schalle nach; sie konnten sich nicht erklären, was geschehen sei. Auch die Dienerschaft eilte mit Fackeln herbei und beim Scheine derselben sah man den Schwertträger die leblose Olenka vom Boden emporheben.

Wolodyjowski eilte zu Hilfe. Sie legten das Fräulein auf ein Sofa. Sie gab kein Lebenszeichen von sich. Man bemühte sich, sie zu sich zu bringen. Die alte Schleußerin eilte herbei, flößte ihr Tropfen ein und endlich schlug die Ohnmächtige die Augen auf.

„Begebt euch in das Nebenzimmer, meine Herren," sagte die Schleußerin, „ihr könnt hier nichts nützen."

Der Schwertträger führte seine Gäste hinaus.

„Hättet ihr doch jenen Unglückseligen irgendwo auf der Landstraße niedergehauen, statt ihn hier zu töten. Ich wünschte, das alles sich ließe ungeschehen machen. Wie sollen wir nun reisen? Das Mädchen lebt kaum, sie kann den Tod davontragen."

„Geschehenes ist nicht zu ändern!" sagte Wolodyjowski.

„Wir setzen die Dame in eine Kalesche, denn fliehen müßt ihr, soll euch die Rache Radziwills nicht treffen."

„Vielleicht erholt sich das Fräulein auch bald," meinte Johann Skrzetuski.

„Es steht ja eine bequeme Kalesche bereit zum Besteigen, Kmiziz hat sie mit hierher gebracht," sagte Herr Wolodyjowski. „Eilt, Herr Schwertträger, sagt dem Fräulein, sie möge alle ihre Kräfte sammeln. Wir können die Flucht nicht aufschieben, wir müssen fort, denn morgen früh können schon Radziwillsche Truppen hier sein."

„Es ist wahr!" rief der Schwertträger und eilte hinaus.

Bald darauf kehrte er mit seinem Mündel zurück. Sie war,

obgleich noch sehr schwach, doch völlig reisefertig. Ihr Gesicht war mit Fieberröte überzogen, die Augen glänzten fieberhaft.

„Eilen wir, eilen wir," wiederholte sie, in das Gemach tretend.

Wolodyjowski ging hinaus, um Leute nach der Kalesche zu senden. Darauf machten sich alle marschbereit.

Nach einer kleinen Viertelstunde fuhr der Wagen vor.

„Fort, fort!" rief Olenka.

„Vorwärts, marsch!" kommandierten die Offiziere.

Da wurde die Thür angelweit aufgerissen. Atemlos, wie eine Bombe, platzte Herr Sagloba in das Gemach.

„Ich habe die Exekution inhibiert!" schrie er.

Olenka färbte sich kreideweiß. Fast wäre sie wieder ohnmächtig geworden. Aller Augen richteten sich starr auf Sagloba, welcher wie ein Potwal fauchte.

„Was, ihr habt die Exekution inhibiert?" fragte erstaunt Wolodyjowski. „Warum das?"

„Warum? Laßt mich doch zu Atem kommen. Darum, weil jener edle Mensch uns vom Strange gerettet hat, weil wir ihm allein es zu verdanken haben, daß wir hier zusammen sind . . . Uf! . . . unseren Wohlthäter hätten wir morden lassen . . . Uf! . . ."

„Was soll das bedeuten?" fragten alle insgesamt.

„Hier dieser Brief wird euch aufklären."

Mit diesen Worten reichte Sagloba dem kleinen Ritter ein Papier, welches dieser sogleich entfaltete und zu lesen begann. Es war jener Brief, in welchem Radziwill dem Kmiziz heftige Vorwürfe machte, das er, auf seine Bitten allein, jenen das Leben geschenkt. Zuweilen unterbrach sich Wolodyjowski im Lesen und blickte von einem zum anderen und jede solche Pause benutzte Sagloba, um seinen Gefühlen durch ein lautes „Nun, es ist nicht so?" Luft zu machen. Der Brief schloß, wie bekannt, mit dem Befehl, den Schwertträger und dessen Mündel nach Kiejdan zu bringen. Kmiziz hatte den Brief offenbar deshalb mit sich geführt, um nötigen Falles denselben dem Schwertträger vorzuzeigen, doch war es nicht dazu gekommen.

Vor allem blieb kein Zweifel, daß ohne Kmiziz's Dazuthun die beiden Skrzetuskis, Wolodyjowski und Sagloba ohne Barmherzigkeit gleich nach jenem denkwürdigen Vertrage mit de la Gardie in Kiejdan ermordet worden wären.

„Meine Herren!" rief Sagloba. „Wenn ihr jetzt noch

diesen Mann erschießen laßt, dann, so wahr ich Gott liebe, dann mag ich von euch nichts mehr wissen!"

„Davon kann nicht mehr die Rede sein," entgegnete Wolodyjowski.

„Wie gut ist es, daß ihr, Väterchen, den Brief gleich an Ort und Stelle gelesen habt, anstatt ihn zuerst hierher zu bringen," sagte Skrzetuski, mit den Händen durch seine Haare fahrend.

„Man muß euch von klein auf mit Spatzen gefüttert haben!" rief Mirski aus.

„Ha! nicht wahr!" rief Sagloba. „Jeder andere hätte den Brief zuerst hierher gebracht, jenem wäre unterdessen der Kopf mit Blei gefüllt worden. Gleich als man mir das Papier reichte, war mir, als müsse ich lesen, was darauf stand, denn ich bin von Natur begierig, alles zu wissen. Zwei Männer mit Laternen schritten mit dem Verurteilten der Wiese zu. Da rief ich sie an: „Leuchtet mir einmal," sagte ich; „ich will wissen, was hier geschrieben steht!" Während ich las, rieselte es mir kalt über den Rücken, mir war, als schlüge mir jemand den Schädel ein. „Herr Kavalier! Bei Gott!" rief ich. „Warum habt ihr diesen Brief nicht vorgezeigt?" „Weil ich nicht wollte!" giebt mir dieser noch in der Todesstunde hochmütige Mensch zur Antwort. Ich konnte mir nicht helfen; ich umarmte diesen Wicht. „O, unser Wohlthäter!" sagte ich, „wenn ihr uns nicht gerettet hättet, so wären wir jetzt wohl eine Speise der Raben." Ich ließ ihn wieder hierher bringen und eilte selbst, so viel das Pferd laufen konnte, zu euch, um zu berichten . . . Uf!"

„In diesem wunderlichen Menschen steckt ebenso viel Gutes wie Böses," sagte Stanislaus Skrzetuski. „Wenn dieser nur wollte . . ."

Er kam nicht weiter. In der geöffneten Thür erschienen die Soldaten mit Kmiziz.

„Ihr seid frei, Ritter!" rief Wolodyjowski ihm entgegen. „So lange wir leben, wird keiner von uns euch jemals ein Haar krümmen. Ihr seid ja ein verzweifelter Mensch, daß ihr diesen Brief nicht vorwieset; wir hätten euch dann sicher unbehelligt gelassen."

Hierauf wandte er sich den Soldaten zu und kommandierte: „Abtreten! Aufsitzen!"

Die Soldaten gingen hinaus. Kmiziz blieb allein mitten im Gemach stehen. Er schaute sehr ruhig drein, nur waren

seine Züge verdüstert und ein gewisser herber Stolz malte sich in ihnen.

„Ihr seid frei!“ wiederholte Wolodyjowski. „Geht, wohin ihr wollt, sei es auch zu Radziwill zurück, obgleich es für uns sehr schmerzlich ist, zu wissen, daß ein so tapferer, edler Ritter von so vornehmer Herkunft einem Vaterlandsverräter dient.“

„Bedenkt euch wohl,“ sagte Kmiziz, „denn ich erkläre, daß ich einzig und allein zu Radziwill stehe!“

„Bleibt lieber bei uns. Der Teufel hole diesen Kiejdaner Tyrannen!“ rief Sagloba. „Ihr sollt wie unser liebster Freund und Bruder gehalten werden und das Vaterland vergiebt freudig, was ihr an ihm gesündigt.“

„Um alles in der Welt nicht!“ gab Kmiziz energisch zurück. „Gott allein kann richten, wer von uns dem Vaterland treuer dient, ihr, die ihr auf eigene Verantwortung den Bruderkrieg entfacht, oder ich, wenn ich treu zu dem einzigen Manne halte, welcher allein imstande ist, diese unglückselige Republik zu retten. Geht ihr eure Wege, laßt mich den meinigen gehen! Es ist hier nicht Zeit und Ort, euch eines Besseren belehren zu wollen, es würde auch zu nichts führen. Das eine aber sage ich euch aus vollster Ueberzeugung: ihr bringt dem Vaterlande das Verderben, ihr arbeitet seiner Rettung entgegen. Zwar will ich euch nicht Verräter nennen, denn ihr handelt nach edlen Grundsätzen, aber seht: das Vaterland ist dem Untergange nahe, Radziwill streckt die Hand aus, um es demselben zu entreißen, und ihr verwundet diese Hand mit Schwerthieben, ihr nennt in thörichter Verblendung denjenigen einen Vaterlandsverräter, der es retten will, und mit ihm alle diejenigen, die zu ihm stehen.“

„Bei Gott!“ rief Sagloba aus. „Hätte ich nicht selbst gesehen, wie mutig ihr dem Tode entgegengingt, ich müßte glauben, die Angst habe euren Verstand verwirrt. Wem eigentlich habt ihr den Treuschwur geleistet, dem Radziwill oder dem Johann Kasimir, Schweden oder der Republik? Mensch, habt ihr denn ganz und gar den Verstand verloren?“

„Ich dachte es mir, daß mein Bemühen, euch zu bekehren, umsonst sein würde . . . Lebt wohl!“

„Wartet noch einen Augenblick,“ sagte Sagloba. „Es handelt sich noch um die Beantwortung einer Frage von Wichtigkeit. Hat Radziwill euch völlige Freiheit für uns zugesichert, als ihr in Kiejdan für uns batet?“

„Jawohl!“ antwortete Kmiziz. „Ihr solltet bis zur Beendigung des Krieges in Birz bleiben.“

„So lernet euren Radziwill kennen. Er ist nicht nur ein Verräter an seinem Könige, an seinem Vaterlande, sondern auch an denjenigen, welche ihm so treu dienen wie ihr. Hier habt ihr einen Brief an den Kommandanten von Birz, welchen ich dem Offizier abnahm, der das Kommando über unseren Transport hatte. Da lest!"

Indem er das sagte, überreichte Herr Sagloba den Brief des Hetman Kmiziz.

Dieser vertiefte sich sogleich in denselben, und je weiter er las, desto dunkler färbte sich sein Antlitz. Plötzlich knitterte er das Papier in den Händen zusammen, warf es zu Boden, und rief:

„Lebt wohl! Mir wäre wohler, wenn ich durch eure Hand gefallen wäre!"

Dann eilte er hinaus.

„Meine Herren," ergriff endlich Skrzetuski das Wort, „es ziemt uns nicht, diesen Menschen zu verdammen. Er glaubt an Radziwill wie der Moslem an Mahomet. Zuerst dachte auch ich, er diene dem Verräter um des eigenen Vorteils oder um des Ehrgeizes willen, aber dieser Unglückliche ist kein Bösewicht, sondern nur ein Verblendeter."

„Nun, wenn er bis jetzt fest an seinen Mahomet geglaubt hat, so habe ich jetzt diesem Glauben einen derben Stoß versetzt. Habt ihr bemerkt, welchen Eindruck das Schreiben auf ihn machte? Das wird einen schönen Strauß zwischen den Beiden dort geben, denn Kmiziz fürchtet den Teufel nicht, noch viel weniger den Radziwill. Weiß Gott, der Sieg über eine türkische Heerschar würde mich weniger erfreuen, als daß ich ihn vom Tode errettet."

„Es ist wahr!" sagte der Schwertträger, „niemand kann bestreiten, daß er euch das Leben verdankt."

„Gott geleite ihn!" sagte Wolodyjowski. „Was ist nun zu thun?"

„Brechen wir auf. Die Pferde sind ausgeruht," mahnte Sagloba.

„Gewiß! Brechen wir so schnell als möglich auf. Kommt ihr mit uns?" fragte Mirski den Schwertträger.

„Ich kann nicht unthätig hier zurückbleiben," antwortete der alte Herr. „Offen gestanden, würde ich aber lieber erst später aufbrechen als ihr. Da Kmiziz nicht erschossen wurde, so wird man hier nicht gleich rauben und brennen. Gott weiß, wann ich wieder zurückkehren kann; ich möchte gern zuerst

einige Anordnungen treffen, meine Kostbarkeiten bergen, das Vieh den Nachbarn senden, das bare Geld zum Mitnehmen verpacken. Bis zum Tagesanbruch kann ich damit fertig sein, über Hals und Kopf geht das nicht."

„Wir aber können nicht warten; das Schwert schwebt über unseren Häuptern," antwortete Wolodyjowski. „Wohin wollt ihr euch begeben?"

„Eurem Rate folgend in die Wildnis . . . Ich will wenigstens das Mädchen dort unterbringen, denn ich selbst fühle mich noch nicht alt genug, um meinen Säbel in der Scheide rosten zu lassen. Vielleicht kann ich dem Könige und dem Vaterlande noch nützen."

„So lebt denn wohl, wolle Gott, daß wir uns in besseren Zeiten wiedersehen."

„Gott vergelte es euch, daß ihr zu meiner Rettung herbeigeeilt seid. Jedenfalls treffen wir auf irgend einem Schlachtfelde zusammen."

„Möge es euch gut ergehen!"

„Glückliche Fahrt!"

Sie verabschiedeten sich auch von Fräulein Alexandra mit einer Verbeugung.

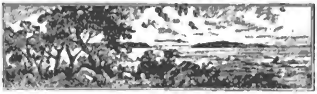
„Ihr trefft mein Weib und meine Knaben dort," sagte Johann Skrzetuski. „Grüßt sie herzlich von mir und erblüht ihr selbst dort zu neuem, gesunden Leben."

„Und gedenkt zuweilen des Soldaten, welcher nicht das Glück hatte, Gnade vor euch zu finden, aber trotzdem das Beste für euch vom Himmel erfleht!" setzte Wolodyjowski hinzu.

Die anderen folgten ihnen. Zuletzt kam Herr Sagloba an die Reihe.

„Empfanget auch meinen Abschiedsgruß, liebliches Blümchen. Umarmt Frau Skrzetuska und meine wilden Rangen, diese Prachtkerle!"

Statt aller Antwort faßte Olenka die Hand des alten Ritters und drückte sie stumm an ihre Lippen.



7. Kapitel.

Noch in derselben Nacht, kaum zwei Stunden nach dem Abzuge der Abteilung Wolodyjowskis, traf Radziwill selbst an der Spitze einer Schwadron Reiter in Billewitsche ein. Der Fürst hatte befürchtet, Kmiziz könne in die Hände Wolodyjowskis fallen, darum war er zu dessen Entsatz herbeigeeilt. Nachdem er erfahren, was vorgefallen war, trat er, ohne zu rasten, den Rückweg an, indem er den Schwertträger und Olenka mit sich nach Kiejdan nahm.

Der Hetman war auf das äußerste empört, als er durch den Schwertträger vernahm, was geschehen war. Derselbe ließ es sich angelegen sein, die Begebenheiten recht umständlich zu erzählen, um die Aufmerksamkeit des gefürchteten Magnaten von sich abzulenken. Aus demselben Grunde widersetzte er sich auch nicht mehr der Reise nach Kiejdan, zufrieden, daß das Gewitter sich nicht über seinem Haupte entlud, denn obgleich Radziwill den Schwertträger im Verdachte des Einverständnisses mit den Aufständischen hatte, so war er doch zu sehr von Sorgen bedrückt, als daß er in diesem Augenblick daran hätte denken sollen.

Das Entkommen Wolodyjowskis konnte dem Lauf der Dinge in Podlachien eine ganz andere Richtung geben. Horotkiewitsch und Jakob Kmiziz, welche an der Spitze der Konföderierten standen, waren zwar gute Soldaten, genossen aber nicht besonderes Ansehen, daher auch die Konföderation nicht zu Ansehen gelangen konnte. Ganz abgesehen von dem kleinen Ritter selbst, waren dagegen die Genossen, welche mit ihm entkommen waren, wie Mirski, Stankiewitsch und Oskierko, Krieger, welche die allgemeinste Achtung besaßen.

Wohl befand sich der Fürst Boguslaw, welcher mit seinen Leibregimentern gegen die Konföderation vorging, in Podlachien, wo er täglich dem Beistand des großen Kurfürsten entgegen sah. Doch der kurfürstliche Ohm machte Schwierigkeiten, er schien erst gewisse Ereignisse abwarten zu wollen; inzwischen aber schoß die Macht der gegnerischen Verbindung gewaltig in die Höhe und gewann täglich neue Anhänger.

Schon wollte der Hetman selbst nach Podlachien eilen, um mit einem gewaltigen Ansturm den Aufstand zu erdrücken, nur ein Gedanke hielt ihn zurück. Er wußte sehr wohl, daß er nur den Fuß jenseits der Grenzen seiner Besitzungen zu setzen brauchte, um sogleich die Flammen der Empörung in der Smudz hinter sich auflodern zu sehen. Dann aber war sein ganzes Ansehen verloren und er in den Augen der Schweden, seiner Verbündeten, gleich einer Null. Der Fürst dachte sogar daran, Podlachien ganz aufzugeben und den Fürsten Boguslaw zu sich zu berufen. Die Ausführung dieser Idee wurde fast zur zwingenden Notwendigkeit, denn drohende Gerüchte waren ihm von Seiten des Wojewoden von Witebsk zugegangen. Er hatte den Versuch gemacht, sich diesem Herrn zu nähern, ihn für seine Pläne zu gewinnen, aber Sapieha hatte ihm das diesbezügliche Schreiben uneröffnet zurückgesandt. Statt dessen kam dem Hetman bald darauf die Kunde zu Ohren, daß der Wojewode sein bewegliches Hab und Gut an Meistbietende verkaufe, die silbernen Tafelgeschirre und alles goldene Geschmeide einschmelzen lasse, die kostbaren Teppiche den Juden gegen Bargeld verpfände und auf seine Güter Pächter setze, um ein großes Heer sammeln zu können.

Radziwill, von Natur geizig und unfähig, auch nur die kleinsten Geldopfer zu bringen, wollte diesen Gerüchten anfangs keinen Glauben schenken. Ihm schien es unfaßbar, daß jemand so ohne Zaudern sein ganzes Vermögen auf den Altar des Vaterlandes legen könne, doch die Zeit belehrte ihn eines anderen. Die Heeresmacht Sapiehas wuchs von Tag zu Tag; es sammelten sich um ihn die Polen, welche bei den Schweden und anderen Herren gedient, der ansässige Adel, Patrioten und Nichtpatrioten, ja sogar nahe Anverwandte Radziwills, allen voran der Fürst Jägermeister Michael Radziwill, von welchem erzählt wurde, daß er alle Einkünfte seiner noch nicht vom Feinde okkuppierten Güter dem Wojewoden von Witebsk aushändige.

Solcher Weise zerfiel das Fundament des durch Radziwills Hochmut aufgerichteten Baues, welcher dadurch in bedenkliches

Schwanken geriet. Er sollte die ganze Republik umfassen und nun erwies sich, daß er zu klein und schwach für die eine kleine Smudz sei.

Die Lage, in welcher der Hetman sich gegenwärtig befand, war eine für ihn bedenkliche. Er konnte wohl schwedische Truppen herbeirufen, um gemeinschaftlich mit ihnen gegen Sapieha loszuziehen, das aber wäre ein Anerkenntnis seiner eigenen Machtlosigkeit gewesen, das durfte um keinen Preis geschehen, um so weniger, da seit der Affäre von Klewan, welche die Findigkeit Saglobas ihm bereitet, trotz aller Auseinandersetzungen und Erklärungen, ein gewisses Mißtrauen und eine große Gereiztheit seitens des schwedischen Heerführers gegen ihn Platz gegriffen hatte.

Radziwill hatte, als er auszog, um Kmiziz zu Hilfe zu eilen, gehofft, nebenbei Wolodyjowski doch noch einzufangen und zu vernichten. Als er sich nun in dieser Hoffnung getäuscht sah, zog er mürrisch und tief verstimmt wieder nach Kiejdan zurück. Es wunderte ihn auch, daß er auf dem Wege nach Billewitsche nicht mit Kmiziz zusammengetroffen war; er konnte freilich nicht wissen, daß dieser, durch Wolodyjowski seiner Mannschaften beraubt, die der kleine Ritter gleich mit sich genommen, vorgezogen hatte, allein die kürzesten Wege auf dem Rückwege aufzusuchen und Plemborg nebst Ejragol zu meiden.

Nachdem der Fürst die ganze Nacht zu Pferde gesessen, kam er am nächsten Tage gegen Mittag wieder in Kiejdan an. Seine erste Frage galt Kmiziz. Man berichtete ihm, daß der Ritter zurückgekehrt sei, aber allein, ohne Soldaten. Der letztere Umstand war dem Fürsten bereits bekannt, doch trug er Verlangen, von Kmiziz selbst den Bericht zu hören, darum ließ er ihn sogleich rufen.

„Es ist dir so wenig geglückt, wie mir,“ sagte er, als Kmiziz vor ihm stand. „Der Schwertträger hat mir bereits erzählt, daß du diesem kleinen Teufel in die Hände gefallen bist.“

„So ist es!“ antwortete Kmiziz.

„Und mein Brief hat dir zur Rettung verholfen?“

„Welchen Brief meinen Ew. Durchlaucht? Die dort lasen still für sich den Brief, welchen sie bei mir fanden; zum Lohne dafür gaben sie mir denjenigen zu lesen, welchen Ew. Durchlaucht an den Kommandanten von Birz gerichtet hat.“

Das finstere Gesicht Radziwills überzog sich mit einer dunklen Röte. „Du weißt also?“

„Ich weiß!“ antwortete Kmiziz heftig. „Wie konnten

Ew. Durchlaucht so mit mir verfahren? Jeder gewöhnliche Edelmann würde sich schämen, ein gegebenes Wort nicht zu halten, wie viel weniger ziemt es einem Fürsten und Wojewoden sein Wort zu brechen . . ."

„Schweige!" gebot Radziwill.

„Ich werde nicht schweigen, denn ich mußte vor jenen Männern die Augen niederschlagen vor Scham über Ew. Durchlaucht Thun! Sie lockten mich, zu ihnen überzugehen und ich lehnte ihr Anerbieten ab, indem ich ihnen sagte: Ich bleibe im Dienste Radziwills, denn bei ihm steht das Recht, die Tugend! Darauf zeigten sie mir jenen Brief mit den Worten: ‚Da siehe, so ist ein Radziwill!' — und ich mußte das Maul halten und die Scham hinunterwürgen . . ."

Die Lippen des Hetman zuckten in toller Wut. Ein wildes Verlangen, diesem wagemütigen Jünglinge den Hals umzudrehen, schien ihn zu packen, denn schon hob er die Hand, um die Diener herbeizuklingeln. Der Zorn verdunkelte ihm die Augen, der Atem stockte ihm und sicherlich hätte Kmiziz seinen Freimut mit dem Leben büßen müssen, wenn nicht ein Anfall von Asthma den Fürsten in diesem Augenblick befallen hätte. Das Gesicht desselben wurde schwarz; er sprang auf, fuchtelte mit den Armen in der Luft, während sich der Brust ein heiseres Brüllen entrang, aus welchem Kmiziz undeutlich die Worte heraushörte: „Ich ersticke! . . ."

Er schlug Alarm, auf welches Zeichen die Dienerschaft und der Leibmedikus herbeieilten. Man bemühte sich, den Fürsten, welcher leblos hingefallen war, wieder zu sich zu bringen. Es währte wohl eine Stunde, ehe der Fürst zu sich kam; als man die ersten Anzeichen des zurückkehrenden Lebens wahrnahm, verließ Kmiziz das Gemach.

Im Korridor traf er auf Charlamp, dessen in dem Gefecht mit den aufrührerischen Ungarn erhaltene Wunden wieder geheilt waren.

„Was giebt es neues?" frug der Schnauzbärtige.

„Er ist wieder zu sich gekommen!" antwortete Kmiziz.

„Hm!" machte Charlamp. „Eines Tages aber wird er nicht wieder zu sich kommen, und dann wird es schlecht um uns bestellt sein, Herr Hauptmann, denn wir werden für seine Thaten büßen müssen. Unsere ganze Hoffnung beruht auf Wolodyjowski, der die alten Waffenbrüder hoffentlich schützen wird. Und darum — setzte er ganz leise hinzu — freue ich mich, daß er entschlüpft ist."

„War er denn so sehr bedrängt?"

„Bedrängt? In einer Falle war er; denn das Erlengebüsch, in welches wir ihn getrieben, war so dicht von den Unsrigen eingeschlossen, daß kein Wolf daraus entfliehen konnte. Er entschlüpfte uns dennoch. Daß ihn der Kuckuck jage! Wer weiß, wer weiß, ob wir uns nicht noch einmal an seine Rockzipfel hängen müssen, denn es lichtet sich sehr um uns. Der Adel fällt in Mengen von uns ab und man hört sehr oft sagen, daß er es lieber mit den feindlichen Schweden und Tartaren zu thun haben wolle, als mit einem Renegaten. Thatsache ist, daß der Fürst immer mehr Bürger gefangen nehmen läßt. Unter uns gesagt, ist diese Freiheitsberaubung wider alle Völkerrechte, so hat er heute den Herrn Schwertträger von Reußen mitgebracht."

„So?" frug Kmiziz lebhaft. „Man hat ihn also mitgebracht?"

„Ihn und seine Verwandte. Ein Mädchen, wie eine Mandelblüte! Laßt euch Glück wünschen."

„Wo hat man sie untergebracht?"

„Im rechten Flügel. Man hat ihnen die besten Gemächer eingeräumt; sie brauchen sich nicht zu beklagen, höchstens darüber, daß eine Wache vor ihren Thüren steht. Wann wird Hochzeit sein, Herr Hauptmann?"

„Die Spielleute sind noch nicht dazu bestellt. — Lebt wohl!" entgegnete Kmiziz, schon im Davoneilen.

Er begab sich in sein Quartier. Die schlaflos verbrachte Nacht, die aufregenden Erlebnisse derselben, hatten ihn so mitgenommen, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Und so müde, so von Schmerzen gequält, wie sein Körper, war seine Seele. Die einfache Frage Charlamps: „Wann ist Hochzeit?" hatte ihn tief getroffen. Der eisige Ausdruck der Gesichtszüge Olenkas, ihre zusammengekniffenen Lippen, mit welchen sie das über ihn gefällte Todesurteil bestätigte, sah er in dieser Stunde wieder leibhaftig vor sich. Abgesehen davon, ob das bittende Wort aus ihrem Munde von Wolodyjowski respektiert worden wäre, oder nicht — der ganze, grenzenlose Schmerz, welcher die Seele Kmiziz' zerriß, entsprang der Thatsache, daß sie das erlösende Wort nicht gesprochen. Warum dann hatte sie ihm vorher zweimal das Leben gerettet, ohne sich zu besinnen? So tief also war der Abgrund, der sie beide trennte, daß die Liebe, nein, auch das Gefühl des natürlichen Wohlwollens und der Barmherzigkeit, welches man jedem Fremden entgegen bringt,

völlig in ihrem Herzen erloschen schien? Je mehr Kmiziz darüber nachdachte, desto grausamer erschien ihm Olenka, desto mächtiger wurde in seiner Seele das Gefühl des Schmerzes und des tiefsten Verletztseins. Was habe ich denn gethan? frug er sich, daß sie mich wie einen behandelt, den die Kirche und die menschliche Gesellschaft ausgestoßen hat? Wäre es auch wirklich ein Unrecht, in den Diensten Radziwills zu stehen, so fühle ich mich doch insofern unschuldig, da ich nicht um des eigenen Nutzens willen, sondern um dem Vaterlande zu dienen, ihm diene. Warum auch werde ich ungehört verdammt? . . . Sei es denn auch so! Gut! Ich will mich nicht von einer Schuld zu reinigen versuchen, die ich nicht begangen habe, und — auch nicht um ihre Barmherzigkeit bitten! . . . wiederholte er sich tausendmal.

Trotzdem tobte der Schmerz weiter in ihm. In seinem Quartier angelangt, warf sich Herr Andreas auf sein Lager und versuchte einzuschlafen. Aber trotz seiner großen Ermüdung vermochte er nicht, die Augen zu schließen. Nach einer Weile erhob er sich wieder und begann im Gemach auf und nieder zu gehen. Von Zeit zu Zeit fuhr er sich mit den Händen nach der Stirn und sprach laut vor sich hin: „Sie hat ein Herz von Stein!"

Und dann wieder: „Das hätte ich von dir, Mädchen, nicht erwartet . . . Gott lohne dir nicht, was du thust . . ."

Unter solchen Erwägungen verfloß eine Stunde um die andere; zuletzt siegte die Müdigkeit über die erregten Nerven — er schlummerte auf dem Bettrande sitzend ein. Doch ehe er noch fest eingeschlafen war, weckte ihn ein Höfling und berief ihn zum Fürsten.

Radziwill fühlte sich wieder wohler, er atmete leichter, aber auf den bleifarbenen Gesichtszügen lag eine große Erschlaffung. Er saß aufrecht in einem großen Lehnsessel, neben ihm stand der Medikus, welcher sich jedoch beim Eintritt Kmiziz' sogleich entfernte.

„Ich stand bereits mit einem Fuß im Grabe . . . durch dich . . ." sagte er zu Herrn Andreas.

„Nicht durch meine Schuld, Durchlaucht; ich sagte nur, was ich dachte."

„Laß das künftig bleiben. Sei eingedenk, daß das, was ich dir jetzt vergebe, einem anderen nie vergeben werden würde, und wälze zu all den Lasten, die ich zu tragen habe, nicht eine neue."

Kmiziz schwieg. Der Fürst begann nach einer Pause aufs neue.

„Wenn ich befahl, jene Männer, welchen ich auf deine Fürbitte in Kiejdan vergeben, in Birz zu erschießen, so geschah das nicht, um dich zu hintergehen, sondern um dir einen Schmerz zu ersparen. Ich willfahrte dir nur scheinbar, denn ich habe eine Schwäche für dich . . . Ihr Tod war eine Notwendigkeit . . . Bin ich denn ein Henkersknecht, daß du glaubst, ich vergieße nur Blut, um meine Augen am Anblick der roten Farbe zu ergötzen? Du wirst später einmal erkennen, daß derjenige, welcher in der Welt ein hohes Ziel erreichen will, nicht große Dinge kleinlichen Launen opfern darf. Siehe, was nun durch dein Dazwischentreten geschehen ist: Im Lande breitet der Aufruhr immer mehr seine Flügel, das böse Beispiel wirkt ansteckend wie die Pest, das gute Einvernehmen mit den Schweden ist gestört. Nicht genug dessen — ich selbst mußte in eigener Person gegen die Aufständischen ausrücken und eine Schlappe davontragen, du wärest um ein Haar von ihrer Hand gefallen, sie ziehen ungehindert nach Podlachien und werden sich dort an die Spitze der Empörer stellen. Ziehe eine Lehre daraus! Wären sie in Kiejdan exekutiert worden, so wäre das alles vermieden worden. Du handeltest kurzsichtig, nur dem eigenen Impulse Rechnung tragend, — ich sandte sie in den Tod nach Birz, weil ich weiter sehe und aus Erfahrung weiß, daß, wenn einer in seinem Laufe über einen noch so kleinen Stein stolpert, er leicht hinfällt und sich um so schwerer erhebt, je schneller er gelaufen . . . Was für Unheil haben diese Männer angerichtet! Gott bewahre mich."

„Ihr Einfluß fällt doch so schwer nicht ins Gewicht, daß er die Pläne Ew. Durchlaucht zu zerstören vermöchte."

„Es bedurfte nur des einen Umstandes, Mißtrauen zwischen Pontus und mir zu säen; das hätte genügt, unabsehbaren Schaden anzurichten. Die Sache ist schon aufgeklärt, aber der Brief, welchen Pontus mir geschrieben, bleibt eben geschrieben und das vergesse ich ihm nicht! Pontus ist zwar der Schwager eines Königs, doch ist es fraglich, ob er jemals der meinige hätte werden können, ob nicht die Schwelle des Radziwillschen Hauses zu hoch für ihn gewesen wäre . . ."

„Warum verhandelt Ew. Durchlaucht nicht lieber mit dem Könige selbst, anstatt mit seinen Dienern?"

„Ich will es in Zukunft thun. Und wenn mich die Sorgen nicht vorher aufzehren, dann will ich diese Schweden Bescheiden-

heit lehren. Wie viele Siege habe ich erfochten; wo sind die Offiziere, die mit mir von Sieg zu Sieg flogen? Sie haben mich alle verlassen und ihre Hände wider mich erhoben."

„Doch nicht alle," fiel Kmiziz lebhaft ein, „denn es giebt solche, die noch an Ew. Durchlaucht glauben."

„Die noch glauben . . . bis sie aufhören werden, es zu thun?" versetzte Radziwill bitter. „Sie sind sehr gnädig, diese Herren! . . . Wolle Gott, daß ihre Güte mich nicht vergiftet. Ihr versetzt mir, einer wie der andere, einen Stich nach dem anderen, ohne euch etwas dabei zu denken."

„Mögen Ew. Durchlaucht mehr den guten Willen beachten, als die Worte . . ." sagte Kmiziz.

„Ich danke für den guten Rat . . . ich will von jetzt ab genau Acht geben, was für ein Gesicht mir jeder gemeine Soldat macht . . . und mir Mühe geben, allen zu Gefallen zu leben . . ."

„Ew. Durchlaucht werden bitter . . ."

„Ist das Leben etwa süß? . . . Gott hat mich zu großen Dingen geschaffen und — siehe da! — ich muß meine Kräfte in Plänkeleien zersplittern, wie sie ein Edelmann mit dem anderen ausfechten kann. Mit mächtigen Monarchen wollte ich mich messen und muß mich herablassen, auf einen Herrn Wolodyjowski in den Grenzen meiner Güter Jagd zu machen. Anstatt die Welt durch meine Macht in Staunen zu setzen, wundert man sich über meine Machtlosigkeit, statt daß ich die Einäscherung Wilnas mit der Einäscherung Moskaus heimzahle, muß ich dir dafür dankbar sein, daß du Kiejdan mit Schanzchen ausgestattet hast . . . Enge ist um mich . . . zum Ersticken . . . nicht allein das Asthma raubt mir den Atem . . . Meine Machtlosigkeit, die Unthätigkeit wirft mich nieder . . . Mir ist enge und schwer! . . . Verstehst du mich? . . ."

„Auch ich habe geglaubt, daß es anders kommen würde! . . ." sagte Kmiziz düster.

Radziwill atmete mit Anstrengung. „Ehe ich die andere Krone erreiche, hat man mir eine Dornenkrone aufgesetzt. Ich habe dem Minister Adersow befohlen, in den Sternen zu lesen . . . er hat sogleich die Konstellation gefunden . . . es steht schlecht um meine Konjunkturen, aber nur vorübergehend. — Unterdessen leide ich Höllenqualen . . .; es läßt mich nachts nicht schlafen, es schleicht im Gemach umher, seltsame Gesichter neigen sich über mein Lager, eine empfindliche Kälte verbreitet sich plötzlich . . . das bedeutet, daß der Tod an mir vorüber-

schleicht . . . Ich leide Qualen . . . Verrat umgiebt mich, denn in meiner Umgebung befinden sich noch welche, die darauf sinnen, von mir abzufallen."

„Nein, es befindet sich niemand mehr hier, der darauf sinnt," antwortete Kmiziz. „Wer abtrünnig werden wollte, der ist schon fort."

„Suche mich nicht zu täuschen, du weißt nur zu gut, daß der Rest meiner polnischen Leute beginnt, rückwärts zu blicken."

Da fiel Kmiziz das ein, was Charlamp ihm am Mittag gesagt hatte, und er verstummte.

„Es nützt nichts!" sagte Radziwill. „Es ist gräßlich, schwer, aber es muß durchgemacht werden . . . Sprich zu niemandem von dem, was du hier von mir gehört hast . . . Gut, daß dieser Anfall vorüber ist; er wird sich jetzt nicht wiederholen, und ich brauche meine Kräfte heute. Ich will ein Gastmahl geben, ein heiteres Gesicht zeigen, um meinen Treuen neuen Mut einzuflößen. Auch du sei fröhlich und erzähle niemandem, was ich dir gesagt, denn ich sagte es dir nur, damit nicht auch du mich noch quälst . . . Der Zorn hat mich heute übermannt . . . Habe Acht, daß sich das nicht wiederholt, denn dein Kopf steht auf dem Spiele . . . Für heute habe ich dir verziehen; die Schanzen, mit welchen du Kiejdan umgeben hast, hätte Paterson nicht besser anlegen können. Nun gehe und sende mir den Mieleschko her . . . Man hat heute Deserteure aus seiner Fahne eingebracht . . . er soll sie allesamt aufhängen . . . man muß ein Beispiel statuieren . . . Lebe wohl . . . Es soll noch heute lustig werden in Kiejdan.

8. Kapitel.

Der Schwertträger von Reußen hatte einen schweren Stand mit Fräulein Alexandra gehabt, ehe sie einwilligte, zu dem Gastmahle zu gehen, welches der Hetman seinen Leuten gab. Er hatte das mutige, aber halsstarrige Mädchen fast weinend beschwören und ihr beteuern müssen, daß sein Kopf gefährdet sei, daß nicht nur alle Krieger, sondern auch alle Bürger, die in erreichbarer Nähe Kiejdans wohnten, unter Androhung des Zornes des Fürsten erscheinen mußten, und daß sie beide, welche sich auf Gnade und Ungnade in der Gewalt Radziwills befanden, bei Verlust des Lebens ihre Anwesenheit bei dem Gastmahle nicht verweigern durften.

Die Auffahrt war eine glänzende, denn der Fürst hatte den gesamten Kleinadel der Gegend mit ihren Frauen und Töchtern herbefohlen. Die Soldateska war in der Mehrzahl vertreten, besonders viele Offiziere ausländischer Truppengattungen, welche bei ihm verblieben waren. Der Fürst selbst zeigte seinen Gästen ein so heiteres Antlitz, als hätte nie eine Sorge seine Züge verdüstert; er wünschte gelegentlich dieses Gastmahls nicht nur in seinen Parteigenossen den kriegerischen Sinn zu beleben, sondern ihnen auch zu beweisen, daß das Volk im allgemeinen eines Sinnes mit ihm sei, und nur eine geringe Anzahl Uebermütiger sich gegen das Bündnis mit den Schweden auflehne. Er scheute also weder Mühe noch Kosten, um das Fest so glänzend als möglich zu gestalten, damit die Kunde davon weit, weit hinaus in das Reich dringe. Kaum also war das Abenddunkel hereingebrochen, so beleuchteten hunderte von Pechtonnen den Schloßhof und den Weg zum Schlosse, während von Zeit zu Zeit Kanonendonner ertönte und die Soldaten auf Befehl mit fröhlichen Willkommensrufen die Gäste begrüßten.

Ein Kutschwagen nach dem anderen brachte immer neue Gäste. Der Schloßhof füllte sich mit Wagen, Pferden und Dienern, die Säle mit in kostbare Kleider und Pelze gehüllten Männern und schönen Frauen. Im sogenannten „goldenen" Saal empfing der Fürst die Geladenen, strahlend im Glanze kostbarer Edelsteine, das sonst so düstere Antlitz von einem gnädigen Lächeln erhellt. Als er den Saal betrat, waren es die Offiziere, welche den Hetman zuerst mit dem einstimmigen Rufe begrüßten:

„Es lebe der Fürst-Hetman! Es lebe der Wojewode von Wilna!" Radziwill ließ mit Blitzesschnelle den Blick über die Versammlung schweifen, um sich zu überzeugen, ob dieser Vivatruf der Offiziere unter dem Adel einen Widerhall finden würde. Vereinzelt erschollen denn auch aus etlichen furchtsamen Kehlen die Begrüßungsworte, während der Fürst, sich lächelnd verneigend, für die ihm dargebrachte „einstimmige" Ovation dankte.

„Mit euch zusammen, meine Herren!" sprach er, werde ich bald mit denjenigen fertig werden, welche das Vaterland in Gefahr bringen! Gott vergelts! Gott vergelts!"

Er umschritt den Saal, hielt sich bei Bekannten länger auf, wobei er mit den Titulaturen „Herr Bruder" und „lieber Nachbar" nicht kargte. Manches ernste Gesicht heiterte sich auf unter dem Einfluß der warmen Strahlen fürstlicher Gnade.

„Es ist kaum möglich," sagten diejenigen, welche bisher unwillig die Handlungen des Fürsten mit angesehen hatten, „daß ein solcher Herr, ein so hoher Senator, dem Vaterlande nicht wohlwollen sollte," oder „er konnte nicht anders handeln, wie er handelte," oder „das ist nur eine listige Manipulation zum Nutzen der Republik."

Doch auch solche befanden sich im Saale, die nur mit Blicken oder Kopfschütteln ihre Meinung tauschten, welche lautete: „Wir sind nur hier, weil man uns das Messer an die Kehle gesetzt hat!"

Diese schwiegen, während andere, eher zum Ausgleich geneigte, laut, so laut, daß der Fürst sie hören mußte, sagten:

„Es ist wohl besser, den Herrn zu wechseln, als den Untergang der Republik herbeizuführen."

„Möge die Krone für sich, wir wollen für uns sorgen."

„Es war doch Großpolen, welches uns durch sein Beispiel aufforderte, den Herrn zu wechseln!"

„Extrema necessitas, extremis nititur rationibus!"

„Tentanda omnia!"

„Unser ganzes Hoffen beruht auf dem Fürsten, ihm wollen wir alles anvertrauen; er soll Litauen und die Gewalt in Händen behalten."

„Er ist des einen so würdig, wie des anderen. Wenn er uns nicht retten will, sind wir verloren . . . In ihm liegt die Hoffnung!"

„Er steht uns näher, als Johann Kasimir, denn er ist von unserem Blute!"

Mit gierigem Ohr fing Radziwill diese von Furcht und Schmeichelei diktierten Worte auf, nicht achtend, daß dieselben den Lippen schwacher Menschen entflossen, welche im Augenblick der Gefahr ihm zuerst den Rücken kehren würden, da sie der Welle glichen, die vom leisesten Windhauch hin und her bewegt wird. Er berauschte sich an diesen Aussprüchen und betäubte mit ihnen sich selbst oder sein Gewissen, indem er diejenigen Sätze, in welchen er die beste Entschuldigung für seine Thaten fand, sich wiederholte:

„Extrema necessitas, extremis nititur rationibus!"

Als er zuletzt, an einer Gruppe Adliger vorübergehend, aus dem Munde des Herrn Jurschytz die Worte vernahm: „er steht uns näher als Johann Kasimir!" da hellte sich sein Gesicht vollends auf. Daß sein Name demjenigen des Königs gegenüber gestellt wurde, schmeichelte seinem Stolz, darum trat er an Herrn Jurschytz heran und sagte:

„Ihr habt recht, Herr Bruder, denn in den Adern Johann Kasimirs kommt auf jeden Garniez*) Blut immer nur ein Quart litauisches, während in den meinigen Vollblut fließt . . . Wenn also bisher das Quart den Garniez beherrschte, so liegt es nur an euch, meine Herren Brüder, die Sache umzukehren."

„Wir sind bereit, aus einem Garniez das Wohl Ew. Durchlaucht zu trinken!" entgegnete Herr Jurschytz.

„O, das ist ganz nach meinem Sinn gesprochen," versetzte Radziwill. „Seid fröhlich, meine Herren! Am liebsten hätte ich ganz Litauen zu mir geladen."

„Dazu müßte Litauen doch ein wenig beschnitten werden," sagte Herr Schzaniezki aus Dalnowo, ein furchtloser Edelmann mit scharfer Zunge und scharfem Schwert.

„Was wollt ihr damit sagen?" frug der Fürst ihn scharf anblickend.

*) Garniez ein Maß, welches vier Quart enthält.

„Daß das Herz Ew. Durchlaucht weit genug ist, um mehr zu umfassen, als Kiejdan."

Radziwill lachte gezwungen und ging weiter.

In diesem Augenblick trat ihm der Marschall entgegen mit der Meldung, daß das Mahl bereit sei.

Die Menge der Gäste folgte dem Fürsten in denselben Saal, in welchem unlängst das Bündnis mit den Schweden proklamiert worden war. Dort plazierte der Marschall die Geladenen nach Rang und Würden, indem er sie bei ihren Namen aufrief. Jedenfalls hatte der Fürst auch in dieser Beziehung bereits im voraus Anordnungen getroffen, denn Kmiziz erhielt seinen Platz zwischen dem Herrn Schwertträger von Reußen und Fräulein Alexandra.

Beiden pochte das Herz gewaltig, als sie ihre Namen zusammen nennen hörten; beide zauderten einen Augenblick, doch mochte beiden zugleich die Erkenntnis kommen, daß ein längeres Zaudern die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sie lenken mußte. Es wurde ihnen schwer und unbehaglich zu Mute. Herr Andreas beschloß, gleichgültig zu bleiben, wie wenn er neben einer ihm völlig Fremden zu sitzen gekommen wäre. Doch nur zu bald fühlte er, daß ihm weder gleichgültig zu bleiben möglich, noch sie ihm so fremd geworden war, daß er keine der gewöhnlichen Unterhaltungen führen konnte, wie sie bei Gelegenheit solcher Feste geführt wurden. Sie wußten beide, daß inmitten dieser Menschenmenge, inmitten all dieser Gedanken, Gefühle, Ansichten und Angelegenheiten der einzelnen, seine Gedanken nur ihr, die ihrigen nur ihm gehörten, und dieser Umstand machte ihnen das Beisammensein schwer; denn keiner konnte offen und ehrlich mit dem anderen über das sprechen, was sie auf dem Herzen hatten. Sie hatten wohl eine gemeinsame Vergangenheit, doch in Zukunft gingen ihre Wege auseinander. Die frühere Zuneigung, das Vertrauen, ja, die intime Bekanntschaft zwischen ihnen war verworren worden, sie hatten nichts mehr gemeinsam miteinander, als das Gefühl gegenseitiger Täuschung und des Schmerzes. Wäre auch diese Gemeinschaft zu beseitigen gewesen, dann hätten sie sich freier gefühlt; doch hier konnte nur die Zeit Heilung und Vergessen bringen, gegenwärtig waren die Wunden noch zu frisch.

Dem Herrn Andreas war so schlimm zu Mute, daß er Qualen litt; dennoch hätte er um alles in der Welt, den Platz nicht hergegeben, den der Marschall ihm bestimmt hatte. Er lauschte auf das Knistern ihres Kleides und achtete, obgleich

er that, als sähe er nichts, auf jede ihrer Bewegungen; er fühlte die Wärme, die von ihr ausging, und alles das erfüllte ihn mit einem schmerzlichen Wonnegefühl.

Nach einer Weile bemerkte er, daß auch sie ihn beobachte, obgleich auch sie that, als sähe sie ihn nicht. Ein unüberwindliches Verlangen, sie anzusehen, packte ihn; er schielte seitwärts unter den Wimpern hervor, bis er ihre weiße Stirn, dann die gesenkten dunklen Wimpern und zuletzt das ganze bleiche Antlitz erblickte, welches, entgegen den Gewohnheiten anderer Damen, weder gepudert noch geschminkt war.

Dieses Antlitz hatte immer etwas Anziehendes für ihn gehabt. Auch jetzt bebte der arme Kavalier bis ins Innerste vor Wehmut und Schmerz. „Wer hätte gedacht, daß bei so engelhafter Schönheit ein Starrsinn zu finden wäre!" dachte er bei sich. Aber er war zu tief verletzt, deshalb sagte er sich nach kurzer Erwägung: „Du gehst mich nichts an, möge denn ein anderer dich nehmen!"

Aber plötzlich ertappte er sich auf dem Gedanken, daß, wenn „ein anderer" von dieser seiner Erlaubnis Gebrauch machen würde, er ihn zu Brei hauen würde. Dieser Gedanke machte ihn sehr zornig; er beruhigte sich erst, als er bedachte, daß ja er selbst es sei, welcher neben ihr sitze und daß bis zu diesem Augenblick niemand daran gedacht, sich um sie zu bemühen.

„Ich will sie noch einmal ansehen," dachte er, „dann mich von ihr abwenden."

Und wieder schielte er zu ihr hinüber und gerade jetzt that sie dasselbe, ihre Blicke begegneten einander und schnell schlugen beide die Augen verschämt nieder, wie wenn sie auf einer bösen That ertappt worden wären.

Fräulein Alexandra hatte unterdessen auch mit sich gekämpft. Aus allem, was vorgegangen, aus dem Verhalten Kmiziz' in Billewitsche, aus den Worten Saglobas und Skrzetuskis, hatte sie entnommen, daß Kmiziz wohl gefehlt hatte, daß er aber nicht so schuldig war, nicht so sehr verachtet und verdammt zu werden verdiente wie sie vorher geglaubt. Hatte er doch jenen edlen Männern das Leben gerettet und war er doch erhobenen Hauptes, ohne ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen, dem Tode entgegen gegangen, obgleich er den Brief in der Tasche trug, welchen er nur vorzuzeigen gebraucht hätte, um sich zu befreien.

Olenka, die von einem alten Krieger erzogen worden war, welcher die Todesverachtung an die Spitze aller Männertugenden stellte, verehrte persönlichen Mut viel zu sehr mit ganzem Herzen,

als daß sie dieser krausen, ritterlichen Gesinnung Kmiziz', die nun einmal nicht von seiner Person zu trennen war, die vollste Bewunderung hätte versagen sollen.

Sie begann auch zu begreifen, daß, wenn Kmiziz dem Radziwill diente, er das mit vollem Glauben an die für ihn gerechte Sache that. War es da nicht ein großes Unrecht, ihn direkt des Verrates zu beschuldigen? Sie aber war die erste gewesen, welche ihm dieses Unrecht angethan hatte, welche ihn mit Schimpfworten und Verachtung gestraft und ihm selbst angesichts des Todes nicht hatte vergeben wollen.

„Mache das Unrecht gut!“ sprach ihr Herz. „Ist auch alles aus zwischen euch, so ist es doch deine Pflicht, einzugestehen, daß du ungerecht gegen ihn warst, das bist du dir selbst schuldig.“

Der weibliche Stolz und vielleicht auch ein wenig Gehässigkeit flüsterten ihr aber zu: „Wer weiß, ob ihm noch etwas an solcher Genugthuung liegt,“ und tiefe Röte überzog bei diesem Gedanken ihr Gesicht.

„Wenn ihm doch nichts daran liegt, so schweige ich lieber!“ sagte sie sich im Stillen.

Nun begann ihr Gewissen sich zu regen. „Ob dem Geschädigten an der Ehrenerklärung liegt oder nicht — mahnte dasselbe — sie gebührt ihm dennoch!“

Und der Stolz war sogleich mit neuen Gegenargumenten zur Hand:

„Wenn er, was wohl sein könnte, mich nicht anhören wollte, hätte ich umsonst mich bemüht und müßte die Scham über die Abweisung hinunterschlucken. Ob mit Absicht, oder in der Verblendung schuldig, das ist einerlei; wahr bleibt es doch, daß er zu den Feinden des Vaterlandes, zu den Verrätern gehört. Dem Vaterlande ist es einerlei, ob ihm der Verstand zur Erkenntnis fehlt oder die Rechtlichkeit.“

Heftiger Zorn übermannte das Fräulein; die Wangen brannten ihr.

„Ich will schweigen!“ sagte sie sich. „Mag er leiden, wie er es verdient. So lange ich keine Reue bei ihm sehe, so lange habe ich das Recht, ihn zu verurteilen . . .“

Hier war es, daß sie den Blick Kmiziz zuwandte, wie um sich zu überzeugen, ob die Reue schon Spuren in sein Antlitz gezeichnet, hier geschah es, daß ihre Blicke sich begegneten und gleich darauf verschämt wieder senkten.

Dennoch hatte Olenka entdeckt, daß zwar nicht Reue, aber

Schmerz und große Mattigkeit starke Furchen in die Züge des Herrn Andreas gezogen hatten; sein Gesicht sah blaß und müde aus, wie nach einer schweren Krankheit. Ein tiefes Mitleid bemächtigte sich ihrer, sie konnte den Thränen nicht wehren und sie neigte sich noch tiefer über den Tisch, um ihre Rührung zu verbergen.

Inzwischen hatte sich die Unterhaltung bei Tische belebt. Anfangs hatte augenscheinlich über allen der Bann des Ungewöhnlichen gelegen, doch in dem Maße, wie die Zahl der geleerten Gläser sich mehrte, in dem Maße nahm die Heiterkeit und das Summen im Saale zu.

Endlich erhob sich der Fürst. „Meine Herren, ich bitte um das Wort!" sagte er laut.

„Der fürstliche Gebieter will sprechen . . .," rief man von allen Seiten.

„Den ersten Toast bringe ich auf das Wohl des Allerdurchlauchtigsten Königs von Schweden, welcher uns gegen unsere Feinde beisteht, und gegenwärtig dieses Land beherrscht mit dem festen Willen, dasselbe nicht eher zu verlassen, bis Ruhe und Frieden wieder vollständig darin hergestellt sind, sprach Radziwill. Erhebt euch, meine Herren, denn dieses Wohl muß stehend getrunken werden."

Ausgenommen die Frauen, erhoben sich die Schmausenden alle und leerten ihre Becher, jedoch ohne laut in den Toast einzustimmen. Herr Schzaniezki aus Dalnowo flüsterte seinen Nachbarn etwas zu, worauf diese an ihren Schnurrbärten kauten, um nicht lachen zu müssen.

Erst, als der Fürst den zweiten Toast auf das Wohl seiner „lieben Gäste" ausbrachte, welche bis aus weiter Entfernung nach Kiejdan gekommen waren, um Zeugnis abzulegen, für das Vertrauen, welches man in die Pläne des Fürsten setzte, erschollen lebhafte Zurufe:

„Wir danken, wir danken von Herzen!"

„Es lebe unser fürstlicher Herr! Unser litauischer Hektor!"

„Er soll leben. Es lebe der Fürst-Hetman, unser Wojewode!"

Plötzlich rief Herr Jurschytz, welcher schon etwas angeheitert war, so laut er konnte:

„Es lebe Janusch der Erste, Großherzog von Litauen!"

Radziwill errötete wie ein junges Mädchen, dessen Schönheit man schmeichlerisch lobt. Als er aber gewahrte, daß niemand von den Anwesenden in diesen Ruf einstimmte und aller Blicke sich verwundert auf ihn richteten, sagte er schnell:

„Daß ich es werde, liegt in eurer Hand; ihr gratuliert mir vorzeitig, Herr Jurschytz!“

„Es lebe Janusch der Erste, Großherzog von Litauen,“ wiederholte Herr Jurschytz mit der Hartnäckigkeit eines Betrunkenen.

Da erhob sich Herr Schzaniezki, ergriff seinen Becher und rief mit lautschallender Stimme ganz kaltblütig:

„Sei es so! Großherzog von Litauen, König von Polen und Kaiser von Deutschland.“

Eine Totenstille trat ein. — Plötzlich aber brachen alle Anwesenden in ein schallendes Gelächter aus. Die Bärte der Männer zuckten, die Augen quollen aus den geröteten Gesichtern hervor, das lange verhaltene Lachen schüttelte ihre Körper, brach mit doppelter Gewalt los und hallte schallend von den Wänden wieder. Doch, so schnell es losgebrochen, so schnell verstummte es wieder beim Anblick des fürstlichen Antlitzes, in welchem der Zorn in allen Farben des Regenbogens sich spiegelte.

Radziwill bemühte sich aber, den furchtbaren Zorn, der ihn gepackt, zu unterdrücken, indem er sagte:

„Ein Scherz ist erlaubt, Herr Schzaniezki.“

Der Edelmann spitzte die Lippen und fuhr unbeirrt fort:

„Und der Kurfürstenhut! Mehr kann man Ew. Durchlaucht nicht wünschen. Wenn Ew. Durchlaucht als Edelmann König von Polen werden kann, so ist es durchaus nicht unmöglich, als deutscher Fürst auf den Kaiserthron erhoben zu werden. Das eine liegt so nahe wie das andere, und wer Ew. Durchlaucht das nicht wünscht, der erhebe sich von seinem Sitz, mein Säbel soll ihn mores lehren.“

Hier wandte er sich zu den Versammelten:

„Wer dem Herrn Wojewoden von Wilna die deutsche Kaiserkrone nicht wünscht, der stehe auf.“

Selbstverständlich blieben alle sitzen. Man lachte auch nicht mehr, denn in der Rede und dem Tonfall des Herrn Schzaniezki lag so viel unverfrorene Bosheit, daß ein jeder beunruhigt der Dinge harrte, die da kommen würden.

Aber es geschah nichts Besonderes. Nur die fröhliche Stimmung war gestört. Umsonst füllten die Diener die Becher immer aufs neue, der Wein vermochte nicht, die düsteren Gedanken zu zerstreuen, die sich unwillkürlich aller Anwesenden bemächtigt hatten. Radziwill schluckte mit Mühe seinen Zorn hinunter, denn er fühlte nur zu gut, daß der Toast des Edelmannes, gleichviel ob mit oder ohne Absicht, sein Ansehen ver-

ringert hatte. Er war lächerlich gemacht worden, während das Gastmahl doch den Zweck haben sollte, sein Ansehen zu erhöhen, und die Sinne der Zweifelnden seinen Plänen geneigt zu machen. Am meisten aber fürchtete Radziwill, daß dieses Lächerlichmachen seiner stolzesten Hoffnungen eine abkühlende Wirkung auf die in seine Pläne eingeweihten Offiziere ausüben könnte, denn auch auf ihren Gesichtern drückte sich bereits ein gewisser Unmut aus.

Ganhof stürzte einen Becher Wein nach dem anderen hinunter und vermied dabei, den Fürsten anzusehen, während Kmiziz gar nicht trank und nur finster vor sich hinstarrte, als grübele er über etwas, oder kämpfe einen Kampf mit sich aus. Radziwill bebte vor dem Gedanken, daß diesem Feuerkopfe plötzlich ein Licht aufgehen und die nackte Wahrheit ihm aus dem Dunkel, womit der Fürst ihn umgeben, hervortreten könnte. Dann war das letzte Band zerrissen, welches den Rest des polnischen Häufleins Verbündeter an ihn fesselte, dann war er allein.

Kmiziz war dem Fürsten längst eine Last. Wenn nicht der Lauf der Ereignisse der Persönlichkeit des jungen Ritters eine so eigentümliche Bedeutung verliehen hätte, wäre er längst ein Opfer seiner Verwegenheit und des Zornes des Fürsten geworden. Doch der Fürst irrte, wenn er Kmiziz gegenwärtig wegen aufwieglerischen Gedanken verdächtigte, denn die Gedanken des Kavaliers waren einzig und allein mit Olenka und dem tiefen Riß beschäftigt, welcher ihn von ihr trennte.

Er liebte das Mädchen, neben welchem er saß, mehr als die ganze Welt und dennoch flammte ein glühender Haß momentan in ihm auf; er hätte sie töten mögen, sie — und sich.

Die düstere, unruhvolle Stimmung der Tafelrunde reizte und verstimmte ihn aufs höchste; die Situation wurde ihm geradezu unerträglich.

Das Gastmahl nahm seinen Verlauf, während die Unterhaltung immer eintöniger wurde und zuletzt ganz verstummte. Den Gästen war zu Mute, als säßen sie unter einem Dache von Blei, welches herabzusinken und sie alle zu erdrücken drohte.

Da betrat ein neuer Gast den Saal. Als der Fürst ihn gewahrte, rief er erfreut aus:

„Da ist ja Herr Suchaniez, vom Vetter Boguslaw! Bringt ihr Briefe?"

Der Angekommene verneigte sich tief:

„Jawohl, Durchlaucht! Ich komme direkt aus Podlachien."

„Gebt mir die Briefe und nehmt Platz am Tische. Die

Herren werden entschuldigen, wenn ich das Lesen nicht für später lasse, es könnten Neuigkeiten von Wichtigkeit darunter sein, welche ich euch mitteilen will. Herr Marschall bitte, versorgt unseren lieben Boten."

Während er so sprach, hatte der Fürst ein Päckchen Briefe aus der Hand des Herrn Suchaniez genommen und begann nun eilig das Siegel des zu oberst liegenden Schreibens zu erbrechen.

Die Anwesenden hefteten ihre Blicke neugierig auf das Antlitz des Lesenden und bemühten sich, aus dem Ausdruck desselben Schlüsse auf den Inhalt des Schreibens zu ziehen. Der erste Brief schien nichts Angenehmes zu enthalten, denn das Blut stieg dem Fürsten in den Kopf und aus seinen Augen sprühte wilder Zorn.

„Meine Herren Brüder!" sagte der Hetman. „Der Fürst Boguslaw schreibt mir, daß diejenigen, welche es vorzogen, eine Konföderation zu schließen, anstatt gegen den Feind nach Wilna zu ziehen, gegenwärtig meine Güter in Podlachien verwüsten. Es ist freilich leichter, mit alten Weibern Krieg zu führen! ... Würdige Ritter das! ... das muß man sagen! ... Nun, der Lohn wird ihnen nicht entgehen! ..."

Er entsiegelte den zweiten Brief, aber kaum hatte er einen Blick in denselben geworfen, so hellte sich sein Gesicht auf und ein Lächeln des Triumphes und der Freude überzog dasselbe.

„Die Wojewodschaft Sieradz hat sich den Schweden ergeben," rief er aus, „sie hat, dem Beispiele Großpolens folgend, die Oberherrschaft Karl Gustavs angenommen."

Ein Weilchen später fuhr er fort:

„Da, diese letzte Nachricht! Sie bringt uns ebenfalls Gutes, meine Herren! Johann Kasimir ist bei Widawa und Sarnowo geschlagen! ... Das Heer verläßt ihn! er zieht sich nach Krakau zurück, die Schweden folgen ihm. Der Vetter schreibt mir, daß auch Krakau fallen muß!"

„Freuen wir uns, meine Herren!" sprach Herr Schzaniezki mit eigentümlicher Betonung.

„Ja, freuen wir uns," wiederholte der Hetman, indem er die Betonung nicht zu bemerken schien.

Freude strahlte von der ganzen Gestalt des Hetman aus; er schien sich zu verjüngen; seine Augen leuchteten, während er mit vor Freude zitternden Händen das Siegel des letzten Briefes erbrach und gleich darauf glückstrahlend verkündete:

„Warschau ist genommen! ... Es lebe Karl Gustav!"

Hier bemerkte er plötzlich, daß der Eindruck, welchen diese Nachrichten auf die anderen ausübten, ein vollständig anderer

war, als er ihn empfand. Die Anwesenden saßen stumm mit niedergeschlagenen Augen da, oder blickten unsicher um sich; welche von ihnen runzelten die Stirn, andere bedeckten ihr Gesicht mit den Händen. Selbst die Höflinge des Fürsten, schwachherzige Männer, vermochten nicht die Freude desselben zu teilen darüber, daß Warschau gefallen war, daß Krakau fallen mußte, und daß eine Wojewodschaft nach der anderen freiwillig sich den Schweden ergab. Zudem lag in der Genugthuung, mit welcher der oberste Führer der Hälfte des Heeres der Republik, der höchste Senator derselben, die Niederlage des Vaterlandes verkündete, etwas ungemein Widerwärtiges. Der Fürst fühlte, daß dieser Eindruck abgeschwächt werden müsse.

„Meine Herren," sprach er deshalb. „Ich wäre der erste, der mit euch weinen würde, wenn die Republik aus diesen Ereignissen einen Schaden davontragen müßte, aber das ist nicht der Fall; sie wechselt nur den Herrn. An die Stelle des unglückseligen Johann Kasimir tritt ein großer und von Erfolgen gekrönter Krieger. Ich sehe bald alle Kriege beendet, unsere Feinde geschlagen . . ."

„Ew. Durchlaucht haben Recht!" warf hier Herr Schzaniezki ein.

„Genau dasselbe sagten Radziejowski und Opalinski bei Ujschtsch. . . . Freuen wir uns, meine Herren! . . . Tod und Verderben unserem Johann Kasimir! . . ."

Indem er das sagte, schob Herr Schzaniezki seinen Stuhl mit Vehemenz zurück und verließ geräuschvoll den Saal.

„Die besten Weine aus dem Keller herauf!" befahl der Fürst.

Der Marschall stürzte hinaus, den Befehl zu erfüllen. Im Saale summte es wie in einem Bienenstock. Nachdem der erste Eindruck vorüber war, begannen die Adligen die Nachrichten zu besprechen. Man befrug den Herrn Suchaniez über Einzelheiten aus Podlachien und dem benachbarten Masowien, welche schon von den Schweden okkupiert waren.

Bald darauf wurden schwere verpichte Anker in den Saal gewälzt; mit großen Nägeln wurden Oeffnungen hineingeschlagen. Die Stimmung begann sich zu heben; sie wurde animierter. Immer häufiger hörte man die Rufe: „Es ist geschehen und nicht mehr zu ändern!" „Vielleicht werden sich die Zeiten bessern! Man muß sich mit dem Geschick abfinden!" „Der Fürst wird uns kein Unrecht zufügen!" „Wir sind besser dran als die anderen!" . . . „Es lebe Janusch Radziwill, unser Wojewode, Hetman und Fürst!"

„Großherzog von Litauen!“ schrie wieder Herr Jurschytz.

Und diesesmal wurde dieser Ausruf nicht mit Stillschweigen übergangen, noch verlacht, sondern ein paar heisere Stimmen brüllten dazwischen:

„Wir gratulieren dazu! Von Herzen und ganzer Seele! Er soll leben! Er soll regieren!“

Der Magnat erhob sich. Sein Gesicht war purpurrot.

„Ich danke euch, ihr Herren Brüder! . . .“ entgegnete er ernst und würdevoll.

Im Saale wurde es heiß und schwül von den Ausdünstungen der Menschen und der Wärme, welche die Kerzen ausstrahlten.

Fräulein Alexandra lehnte sich über Kmiziz hinweg nach dem Schwertträger hin.

„Mir wird schwach,“ sagte sie, „gehen wir fort.“

Ihr liebliches Gesicht war kreideweiß, auf ihrer Stirn perlten Schweißtropfen.

Doch der Schwertträger warf nur einen ängstlichen Blick zu dem Hetman hinüber, als wolle er ergründen, ob ihr Verlassen der Tafel nicht den Unwillen des Gastgebers erregen würde. Er war im Felde zwar ein tapferer Soldat, doch den Hetman fürchtete er mit ganzer Seele.

Um das Unheil zu vollenden, sagte in diesem Augenblick der Hetman:

„Wer mit mir bei den Toasten, die ich ausbringe, den Becher nicht bis auf den Boden leert, der ist mein Feind, denn ich will fröhlich sein!“

„Hast du gehört?“ flüsterte der Schwertträger.

„Ich halte es nicht länger aus, Ohm! Mir ist so schwach!“ flehte Olenka.

„So entferne dich allein,“ entgegnete der Schwertträger.

Das Fräulein erhob sich, um unbemerkt zu entschlüpfen, doch die Kräfte gingen ihr aus, sie mußte sich an der Lehne des Stuhles festhalten. Plötzlich umfaßten zwei ritterliche Arme und unterstützten die Taumelnde.

„Ich will euch hinausführen!“ sagte Herr Andreas.

Und ohne um Erlaubnis zu fragen, umfaßte er ihre Gestalt wie mit eisernen Klammern. Sie lastete immer schwerer auf seinen Armen und noch ehe sie die Thür erreicht hatten, lehnte sie ohnmächtig an seiner Schulter.

Da hob er sie in die Höhe und trug sie hinaus, so leicht, wie man ein kleines Kind trägt.

9. Kapitel.

Nach beendetem Gastmahl begehrte Kmiziz den Fürsten durchaus zu sprechen. Man bedeutete ihm, daß derselbe eine geheime Unterredung mit Herrn Suchaniez habe und nicht zu sprechen sei.

Er wiederholte also am anderen Morgen sein Gesuch und wurde sofort vorgelassen.

„Durchlaucht!" sagte er, „ich komme mit einer Bitte."

„Was kann ich für dich thun?" frug der Fürst.

„Ich halte es hier nicht länger aus. Jeder Tag bringt mir neue Qualen, ich bin in Kiejdan überflüssig. Ich bitte, daß Ew. Durchlaucht mir eine Beschäftigung geben, mich fortschicken; wie ich hörte, sollen einige Schwadronen gegen den Soltarenka ziehen, schickt mich mit ihnen fort."

„Ist dir denn das Leben hier, an meiner Seite, eine solche Last?"

„Ew. Durchlaucht sind sehr gnädig und dennoch ist mir so elend zu Mute, wie ich's nicht sagen kann. Die Wahrheit zu gestehen, habe ich mir den Verlauf der Dinge anders vorgestellt; ich dachte mir ein Leben, Tag und Nacht im Sattel, im Kugelregen und Pulverdampf. Statt dessen heißt es, in Unthätigkeit versumpfen, lange Dispute anhören und im günstigsten Falle einmal Jagd auf die Unsrigen machen, statt auf den Feind . . . Das halte ich nicht länger aus; viel lieber will ich den Tod, als die Qual der Langeweile."

„Ich kenne den Grund deiner Qualen besser; es ist nichts, als die Liebe. Wenn du einmal älter geworden sein wirst, dann wirst du dich selbst auslachen. Ich habe gestern beobachtet,

wie ihr, das Mädchen und du, euch in immer größeren Zorn gegeneinander hineingegrübelt habt."

„Wir gehen einander nichts mehr an. Was einst war, ist aus."

„Ist sie nicht gestern ohnmächtig geworden?" — „Ja!"

Der Fürst dachte einen Augenblick nach.

„Ich kann dir nur raten, was ich dir schon einmal riet," sagte der Hetman dann, „wenn es dir so um das Mädchen geht, nimm sie, ob mit oder ohne ihre Einwilligung. Ich werde euch trauen lassen; es wird etwas Weinen und Wehklagen geben . . . Das macht aber nichts! Du nimmst sie nach der Trauung mit in dein Quartier . . . und wenn sie am anderen Morgen noch weinen sollte . . ."

„Ich bitte Ew. Durchlaucht um Zuweisung einer dienstlichen Verrichtung, nicht um das Ausrichten der Hochzeit," fiel Kmiziz barsch ein.

„Du willst sie also nicht?"

„Nein! Weder ich sie, noch sie mich! Und sollte mir das Herz darüber springen, ich werde sie nie um etwas bitten. Ich möchte nur fort, je weiter, desto besser, damit ich vergessen lerne, ehe ich den Verstand verliere. Unthätigkeit ist das Schlimmste für ein bekümmertes Herz, sie frißt, wie der Rost das Eisen. Ich erinnere Ew. Durchlaucht, wie übel noch gestern Ew. Durchlaucht zu Mute war, ehe die guten Nachrichten kamen . . . So geht es mir heute, so wird es mir gehen. Soll ich hier mit untergestütztem Kopfe stille sitzen und darüber grübeln, was das für Zeiten sind, in welchen wir leben, was für ein Krieg das ist, den wir führen sollen, dessen Zweck mein Verstand nicht zu ergründen vermag. Gebt mir Arbeit, Durchlaucht, oder ich entfliehe, sammele eine Horde um mich und schlage los."

„Auf wen?" frug der Fürst.

„Auf wen? Ich werde gen Wilna ziehen und zwicken, wen ich dort finde. Gebt mir meine Fahne, Durchlaucht; ich will den Krieg beginnen."

„Ich brauche deine Fahne gegen den Feind im Innern der Wojewodschaft."

„Ach ja, auch das schmerzt mich, daß man hier nichts zu thun hat, als höchstens einen Mann, wie den Herrn Wolodyjowski herumzujagen, einen Mann, den man lieber als lieben Waffenbruder zur Seite haben möchte."

„Ich will dir Arbeit geben," sagte der Fürst. „Aber nach Wilna darfst du nicht, auch deine Fahne werde ich dir nicht

geben, denn wisse, sobald du auf eigene Faust den Krieg beginnst, dann dienst du mir nicht mehr."

„Aber ich diene dem Vaterlande."

„Der dient dem Vaterlande, welcher mir dient. Denke daran, was du mir geschworen hast . . . um deinetwillen."

„Um was handelt es sich also, Durchlaucht?"

„Du wirst eine weite Reise antreten . . ."

„Ich bin bereit!"

„Aber auf eigene Kosten, denn ich habe kein Geld. Meine Güter sind zum Teil verwüstet, zum Teil vom Feinde besetzt, andere Einkünfte laufen nicht zur rechten Zeit ein, dazu fallen mir ganz allein die Unkosten der Unterhaltung des ganzen Heeres zur Last. Mein Herr Schatzmeister giebt mir keinen Groschen, einmal darum, weil er nicht will, hauptsächlich aber, weil er nichts hat. Aus öffentlichen Kassen nehme ich zwar, ohne erst zu fragen, was darin ist, aber was macht das aus? Und von den Schweden ist eher alles andere herauszuschlagen als Geld, die zittern vor Gier, bei jedem Schilling, der ihnen zu Gesicht kommt."

„Ew. Durchlaucht machen sich unnütze Sorgen. Wenn ich reise, dann geschieht es auf eigene Kosten."

„Du wirst aber viel brauchen, denn es gilt, mit Pomp aufzutreten."

„Ich werde keine Ausgabe scheuen."

Das Antlitz des Hetman hellte sich auf. Er war geizig von Natur, überdies hatte er mit seinen Ausführungen recht, denn die Einkünfte von seinen Gütern von Liefland bis Kijow und von Smolensk bis Masowien hatten aufgehört, ihm zuzufließen, während die Ausgaben von Tag zu Tag zunahmen.

„Das gefällt mir!" sagte er. „Du bist anders als Ganhof; jener hätte gleich auf die Geldkiste geklopft. Nun höre, um was es sich handelt."

„Ich bin ganz Ohr."

„Du gehst also nach Podlachien! Es wird eine gefahrvolle Reise, denn die Konföderierten halten die Provinz besetzt und gehen gegen mich vor. Wie du an ihnen vorbeischlüpfst, ist deine Sache. Jakob Kmiziz würde dich allenfalls schonen, doch hüte dich vor Horotkiewitsch, Seromski und besonders vor Wolodyjowski mit seiner Laudaer Fahne."

„Von ihnen fürchte ich nichts."

„Um so besser! Du trittst in Sabludowo ein, wo Harasimowitsch wirtschaftet. Ueberbringe ihm den Auftrag, daß er alles, was irgend an Geldern aufzutreiben ist, zusammenraffen

und mir senden soll, aber nicht hierher, sondern nach Tilsit, wo meine anderen Sachen schon sind. Er soll alle Güter, alles Inventar versetzen und von den Juden nehmen, was zu nehmen geht . . . Dann soll er daran denken, die Konföderierten zu vernichten . . . Doch, das geht dich nichts an; ich sende ihm besondere Instruktionen. Gieb ihm diesen Brief ab und dann begieb dich eilends nach Tykozin zum Fürsten Boguslaw."

Hier unterbrach sich der Hetman; er atmete schwer, denn das lange Sprechen strengte ihn an. Kmiziz sah ihn aufmerksam an. Seine ganze Seele verlangte nach der Reise, denn er fühlte, daß dieselbe mit ihren Gefahren Balsam für seinen Kummer sein werde.

Nach einer Weile fuhr der Hetman fort:

„Es ist zum Haarausraufen! Warum sitzt eigentlich Fürst Boguslaw noch in Podlachien? . . . Mein Gott! . . . er kann mich und sich ins Verderben stürzen. Merke wohl auf das, was ich dir sage, denn, wenn du ihm auch meine Briefe abgiebst, so soll das lebendige Wort meine Auseinandersetzungen unterstützen, sie erläutern und das ergänzen, was sich schlecht schreiben läßt. Erfahre denn, daß die Nachrichten, welche ich gestern empfing, nicht so gute waren, wie ich den Adel glauben machte, ja wie ich selbst zuerst dachte. Zwar haben die Schweden thatsächlich Großpolen, Masowien und Warschau genommen, die Wojewodschaft Sieradz hat sich ergeben, Johann Kasimir wird verfolgt und Krakau wird belagert; das ist heilige Wahrheit. Aber Tscharniezki, dieser neugebackene Senator, verteidigt die Stadt, und ich muß bekennen, — er ist ein ausgezeichneter Soldat. Wer kann voraussehen, was geschieht? . . . Die Schweden verstehen es wohl, Festungen einzunehmen, und man hatte nicht Zeit, Krakau genügend zu befestigen, dennoch . . . das listige Kastelländchen kann sich immer zwei, drei Monate halten; . . . es geschehen oft Wunder, wie uns noch von Sbarasch her in lebendigem Andenken ist . . . Wenn er sich also hartnäckig verteidigt, kann der Teufel alles verkehren. Lerne ein wenig das politische Treiben kennen. In Wien sieht man die zunehmende Macht Schwedens mit scheelen Augen an, man kann von dorther Krakau unterstützen. Auch weiß ich bestimmt, daß die Tartaren geneigt sind, dem Könige Johann Kasimir zu Hilfe zu kommen; sie drängen die Kosaken, und Moskau und das Ukrainische Heer unter Potozki wird auch zu Hilfe kommen. . . . Dem heute verzweifelten Johann Kasimir kann morgen schon die Schale des Glückes sich zuneigen . . ."

Wieder mußte der Fürst seiner müden Brust eine kurze Rast gönnen. Eine seltsame Empfindung beschlich den Herrn Andreas, von der er sich nicht sogleich Rechenschaft zu geben vermochte. Er, der Partisane Radziwills und der Schweden, fühlte eine große Freude bei dem Gedanken, daß das Glück sich von den Schweden abwenden könnte.

„Suchaniez sagte mir," fuhr der Fürst fort, „wie es bei Widawa und Sarnowo zugegangen ist. Beim ersten Treffen hat unsere . . . ich wollte sagen: die polnische Vorhut, die Schweden total aufgerieben. Das waren nicht Leute vom allgemeinen Aufgebot . . . und die Schweden sind jedenfalls sehr entmutigt worden."

„Sie siegten doch aber."

„Das wohl! Die Fahnen Johann Kasimirs verweigerten den Gehorsam und der Adel erklärte, sich nicht schlagen zu wollen. Alles in allem hat sich erwiesen, daß die Schweden von der Kriegführung nicht mehr verstehen, als jeder unserer Stammsoldaten. Laß die Polen ein- oder das anderemal siegen, so findet sich der Mut, und sobald Johann Kasimir Geldmittel von irgendwoher zufließen, aus welchen er den Söldlingen den rückständigen Sold zahlen kann, so werden sie ihm den Gehorsam nicht mehr weigern. Potozki hat kein großes Heer, aber seine Soldaten sind erprobt und bissig wie die Wespen; er wird die Tartaren mitbringen und — uns wird der Kurfürst seine Hilfe versagen."

„Inwiefern?" frug Kmiziz.

„Wir zählten beide, Boguslaw und ich, darauf, daß er zugleich mit den Schweden mit uns in Verbindung treten werde, doch er ist zu vorsichtig und will jedenfalls den Gang der Ereignisse abwarten, ehe er einen Entschluß faßt. Unterdessen aber kann, wenn die Schweden einmal Unglück haben, Großpolen und Masowien sich gegen sie erheben und wenn dann Preußen sich ihnen anschließen sollte . . ."

Der Fürst schüttelte sich, wie entsetzt von dieser Vorstellung.

„Was wäre dann?" frug Kmiziz.

„Dann könnte geschehen, daß kein einziger Schwede die Republik lebend verläßt," entgegnete der Fürst düster.

Kmiziz runzelte die Brauen und schwieg.

„Dann," murmelte der Fürst nach einer Pause mit tiefer, veränderter Stimme, „dann sinkt auch unser Glück so tief, als es zuvor gestiegen war."

Herr Andreas sprang auf und mit blitzenden Augen und geröteten Wangen rief er aus:

„Was soll das heißen, Durchlaucht? . . . Wie vereint sich diese Befürchtung mit dem, was Ew. Durchlaucht mir kürzlich sagten, nämlich, daß die Republik verloren sei und sie nur mit Hilfe der Schweden durch Ew. Durchlaucht Person und künftige Regentschaft gerettet werden könne? . . . Was soll ich glauben? . . . Das, was ich damals hörte, oder das, was ich soeben vernahm? . . . Wenn die Dinge so stehen, wie Ew. Durchlaucht jetzt sagten, warum schlagen wir dann nicht lieber auf die Schweden los, statt es mit ihnen zu halten? . . . Meine Seele jauchzt bei dem Gedanken, das Schwert gegen sie zu ziehen."

Radziwill blickte den Jüngling streng an.

„Du bist verwegen!" sagte er.

Doch Kmiziz, fortgerissen von der Entrüstung, brauste auf:

„Wie ich bin, davon später! Jetzt bitte ich Ew. Durchlaucht um Antwort auf das, was ich frage."

„Die Antwort lautet so:" sagte Radziwill mit Nachdruck, „wenn die Dinge sich so gestalten sollten, wie ich sagte, dann werden wir anfangen, die Schweden zu schlagen."

Herr Andreas schlug sich vor die Stirn und hörte auf die Nasenflügel zu blähen.

„Ich Dummkopf!" rief er.

„Ich kann leider nicht bestreiten, daß du das bist, und muß noch hinzusetzen, daß du über alle Maßen frech bist. Ich schicke dich fort, damit du den Wechsel des Geschickes kennen lernst. Ich will nur das Glück des Vaterlandes. Das, was ich sagte, sind Vermutungen, welche sich erfüllen können oder nicht. Deshalb ist Vorsicht geboten, denn wer da will, daß der Strom ihn nicht fortreißt, der muß schwimmen können, und wer in einem pfadlosen Walde geht, der muß oft stehen bleiben, um die Richtung zu erkunden . . . Verstehst du?"

„Das ist klar, wie die Sonne am Himmel."

„Wir dürfen zurück, ja wir müssen zurück, wenn das Wohl des Vaterlandes es erfordert, aber es wird uns unmöglich, wenn der Fürst Boguslaw noch länger in Podlachien bleibt. Er muß den Kopf verloren haben oder sonst was. Wenn er dort bleibt, dann muß er Farbe bekennen; entweder muß er sich für die Schweden erklären oder für Johann Kasimir, und das gerade wäre das Schlimmste."

„Ich bin zu dumm, Durchlaucht; ich verstehe schon wieder nicht."

„Podlachien ist nahe bei Masowien; entweder okkupieren es die Schweden, oder die preußischen Städte senden Hilfstruppen gegen die Schweden. In beiden Fällen heißt es — wählen.“

„Aber warum soll denn der Fürst Boguslaw nicht wählen?“

„Weil, so lange er nicht wählt, die Schweden Rücksichten auf uns nehmen und uns schmeicheln müssen, ebenso der Kurfürst. Wenn wir zum Rückzug gezwungen werden sollten und uns gegen die Schweden kehren müssen, dann soll er der Vermittler werden zwischen mir und Johann Kasimir . . . Er soll mir die Umkehr erleichtern, was unmöglich wäre, wenn er sich vorher für die Schweden erklärt. In Podlachien muß er in kurzem durchaus Farbe bekennen, deshalb soll er fort nach Tilsit in Preußen und dort oben abwarten, was geschieht. Der Kurfürst sitzt in der Mark; Boguslaw wird also die höchste Autorität in Preußen sein, die Preußen für sich gewinnen und eine große Heeresmacht sammeln . . . Und dann werden die einen oder anderen geben, was wir fordern, um unseren Beistand zu erhalten, dann kann unser Haus nicht nur nicht sinken, sondern es muß in neuem Glanze erstehen, und das ist die Hauptsache.“

„Ew. Durchlaucht sagten, das Wohl des Vaterlandes sei die Hauptsache.“

„Nimm mich nicht immer beim Worte, wenn ich dir doch sage, daß das ganz dasselbe ist, und höre weiter. Ich weiß sehr wohl, daß Fürst Boguslaw nicht als schwedischer Verbündeter gilt, obgleich er ebenfalls den Vertrag mit den Schweden hier in Kiejdan unterzeichnet hat. Er soll die Nachricht verbreiten — und auch du kannst das unterwegs thun, — daß ich ihn zur Unterschrift gezwungen habe. Die Leute werden das leicht glauben, da es häufiger vorkommt, daß rechte Brüder verschiedenen Parteien angehören. Auf diese Weise kann er mit Konföderierten in Verbindung treten, ihre Hauptleute zu sich laden unter dem Vorwande, mit ihnen zu unterhandeln, und dieselben als Gefangene nach Preußen führen. Das wäre eine würdige und für das Vaterland segensreiche Art, sie unschädlich zu machen, sonst werden jene es ins Verderben stürzen.“

„Ist das alles, was ich zu thun habe?“ fragte Kmiziz gewissermaßen enttäuscht.

„Es ist nur ein Teil dessen und zwar nicht der wichtigste. Du wirst vom Fürsten Boguslaw mit den Briefen von mir zu Karl Gustav selbst reisen. Ich kann hier mit dem Grafen Magnus seit der Schlacht bei Klewan zu keinem Resultate

gelangen. Er sieht mich fortwährend scheel an und hört nicht auf zu vermuten, daß ich sofort mich gegen die Schweden wenden werde, sobald ihnen das Glück nicht hold sein sollte."

„Nach dem zu schließen, was Ew. Durchlaucht vorher gesagt haben, vermutet er richtig."

„Richtig oder nicht; ich will nicht, daß er es thut und mir in die Karten guckt. Zudem ist er mir persönlich mißgünstig und schreibt sicherlich dem Könige über mich Unwahrheiten. Dem will ich vorbeugen. Du wirst meine Briefe dem Könige übergeben und wenn er dich um die Niederlage bei Klewan befragen sollte, so erzähle die Wahrheit, verhehle nichts und setze nichts hinzu. Du kannst auch einfließen lassen, daß ich jene Männer zum Tode verurteilt hatte und du sie losgebeten hast. Dir wird nichts dafür geschehen, im Gegenteil, dein Freimut wird ihm gefallen. Klage den Grafen Magnus nicht direkt bei dem Könige an, denn er ist sein Schwager . . . Aber wenn der König so nebenher fragen sollte, was die Leute hier über ihn denken, dann sage ihm, daß man bedauert, daß der Graf Magnus dem Hetman seine treue Freundschaft für die Schweden schlecht lohne, daß der Fürst selbst — nämlich ich — das schmerzlich empfindet. Sollte er weiter fragen, ob es wahr ist, daß die Stammsoldaten mich verlassen haben, so sage, daß es nicht wahr ist; als Beispiel für das Gegenteil führe dich selbst an und nenne dich Hauptmann, denn du bist es . . . Sage, wenn Graf Magnus mir ein paar Kanonen und etliche Reiter schicken wollte, wäre ich schnell mit den paar Konföderierten fertig . . . das ist die öffentliche Meinung aller. Merke wohl auf alles, was man in der Nähe des Königs spricht und thut, und berichte darüber, nicht mir, nein, aber dem Fürsten Boguslaw, so oft sich Gelegenheit bietet, nach Tilsit in Preußen, vielleicht durch kurfürstliche Soldaten. Ich hörte, daß du deutsch sprechen kannst?"

„Ich lernte es von einem Waffenbruder, einem kurländischen Edelmann, einem gewissen Zend, welchen mir die Laudaer erschlagen haben. Auch hielt ich mich oft in Liefland auf . . ."

„Das ist gut!"

„Wo kann ich den König von Schweden finden, Durchlaucht?"

„Dort, wo er sich gerade aufhält. Die Kriegszeiten werden ihn heute dorthin, morgen dahin führen. Wenn er bei Krakau sein sollte, um so besser, denn du wirst auch Briefe mitnehmen an Personen, welche dort in der Gegend residieren"

„So soll ich noch zu anderen reisen?“

„Ja. Du mußt bis zu dem Herrn Kronenmarschall Lubomirski vordringen; es geht mir sehr darum, daß er unseren Plänen beitritt. Er ist ein reicher Mann und besitzt großen Einfluß in Kleinpolen. Wenn er aufrichtig und offen sich zu den Schweden hielte, dann hätte Johann Kasimir in der Republik nichts mehr zu thun . . . Du brauchst vor dem Könige von Schweden nicht zu verbergen, daß ich dich zu ihm sende, um ihn für die schwedische Invasion zu gewinnen . . . aber rühme dich nicht direkt damit, plaudere es so nebenbei aus. Das wird mir seine Gunst zuwenden. Wolle Gott, Lubomirski würde der unsrige. Ich weiß, daß er zaudern wird, aber ich denke, daß meine Briefe ihn bestimmend beeinflussen werden, da ein Grund vorliegt, der ihn zwingt, meine Gunst zu erringen. Ich sage dir das alles, damit du weißt, wie du dich zu benehmen hast. Lubomirski buhlt schon lange um meine Gunst und hat mich auszuforschen versucht, ob ich meine einzige Tochter an seinen Sohn Heraklius verheiraten möchte. Sie sind beide zwar noch Kinder, man könnte dennoch einen diesbezüglichen Vertrag schließen, an dessen Zustandekommen dem Herrn Marschall mehr liegen muß als mir, denn eine so reiche Erbin wie meine Tochter, giebt es in der Republik nicht mehr, und wenn zwei so große Vermögen zusammenflössen, dann gäbe das ein unvergleichliches Ganzes . . . ein fettes Warmbier . . . Nun gar erst, wenn dem Herrn Marschall angedeutet würde, er könne hoffen die Großherzogskrone für seinen Sohn als Mitgift mit meiner Tochter zu erhalten . . . Diese Hoffnung nähre in ihm, das wird der beste Versucher für ihn sein, denn so wahr Gott im Himmel ist, ihm liegt der Glanz seines eigenen Hauses viel mehr am Herzen, als das Wohl der Republik . . .“

„Was soll ich ihm sagen?“

„Alles das, was sich nicht schreiben läßt . . . es gilt, recht geheimnisvoll und fein zu Werke zu gehen. Bewahre Gott, daß du verrätst, daß du von mir gehört hast, mein Sinn strebe nach der Krone; das wäre verfrüht . . . Aber erzähle, daß der ganze Smudzer und litauische Adel davon spricht, daß du auch in der Umgebung des Königs davon gehört . . . Merke auf, welcher der Höflinge mit dem Herrn Marschall auf vertraulichem Fuße steht, dem flüstere den Gedanken zu: Lubomirski möge zu den Schweden übergehen, zum Lohne dafür die Tochter des Radziwill zur Gemahlin für seinen Sohn begehren, dann möge er den Radziwill zum Großherzog vorschlagen, denn dann erbt

Heraklius mit der Zeit die Krone. Nicht genug damit; erwähne auch, daß, wenn Heraklius erst Großherzog von Litauen ist, er damit die erste Anwartschaft auf den polnischen Königsthron hat, und auf diese Weise auf den Häuptern zweier Geschlechter die Doppelkrone sich vereinen werde. Wenn dieser Gedanke die dort nicht in Entzücken versetzt, so sind es kleinliche Menschen. Wer nicht zur Höhe strebt und vor großen Ideen zurückschreckt, der begnüge sich mit einem Stecken, dem Feldherrnstab, oder einer kleinen Starostei, der möge dienen, den Nacken beugen, durch Bedienstete zu Gnaden zu gelangen suchen, denn der ist besseres nicht wert . . . Mich hat Gott zu anderem geschaffen, darum strecke ich die Hand aus nach allem, was den Menschen erreichbar ist, um bis dahin zu gelangen, wo Gott der menschlichen Macht ein Ziel gesteckt hat!"

Der Fürst streckte bei diesen Worten die Arme aus, als wolle er thatsächlich nach einer Krone langen, die nur ihm sichtbar vor Augen schwebte. Sein Antlitz flammte wie eine Fackel und vor innerer Erregung schien ihm wieder der Atem auszugehen.

Nach einer Weile beruhigte er sich wieder und sprach in abgerissenen Worten:

„Da . . . wenn die Seele ihre Schwingen erhebt . . . der Sonne zuzufliegen . . . da ruft die Krankheit . . . ihr memento . . . geschehe, was da wolle . . . lieber soll der Tod mich auf dem Throne finden . . . als im . . . königlichen Vorzimmer . . ."

„Soll ich vielleicht den Medikus rufen?" frug Kmiziz.

Radziwill winkte mit der Hand ab.

„Nicht nötig . . . nicht nötig . . . es ist schon besser . . . und das war alles, was ich dir sagen wollte . . . außerdem noch . . . habe Augen und Ohren offen . . . achte auch darauf, was die Potozkis thun. Die halten immer fest zusammen und sind treue Diener des Hauses Wasa . . . und sieh den mächtigen . . . Koniezpolskis und den . . . Sobieskis auf die Finger, von denen man noch nicht weiß, für wen sie Partei ergreifen . . . Siehe und lerne . . . So, nun ist die Atemnot vorüber. . . . Hast du verstanden, alles begriffen, was ich dir auftrage?"

„Jawohl! Und wenn ich einen Fehler mache, so bin ich allein schuld."

„Die Briefe sind zum größten Teil schon geschrieben, nur einige fehlen noch. Wann willst du aufbrechen?"

„Noch heute! Je eher, desto lieber! . . ."

„Kann ich dir noch eine Bitte erfüllen?"

„Durchlaucht! . . .“ begann Kmiziz.

Plötzlich brach er ab. Die Worte wollten ihm nicht über die Lippen, Verlegenheit malte sich in seinen Zügen und ein gewisser Zwang.

„Sprich dreist!“ sagte der Hetman.

„Ich bitte,“ stammelte Kmiziz endlich, „daß dem Herrn Schwertträger von Reußen und ihr . . . kein Ungemach hier widerfahre! . . .“

„Dessen kannst du sicher sein. Aber ich bemerke soeben, daß du dieses Mädchen noch liebst.“

„Das kann nicht sein!“ sagte Kmiziz. „Weiß ich es denn? . . . Bald liebe, bald hasse ich sie . . . Der Teufel allein weiß es! . . . Es ist alles aus, wie ich schon sagte . . . Die Qual allein ist geblieben . . . Ich will sie nicht, aber sie soll auch keinen anderen nehmen . . . Laßt das nicht zu, Durchlaucht . . . Ich weiß selbst nicht, was ich rede . . . Fort, nur bald fort . . . Achtet nicht auf meine Worte, Durchlaucht. Gott wird mich meinen Verstand wieder finden lassen, sobald ich das Thor hinter mir habe.“

„Ich begreife, daß so lange die Zuneigung noch nicht ganz erloschen ist, der Gedanke dich quält, ein anderer werde sie nehmen. Doch beruhige dich. Ich werde niemand zu ihr lassen und fort von hier dürfen sie nicht. Die Gegend wird bald von fremdem Soldatenvolk wimmeln, die Wege unsicher gemacht werden! Das Beste wird sein, ich sende sie nach Tauroggen bei Tilsit, wo die Fürstin weilt . . . Sei getrost, Andrusch! . . . Geh', bereite dich zur Reise und dann komme zu mir speisen . . .“

Kmiziz verneigte sich und ging. Radziwill atmete tief auf. Er freute sich über die Abreise Kmiziz'. Ihm blieb immer noch die Fahne des Ritters und sein Name als Parteigenosse, die Person desselben war ihm Nebensache. Unterwegs konnte Kmiziz ihm bedeutende Dienste leisten, hier in Kiejdan war er ihm längst lästig und der Hetman fühlte sich sicherer in seiner Abwesenheit, wie wenn er da war. Die zügellose Phantasie und grenzenlose Heftigkeit des Ritters konnten jeden Augenblick in Kiejdan einen Aufruhr und einen für beide Teile sehr gefährlichen Bruch herbeiführen. Die Entfernung beseitigte diese Gefahr.

„Fahre hin, du Teufel, und diene weiter!“ murmelte der Fürst, während er seinen Blick auf die Thür heftete, durch welche der Fahnenträger von Orschan hinausgegangen war.

Darauf rief er einen Pagen und befahl ihm, Ganhof herzubitten.

„Du übernimmst die Fahne Kmiziz',“ sprach er diesen an, als er erschien, „und das Kommando über die gesamte Reiterei. Kmiziz verreist.“

Die kalten Gesichtszüge Ganhofs überflog ein freudiges Blitzen. Er hatte die Mission an den König nicht erhalten, dafür war ihm eine Rangerhöhung zu Teil geworden. Er verneigte sich schweigend, dann sagte er:

„Ich will Ew. Durchlaucht durch treue Dienste danken.“

Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, blieb er abwartend stehen.

„Hast du noch etwas zu sagen?“ frug der Fürst.

„Heute Morgen ist ein Edelmann hier eingetroffen, Durchlaucht, aus Wilkomiersch; er hat die Nachricht gebracht, daß Herr Sapieha mit einer Kriegsmacht gegen Ew. Durchlaucht heranzieht.“

Radziwill erschrak, doch faßte er sich schnell und sagte zu Ganhof: „Du kannst gehen!“

Dann versank er in tiefes Nachdenken.



10. Kapitel.

Kmiziz beschäftigte sich eifrig mit den Vorbereitungen zu seiner Reise und der Auswahl der Leute, die ihn begleiten sollten; er wollte nicht ohne Assistenz reisen, teils seiner eigenen Sicherheit wegen, teils um seiner Gesandtschaft eine größere Bedeutung zu geben. Er wählte sechs Männer, deren Ergebenheit er sich sicher wußte, die schon seit besseren Zeiten in seinem Dienste standen, seit jenen Zeiten, noch vor seiner Ankunft in Lubitsch, alte Orschaner Kämpen, die für ihn durch Wasser und Feuer gingen. Sie waren alle Edelleute, Bojaren aus der Pußta, der Rest jener Bande Freiwilliger, die von den Butryms hingemordet worden waren. An ihre Spitze stellte er den Wachtmeister Soroka, einen alten treuen Diener, welcher ein braver Soldat war, obgleich auch gegen ihn eine Unzahl Klagen anhängig gemacht waren, wegen noch unzählbarer Verschuldungen.

Nach Tische übergab der Hetman dem Herrn Andreas die Briefe und den Geleitschein an die schwedischen Kommandanten, mit welchen der junge Gesandte in größeren Städten zusammentreffen konnte. Er verabschiedete ihn mit fast väterlicher Herzlichkeit und empfahl ihm Vorsicht und Ueberlegung für die Reise.

Gegen Abend hatte der Himmel sich aufgehellt, die Sonne stand fahl über Kiejdan und ging hinter rotem Gewölk unter, welches sich in breiten Streifen am westlichen Himmel hinzog.

Es stand der Abreise nichts mehr im Wege. Kmiziz trank soeben den Satteltrunk mit Ganhof, Charlamp und einigen anderen Offizieren, als Soroka in der Dämmerstunde in das Gemach trat und frug: „Brechen wir auf, Herr Kommandant?"

„In einer Stunde," entgegnete Kmiziz.

„Die Leute stehen mit den Pferden im Schloßhofe bereit..."

Der Wachtmeister entfernte sich wieder und die Herren ließen die Becher lebhafter kreisen. Kmiziz that, als ob er trinke, in der That nippte er nur am Weine. Der Wein schmeckte ihm nicht; er stieg ihm nicht zu Kopfe und machte ihn nicht fröhlicher, während den anderen die Schöpfe bereits rauchten.

„Herr Hauptmann," sagte Ganhof, „empfehlt mich der Gnade des Fürsten Boguslaw; er ist der größte Kavalier der Republik. Wenn ihr zu ihm kommt, dann ist es, als wäret ihr in Frankreich; andere Sprache, andere Sitten lernt man dort kennen und in der Höflichkeit bekommt man dort besseren Unterricht, wie an einem Königshofe."

„Ich erinnere mich des Fürsten Boguslaw von Berestetsch her," sagte Charlamp. „Er hatte dort ein Regiment Dragoner bei sich, ganz nach französischer Art ausgebildet, welche gleichzeitig Reiter- und Fußsoldatendienste leisteten. Der größte Teil der Soldaten waren Franzosen; mit Ausnahme einiger Holländer waren die Offiziere sämtlich Franzosen und alles französisch. Es roch um sie wie in einer Apotheke nach lauter Wohlgerüchen. Während der Schlacht stießen sie wacker mit ihren Rapieren um sich, und man erzählte sich von ihnen, daß, wenn einer einen Feind durchbohrt hatte, er ihm zurief: Pardonnez moi! so sehr war ihnen die Höflichkeit in Fleisch und Blut übergegangen. Fürst Boguslaw ritt währenddessen zwischen ihnen umher mit lächelndem Gesicht, sein Sacktuch auf die Degenspitze gesteckt, mitten im heftigsten Schlachtgetümmel, denn so gebot es die französische Sitte. Sein Gesicht war mit Schminke angemalt, die Augenbrauen mit Kohle schwarz gefärbt, weshalb alte Soldaten ihn einen Kuppler nannten. Gleich nach der Schlacht ließ er sich frische Halskrausen bringen und schmückte sich wie zu einem Gastmahl; er ließ sich mit kleinen eisernen Bolzen die Haare plätten und sie zu lauter seltsamen Figürchen drehen. Trotzdem ist er ein tapferer Herr und immer der erste auf dem Kampfplatze. Er hat auch den Herrn Kalinowski zum Zweikampf gefordert und Se. Majestät der König mußte sie vergleichen."

„Ihr werdet ohne Zweifel interessante Dinge zu sehen bekommen," sagte Ganhof, „auch des Königs von Schweden Antlitz, welcher nächst unserem Fürsten der größte Kämpfer der Welt ist."

„Und den Herrn Tscharniezki," setzte Charlamp hinzu. „Man spricht immer lauter von ihm."

„Herr Tscharniezki steht auf Seiten Johann Kasimirs; er ist daher unser Feind!“ versetzte Ganhof streng.

„Es gehen doch sonderbare Dinge in der Welt vor,“ sagte Charlamp nachdenklich. „Wenn vor einem Jahre jemand gesagt hätte, daß die Schweden zu uns kommen werden, dann hätten wir alle gedacht, daß wir auf sie dreinschlagen müßten und nun, seht meine Herren . . .“

„Nicht allein wir, sondern die ganze Republik hat sie mit offenen Armen empfangen!“ versetzte Ganhof.

„Jawohl! So ist es!“ warf Kmiziz gedankenvoll ein.

„Ausgenommen die Herren Sapieha, Goschewski, Tscharniezki und die Kronenhetmane!“ sagte Charlamp.

„Es ist besser, wir sprechen nicht davon,“ antwortete Ganhof. „Nun! mein lieber Hauptmann kehrt uns gesund wieder, die Ehrenbezeugungen warten hier euer . . .“

„Und das Fräulein Billewitsch,“ setzte Charlamp hinzu.

„Das Fräulein Billewitsch geht euch gar nichts an!“ entgegnete Kmiziz barsch.

„Das wohl, denn ich bin schon zu alt dazu. Das letzte Mal . . . Wartet einmal, ihr Herren . . . wann war das? . . . Aha! zum letzten Mal bei der Wahl unseres allergnädigsten regierenden Königs Johann Kasimir . . .“

„Gewöhnt euch solche Reden ab!“ unterbrach ihn Ganhof. „Heute regiert nur der allergnädigste König Karl Gustav.“

„Es ist wahr! . . . Consuetudo altera natura . . . Also damals bei der Königswahl Johann Kasimirs, unseres Ex-Königs, Großherzogs von Litauen, verliebte ich mich schrecklich in ein Fräulein aus dem Frauenzimmer der Fürstin Wisniowiezka. Sie war eine anmutige kleine Biene . . . Aber so oft ich ihr tiefer in die Augen blicken wollte, hielt Herr Wolodyjowski mir seinen Säbel vor. Ich sollte mich mit ihm schlagen, aber Bohun kam uns dazwischen und den weidete Herr Wolodyjowski aus wie einen Hasen. Ohne diesen Zwischenfall wäre ich nicht mehr am Leben. Damals hätte ich mich mit dem Teufel selbst geschlagen. Uebrigens trat der kleine Ritter nur aus Freundschaft für sie ein, denn sie war mit einem anderen versprochen, mit einem großen Haudegen . . . Ei, meine Herren, ich dachte damals, ich müsse verdorren . . . weder Essen noch Trinken schmeckte mir. Erst als der Fürst mich aus Warschau fort nach Smolensk schickte, schüttelte ich mir unterwegs die Liebe aus dem Leibe; es giebt nichts besseres gegen solchen Kummer, als reisen. Schon nach der ersten Meile wurde mir leichter,

und ehe ich bis Wilna kam, hatte ich sie vergessen, und verharre bis heute im Kavalierstande. Wirklich! es giebt kein besseres Mittel gegen unglückliche Liebe, als reisen!"

„Meint ihr das im Ernst?" frug Kmiziz.

„So wahr ich lebe! Mögen die Teufel alle Schönheiten Litauens und Kronpolens holen! Mir kann keine mehr gefährlich werden."

„Seid ihr ohne Abschied von ihr gegangen?"

„Ohne Abschied. Ein in Liebesangelegenheiten sehr bewandertes altes Weib hat mir geraten, ein rotes Bändchen beim Fortreiten hinter mich zu werfen, und das that ich."

„Euer Wohl!" warf Ganhof ein, sich an Kmiziz wendend.

„Auf das Wohlsein!" antwortete Herr Andreas. „Ich danke von Herzen."

„Bis auf den Grund! Auf den Grund leert die Becher! Es ist Zeit zum Aufbruch, auch uns ruft der Dienst. Möge Gott euch geleiten und zurückführen." — „Lebt wohl!"

„Und werft das rote Bändchen hinter euch," sagte Charlamp, „oder gießt im nächsten Nachtquartier selbst das Feuer im Kamin aus. Denkt daran . . . wenn ihr vergessen wollt!"

„Bleibt mit Gott! Wir sehen uns sobald nicht wieder!"

„Vielleicht irgendwo auf dem Schlachtfelde," setzte Ganhof hinzu. „Wolle Gott, Seite an Seite, nicht als Gegner."

„So soll es sein!" antwortete Kmiziz.

Die Offiziere gingen hinaus.

Die Turmuhr schlug die siebente Abendstunde. Auf dem Schloßhofe klapperten die Pferde mit den Hufen auf den Steinfliesen, durch das Fenster sah man die Leute, zur Reise bereit, warten. Eine seltsame Unruhe hatte Herrn Andreas befallen. Er mußte sich immer wiederholen: „Ich reite! ich reite!" Seine Phantasie malte ihm die unbekannten Landstriche, die fremden Gesichter, die er sehen würde, vor, gleichzeitig griff eine gewisse Verwunderung in ihm Platz, darüber, daß er reisen sollte, als hätte er vorher nie daran gedacht.

„Es wird Zeit, aufzusitzen und fortzureiten," dachte er. „Mag geschehen, was da will! . . ."

Aber jetzt, wo er durch das Fenster die Pferde schnaufen hörte und die Uhr die Abschiedsstunde schlug, fühlte er, daß das Leben, in welches er hinaus sollte, ihm völlig fremd sein werde, daß alles, womit er eingelebt, eingewöhnt, alles, womit sein Herz, seine Seele verwachsen waren, hier zurückbleiben müsse in diesem Lande, dieser Gegend, dieser Stadt. Auch der alte

Kmiziz würde zurückbleiben; der, welcher hinausziehen sollte in die Welt, war ein anderer, allen da draußen fremd, wie ihm alles fremd war. Er würde ein ganz neues Leben beginnen müssen, und Gott allein wußte, ob sein Wille und seine Kraft dazu ausreichten.

Herr Andreas war totmüde an Leib und Seele; er fühlte sich in diesem Augenblick angesichts der neuen Eindrücke und der neuen Menschen, die er kennen lernen sollte, völlig kraftlos . . . Er mußte immer denken, daß er sich hier nicht wohl fühlte, dort sich nicht wohl fühlen, daß die Fremde schwer auf ihm lasten werde.

Es ist Zeit, höchste Zeit! Auf, die Mütze auf den Kopf und fort! Aber wie? Sollte er ohne Abschied gehen? War es möglich, so nahe bei einander zu sein, in die weite Ferne zu ziehen, ohne ein Wort zu sprechen, fortzureiten? So weit war es mit ihnen gekommen! Aber was sollte er ihr sagen? . . . Sollte er vor sie hintreten und sagen: ‚es ist alles aus zwischen uns . . . geht ihr eurer Wege, Fräulein, wie ich die meinigen, unsere Wege führen auseinander!‘ Wozu das sagen, da die Trennung doch ohne Worte schon vollzogen war. War er doch nicht mehr ihr Verlobter und sie würde niemals seine Gattin werden. Das, was gewesen, war versunken, zerrissen; es ließ sich nicht wieder anknüpfen. Schade um die Zeit, um jedes Wort, um die Qual.

„Ich gehe nicht zu ihr!“ dachte Kmiziz.

Andererseits waren sie noch immer durch den Willen des Verstorbenen gebunden. Es war doch notwendig, sich ausdrücklich, ohne Zorn auseinander zu setzen; er mußte ihr sagen: „Ihr wollt mich nicht; ich gebe euch euer Wort zurück. Betrachten wir beide das Testament als nicht vorhanden . . . es suche jeder sein Glück, wo er es findet.“

Aber sie konnte ihm darauf erwidern: „Ich habe euch das schon längst gesagt, wozu wiederholt ihr es mir?“

„Nein, ich gehe nicht zu ihr, mag geschehen was will!“ beharrte er eigensinnig.

Er drückte die Mütze fest auf den Kopf und ging hinaus. Im Korridor war ihm plötzlich, als fasse ihn jemand an den Haaren. Eine unwiderstehliche Sehnsucht, sie zu sehen, zu sprechen, packte ihn so gewaltig, daß er aufhörte, darüber zu grübeln, ob er zu ihr gehen solle oder nicht. Ohne weiteres Besinnen lief er blindlings, als wolle er sich in das Wasser stürzen, dahin.

Dicht vor ihrer Thür, welche nicht mehr mit einer Wache besetzt war, traf er den Pagen des Schwertträgers von Reußen.

„Ist der Herr Schwertträger im Gemach?“ frug er.

„Der Herr Schwertträger ist mit den Offizieren im Zeughause,“ lautete die Antwort.

„Und das Fräulein?“ — „Das Fräulein befindet sich drinnen.“

„Gehe hinein und melde, daß Herr Kmiziz im Begriff steht, eine lange Reise anzutreten und das Fräulein sprechen will.“

Der Knabe gehorchte; doch ehe er mit der Antwort zurückkehren konnte, griff Kmiziz nach der Thürklinke und trat, ohne zu fragen, ein.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen,“ sagte er, „denn wer weiß, ob wir uns noch einmal im Leben wiedersehen.“

Plötzlich wandte er sich an den Knaben: „Was stehst du noch hier?“ fuhr er ihn an.

Dann, als der Knabe hinausgegangen war, fuhr er zu Olenka zu sprechen fort:

„Mein gnädiges Fräulein! Ich wollte ohne Abschied von euch abreisen, aber ich vermochte es nicht. Gott weiß, wann ich zurückkehre und ob ich zurückkehre, denn Reiseunfälle sind nichts Ungewöhnliches. Gehen wir nicht im Zorn, mit Groll im Herzen von einander, damit nicht die Strafe Gottes eines von uns treffe. Ach! es giebt so viel zu sagen, so viel, wozu die Sprache nicht ausreicht. Nun! ich hatte kein Glück; es war nicht Gottes Wille, man kann nicht mit dem Kopf durch die Mauer, es giebt keinen Ausweg für mich! Beschuldigt mich nicht, Fräulein; ich will euch auch nicht beschuldigen. Wir können keine Rücksicht mehr auf das Testament nehmen, denn, wie ich schon sagte: Gottes Wille ist stärker, als des Menschen Wille. Gott gebe euch Glück und Frieden. Verzeihen wir uns gegenseitig unsere Schuld. Ich weiß nicht, wohin ich reise, was mit mir geschehen kann … dennoch ist es mir unmöglich, mit dieser Qual, diesem Zwiespalt und diesem Gram noch länger hier auszuhalten und ohne Trost und Hilfe zwischen den vier Wänden zu sitzen. Es giebt hier nichts für mich zu thun, als mich mit der Sorge herumzuschlagen und tagelang über die unglückseligen Verschuldungen nachzudenken, bis der Kopf schmerzt, ohne zu einem Resultate zu gelangen. Ich muß fort, sonst packt mich der Wahnsinn!“

„Möge Gott auch euch Glück und Frieden geben," antwortete Fräulein Alexandra.

Sie stand vor ihm, betäubt von den Worten und der plötzlichen Abreise Kmiziz'. Verwunderung und Verlegenheit malte sich in ihrem Gesicht; man konnte deutlich sehen, wie sie kämpfte, um mit sich ins Klare zu kommen, während sie mit weitgeöffneten Augen den jungen Ritter anblickte.

„Ich hege keinen Groll gegen euch . . ." brachte sie endlich hervor.

„O, wäre doch alles Geschehene ungeschehen zu machen!" rief Kmiziz. „Ein böser Geist hat sich zwischen uns gedrängt und trennt uns wie das Meer. Es ist weder zu überbrücken, noch zu durchwaten ... Man that nicht das, was man wollte, ging nicht dem Ziele zu, das man sich gesteckt; es war, als werde man mit Gewalt dahin gestoßen, wo man nicht hin wollte; so gerieten wir beide auf Irrwege. Doch, wenn uns schon diese auseinanderführen, wenn wir uns aus den Augen verlieren sollen, dann ist es doch besser, wir rufen uns aus der Ferne zu: ‚Gott geleite dich!' Ihr müßt auch wissen, Fräulein, daß Zorn und Groll verschieden sind von Herzeleid. Den Zorn und Groll habe ich abgelegt, aber das Herzeleid ist mir geblieben — ich weiß nicht, ob über euch oder sonst wen. Ich habe umsonst gegrübelt, um das zu ergründen, aber mir scheint, daß eine Aussprache uns beiden das Herz erleichtern muß. Ihr haltet mich für einen Verräter ... das ist, was mich am meisten kränkt; denn, so wahr ich um mein Seelenheil Verlangen trage, ich bin keiner und werde niemals einer werden!"

„Ich denke das auch nicht mehr!" sagte Olenka.

„O! wie konntet ihr es auch nur eine Stunde lang denken . . . Kanntet ihr mich doch. Wußtet ihr doch, daß ich früher leicht zum Uebermute geneigt war. Mich herumschlagen, eine Hütte in Brand stecken, einen im Zorn totschießen, das that ich, doch das ist etwas anderes, aber Verrat üben, um des eigenen Vorteils willen, um Rang und Würden zu gewinnen, — niemals! . . . Gott bewahre mich! Gott richte mich! . . . Ihr seid ein Weib, Fräulein, und versteht nichts davon, worauf das Heil des Vaterlandes beruht, darum dürft ihr auch nicht urteilen und verdammen. Warum habt ihr mich verdammt? . . . Gott mit euch! ... Erfahret denn, daß das Heil des Vaterlandes allein bei dem Fürsten Radziwill und den Schweden zu finden ist; wer anders denkt und anders handelt, der eben führt das Verderben herauf. Die Zeit zum Diskurs ist zu kurz, ich

muß fort, nur das eine glaubt — ich bin kein Verräter, kein Bestochener, und Gott strafe mich, wenn ich je einer werde! ... Ihr habt mich mit Unrecht verdammt, mit Unrecht zum Tode verurteilt ... das schwöre ich in der Abschiedsstunde und versichere zugleich, daß ich von ganzem Herzen verzeihe. Dafür aber bitte ich auch um eure Verzeihung!"

Fräulein Alexandra hatte sich inzwischen vollkommen gefaßt.

„Wenn ihr sagt, daß ich euch mit Unrecht verurteilt habe, so ist das wahr, hierin bekenne ich mich schuldig und bitte, mir zu verzeihen ..."

Ihre Stimme verlor bei diesen Worten die Festigkeit, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und er, das gewahrend, rief begeistert:

„Ich verzeihe! ich verzeihe! Ich würde dir selbst die Schuld an meinem Tode verzeihen! ..."

„Möge euch Gott vom Irrwege zurück auf den rechten Weg führen."

„Laß das! laß das!" rief er fieberhaft erregt, „damit der Unfriede nicht wieder zwischen uns trete. Ob ich irre, oder nicht — sprechen wir nicht davon! Ein jeder handelt nach seinem Gewissen, und Gott richtet den guten Willen. Es ist gut, daß ich herkam und nicht ohne Abschied fortging. Gieb mir die Hand zum Abschied ... soviel Anrecht habe ich noch an dich! ... Morgen sehe ich dich nicht mehr, noch übermorgen, noch in einem Monat, vielleicht nie wieder ... Ach, Olenka! ... mein Verstand verwirrt sich ... Olenka! Sollen wir uns nie wiedersehen?"

Reichlich perlten die Thränen von ihren Wimpern auf die Wangen hernieder.

„Herr Andreas! ... Verlaßt die Verräter! ... und alles kann gut werden."

„Stille! ... Stille! ..." antwortete Kmiziz mit gebrochener Stimme. „Ich darf nicht! ... ich kann nicht ... Sprich nicht mehr davon! ... O, daß ich tot wäre, dann wäre die Qual zu Ende ... Um Gotteswillen, was trifft uns! ... Lebe wohl! ... zum letztenmal ... Dann möge der Tod mir sanft die Augen schließen ... Warum weinst du? ... Weine nicht — ich werde sonst wahnsinnig! ..."

Und seiner selbst nicht mehr Herr, umfaßte er sie trotz ihres Sträubens, küßte ihre Augen, Wangen und Mund, dann fiel er ihr zu Füßen — endlich sprang er wie besessen in die

Höhe und sich die Haare raufend, rannte er eilends hinaus, indem er schrie:

„Hier hilft kein Teufel, geschweige denn ein rotes Bändchen!…“

Olenka sah noch durch das Fenster, wie er schnell auf sein Pferd sprang und die sieben Reiter davon ritten; sie hörte, wie die Schotten am Thore klirrend die Waffen präsentierten, dann schloß sich das Thor hinter den Davonreitenden und entzog sie ihren Blicken.

Die Nacht sank herab.





11. Kapitel.

Kowno und das ganze Land am linken Ufer der Wilia nebst allen Wegen und Stegen waren vom Feinde besetzt; darum konnte Herr Kmiziz auf seiner Reise nach Podlachien nicht die große Landstraße verfolgen, welche von Kowno über Grodno nach Bialystock führte, sondern er mußte auf Nebenwegen von Kiejdan dem Lauf des Niewiersch entlang in südlicher Richtung bis zum Niemen gehen. Nachdem er den letzteren überschritten hatte, befand er sich in der Wojewodschaft Troki.

Diesen ganzen, nicht zu großen Teil des Weges hatte er in Ruhe und ungehindert zurücklegen können, gleichsam unter der schützenden Hand Radziwills.

Die kleinen Städte und hier und da auch die Dörfer, waren von Leibfahnen des Hetman besetzt, oder mit kleinen Abteilungen schwedischer Reiter, welche der Hetman absichtlich so weit vorgeschoben hatte, um die dicht am anderen Ufer der Wilia stehenden Scharen Soltarenkas zum Angriff zu reizen.

Soltarenka hätte auch gern den Krieg mit den Schweden begonnen, aber merkwürdigerweise wollten diejenigen, deren Helfer er war, nichts davon wissen, wenigstens bemühten sie sich, den Kampf so lange als möglich aufzuschieben. Er hatte strengen Befehl, den Fluß nicht zu überschreiten, und für den Fall, daß Radziwill selbst mit den Schweden vereint ihm zu Leibe gehen sollte, den Rückzug anzutreten.

Aus diesem Grunde herrschte auf dem rechten Ufer der Wilia der tiefste Friede; nichtsdestoweniger konnte, da sich die Radziwillschen und die Soltarenkaschen Vorposten so nahe gegenüber-

standen, ein einziger unvorsichtiger oder unbedacht abgegebener Musketenschuß den Krieg entfachen.

Darum hatten sich die Einwohner bei Zeiten in sichere Verstecke geflüchtet und das Land war nicht nur ruhig, sondern auch wüst und menschenleer. Ueberall traf Herr Andreas auf verlassene Städte und Wohnstätten, die Fensterläden der Gutshöfe waren geschlossen, die Häuser wie ausgestorben.

Auch die Felder waren kahl; man hatte dieses Jahr keine Getreideschober aufstellen können. Das Volk war in die unergründliche Tiefe der Wälder geflohen und hatte alles zur Ernährung Notwendige mitgenommen; der Adel hatte sich nach dem, bisher von den Kriegsunruhen noch ganz verschont gegliebenen, benachbarten Kurpreußen begeben. Nur auf den Wegen und auf den Waldpfaden der Wildnis herrschte ungewöhnliche Bewegung, denn die große Zahl der Flüchtlinge wurde noch durch diejenigen vermehrt, welchen es gelang, den Bedrückungen Soltarenkas auf dem linken Ufer des Flusses zu entschlüpfen.

Die Zahl dieser war sehr groß. Besonders waren es Bauern, welche ihr Leben nebst Hab und Gut zu retten suchten. Die Adligen, welchen es nicht gelungen war, schon früher zu entkommen, wurden alle in Gefangenschaft geführt oder mußten ihr Leben auf der Schwelle ihrer Wohnung lassen.

So begegnete Herr Andreas überall großen Haufen Bauern mit Weibern und Kindern, welche ihre Viehherden vor sich hertrieben. Dieser Teil der Wojewodschaft Troki, welcher dicht an Preußen stieß, war fruchtbar und reich, darum hatten die Menschen auch etwas zu retten. Der nahende Winter schreckte die Flüchtlinge, sie zogen vor, denselben in Mooshütten im Dickicht des Waldes unter Schnee und Eis zu verbringen, als in den heimatlichen Dörfern den Tod durch Feindeshand zu erwarten.

Kmiziz näherte sich gern den Haufen Flüchtender, oder den Feuern, welche nachts durch das Dickicht des Waldes leuchteten. Ueberall, wo er auf Menschen vom linken Ufer der Wilia, von Kowno oder weiterher, traf, hörte er von den Greuelthaten Soltarenkas und seiner Verbündeten erzählen, welche alles mordeten, raubten und brandschatzten, was ihnen in den Weg kam. Sie töteten nicht nur die Menschen, noch schlimmer, sie trieben viele durch die entsetzlichsten Quälereien in den Wahnsinn, ließen sie dann laufen, und diese in der Irre umherrennenden Unglücklichen erfüllten die Wälder mit gräßlichem

Geschrei. Oft streckten solche Wahnsinnige Kmiziz und seinen Reitern die Arme entgegen und flehten um Erbarmen und Rettung, da der Feind ihnen auf den Fersen sei.

Kmiziz begegnete auch vielen adligen Kutschwagen, mit Greisen, Frauen und Kindern besetzt, denen andere Wagen mit Dienerschaft, Mobiliar, Nahrungsmitteln und anderem Hab und Gut folgten. Alle befanden sich auf der Flucht, gejagt von Angst und Schrecken.

Herr Andreas tröstete diese Unglücklichen so gut er konnte, indem er versicherte, daß die Schweden bald den Fluß überschreiten und den Feind in die Ferne treiben würden. Und immer streckten sich ihm flehend Hände entgegen und lebende Lippen sprachen die Worte:

„Gott segne den Fürst-Wojewoden dafür, daß er dieses tapfere Volk zu unserem Schutze herbeigerufen hat. Wenn die Schweden drüben einziehen, wollen wir wieder zu unserem Herd zurückkehren . . ."

Die Segenswünsche für den Fürsten, das Lob der Schweden flog von Mund zu Mund. Man nannte Radziwill einen Gideon, Simson, und lobte die Ritterlichkeit und Bescheidenheit der Schweden im Umgange mit den Menschen.

Alle diese Lobeserhebungen befestigten seinen Glauben an den Fürsten. Er sagte sich immer wieder:

„Einem solchen Herrn diene ich! Ich will ihm blindlings folgen, denn wenn er zuweilen auch gräßlich und schwer zu begreifen ist, so ist er doch klüger als die anderen, und weiß, was dem Vaterlande not thut."

Dieser Gedanke erleichterte ihm das Herz und erfüllte ihn mit Trost. Seine Seele teilte sich in das Gefühl der Sehnsucht nach Kiejdan und in das Nachsinnen über den unglückseligen Zustand des Vaterlandes. Die Sehnsucht trat dabei immer stärker in den Vordergrund. Er hatte das rote Bändchen nicht hinter sich geworfen, auch das Herdfeuer im ersten Nachtquartier nicht ausgegossen, denn er wollte und konnte nicht vergessen.

„Ach, wenn sie hier wäre, wenn sie dieses Weinen und Wehklagen sehen und hören könnte, würde sie nicht mehr Gott bitten, daß er mich bekehre, und nicht klagen, daß ich verblendet bin. Doch, über lang oder kurz wird sie sich selbst überzeugen, daß sie irrte, und dann, wer weiß, was Gott bestimmt hatte."

Mit der wachsenden Sehnsucht befestigte sich in ihm die Ueberlegung, daß er nicht auf Irrwegen, sondern den rechten

Weg wandle. Charlamp hatte Recht behalten; die Reise war das beste Mittel gegen drückenden Gram und Sorgen. Trotzdem hatte er einen harten Kampf mit der Sehnsucht zu bestehen. Er sah fortwährend Olenka vor sich weinend und zitternd in seinen Armen liegen; kehre um! — rief es in ihm.

Dann wieder huschte vor seinem Blick die ernste, düstere Gestalt des Hetman vorüber, und je undeutlicher und entfernter er sie sah, desto teurer, verehrenswerter erschien sie ihm. Bisher hatte er sich vor Radziwill gebeugt, jetzt fing er an ihn zu lieben. Aus der Ferne gesehen, wuchs die große Gestalt des Wojewoden zu gigantischer Höhe empor.

Am dritten Reisetage hatten die Reiter den Niemen weit hinter sich, sie befanden sich in einem Landstrich, welcher noch dichter bewaldet war, als der erste Teil ihres Weges. Immer zahlreicher wurden die Scharen der Flüchtenden, welche sich nach Preußen zu retten suchten, verfolgt von dem raubgierigen Gesindel Soltarenkas, welches hier nicht mehr von den an der Wilia stationierten Leuten Radziwills aufgehalten werden konnte und den Flüchtenden bis dicht an die Grenze Preußens folgte.

Etwas weiter dann, in Pilwischki, an dem Flüßchen Scheschupa, fand Kmiziz das Land viel ruhiger; dort wohnte die Bevölkerung noch ruhig in ihren Ansiedelungen. Man erzählte ihm aber, daß erst vor wenigen Tagen eine größere Abteilung Soltarenkas die Gegend bedroht hatte, und dieselbe ihre Befreiung nur einer, wie vom Himmel herabgekommenen Schwadron Soldaten verdankte.

„Wir hatten unsere Seelen schon Gott befohlen,“ erzählte der Pächter des Wirtshauses, wo Herr Andreas eingekehrt war, „da sandten uns die Heiligen eine Fahne zu Hilfe. Anfangs hielten wir dieselbe auch für Feinde, aber es waren Unsrige. Sie warfen sich sofort auf die Soltarenkaschen Vagabunden, und innerhalb einer Stunde waren dieselben mit unserer Hilfe hingestreckt.“

„Was war das für eine Fahne?“ frug Herr Andreas.

„Gott segne sie! . . . Sie sagten uns nicht, wer sie seien, wir aber wagten nicht, sie darum zu fragen. Sie fütterten ihre Pferde, nahmen etwas Heu und Brot mit und ritten davon.“

„Woher kamen sie, wohin sind sie gegangen?“ forschte Kmiziz weiter.

„Sie kamen von Koslowa-Ruda und zogen nach dem Süden. Wir wollten auch sogleich in die Wälder flüchten, doch der Herr Starost hielt uns davon zurück, indem er meinte, daß

nach einem solchen Empfange der Feind nicht sobald wiederkommen werde."

Kmiziz war durch diese Mitteilung sehr interessiert, deshalb frug er weiter: „Wißt ihr nicht, wer die Fahne führte?"

„Nein, aber wir haben den Hauptmann gesehen. Er war jung, klein und zierlich wie eine Nähnadel; er sieht gar nicht so kriegerisch aus, wie er ist . . ."

„Wolodyjowski!" rief Kmiziz aus.

„Ob Wolodyjowski oder nicht," entgegnete der Pächter. „Gott segne seine Hand und lasse ihn zum Range eines Hetman emporsteigen."

Herr Andreas wurde sehr nachdenklich. Er zog also desselben Weges, welchen vor einigen Tagen Wolodyjowski mit den Laudaer Leuten gegangen war. Das war ganz natürlich, denn beide wollten sie nach Podlachien. Dabei fiel ihm ein, daß, wenn er so eilig weiter reiste wie bisher, er leicht in die Hände des kleinen Ritters fallen konnte, dann mußten alle Briefe Radziwills ebenfalls von den Konföderierten konfisziert werden, seine ganze Mission mißglücken und der Sache Radziwills konnte ein großer Schaden geschehen. Kmiziz beschloß daher, ein paar Tage in Pilwischki zu bleiben, damit die Laudaer Fahne so weit wie möglich vorauskommen konnte.

Er war mit seinen Leuten von Kiejdan aus mit kurzen Unterbrechungen bis hierher gereist, darum konnte er diesen und den Pferden schon ein paar Tage Ruhe gönnen.

Schon am nächsten Tage hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, wie klug und überlegt er gehandelt hatte, denn kaum hatte er am anderen Morgen Zeit gehabt, sich anzukleiden, als schon der Gastwirt vor ihn hintrat.

„Ich habe Ew. Liebden eine Neuigkeit zu melden," sagte der Mann.

„Eine gute?" beeilte Herr Andreas sich zu fragen.

„Sie ist weder gut noch schlecht. Wir haben Gäste bekommen. Ein glänzendes Hoflager ist frühzeitig angekommen und hat im Schlosse des Starosten Quartier genommen. Ein ganzes Regiment Fußsoldaten und so viele Reiter, Kutschwagen und Dienerschaft! . . . Die Leute dachten zuerst, der König selbst sei gekommen."

„Welcher König?!"

„Es ist wahr, wir haben jetzt zwei Könige; aber es ist keiner von beiden, sondern nur der Fürst-Stallmeister."

Kmiziz sprang mit beiden Beinen zugleich auf.

„Wer? Der Fürst-Stallmeister? Fürst Boguslaw?"

„Er selbst, Ew. Liebden, der Vetter des Fürst-Wojewoden von Wilna."

Herr Andreas schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Wir begegnen uns also hier!" rief er aus.

Der Gastwirt, welcher Kmiziz für einen Bekannten des Fürsten Boguslaw hielt, verneigte sich tiefer als vorher und verließ das Gemach, während Kmiziz sich eiligst umzukleiden begann. Eine Stunde später befand er sich schon vor dem Hause des Starosten.

Das ganze Städtchen wimmelte von Soldaten. Die Füsiliere stellten soeben ihre Musketen auf dem Marktplatze zusammen, während die Reiter aus den Sätteln sprangen und Quartiere suchten. Offiziere und Hofschranzen standen vor den Thüren der Häuser und unterhielten sich oder spazierten in den Straßen auf und nieder. Die Offiziere sprachen französisch und deutsch. Nirgends war ein polnischer Soldat zu sehen, die Musketiere und Dragoner trugen seltsame Uniformen, so ganz andere, wie sie Kmiziz selbst in Kiejdan bei den ausländischen Truppengattungen gesehen hatte, denn es waren französische. Die schönen imponierenden Gestalten der Soldaten, von welchen jeder für einen Offizier gehalten werden konnte, entzückten das Auge Kmiziz'. Doch auch er erregte Aufsehen, denn er hatte sich festtäglich geschmückt; in Sammet und Gold und seine sechs Leute in neue Farben gekleidet, begleiteten ihn.

Im Schloßhofe des Starosten liefen die Bediensteten hin und her. Sie waren alle nach französischer Mode gekleidet, die Pagen trugen Federbaretts, die Pferdeknechte sammetene Jacken, die Stallmeister langschäftige schwedische Stiefeln mit Sporen.

Wie es schien, hatte der Fürst nicht die Absicht, lange in Pilwischki zu verweilen. Die Kutschwagen waren nicht in die Remisen gebracht worden und den Pferden wurde im Warten das Futter aus Drahtsieben gereicht.

Kmiziz erklärte dem wachthabenden, vor dem Hause postierten Offizier, wer er sei und was er bringe, worauf dieser sogleich ging, dem Fürsten Bericht zu erstatten. Bald darauf kehrte er eilig zurück mit der Nachricht, daß der Fürst den Sendboten des Hetman sofort zu empfangen wünsche, und Kmiziz den Weg weisend, schritt er ihm voran in das Haus.

Nachdem sie den Flur durchschritten hatten, traten sie in das Eßzimmer, wo mehrere Höflinge mit lang ausgestreckten

Beinen auf Stühlen saßen und schlummerten; augenscheinlich mußten sie sehr früh im letzten Nachtquartier aufgebrochen sein. Vor der Thür des anstoßenden Gemaches hielt der Offizier an, und sich vor dem Herrn Andreas verbeugend, sagte er in deutscher Sprache: „Dort ist der Fürst!“

Herr Andreas trat ein, blieb aber auf der Schwelle stehen. Der Fürst saß vor einem Spiegel, welcher in einer Ecke des Gemaches aufgestellt war und betrachtete darin aufmerksam sein soeben frisch gepudertes und geschminktes Gesicht, sodaß er den Eintretenden nicht bemerkte. Zwei Kammerdiener knieten vor ihm und waren beschäftigt, die Schnallen der hohen Reisestiefel auf dem Fußblatt zuzuknöpfen, er selbst fuhr sich mit den Fingern durch sein üppiges, auf der Stirn zu einer kleinen Mähne verschnittenes goldgelbes Haar. Man konnte nicht erkennen, ob er eine Perücke trug oder sein eigenes Haar.

Der Fürst war noch jung; er zählte fünfunddreißig Jahre, sah aber aus wie ein höchstens Fünfundzwanzigjähriger. Obgleich Kmiziz ihn schon kannte, betrachtete er ihn doch neugierig, einmal seines Ruhmes als Kriegsheld wegen, als welcher er hauptsächlich der vielen Duelle wegen, die er mit fremden Magnaten ausgefochten hatte, galt, zweitens wegen seiner auffallenden Persönlichkeit, die man nie wieder vergaß, sobald man ihn einmal gesehen hatte.

Der Fürst war groß und breit gebaut, aber auf den breiten Schultern saß ein Kopf so klein, als wäre derselbe von einem anderen Körper genommen. Das Gesicht war außerordentlich schmal und von fast knabenhafter Form; trotzdem war auch dieses ohne Gleichmaß, denn in demselben ragte eine große römische Nase hervor. Die Augen waren sehr groß, von unaussprechlicher Schönheit und herrlichem Glanz, der Blick der des Adlers. Neben diesen Augen und dieser Nase, welche zudem von langen, dichten, gewellten Haaren umgeben waren, verschwand der übrige Teil des Gesichtes fast ganz. Der Mund war der eines Kindes, auf der Oberlippe wuchs ein dünnes, dieselbe kaum deckendes Bärtchen, dazu der feine Teint. Die Schminke und der Puder gaben dem Gesicht etwas mädchenhaftes, während der Ausdruck von Dreistigkeit und Stolz in demselben nicht vergessen ließ, daß er jener chercher de noises war, wie man ihn in Frankreich nannte, welcher ebenso schnell mit dem Säbel zur Hand war, als mit einem harten Worte.

In Deutschland, Holland und Frankreich erzählte man sich die seltsamsten Dinge von seinen Kriegsthaten, seinen Händeln,

Abenteuern und Zweikämpfen. Er war es, welcher sich in Holland mutig mitten im wildesten Schlachtgetümmel in die unvergleichlichen spanischen Regimenter gedrängt und mit eigener Hand die Fahnen und Geschütze derselben erobert haben sollte; er hatte am Rhein, an der Spitze der französischen Musketiere, die im dreißigjährigen Kriege bewährten deutschen Regimenter vernichtet, in Frankreich im Zweikampfe den berühmtesten französischen Fechtmeister, den Fürsten Fremouille und den ebenso berühmten Baron Goetz besiegt; er hatte den Baron Grot verwundet und dafür von seinem Vetter Janusch die bittersten Vorwürfe bekommen, weil er seine fürstliche Würde vergaß, indem er sich mit Leuten so niederen Ranges herumschlug. Endlich hatte er angesichts des ganzen Pariser Hofes auf einem Balle im Louvre dem Comte de Rieux, dafür, daß er ihn häßlich genannt, eine Ohrfeige appliziert. Die kleinen Duelle, incognito in kleinen Städten und Schänken ausgefochten, ließen sich nicht aufzählen.

Der Fürst war ein Gemisch von weiblicher Weichlichkeit und unbeugsamen Mannesmut. Während seiner kurzen Besuche im Vaterlande vergnügte er sich mit Raufereien, die er dem Geschlecht der Sapiehas aufdrängte und mit der Jagd. Dann mußten ihm die Jäger Bären stellen, welche Junge hatten, weil diese die wütendsten waren, und solche Bestien griff er an, nur mit einem Speer bewaffnet. Er langweilte sich im Vaterlande und besuchte dasselbe, wie schon erwähnt, selten, meist in Kriegszeiten, wo er sich in den Schlachten bei Berestetsch, Mohilew und Smolensk als Sieger ausgezeichnet hatte. Der Krieg war sein Element, obgleich sein scharfer und biegsamer Verstand ebensoviel Lust und Vergnügen an Intriguen fand.

Hierbei entwickelte er eine Ausdauer und Geduld, viel größer, wie bei seinen unzähligen Liebesaffairen, welche die Geschichte seines Lebens vervollständigten. Der Fürst war an den Höfen, wo er verweilte, der Schrecken aller Ehemänner die schöne Frauen hatten; deshalb war er selbst auch noch unvermählt, obgleich seine hohe Geburt und sein großer Reichtum ihn zu den begehrtesten Partieen des Landes, nein, ganz Europas machten. Das französische Königspaar, die Königin Maria Ludowika von Polen, der Fürst von Oranien und sein kurfürstlicher Oheim in Brandenburg hatten sich bisher vergebens bemüht, ihn zu verheiraten; er zog vor, frei zu bleiben.

Auf diese Weise war er fünfunddreißig Jahre alt geworden.

Während Kmiziz auf der Schwelle stand, betrachtete er

neugierig das Gesicht des Fürsten, welches sich im Spiegel wiederspiegelte, eine Weile; endlich, nachdem Herr Andreas mehreremale gehüstelt hatte, frug dieser, ohne jedoch den Kopf zu wenden:

„Wer ist da? Ist es der Bote des Fürst-Wojewoden?“

„Kein Bote, aber ich komme vom Fürst-Wojewoden!“ antwortete Herr Andreas.

Der Fürst wandte den Kopf herum; sah jetzt erst den Jüngling in glänzenden Gewändern und erkannte nun, daß er es nicht mit einem gewöhnlichen Diener zu thun hatte.

„Verzeiht, Herr Kavalier,“ sagte er höflich. „Ich sehe, daß ich mich in der Charge der Person geirrt habe. Euer Gesicht ist mir bekannt, nur kann ich mich auf euren Namen nicht besinnen? Ihr seid ein Hofschranze des Fürst-Hetman?“

„Ich heiße Kmiziz,“ antwortete Herr Andreas, „und bin kein Hofschranze, sondern Hauptmann meiner eigenen Fahne, welche ich dem Fürst-Hetman zugeführt habe.

„Kmiziz!“ rief der Fürst. „Derselbe, welcher im letzten Kriege dem Chowanzki so viel Schaden zugefügt und später den Krieg auf eigene Faust fortgesetzt hat? . . . O, ich habe viel von euch gehört!“

Während er das sagte, betrachtete er Kmiziz aufmerksamer und mit augenscheinlichem Wohlgefallen, denn nachdem, was er gehört, hielt er ihn für einen Menschen nach seinem eigenen Zuschnitt.

„Setzt euch, Herr Kavalier,“ sagte er. „Ich möchte euch näher kennen lernen. Was giebt es in Kiejdan neues?“

„Da, hier ist ein Brief vom Fürsten Hetman,“ antwortete Kmiziz. Die Kammerdiener waren inzwischen mit dem Zuschnallen der Stiefeln fertig geworden und entfernten sich nun. Der Fürst erbrach das Siegel des Schreibens und las. Nach einer Weile warf er dasselbe mit gelangweilten und unwilligen Geberden unter den Spiegeltisch.

„Nichts neues,“ sagte er. „Der Fürst-Hetman rät mir, nach Tilsit oder Tauroggen in Preußen zu gehen, was, wie ihr seht, ich zu thun eben im Begriff bin. Ma foi! ich verstehe den Herrn Vetter nicht . . . er teilt mir mit, daß der Kurfürst der Schweden wegen nicht aus der Mark Brandenburg nach Preußen kommen kann, und macht mir gleichzeitig Vorwürfe, daß ich mich nicht beeile, mich mit ihm zu vereinigen oder zu verständigen. Wie soll ich denn das bewerkstelligen? Wenn sich der Kurfürst nicht durch die Schweden durchschlagen kann, wie soll ich es dann, oder gar ein einzelner Bote? Ich bin

in Podlachien geblieben, weil ich nichts Besseres vorhatte. Ich muß gestehen, ich habe mich gelangweilt wie der Teufel bei der Buße; alle Bären in der Umgegend Tykozins habe ich ausgerottet . . .; die Mädchen in jener Gegend riechen allesamt nach Schafpelzen, und den Geruch kann meine Nase nicht vertragen . . . Aber! . . . Herr Kavalier, versteht ihr französisch oder deutsch?"

„Ich kann deutsch!" sagte Kmiziz.

„Gott sei Dank! . . . Dann will ich deutsch sprechen, denn von eurer Sprache platzen mir die Lippen."

Indem er das sagte, schob der Fürst die Unterlippe vor und berührte dieselbe leicht mit den Fingern, als wollte er sich überzeugen, ob sie nicht schon aufgesprungen war. Dann sah er in den Spiegel und fuhr fort:

„Man hat mir erzählt, daß in der Gegend von Lukow ein Edelmann, ein gewisser Skrzetuski, eine Frau von wunderbarer Schönheit besitzt. Es ist weit bis dahin . . ., dennoch habe ich Leute ausgesandt, sie zu entführen und mir zu bringen . . ., aber, denkt euch, man fand sie nicht daheim!"

„Das war ein Glück," sagte Herr Andreas, „denn sie ist die Gemahlin eines sehr edlen Ritters, des Sbarascher Helden, welcher trotz aller Wachsamkeit der Truppen Chmielnizkis sich durchstahl."

„War der Mann in Sbarasch belagert, so hätte ich sein Weib in Tykozin belagert . . . Glaubt ihr, daß sie sich ebenso hartnäckig verteidigt hätte, wie er?"

„Ew. Durchlaucht benötigen bei einer derartigen Belagerung weder meines Rates, noch meiner Meinung," entgegnete Kmiziz barsch.

„Ihr habt Recht! Schade um die Zeit, darüber zu plaudern," versetzte der Fürst. „Kommen wir zur Sache! Habt ihr noch andere Briefe?"

„Was für Ew. Durchlaucht bestimmt war, habe ich abgegeben; außerdem habe ich noch Briefe an den König von Schweden. Vielleicht können Ew. Durchlaucht mir sagen, wo ich ihn suchen soll?"

„Ich weiß nichts. Was soll ich wissen? In Tykozin ist er nicht, daß kann ich euch versichern; denn steckte er dorthin nur einmal seine Nase, dann müßte er auf die Regierung in der Republik für immer verzichten. Warschau ist zwar in den Händen der Schweden, wie ich euch bereits geschrieben, doch auch dort findet ihr Se. Majestät nicht. Er muß in oder bei

Krakau sein, wenn er nicht etwa schon nach Königspreußen aufgebrochen ist. Nach meiner Ansicht darf Karl Gustav die Städte Preußens nicht schutzlos lassen. Wer hätte wohl gedacht, daß zur Zeit, wo die ganze Republik ihren Herrn verläßt, der gesamte Adel sich zu den Schweden schlägt, wo eine Wojewodschaft nach der anderen kapituliert, die Städte Preußens, die Deutschen und Protestanten nichts von den Schweden wissen wollen und ihnen Widerstand leisten. Sie wollen ausdauern, wollen der Republik und Johann Kasimir zu Hilfe eilen. Als wir dieses Stück Arbeit ins Werk setzten, dachten wir es uns anders; wir glaubten, daß vor allen sie uns helfen würden, den Laib Brot zu verkleinern, den ihr eure Republik nennt. Aber nicht daran zu denken! Glücklicherweise hat der Kurfürst ein wachsames Auge dort; er hat ihnen seine Unterstützung gegen die Schweden angeboten, aber die Danziger trauen ihm nicht und meinen, daß sie allein stark genug sind . . ."

„Das haben wir in Kiejdan schon gehört."

„Wenn sie dennoch nicht stark genug sein sollten, so haben sie wenigstens eine gute Nase," fuhr der Fürst lachend fort, „denn dem Kurfürstlichen Oheim liegt so viel an der Republik wie mir und dem Fürst-Wojewoden von Wilna."

„Durchlaucht gestatten, daß ich widerspreche," fiel Kmiziz hastig ein. „Dem Fürst-Wojewoden liegt alles an der Republik; er ist bereit, seinen letzten Atemzug und seinen letzten Tropfen Blut für dieselbe hinzugeben."

Der Fürst lachte wieder. — „Ihr seid noch jung, Kavalier; man merkt es. Doch das macht nichts. Dem Kurfürstlichen Oheim geht es darum, den Schweden das sogenannte Königspreußen abzujagen, und deshalb liegen sie sich in den Haaren, denn die Schweden halten das okkupierte Terrain mit scharfen Zähnen fest. Sobald sie es ihm abtreten, hören die Feindseligkeiten zwischen ihnen auf."

„Ich höre mit Staunen, was Ew. Durchlaucht sagen!"

„Ich dachte, der Teufel müßte mich in Podlachien holen, als ich so lange Zeit unthätig dort sitzen mußte," sagte der Fürst . . . „Aber was sollte ich thun? Es ist zwischen dem Fürst-Wojewoden und mir ein Vertrag geschlossen worden, nach welchem ich mich nicht eher als Partisane der Schweden erklären soll, bevor die Verhältnisse in Preußen sich nicht geklärt haben werden, und das ist auch richtig, denn nur so bleibt uns eine Hinterthür offen. Ich habe sogar einen geheimen Boten an Johann Kasimir geschickt, mit der Erklärung, daß ich bereit

bin, ein öffentliches Aufgebot in Podlachien zu erlassen, wenn er mir das Manifest dazu giebt. Der König, vertrauensselig wie er ist, hätte sich fast hinter das Licht führen lassen, aber die Königin scheint mir nicht zu trauen. Ja, wenn die Weiber nicht wären, dann stände ich heute an der Spitze des gesamten Adels in Podlachien, und den Konföderierten, welche gegenwärtig die Güter des Fürsten Janusch verwüsten, bliebe nichts anderes übrig, als unter mein Kommando zu gehen. Ich würde mich öffentlich zu Johann Kasimir bekennen, heimlich aber mit den Schweden unterhandeln. Aber dieses Weib hört das Gras wachsen und errät die geheimsten Gedanken der Menschen. Sie sollte König sein, nicht Königin; sie hat mehr Verstand im kleinen Finger, als Johann Kasimir im Kopfe."

„Der Fürst-Wojewode," begann Kmiziz.

„Der Fürst-Wojewode," unterbrach ungeduldig Fürst Boguslaw, „kommt mit seinen Ratschlägen immer zu spät; er schreibt in jedem Briefe: ‚mach' das und das,' nachdem ich gerade ‚das' schon längst gemacht habe . . . Zudem verliert er den Kopf . . . Denn hört nur, Herr Kavalier, was er von mir verlangt . . ."

Der Fürst nahm den Brief auf und begann laut zu lesen:

„Ihr selbst, Durchlaucht, seid auf der Hut und bemüht Euch vor allen Dingen die Konföderierten zu zerstreuen und zu verhindern, daß sie zum Könige gelangen. Sie ziehen nach Sabludowo und dort ist das Bier stark. Wenn sie sich betrunken haben, dann sollt Ihr sie alle totschlagen, jeder Wirt seine Quartierleute, denn sie sind nichts Besseres wert, und wenn die Häupter der Konföderation beiseite geräumt werden, zerfällt diese selbst ganz allein."

Hier warf Fürst Boguslaw den Brief auf den Tisch.

„Habt ihr gehört, Herr Kmiziz?" sagte er dann. „Ich soll also nach Preußen gehen, zu gleicher Zeit ein Blutbad in Sabludowo anrichten, gleichzeitig als Parteigenosse Johann Kasimirs auftreten und diejenigen totschlagen, welche den König und das Vaterland nicht verraten wollen. Hat das einen Sinn? Läßt sich das in Uebereinstimmung bringen? Ma foi! Der Fürst-Hetman ist nicht bei Sinnen. Ich bin soeben erst noch auf dem Wege hierher einer solchen Bande Aufwiegler begegnet, die nach Podlachien ziehen. Am liebsten hätte ich allen die Bäuche aufgeschlitzt, aber, so lange ich noch nicht öffentlich mich als Partisane der Schweden bekennen darf, so lange bleibt mir nichts übrig, als mit diesen Banditen zu politisieren, wie sie

mit mir, da sie keine anderen Beweise meines Einverständnisses mit dem Hetman haben, als ihren Verdacht."

Der Fürst legte sich bequem in den Sessel zurück, streckte die Beine aus und die Arme unter den Kopf:

„O, es ist ein Elend in dieser eurer Republik, ein Elend!" rief er aus. „. . . in der ganzen Welt giebt es so etwas nicht wieder! . . ."

Darauf schwieg er eine Weile; es schien ihn ein Gedanke zu beschäftigen, denn er klopfte sich auf die Perücke, zuletzt frug er: „Werdet ihr nach Podlachien reisen?"

„Ei freilich!" sagte Kmiziz. „Ich muß ja, denn ich habe einen Brief vom Fürsten Hetman an Harasimowitsch, den Starosten von Sabludowo; er enthält Instruktionen."

„Aber, mein Gott!" sagte der Fürst, „Harasimowitsch ist hier mit mir. Er transportiert die Sachen des Hetman nach Preußen, denn wir befürchteten, sie könnten den Konföderierten in die Hände fallen. Wartet; ich lasse ihn rufen."

Der Fürst rief einen Diener herbei, welchen er befahl, den Starosten zu holen, er fuhr dann fort:

„Wie sich das gut schickt! Ihr spart euch einen Weg . . . obgleich . . . wer weiß, vielleicht ist es schade, daß ihr nicht nach Podlachien geht, denn unter den Häuptern der Konföderation befindet sich ein Namensvetter von euch, vielleicht hättet ihr den für unsere Sache gewinnen können?"

„Dazu hätte mir die Zeit gefehlt," entgegnete Kmiziz, „denn ich habe Eile, zu Herrn Lubomirski und zum Könige von Schweden zu kommen."

„Ah, ihr habt Briefe auch an den Herrn Kronenmarschall? Ich errate, um was es sich handelt . . . Der Herr Marschall gedachte einstmals sein Söhnchen mit der Tochter Janusch's zu versprechen . . . Sollte der Hetman jetzt in seiner Weise darauf zurückkommen wollen?"

„Es handelt sich eben darum!"

„Sie sind ja beide noch Kinder! . . . Hm! das ist eine heikle Mission, denn es schickt sich nicht, daß der Hetman sich anbietet. Ueberdies! . . ."

Der Fürst runzelte die Stirn.

„Ueberdies wird nichts daraus . . . Die Tochter des Fürst-Hetman ist nicht für Heraklius. Ich sage das! Der Fürst-Hetman muß darauf bedacht sein, das Vermögen der Radziwills bei den Radziwills zu lassen."

Kmiziz blickte den Fürsten, welcher mit schnellen Schritten

im Gemach hin und her zu laufen begann, verwundert an. Plötzlich blieb er vor Herrn Andreas stehen.

„Gebt mir euer Ehrenwort, daß ihr auf meine Fragen der Wahrheit gemäß antworten wollt,“ sprach der Fürst.

„Durchlaucht!“ entgegnete Kmiziz, „nur diejenigen lügen, welche jemanden zu fürchten haben; ich fürchte niemanden.“

„Hat der Fürst-Wojewode euch befohlen, die Botschaft an Herrn Lubomirski vor mir geheim zu halten?“

„Wenn Se. Durchlaucht das hätte, so würde ich den Namen des Herrn Marschalls gar nicht erwähnt haben.“

„Er könnte euch doch entschlüpft sein! Euer Ehrenwort!“

„Auf Ehre!“ sagte Kmiziz, indem er die Stirn runzelte.

„Ihr habt eine Last von mir genommen; ich glaubte schon, der Fürst-Wojewode wolle auch mit mir ein doppeltes Spiel treiben.“

„Ich verstehe Ew. Durchlaucht nicht.“

„Wißt ihr, warum ich in Frankreich die Hand der Prinzessin Rohan und eines halben Schock anderer Prinzessinnen ausgeschlagen habe?“

„Nein, wie sollte ich?“

„Weil zwischen dem Fürst-Wojewoden und mir ein Vertrag geschlossen worden ist, daß sein Mädchen und sein Vermögen für mich heranwachsen. Als ein treuer Diener der Radziwills dürft ihr das wissen.“

„Ich danke für das Vertrauen . . . aber Durchlaucht irren . . . ich bin kein Diener der Radziwills.“

Boguslaw riß die Augen weit auf.

„Wessen und wer seid ihr denn?“

„Ich bin des Hetman Hauptman, nicht Titularhauptmann des fürstlichen Hofes, dazu ein Verwandter des Fürst-Wojewoden.“

„Ein Verwandter?“

„Ja, denn ich bin den Kischkows verwandt und des Fürsten Mutter war eine Kischkow.“

Der Fürst Boguslaw sah Kmiziz eine Weile an. Herr Andreas errötete leicht. Plötzlich streckte der Fürst die Hand aus und sagte:

„Verzeihung, Herr Vetter, ich gratuliere zur Verwandtschaft . . .“

Die letzten Worte waren mit einer gewissen nachlässigen Artigkeit gesprochen, die für Kmiziz etwas geradezu Verletzendes hatten und dieser, noch tiefer errötend als vorher, wollte soeben

den Mund öffnen, um heftig etwas zu erwidern, als die Thüre geöffnet wurde und Harasimowitsch eintrat.

„Es ist ein Brief für euch da," wandte sich der Fürst sogleich an ihn.

Harasimowitsch verneigte sich zuerst vor dem Fürsten, dann vor dem Herrn Andreas, welcher ihm den Brief reichte.

„Lest vor!" befahl der Fürst.

Harasimowitsch begann: „Herr Harasimowitsch! Die Zeit ist jetzt da, zu zeigen, daß ihr ein guter, wohlgesinnter Diener eures Herrn seid. Ihr könnt etwas Geld sammeln — ihr in Sabludowo und Herr Pschynski in Orla ..."

„Den Herrn Pschynski in Orla haben die Konföderierten verhauen, deshalb nimmt der Herr Harasimowitsch Reißaus," unterbrach der Fürst.

Der Starost verbeugte sich und las weiter: „... und Herr Pschynski in Orla, sei es an öffentlichen Abgaben, an Zinsen, Pacht ..."

„Die haben schon die Konföderierten genommen," unterbrach Fürst Boguslaw wieder.

„... sendet mir sobald als möglich, was ihr zusammenkriegen könnt," las Harasimowitsch weiter, „vielleicht könnt ihr den Nachbaren oder Städtern ein paar Güter verpfänden, indem ihr möglichst viel Gelder aufnehmt, und gebt euch Mühe, so viel als möglich zu bekommen, die ihr mir sofort sendet. Die Pferde und Sachen, alles, was zu transportieren geht, auch den großen Kronleuchter in Orla, alle Bilder und sonstigen Hausrat bringt nach Tauroggen, vor allem aber die Geschütze, welche im Gange bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Boguslaw stehen, damit sie den Räubern nicht in die Hände fallen ..."

„Wieder ein verspäteter Ratschlag, denn wir führen die Geschütze schon mit uns!" sagte der Fürst.

„... Sollten dieselben mit den Lafetten zu schwer zu transportieren sein, so laßt die Lafetten stehen und legt die Rohre auf Wagen, doch deckt sie gut zu, damit man nicht erkennt, was auf den Wagen liegt. Hütet euch besonders vor denjenigen Aufständischen, welche, nachdem sie in meinem Heere den Aufstand veranlaßt haben, jetzt meine Starosteien verwüsten ..."

„O! und wie hausen sie dort! Sie quetschen sie aus wie Quark!" unterbrach der Fürst wieder.

„... meine Starosteien verwüsten, sich anschicken, über Sabludowo zu gehen, um zum Könige zu stoßen. Sich gegen

ihren Ueberfall zu verteidigen wäre zwecklos, denn es sind ihrer ganze Haufen; aber laßt sie ein, bewirtet sie, macht sie trunken und schlagt sie nachts, wenn sie schlafen tot — jeder einzelne Wirt kann das mit seiner Einquartierung machen, — oder vergiftet das Bier, oder seht, wie ihr mit ihnen fertig werdet ..."

„Also nichts neues!" sagte Fürst Boguslaw. „Ihr könnt mit mir weiter reisen, Herr Harasimowitsch ..."

„Es steht noch etwas hier," antwortete der Starost und las weiter:

„... Wenn man die Weine nicht fortbringen kann — bei uns hier bekommt man keine mehr — so verkauft sie schleunigst für bares Geld ..."

Hier unterbrach sich Harasimowitsch selbst. Er fuhr sich in die Haare und rief verzweifelt:

„Um Gotteswillen! Die Weintonnen sind eine halbe Tagereise weit mit den Wagen hinter uns zurück. Sie sind sicher der Fahne Aufständischer in die Hände gefallen, welcher wir begegnet sind. Das ist ein Schaden von etwa tausend Goldgulden. Ew. Durchlaucht müssen mir bezeugen, daß ich auf Ew. Durchlaucht Befehl so lange warten mußte, bis die Wagen beladen waren."

Das Entsetzen des Starosten wäre noch größer gewesen, wenn er Herrn Sagloba gekannt und gewußt hätte, daß dieser Ritter sich in jener Fahne befand. Fürst Boguslaw aber lachte und sagte: „Möge er ihnen gut bekommen! Lest weiter!"

„... Wenn sich kein Käufer finden sollte ..."

Jetzt mußte der Fürst sich vor Lachen die Seiten halten.

„Er hat sich schon gefunden," sagte er, „nur werden wir ihm borgen müssen."

„... wenn sich kein Käufer finden sollte," las Harasimowitsch mit weinerlicher Stimme, „dann vergrabt den Wein, aber ganz geheimnisvoll, so daß höchstens zwei Personen davon wissen. Eine oder zwei Tonnen von den besseren süßen Sorten können in Sabludowo oder Orla liegen bleiben, damit sie lüstern darauf werden. Diese vergiftet mit starken Giften, damit die Offiziere und Hauptleute davon krepieren, das Gesindel zerstreut sich dann von selbst. Um Gotteswillen, steht mir treu bei in dieser Angelegenheit und geht heimlich zu Werke! ... Verbrennt alles, was ich schreibe sorgfältig, und sollte einer oder der andere eingeweiht werden müssen, den schickt nachher zu mir."

Der Starost hörte auf zu lesen; er blickte den Fürsten an, als erwarte er von ihm Befehle.

„Ich mache die Wahrnehmung, daß mein Herr Vetter sich sehr mit den Konföderierten beschäftigt," sprach nun der Fürst. „Schade nur, daß es zu spät ist! . . . Wäre er eine Woche früher auf den Einfall gekommen, vielleicht hätte man es versuchen können. Nun, geht mit Gott, Harasimowitsch, wir brauchen euch nicht mehr."

Harasimowitsch verbeugte sich und ging hinaus.

Der Fürst Boguslaw trat vor den Spiegel und betrachtete angelegentlich seine Gestalt, wobei er bald vorwärts, bald rückwärts schritt, den Kopf bald nach rechts, bald nach links bog, dann die Lockenperücke schüttelte und mit den Augen schielte, ohne dabei Kmiziz zu beachten, welcher mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt im Schatten saß.

Hätte er jedoch nur einen einzigen Blick auf den jungen Gesandten geworfen, so hätte er bemerken müssen, daß mit diesem etwas Außergewöhnliches vorging. Sein Gesicht war sehr bleich, der Schweiß rann ihm in dichten Tropfen von der Stirn herab und die Hände zuckten konvulsivisch. Einmal stand er auf, setzte sich aber wieder, wie jemand, der einen schweren Kampf mit sich kämpft und einen Ausbruch der Verzweiflung oder der Wut zu unterdrücken sich bemüht. Endlich glättete sich sein Gesicht, die Züge schienen sich zu versteinern; er hatte sich jetzt vollkommen in der Gewalt und war ganz ruhig.

„Durchlaucht!" begann er. „Das Vertrauen, mit welchem mich der Fürst-Hetman beehrt, ist der beste Beweis, daß er kein Geheimnis vor mir hat. Ich habe mich mit Leib und Leben seinem Dienste geweiht; mit seinem und Ew. Durchlaucht Glück hängt auch das meinige zusammen. Darum, wo ihr hingeht, gehe auch ich hin . . . Ich bin bereit, alles für euch zu thun. Doch, obgleich ich überall und in allen Angelegenheiten zu Diensten bin, kann ich doch nicht alles verstehen und mit meinem schwachen Verstande begreifen."

„Was möchtet ihr also wissen, Herr Kavalier, oder vielmehr, schöner Herr Vetter?" frug der Fürst.

„Ich bitte um Aufklärung, denn es wäre beschämend für mich, wenn ich bei so großen Politikern nichts lernen sollte. Ich weiß nicht, ob Ew. Durchlaucht geneigt wären, mir offen und ehrlich zu antworten?"

„Das wird von der Frage abhängen, die ihr stellen wollt,

und von meiner Laune," antwortete Boguslaw, indem er seine Studien im Spiegel fortsetzte.

Es blitzte in Kmiziz' Augen auf, doch er zwang sich zur Ruhe.

„Also es verhält sich so," sprach er vollkommen ruhig. „Der Fürst-Wojewode von Wilna behauptet, daß alle seine Handlungen nur zum Wohle der Republik dienen. Das Wort Republik schwebt fortwährend auf seinen Lippen; er spricht es täglich unzählige Male. Wollen Ew. Durchlaucht mir aufrichtig sagen: ober er das nur zum Schein thut, oder ob ihm das Wohl des Vaterlandes wirklich so am Herzen liegt."

Boguslaw warf einen schnellen, durchdringenden Blick auf Kmiziz.

„Und wenn ich euch nun sagte, daß es nur zum Schein geschieht, würdet ihr ihm weiter helfen?"

Kmiziz zuckte nachlässig die Schultern. „Bah! ich sagte schon, mein Glück ist mit demjenigen der Radziwills verknüpft. Wenn ich nur zu Reichtum gelange — das andere ist mir gleichgültig!"

„Dann prophezeihe ich euch eine große Zukunft. Aber warum hat denn der Vetter noch niemals offen mit euch gesprochen?"

„Vielleicht, weil er zu vorsichtig ist, vielleicht auch, weil sich keine Gelegenheit dazu bot."

„Ihr habt einen klaren Verstand, Kavalier; es ist wahr, er ist mißtrauisch und zeigt niemals seine wahre Haut, es sei denn, die Umstände zwingen ihn. Das liegt eben in seiner Natur. Macht er es mit mir doch ebenso, denn wenn er sich einmal vergißt, schmückt er seine Rede immer mit schönen Worten über Vaterlandsliebe. Erst, wenn ich ihm ins Gesicht lache, besinnt er sich wieder auf sich selbst. Ihr habt recht!..."

„So ist das alles wirklich nur Schein?" frug Kmiziz wieder.

Der Fürst drehte einen Stuhl herum, setzte sich rittlings darauf, legte die Arme über die Lehne, schwieg eine Weile, als überlege er, dann sprach er:

„So höret, Herr Kmiziz! Wenn wir Radziwills in Spanien, Frankreich oder Schweden lebten, wo die Thronfolge, abgesehen von inneren Parteistreitigkeiten und dem Erlöschen eines Geschlechtes, Fälle, die sehr selten vorkommen, vom Vater auf den Sohn vererbt wird und von Gottes Gnaden besteht, dann würden wir auch dem Könige dienen und uns mit hohen Aemtern begnügen, die uns durch Geburt, Verdienst und Glück zukommen. Aber hier, in diesem Lande, wo das Königtum

nicht von Gottes Gnaden besteht, sondern durch den Adel kreiert wird, wo alles in liberis suffragis geschieht, haben wir uns mit Recht die Frage vorgelegt: warum soll ein Wasa und nicht ein Radziwill regieren? ... Ja, bliebe es noch bei einem Wasa; wer aber garantiert uns, daß nach ihm, der immer noch von königlicher Herkunft ist, nicht eine Laune des Adels einen Harasimowitsch, einen Mieleschko oder Pieglaschewitsch aus Pschiewolki auf den Thron erhebt Tfu! Wer weiß, wen sonst noch? ... Und wir, die Fürsten Radziwill, müßten dann, gemäß der alten Sitte, hinzutreten, um Sr. Pieglaschewitschschen Majestät huldigend die Hand zu küssen? ... Tfu! Herr Kavalier, bei allen gehörnten Teufeln, es ist Zeit, der Sache ein Ende zu machen! ... In Deutschland sind viele kleine Fürsten regierende Herrscher, die an Reichtum und Gütern sich kaum mit einem unserer Starosten messen können. Sie alle haben den Vortritt vor uns, weil sie eine Krone tragen, während sie doch von Rechtswegen unsere Mantelschleppen tragen sollten. Schon mein Vater hat daran gedacht, dieser Sache ein Ende zu machen."

Der Fürst hatte sich heiß geredet; er stand auf und begann hin und her zu gehen.

„Es wird nicht ohne Schwierigkeiten und Kämpfe abgehen," fuhr er fort, „denn die Radziwills aus Olyzko und Nieswiersch wollen uns nicht beistehen. Ich weiß, daß der Fürst Michael dem Vetter Janusch geschrieben hat, wir möchten lieber nach einem härenen Bußgewande für uns streben, wie nach dem Königsmantel. Mag er das nur selbst thun, mag er auf dem Aschesack sitzen und sich von den Jesuiten das Fell gerben lassen, wenn er mit seinem Truchseßtitel zufrieden ist. Er kann ja, wenn er Lust dazu hat, während seines ganzen tugendhaften Lebens, bis an sein tugendhaftes Ende, tugendhaft Kapaune vorschneiden! Wir werden ohne ihn fertig und jetzt ist die Zeit zum Handeln gekommen. Der Teufel muß die Republik holen, denn sie ist schon so sehr auf den Hund gekommen, daß sie sich nicht mehr wehren kann. Alles kriecht in ihre Grenzen, denn der Zaun, der sie umgab, ist eingerissen. Was mit und durch die Schweden hier geschehen ist, könnte nirgendwo in der ganzen Welt geschehen. Wir, Herr Kavalier, können mit Recht singen: Tedeum laudamus! Denn das Unerhörte, nie Dagewesene ist geschehen ... Ein fremdes Volk bricht in die Grenzen des Reiches, ein Volk, bekannt wegen seiner Raubgier; es findet nicht nur keinen Widerstand, sondern — alles, was da lebt, verläßt den alten Herrn und wendet sich dem neuen zu —

Magnaten, Adel, das Heer, die Schlösser, Städte und Dörfer, alles huldigt ihm, alle! . . . Ohne Ehre, Scham und Schande! . . . Hat die Weltgeschichte in ihren Annalen wohl je etwas Derartiges aufzuweisen? . . . Tfu! Tfu! Herr Kavalier! Dieses Land nährt Kanaillen, ohne Gewissen und Stolz! . . . Und solch ein Land sollte nicht zu Grunde gehen müssen? Sie bauen auf die Gnade der Schweden! Nun, ihr werdet ja Gnade erleben! In Großpolen legen die Schweden dem Adel schon Daumschrauben an . . . Und so wird es überall geschehen, denn es kann nicht anders kommen, diese Nation muß untergehen, sie muß mißachtet und zu Dienern der Nachbarstaaten gemacht werden! . . ."

Kmiziz wurde immer bleicher; mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft drängte er den Ausbruch toller Wut zurück, die sich seiner immer mehr bemächtigte, während der Fürst, ganz vertieft in den Gegenstand seiner Rede, von den eigenen Worten berauscht, den Hörer nicht beachtend, fortfuhr:

„In diesem Lande ist es Sitte, Herr Kavalier, daß die Verwandten eines Sterbenden diesem in dem letzten Kampfe das Kopfkissen fortziehen, um ihm das Sterben zu erleichtern. Der Fürst-Wojewode von Wilna und ich, wir haben beschlossen, der Republik diesen letzten Liebesdienst zu erweisen, und da eine ganze Anzahl raubgieriger Hände sich nach dem Erbteil der Sterbenden ausstrecken, so wollen wir uns den möglich größten Teil derselben in Sicherheit bringen, da wir das Ganze doch nicht erlangen können. Als Verwandte haben wir das größte Anrecht darauf. Wenn dieser Vergleich für euren Verstand aber nicht deutlich genug sein sollte, so erkläre ich mich gern näher. Stellt euch die Republik als ein rotes Stück Tuch vor, an welchem die Schweden, Chmielnizki, die Hyperboräer, die Tartaren, der Kurfürst und wer weiß wer sonst noch, herumzerren. Wir, der Fürst-Wojewode und ich, sagen uns nun, daß von diesem Stück Tuch auch für uns ein so großes Stück in den Händen bleiben muß, daß es zum Königsmantel reicht. Darum stören wir nicht allein die Zerrenden nicht, sondern wir helfen dabei. Mag Chmielnizki die Ukraine behalten, die Schweden mit dem Brandenburger sich um Kurpreußen und Großpolen streiten, mag Rakotschy Kleinpolen nehmen, oder einer der noch größere Rechte darauf zu haben glaubt, Litauen muß für den Fürsten Janusch bleiben und mit seiner Tochter — mir!"

Kmiziz erhob sich plötzlich. „Ich danke Ew. Durchlaucht," sagte er, „ich wollte das nur wissen."

„Wollt ihr fort, Herr Kavalier?“ frug der Fürst.

„Jawohl!“

Jetzt erst sah der Fürst den Ritter aufmerksamer an und gewahrte dessen Blässe und Aufregung.

„Was ist euch, Herr Kmiziz?“ frug er. „Ihr seht aus wie Petrus am Feuer.“

„Die Mühsale der letzten Zeit haben mich schwach gemacht, mir schwindelt. Ich muß hinaus, doch vor meiner Abreise komme ich noch, mich verabschieden.“

„Da müßt ihr euch sputen, denn ich reise Nachmittag auch ab.“

„In spätestens einer Stunde bin ich wieder da.“

Indem er das sagte, verbeugte sich Kmiziz und ging hinaus. Im Vorzimmer erhoben sich die Kammerdiener bei seinem Anblick, doch er sah niemanden; er taumelte hinaus wie ein Trunkener. Auf der Schwelle des Vorzimmers faßte er mit beiden Händen nach dem Kopfe und stöhnte jammervoll:

„Jesus von Nazareth, König der Juden! Jesus, Maria, Josef.“

Taumelnd durchschritt er den Hof, an der Wache, welche von sechs Hellebardieren gehalten wurde, vorüber. Hinter dem Kehrrad standen seine Leute mit dem Wachtmeister Soroka.

„Mir nach!“ sagte Kmiziz.

Und er rannte durch das Städtchen dem Gasthause zu.

Soroka, seit Jahren in Kmiziz's Diensten, kannte seinen jungen Hauptmann zu genau, um nicht sofort zu erraten, daß ihn Außergewöhnliches beschäftige.

„Habt Acht!“ flüsterte er seinen Leuten zu. „Wehe dem, welchen jetzt sein Zorn trifft.“

Die Soldaten beeilten ihre Schritte, denn Kmiziz lief nicht, nein, er rannte vorwärts, während er mit den Armen fuchtelte und abgerissene Worte vor sich hin sprach.

Soroka hörte nur einige, wie: Giftmischer, Verräter . . . Verbrecher und Verräter . . . Einer wie der andere.

Dann wieder rief er die Namen seiner toten Kumpane. Die Namen: Kokosinski, Kulwiez, Ranizki, Rekutsch und andere fielen schnell nacheinander. Ein paarmal rief er auch Wolodyjowski. Das alles hörte Soroka mit wachsender Unruhe und Verwunderung und dachte bei sich:

„Es giebt ein Blutvergießen hier oder sonst was . . .“

Mittlerweile waren sie im Gasthofe angelangt. Kmiziz schloß sich in seine Stube ein und gab eine Stunde lang kein Lebenszeichen von sich.

Ohne daß sie Befehl erhalten hätten, sattelten die Soldaten die Pferde und schnallten das Gepäck auf.

Soroka hatte gemeint, das schade nichts, man müsse immer bereit sein . . .

Es erwies sich auch bald, wie gut Soroka seinen Hauptmann kannte, denn plötzlich erschien Kmiziz im Flur ohne Mütze und Oberrock, in Hemdsärmeln.

„Satteln!“ schrie er. — „Ist schon gesattelt.“

„Das Gepäck aufschnallen!“ — „Ist schon geschehen!“

„Für den Kopf einen Dukaten!“ rief der junge Hauptmann, welcher trotz der großen Erregung, in der er sich befand, sich freute, daß die Soldaten im Augenblick seine Gedanken erraten hatten.

„Wir danken, Herr Hauptmann!“ antworteten sie im Chor.

„Zwei Mann reiten sofort mit den Lasttieren aus der Stadt, den Weg nach Dembowo zu. Ihr reitet durch die Stadt langsam, hinter der Stadt laßt ihr die Pferde galoppieren und haltet erst in den Wäldern an.“

„Zu Befehl!“

„Die vier anderen laden ihre Büchsen mit gehacktem Blei. Für mich werden beide Pferde gesattelt, sie müssen beide in Bereitschaft sein.“

„Ich wußte ja, daß es etwas geben wird!“ murmelte Soroka.

„Und jetzt, Wachtmeister, zu mir,“ befahl Kmiziz.

Und wie er da war, nur in Hose und aufgeknöpftem Hemd, trat er aus dem Flur und schritt zum grenzenlosen Staunen des ihm folgenden Soroka durch den Hof bis zu dem in der Mitte desselben befindlichen Ziehbrunnen. Hier hielt er an, und indem er auf den Eimer am Schwengel deutete, sagte er:

„Gieße mir Wasser über den Kopf.“

Der Wachtmeister wußte aus Erfahrung, daß es gefährlich war, noch einmal nach einem Befehl zu fragen; er langte also nach der Stange am Schwengel, tauchte dieselbe mit dem Eimer in das Wasser und zog ihn schnell herauf. Darauf schöpfte er mit den hohlen Händen Wasser daraus und goß dieses über den Kopf des Herrn Andreas, welcher anfing zu sprudeln wie ein Walfisch, seine nassen Haare mit den Handtellern festpatschte und rief: „Noch mehr!“

Soroka wiederholte die Douche noch mehreremale und pantschte mit dem Wasser, als wolle er ein Feuer löschen.

„Genug!“ sagte Kmiziz endlich. „Komme mit mir und hilf mich ankleiden!“

Beide gingen nach dem Gasthause zurück.

Im Thorwege trafen sie die beiden Leute, welche mit den Lasttieren vorausritten.

„Langsam durch die Stadt, hinter der Stadt, was die Pferde laufen können,“ wiederholte Kmiziz mahnend.

Er trat in seine Stube.

Eine halbe Stunde später erschien er wieder; er war völlig reisefertig, trug hohe kalbslederne Stiefeln und ein Koller von Elenhaut, welches mit einem Ledergurt festgehalten wurde, hinter dem eine Pistole steckte.

Die Soldaten bemerkten noch, daß unter dem Kaftan der Rand eines Ringelpanzers hervorlugte, als wolle er zum Kampfe ausreiten. Auch der Säbel war hochgeschnallt, damit der Griff schneller zu erreichen war. Das Gesicht des Hauptmanns war ruhig, aber ernst und streng.

Nachdem er einen Blick auf die Soldaten geworfen, um zu sehen, daß sie reisefertig und gehörig bewaffnet waren, sprang er auf sein Pferd, warf dem Wirt einen Dukaten zu und ritt zum Thore hinaus.

Soroka ritt neben ihm, die drei anderen hinterdrein; sie führten das zweite Pferd des Hauptmanns mit sich. Bald befanden sie sich auf dem Marktplatze, welcher mit den Soldaten Boguslaws angefüllt war. Es ging schon recht lebhaft dort zu; jedenfalls war bereits der Befehl ausgegeben, zum Aufbruch zu rüsten. Die Reiter zogen die Säbelgurte fest und zäumten die Pferde auf, die Füsiliere verteilten die zusammengestellten Musketen und die Wagen wurden eingespannt. Kmiziz richtete sich plötzlich auf, wie wenn er aus einem Traume erwache.

„Höre, Alter!“ sagte er zu Soroka. „Führt der Weg aus der Stadt an der Starostei vorbei weiter, oder muß man wieder über den Marktplatz zurück?“

„Wohin wollen wir, Herr Hauptmann?“

„Nach Dembowo.“

„Dann müssen wir vom Marktplatz aus an der Starostei vorbei, die Stadt bleibt hinter uns.“

„Gut!“ sagte Kmiziz.

Dann murmelte er halblaut vor sich hin:

„O, wenn jene jetzt lebten! Wir sind zu wenige zu einem solchen Unternehmen!“

Sie hatten den Marktplatz bereits hinter sich und ritten um eine Wegbiegung der Starostei zu, welche ein und ein halbes Gewände weiter an der Landstraße lag.

„Halt!" gebot Kmiziz plötzlich.

Die Soldaten hielten ihre Pferde an, während er zu ihnen gewendet fragte:

„Würdet ihr bereitwillig euer Leben in die Schanze schlagen?"

„Jawohl!" antworteten die Orschaner Krieger wie aus einem Munde.

„Wißt ihr noch, wie wir dem Chowanski in den Rachen gelaufen sind, ohne daß er uns aufgefressen hat ... wißt ihr noch?"

„Freilich wissen wir's."

„Es gilt heute ein großes Wagnis ... Gelingt es, dann wird unser allergnädigster König euch alle zu Herren machen ... dafür stehe ich ein! ... Mißlingt es, dann wandern wir alle auf den Pfahl!"

„Was sollte uns nicht gelingen!" sagte Soroka, dessen Augen zu leuchten begannen, wie die eines alten Wolfes.

„Es muß gelingen!" wiederholten die drei anderen: Bilous, Zawratynski und Lubieniez.

„Wir müssen den Fürst-Stallmeister entführen!" sagte Kmiziz.

Er verstummte, um den Eindruck zu prüfen, den seine wahnsinnige Idee auf die Soldaten machte. Auch sie verstummten und blickten ihn fest an, nur ihre Bärte zuckten hin und her und die Gesichter nahmen einen drohenden Ausdruck an.

„Der Pfahl ist näher als die Belohnung!" sagte Kmiziz.

„Wir sind zu wenige!" murmelte Zawratynski.

„Das wird schlimmer, wie bei Chowanski!" setzte Lubieniez hinzu.

„Die Mannschaften sind alle auf dem Marktplatze; in der Starostei befinden sich nur die Wachen und etwa zwanzig Hofschranzen, von denen keiner etwas ahnt und keiner eine Waffe bei sich hat."

„Ew. Liebden setzen euren Kopf auf's Spiel, warum sollten wir das nicht auch thun," entgegnete Soroka.

„Dann hört!" sagte Kmiziz. „Wenn wir ihn nicht mit List nehmen, dann geht es anders nicht.... Merkt auf! Ich werde mich in das Gemach des Fürsten begeben und nach einer Weile mit ihm zurückkommen.... Besteigt der Fürst mein Pferd, so besteige ich das andere und wir reiten los.... Wenn wir etwa hundert bis zweihundert Schritte weit fort sind, dann fassen zweie von euch den Fürsten unter den Armen und fort dann, was die Pferde ausgreifen können!"

„Zu Befehl!" sagte Soroka.

„Kommen wir nicht heraus," fuhr Kmiziz fort, „und hört ihr drinnen einen Schuß fallen, dann schießt ihr die Wache nieder und stellt mein Pferd so zurecht, daß ich hinaufspringen kann, so wie ich aus der Thür stürze."

„So soll es geschehen!" sagte Soroka.

„Vorwärts!" kommandierte Kmiziz.

Eine Viertelstunde später hielten sie vor dem Kehrrade des Starostenhofes. Bei demselben standen wie schon vorher sechs Hellebardiere Wache, vier andere bewachten die Hausthüre. Im Hofe waren um die Kutsche des Fürsten ein paar Stallmeister und etliche Pferdeknechte beschäftigt, welche von einem Hofmeister beaufsichtigt wurden, der allem Anschein nach ein Ausländer war.

Weiterhin, bei den Remisen, spannte man Pferde vor zwei Kaleschen, die von starken Knechten mit Gepäck beladen wurden. Diese Arbeit beaufsichtigte ein Mann, ganz schwarz gekleidet, dessen Gesicht aussah, wie das eines Medikus und Astrologen.

Kmiziz ließ sich, wie schon beim ersten Besuch, beim Fürsten durch den dienstthuenden Offizier melden; er wurde sogleich vorgelassen.

„Wie geht es euch, Kavalier?" redete der Fürst ihn frohgelaunt an. „Ihr verließet mich so plötzlich, daß ich schon glaubte, euch nie mehr zu Gesicht zu bekommen, weil euch bei meinen Auseinandersetzungen Skrupel aufgestiegen sein mochten."

„Wie hätte ich abreisen sollen, ohne mich vorher bei Ew. Durchlaucht zu verabschieden!" sagte Kmiziz.

„Nun, ich dachte dann wieder, daß der Fürst-Wojewode doch sicherlich gewußt hat, wen er mit einer so vertraulichen Mission aussenden konnte. Auch ich will eure Gefälligkeit in Anspruch nehmen, denn ihr sollt einige Briefe von mir an verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten und den König von Schweden mitnehmen. Aber, wozu habt ihr euch denn so bewaffnet, als ginge es zur Schlacht?"

„Ich gehe zwischen die Konföderierten und habe im Städtchen gehört, daß unlängst eine Fahne derselben hier gewesen ist, welche einen Haufen Gesindel des Soltarenka vom Rauben und Morden abgehalten hat. Ew. Durchlaucht haben selbst bestätigt, sie gesehen zu haben. Diese Fahne wird von einem berühmten Soldaten geführt."

„Wer ist das?"

„Herr Wolodyjowski. Es befinden sich bei ihm auch Herr Mirski, Herr Oskierko und zwei Herren Skrzetuski, von denen einer der berühmte Sbarascher Held ist, dessen Gemahlin Ew. Durchlaucht in Tykozin belagern wollten. Diese alle haben sich gegen den Fürst-Wojewoden aufgelehnt, und das ist schade, denn sie alle sind tüchtige Krieger. Es läßt sich aber nicht ändern; es giebt eben in dieser Republik noch so dumme Menschen, die nicht an dem roten Tuche mit den Kosaken und Schweden zerren wollen."

„Die Dummen sterben nicht aus, und besonders nicht in diesem Lande," sagte der Fürst. „Hier sind die Briefe, und solltet ihr Se. schwedische Majestät bald zu sehen bekommen, so erzählt ihr im Vertrauen, daß ich im Grunde meiner Seele ebenso eifrig sein Parteigänger bin, wie mein fürstlicher Vetter, daß ich aber vorläufig noch simulieren muß."

„Wer müßte nicht simulieren!" entgegnete Kmiziz. „Jeder simuliert, besonders, wenn er etwas Großes erlangen will."

„So ist es! Führt euch gut, Herr Kavalier, so will ich euch dankbar sein; ich werde mich im Eifer, zu belohnen, nicht vom Fürst-Wojewoden von Wilna übertreffen lassen."

„Wenn Ew. Durchlaucht so gnädig sein wollten, würde ich gleich um eine Belohnung bitten."

„Da haben wir's! Der Fürst-Wojewode hat euch wohl nicht besonders reichlich für die Reise versehen? Bei ihm bewacht eine Schlange den Geldkasten."

„Gott bewahre mich! Geld habe ich weder vom Fürst-Hetman verlangt, noch verlange ich solches von Ew. Durchlaucht. Ich reise auf eigene Kosten."

Der Fürst sah den jungen Ritter verwundert an.

„Ei, so ist es also wahr, daß die Kmiziz nicht zu denjenigen gehören, welche anderen in die Hand sehen. Um was handelt es sich also, Herr Kavalier?"

„Die Sache verhält sich so. Ich habe unbedachter Weise in Kiejdan ein edles Rassepferd mitgenommen, um mich damit vor den Schweden zu brüsten. Ich übertreibe sicherlich nicht, wenn ich sage, daß es ein besseres in den Kiejdaner Ställen nicht giebt. Das bedauere ich jetzt, denn ich fürchte, daß das Tier unterwegs unter den Unbequemlichkeiten der Reise leiden und verderben wird; doch das nicht allein — es kann in Feindeshand fallen, z. B. diesem Herrn Wolodyjowski, welcher mich so sehr haßt. Da habe ich mir gedacht — Ew. Durchlaucht könnten es in Gewahrsam nehmen und es mit benutzen."

„So verkauft es mir doch!“

„Nein, das kann ich nicht; das wäre, als wollte ich mich meines besten Freundes entäußern. Das Tier hat mich schon wiederholt aus den größten Gefahren gerettet, denn es besitzt die Tugend, während der Schlacht die Feinde zu beißen.“

„Wie, ein so edles Tier ist es?“ frug der Fürst lebhaft interessiert.

„Na und ob! Wenn ich nicht fürchten müßte, Ew. Durchlaucht zu beleidigen, würde ich hundert Goldgulden wetten, daß Ew. Durchlaucht kein einziges solches Pferd besitzen.“

„Und ich würde die Wette vielleicht eingehen, wenn es heute nicht an der Zeit mangelte, dieselbe auszutragen. Ich will das Pferd gern in Gewahrsam behalten; vielleicht gelingt es mir, euch später für den Verkauf zu gewinnen. Wo befindet sich denn das Wundertier?“

„Vor dem Kehrrade auf der Landstraße halten es meine Leute. Ew. Durchlaucht haben Recht; — es ist ein Wundertier, der Sultan selbst würde mich darum beneiden, denn es ist ein echter Natolier und würde selbst in Natolien seinesgleichen finden.“

„Gehen wir, es anzusehen.“

„Zu dienen, Durchlaucht?“

Der Fürst nahm den Hut und sie gingen.

Vor dem Kehrrade hielten die Leute Kmiziz's zwei aufgezäumte, vollständig gesattelte Pferde, von denen das eine thatsächlich ein edles Tier war. Es war kohlschwarz, hatte eine schmale Blässe an der Stirn und ein kleines weißes Büschelchen am linken Vorderfuß. Beim Anblick seines Herrn wieherte es leicht.

„Es ist dieses! ich errate!“ sagte der Fürst. „Ich weiß nicht, ob das Tier ein solches Wunder ist, wie ihr behauptet, aber — es scheint von edler Rasse.“

„Führt es einmal hin und her!“ befahl Kmiziz. „Oder nein! wartet, ich reite es selbst vor!“

Die Soldaten führten ihrem Hauptmann das Roß vor und nachdem er aufgestiegen, begann er um das Kehrrad herumzureiten. Unter dem gewandten Reiter erschien das Pferd doppelt schön. Es gewann an Geschmeidigkeit, die Augen glänzten feurig und die weitgeöffneten Nüstern schienen Funken zu sprühen, während der Wind durch die Mähne wehte. Herr Andreas ritt einen Kreis um den anderen, ließ die Gangart wechseln, zuletzt ritt er so dicht an den Fürsten heran, daß die Nüstern des

Pferdes kaum einen Schritt weit von dem Gesicht desselben entfernt waren, und rief: „Halt!"

Das Pferd stemmte alle vier Beine gegeneinander und stand wie angewurzelt.

„Nun?" fragte Kmiziz.

„Wie gesagt: Augen und Beine wie ein Reh, der Gang wie der des Wolfes, die Nüstern wie Lachsfleisch und die Brust wie die eines Weibes!" sagte der Fürst Boguslaw. „Alles ist da. Versteht es deutsches Kommando?"

„Ein Kurländer, mein Freund Zend, hat es zugeritten."

„Ist es schnellfüßig?"

„Wie der Wind! Kein Tartar entkommt ihm."

„Der Bereiter muß ein sehr geschickter gewesen sein, denn ich sehe, das Pferd ist vortrefflich zugeritten."

„Ew. Durchlaucht können sich nicht vorstellen, wie fein es dressiert ist. Es geht im Gliede so ausgezeichnet, daß, wenn Galopptempo eingeschlagen wird, man es mit verhängtem Zügel laufen lassen kann, ohne daß es um halbe Kopfeslänge den anderen vorkommt. Wenn Ew. Durchlaucht sich überzeugen wollen, — wenn das Pferd nach zwei Gewänden weit auch nur um halbe Kopfeslänge den anderen vorkommt, dann schenke ich es Ew. Durchlaucht."

„Das wäre das Höchste, was man in der Pferdedressur je erreicht hat, wenn ein Pferd mit verhängtem Zügel nicht voraus-eilen sollte."

„Es ist zum Verwundern, und wie bequem; man hat immer beide Hände frei. Oft genug schon hielt ich in der einen Hand den Säbel, in der anderen die Pistole, während das Pferd frei rannte."

„Bah! und wenn das Glied eine Schwenkung machen muß?"

„Dann wendet es mit, ohne das Glied in Verwirrung zu bringen."

„Das ist unmöglich!" rief der Fürst. „Das macht kein Pferd. Ich habe in Frankreich die Pferde der Königsmusketiere gesehen, welche ausgezeichnete Dressur haben, um bei Hoffesten nicht die Ordnung zu stören, doch sie alle mußten im Zügel gehalten werden."

„Dieses Tier hat Menschenverstand ... Wollen Ew. Durchlaucht wirklich nicht einmal versuchen?"

„Gebt her!" sagte nach kurzem Besinnen der Fürst.

Kmiziz hielt ihm selbst den Steigbügel. Der Fürst sprang

leicht in den Sattel und klopfte den Rappen auf den glänzenden Hals.

„Merkwürdig!“ sagte er dabei. „Die besten Pferde lassen im Herbst die Haare, dieses hier ist wie aus dem Wasser gezogen. Wohin wollen wir?“

„Wir werden zuerst im Gliede reiten und — wenn Durchlaucht erlauben, nach dieser Seite dem Walde zu. Der Weg ist dort breit und gerade, während uns in den Straßen der Stadt die Wagen im Wege sind.“

„Sei es denn, dem Walde zu!“

„Zwei Gewände weit, ohne vorzukommen! Bitte die Zügel los lassen, Durchlaucht, und dann fort im Galopp .... Zwei Mann zu jeder Seite, ich selbst bleibe ein klein wenig zurück.“

„Stillgestanden!“ sprach der Fürst.

Das Glied formierte sich in der Richtung nach dem Walde zu, der Fürst in der Mitte.

„Los!“ kommandierte er. „Im Galopp! Marsch! ...“

Das Glied bewegte sich vorwärts und in der nächsten Minute befand es sich im vollen Jagen. Eine Staubwolke verhüllte die Reiter den Blicken der neugierig herzugeeilten Höflinge. Schon hatten die gut geschulten Rosse im wildesten Galopp mehr als ein Gewände weit zurückgelegt, ohne daß der fürstliche Renner thatsächlich auch nur einen Zoll vorgekommen wäre, obgleich die Zügel lose herabhingen. Auch das zweite Gewände war durchrannt, da wandte sich Kmiziz um, und als er sah, daß nur dichte Staubwolken hinter ihnen lagen, durch welche kaum noch der Starostenhof zu erkennen war, geschweige denn die davorstehenden Menschen, schrie er plötzlich mit gräßlicher Stimme: „Packt ihn!“

In demselben Augenblick packten Bilous und der riesengroße Zawratynski den Fürsten bei beiden Armen, und während sie nun ihren Pferden die Sporen gaben, hielten sie dieselben wie mit eisernen Klammern umfaßt, daß die Glieder knackten.

Der Rappe blieb fest im Gliede, indem er weder vorkam noch zurückblieb. Staunen, Schrecken und die Luftströmung, welche ihnen entgegenkam, beraubten den Fürsten im ersten Augenblick der Sprache. Dann versuchte er sich durch ein paar kräftige Rucke frei zu machen, aber umsonst; er bereitete sich dabei nur unerträgliche Schmerzen, denn seine Arme wurden fast ausgerenkt.

„Was soll das heißen? Spitzbuben! ... Wißt ihr nicht, wer ich bin? ..." vermochte er endlich zu rufen.

„Ja, wir wissen es," antworteten die Reiter.

Da traf ihn der Lauf von Kmiziz' Pistole im Rücken zwischen die Schulter.

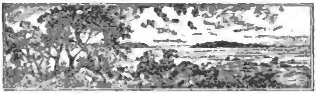
„Wehrt euch nicht! Stille halten, sonst schieße ich euch eine Kugel in den Rücken!" schrie Kmiziz.

„Verräter!" rief der Fürst.

„Und was bist du?" entgegnete Kmiziz.

Und weiter ging es in wildem Jagen.





12. Kapitel.

So galoppierten sie lange durch den Wald. Die Fichten flogen an ihnen vorüber, sie kamen an Waldschenken, Köhlerhütten und zuweilen auch an einzelnen Wagen vorüber, welche nach Pilwischki fuhren. Von Zeit zu Zeit versuchte der Fürst sich von den Fäusten zu befreien, die mit eiserner Gewalt seine Arme umklammerten, aber die Schmerzen, von welchen diese Versuche begleitet waren, zwangen ihn, sie aufzugeben; dazu drohte Herr Andreas mit Erschießen. Auf diese Weise waren sie dahingejagt, bis der Schaum von den Tieren in Fetzen herabfiel.

Endlich mußte das Tempo verlangsamt werden, denn Menschen und Tieren fing an der Atem auszugehen und Pilwischki lag so weit hinter ihnen, daß an eine Verfolgung nicht mehr zu denken war. Eine Weile ging es nun im Schritt schweigend weiter; die Reiter waren ganz in die Dampfwolken eingehüllt, welche von den Pferden ausströmten.

Der Fürst gab keinen Laut von sich; er bemühte sich augenscheinlich, seine Ruhe und Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen und erst, als ihm dies vollständig gelungen war, frug er:

„Wohin wollt ihr mich bringen?

„Das werden Ew. Durchlaucht am Ende des Weges erfahren," antwortete Kmiziz.

Boguslaw verstummte. Nach einiger Zeit sagte er:

„Befehlt euren Knechten, mich loszulassen; sie reißen mir die Arme aus. Wenn das geschieht, so lasse ich sie einfach strangulieren, wenn nicht, kommen sie auf den Pfahl."

„Sie sind Adlige, keine Knechte!“ antwortete Kmiziz. „Und was die Strafe betrifft, mit welcher Ew. Durchlaucht drohen, so kann man nicht wissen, wen der Tod zuerst trifft.“

„Wißt ihr, gegen wen ihr eure Hand erhoben habt?“ frug der Fürst zu den Soldaten gewendet.

„Ja, wir wissen es!“ lautete die Antwort.

„Bei allen Millionen Teufeln!“ schrie der Fürst wütend, laßt ihr mich los oder nicht?“

„Ich werde Ew. Durchlaucht die Hände auf dem Rücken binden lassen, das wird bequemer sein.“

„Das geht nicht! ... Dabei werden meine Arme vollends verrenkt!“

„Einen anderen würde ich auf Ehrenwort von den Fesseln befreien,“ sagte Kmiziz, „aber ihr seid wortbrüchig.“

„Ich verpfände in anderer Weise mein Wort“, versetzte der Fürst, „nämlich, ich werde nicht nur bei nächster Gelegenheit deinen Händen entwischen, sondern dich vierteilen lassen, sobald ich deiner habhaft werde!“

„Man muß tragen, was Gott auferlegt!“ erwiderte Kmiziz. „Aber eine ehrliche Drohung ist mir lieber, als ein falsches Versprechen. Laßt seine Arme los, nehmt nur das Pferd am Zügel und hier, seht, Durchlaucht! Es bedarf nur eines leisen Druckes auf den Hahn, um euch eine Kugel in den Rücken zu jagen und bei Gott, ich werde nicht fehlen, denn ich habe noch nie gefehlt. Macht keinen Fluchtversuch und sitzt stille.“

„Ich mache mir nichts aus euch und eurer Waffe, Herr Kavalier.“

Während er das sagte, reckte der Fürst die schmerzenden Arme, um sie wieder gelenkig zu machen. Die Soldaten hatten inzwischen das Pferd von beiden Seiten am Zügel gefaßt und führten es nun.

Nach einer Pause sagte Boguslaw:

„Ihr wagt es wohl nicht, mir in die Augen zu sehen, Herr Kmiziz — weil ihr euch hinter mich verkriecht.“

„Im Gegenteil!“ entgegnete Herr Andreas — und indem er sein Pferd antrieb, drängte er den Zawratynski bei Seite, faßte selbst den Zügel des Rappen und sah dem Fürsten gerade in das Gesicht.

„Nun, wie gefällt euch mein Pferd?“ frug er dabei. „Habe ich übertrieben, oder ihm eine Tugend zugelogen?“

„Ein gutes Tier!“ antwortete der Fürst. „Wollt ihr, so kaufe ich es euch ab.“

„Ich danke! Das Tier verdient ein besseres Los, als bis zu seinem Ende einen Vaterlandsveräter zu tragen."

„Ihr seid dumm, Herr Kmiziz."

„Ihr habt Recht denn ich glaubte an die Radziwills."

Wieder trat eine Pause ein, welche der Fürst zuerst unterbrach.

„Sagt einmal, Herr Kmiziz", begann er, „seid ihr sicher, daß ihr bei gesunden Sinnen seid, oder seid ihr wahnsinnig? Habt ihr schon darüber nachgedacht, was ihr toller Mensch gethan habt? Denkt ihr nicht, daß es besser wäre für euch, ihr lebtet nicht? Eine so freche That würde niemand wagen, weder in Polen, noch in ganz Europa."

„Der beste Beweis, daß in diesem Europa der Mut und Tapferkeit rare Artikel sind, denn ich habe Ew. Durchlaucht entführt und lasse euch nicht frei."

„Wahrhaftig, ich habe es mit einem Wahnsinnigen zu thun!" sprach der Fürst, wie für sich.

„Mein durchlauchtigster Fürst," erwiderte Herr Andreas. „Ihr seid in meiner Hand, findet euch darein und spart die Worte! Verfolgt werden wir nicht, denn eure Leute denken, ihr seid freiwillig mit uns gegangen. Niemand hat gesehen, wie meine Leute euch bei den Armen faßten. Sie werden zwei Stunden warten, die dritte Stunde in Ungeduld verbringen, während der zwei folgenden sich ängstigen, in der sechsten Leute ausschicken euch zu suchen, inzwischen aber sind wir hinter Mariampol."

„Und was folgert daraus?"

„Daß sie uns nicht einholen können, selbst wenn sie gleich nach uns fortgeritten wären, denn unsere Pferde sind ausgeruht, während die eurigen wegemüde sind. Sollten sie uns aber wunderbarerweise einholen, so würde auch das nichts nutzen, denn — so wie ihr mich hier vor euch seht, ich würde euch den Kopf zerschmettern ... wahrhaftig, ich thue es, ohne Besinnen, sobald es notwendig wird. Seht ihr nun ein, daß Kmiziz mit seinen sechs Leuten, den Radziwill seinem ganzen Hof- und Dienertroß zum Trotz am Kragen hält?"

„Und was sonst?" sprach der Fürst.

„Nichts sonst! Wir reiten weiter, so lange es mir gefällt. Danket Gott, Durchlaucht, daß ihr nicht schon tot seid, denn hätte ich mir nicht wenigstens zehn Eimer Wasser über den Schädel gießen lassen, so wäret ihr jetzt schon ins Jenseits befördert, d. h. in die Hölle, wohin Vaterlandsverräter gehören."

„Das hättet ihr gewagt?“

„Es giebt kaum ein Wagnis, das ich nicht auszuführen den Mut hätte,“ sagte Kmiziz, „das kann ich wohl sagen, ohne mich zu überheben. Den besten Beweis habt ihr an euch selbst erlebt.“

Der Fürst betrachtete das Gesicht des Ritters aufmerksamer als bisher, dann sagte er:

„Der Teufel hat es in euer Gesicht geschrieben, daß ihr zu allem fähig seid. Ihr habt Recht; den besten Beweis habe ich an mir ... ich will euch sogar gern gestehen, daß es euch gelungen ist, meine Bewunderung wachzurufen und das ist nichts Kleines.“

„Das ist mir gleichgültig! Dankt Gott, daß ihr noch am Leben seid, basta!“

„Umgekehrt, Herr Kavalier! Das ist eure Sache.... Denn sobald mir nur ein Haar gekrümmt würde, wäre euer Tod sicher. Die Radziwills würden euch zu finden wissen, und solltet ihr euch unter die Erde verkriechen. Rechnet nicht darauf, daß unter den Radziwills selbst jetzt Unfriede herrscht, und die Olyzko und Nieswierscher euch deswegen nicht zur Rechenschaft ziehen werden; ihr irrt, wenn ihr das glaubt, denn das Blut eines Radziwill heischt Rache, furchtbare Rache, sonst wäre es unserem Geschlecht unmöglich, in dieser Republik zu leben. Ihr fändet auch im Auslande keinen Schutz. Deutschland würde euch ausliefern, die Türken euch uns verkaufen. Wo also wolltet ihr euch verbergen?“

„Merkwürdig, daß Ew. Durchlaucht so besorgt um mein Befinden sind,“ sagte Kmiziz, „während ich nur den Hahn zu drücken brauche, um ...“

„Es ist nicht zu leugnen, daß es schon häufig vorgekommen ist, daß ein großer Mann von der Hand eines Gemeinen gestorben ist. Auch den Pompejus hat ein Troßknecht erschlagen, Könige von Frankreich sind von Leuten niederen Standes ermordet worden und wir brauchen nicht in der Ferne zu suchen, denn auch meinem großen Vater ist das Gleiche geschehen ... ich möchte nur fragen, was weiter?“

„Ach! was scheere ich mich darum! Ich habe mich nie darum gesorgt, was morgen sein kann. Will es das Geschick, daß ich Händel mit allen Radziwills bekomme, dann ist noch immer die Frage, wer den Kürzeren zieht. Es kommt mir nicht darauf an, einen zweiten und dritten von euch Radziwills zu entführen.“

„Wahrhaftig, Herr Kavalier, ihr gefallt mir! ... Ich wieder-

hole, ihr allein in ganz Europa vermochtet eine solche That zu vollbringen. Und ihr macht euch nicht einmal Sorgen um die Folgen, um das, was morgen sein kann! Solche Menschen liebe ich; sie werden leider immer seltener auf Erden ... Der Radziwill wird mir nichts dir nichts von ihm entführt und behandelt, wie seinesgleichen. Wo seid ihr denn großgewachsen? Woher stammt ihr?"

„Ich bin Fahnenträger von Orschan!"

„Herr Fahnenträger von Orschan, ich bedaure sehr, daß wir Radziwills einen Menschen verlieren, wie ihr einer seid. Mit solchen kann man viel erreichen. Wenn es sich nicht um meine Person handelte . . . Hm! ich gäbe viel darum, euch für uns zu gewinnen . . ."

„Es ist zu spät!" sagte Kmiziz.

„Selbstverständlich!" antwortete der Fürst, „viel zu spät! Eines aber verspreche ich euch: Bekomme ich euch in meine Gewalt, dann lasse ich euch doch lieber erschießen, denn ihr seid eines ehrlichen Soldatentodes würdig. Der leibhaftige Teufel seid ihr! Mich mitten aus meinem Hofhalt heraus zu entführen!"

Kmiziz erwiderte nichts; der Fürst wurde nachdenklich, nach einer Weile rief er: „Nehmt endlich Vernunft an! Wenn ihr mich sofort freilasset, verzichte ich auf jede Rache. Ihr gebt mir nur euer Ehrenwort, daß niemand erfährt, was geschehen ist, und gebietet euren Leuten Schweigen."

„Das kann ich nicht!" sprach Kmiziz.

„Wollt ihr Lösegeld?"

„Nein!"

„Zu welchem Zwecke, beim Teufel, habt ihr mich dann entführt? Das verstehe ich nicht."

„Darüber ließe sich viel sagen! Ew. Durchlaucht erfahren es später."

„Was könnten wir unterwegs Besseres thun, als darüber sprechen? Gesteht doch offen, Herr Kavalier, daß ihr mich in der Wut entführt habt und jetzt selber nicht wißt, was ihr mit mir anfangen sollt."

„Das ist meine Sache," antwortete Kmiziz. „Ob ich weiß, was ich mit euch anfangen soll oder nicht, das wird sich binnen kurzem zeigen."

Im Gesicht des Fürsten zuckte es ungeduldig.

„Ihr seid nicht sehr unterhaltend, Herr Fahnenträger von Orschan," sagte er. „Beantwortet mir wenigstens eine Frage offen: Seid ihr schon mit der Absicht nach Podlachien gekommen,

meine Person zu insultieren, oder ist euch der Gedanke erst später gekommen, im letzten Augenblick?"

„Darauf will ich Ew. Durchlaucht antworten, denn mir selbst liegt daran, euch zu sagen, warum ich eurer Sache den Rücken gekehrt habe und — solange ich atme, nicht wieder zu ihr zurückkehre. Der Fürst-Wojewode von Wilna hat mich betrogen und mich einen Eid auf das Kruzifix ablegen lassen, daß ich ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen wolle, noch ehe ich ahnen konnte, um was es sich handelte . . ."

„Ihr habt euren Eid ja schön gehalten . . . Das muß man sagen! . . ."

„So ist es!" rief Kmiziz mit gewaltsam unterdrückter Erregung. „Wenn ich meine Seele befleckte, wenn ich der Verdammnis anheimfalle, dann geschieht es durch euch . . . Ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes . . . und ich ziehe vor, den Eid zu brechen und dafür mit ewiger Verdammnis bestraft zu werden, als wissentlich in Sünde und Verrat weiter zu leben. Gott erbarme sich meiner . . . Ich bin sowieso ein Verdammter, ob ich weiter bei euch bleibe oder nicht. Das Eine nur kann ich zu meiner Rechtfertigung sagen . . . ich wußte nicht, was ich beschwor, und als ich erkannte, daß es der Verrat des Vaterlandes und der Untergang des Namens „Polen" ist, da brach ich den Eid . . . Nun möge Gott mich richten!"

„Zur Sache! Zur Sache!" sagte der Fürst ruhig.

Aber Herr Andreas atmete schwer und ritt eine Weile schweigend mit gerunzelten Brauen und gesenktem Blick neben dem Fürsten her, wie einer, den die Last des Unglücks niederdrückt.

„Zur Sache!" drängte Boguslaw.

Kmiziz fuhr empor, als erwache er aus einem Traume, schüttelte sich und sprach: „Ich glaubte an den Fürst-Hetman, wie an meinen eigenen Vater. Noch steht mir lebhaft das Gastmahl in Erinnerung, bei welchem er zum erstenmale öffentlich erklärte, daß er mit den Schweden einen Vertrag geschlossen habe. Ach, was ich damals litt, wird Gott mir anrechnen. Die anderen edlen Ritter warfen ihm ihre Feldherrnstäbe zu Füßen, sagten sich los von ihm, während ich, in Scham und Schande, durch meinen Eid gebunden, den meinigen behielt, und, gedemütigt unter tausend Qualen, mich einen . . . Verräter . . . nennen hören mußte . . . Ach, und wer war es, der mir das häßliche Wort zuerst ins Gesicht schleuderte! . . . Ach! . . . lieber nicht mehr daran denken, damit ich nicht wahnsinnig werde und in der Tollheit Ew. Durchlaucht sofort die Kugel in den Kopf

sage ... Ihr, ihr seid die Verräter, die Betrüger, und ihr habt auch mich dazu gemacht!"

Bei diesen Worten sah Kmiziz den Fürsten an mit einem Blick, in welchem die ganze Verachtung, der ganze Haß sich offenbarte, welcher im Grunde seiner Seele verborgen lag.

Der Fürst hielt den Blick ruhig aus und sagte endlich:

„Sprecht weiter, Herr Kmiziz, das interessiert mich ... sprecht weiter!"

Kmiziz ließ die Zügel des Rappen fahren und nahm die Mütze ab, um seinen heißen Kopf zu kühlen.

„Noch in derselben Nacht," sprach er weiter, „ging ich zum Fürsten, in der Absicht, ihm den Dienst zu kündigen, ihn zu erwürgen, Kiejdan in die Luft zu sprengen, Gott weiß, was zu thun! Er kannte mich und wußte, daß ich zu allem fähig war! Ich sah es ihm an und sah auch, wie er mit den Fingern in den Pistolenkasten fuhr. Das schadet nichts — dachte ich mir; — entweder trifft er oder fehlt er mich. Aber nichts von alledem. Er begann zu sprechen, mir, dem einfachen Edelmann, entwarf er Zukunftsbilder, zeigte sich mir als Retter des Vaterlandes solange, bis ..."

„Bis er den Jüngling überzeugt hatte!" warf Boguslaw ein.

„Nein, bis ich ihm zu Füßen sank," schrie Kmiziz wild auf, „in ihm den Befreier des Vaterlandes anbetete und mich ihm mit Leib und Seele ergab."

„Ich dachte mir, daß es so kommen würde!" bemerkte Boguslaw.

„Mag unerwähnt bleiben, was ich diesem Dienst für Opfer brachte — kurz, ich leistete ihm sehr wichtige Dienste; ich hielt meine Fahne in Zucht und Ordnung, die jetzt bei ihm verblieben ist — und schlug andere, die sich gegen ihn auflehnten, zum größten Teil nieder ... Mit Bruderblut habe ich meine Hände befleckt, in der Meinung, dem Vaterlande damit eine Wohlthat zu erweisen! Wie oft that es mir in der Seele wehe, wenn er befahl, gute, brave Soldaten zu erschießen, wie oft empörte sich meine adlige Natur gegen ihn, wenn er gegebene Versprechen nicht hielt. Immer aber tröstete ich mich mit dem Gedanken: ‚Du bist dumm, er ist weise! — es muß sein!' Jetzt erst, als ich aus den Briefen von den Vergiftungen hörte, ist mir das Mark in den Knochen geronnen vor Entsetzen. So also soll der Krieg geführt werden gegen die, die ihr eure Feinde nennt? Die Soldaten wollt ihr vergiften? Und solche Thaten

sollen würdig sein eines Hetman, eines Wojewoden? Und ich soll der Träger solcher Befehle sein?"

„Ihr versteht nichts von der Politik, Kavalier," unterbrach ihn Boguslaw.

„Das Donnerwetter soll in diese Politik schlagen! Mögen die Italiener sie anwenden, aber nicht ein Edelmann, dem Gott durch Verleihung so großer Geistesgaben auch die Pflicht auferlegt hat, mit dem Säbel und nicht mit der Apotheke zu kämpfen."

„Also haben euch die Briefe so vor den Kopf gestoßen, daß ihr den Beschluß faßtet, unserer Sache untreu zu werden?"

„Nicht die Briefe! Ich hätte dieselben dem Feuer oder dem Henker überliefert, denn es ist nicht meines Amtes, Briefbote zu sein. Hätte ich in Kiejdan ihren Inhalt gekannt, so würde ich die Botschaft abgelehnt haben, aber der Sache wäre ich treu geblieben. Mir wurde durch sie nur ein schon früher aufgestiegener Verdacht bestätigt, nämlich der, daß man das Vaterland verderben wolle, wie jene Soldaten . . . Gott half mir, meinen Zorn nicht vorzeitig losbrechen zu lassen und gab mir den Gedanken ein und die Kraft, aus euch, Durchlaucht, die nackte Wahrheit herauszulocken. Ein guter Geist flüsterte mir zu: verbirg deine Gedanken, gieb dich als ihren Parteigenossen aus, mache dich schlechter als du bist und ziehe ihn an der Zunge."

„Wen? Mich?"

„Ja, euch, Durchlaucht! Und Gott half mir einfachem Menschen, den berühmten Politiker zu überlisten. Indem ihr mich für einen Erzschelm hieltet, enthülltet ihr mir euren ganzen Plan. Also, wie die Wölfe wollt ihr herfallen über unsere arme Mutter Erde; den Schweden, Tartaren und dem Chmielnizki zusehen, wie sie ungehindert das rote Tuch in Fetzen reißen, um im geeigneten Augenblick das größte und beste Stück an euch zu bringen? Das also ist der Dank für die Ehren, Aemter, Würden und Reichtümer, die das Vaterland euch gegeben . . ."

„Herr Kavalier," unterbrach der Fürst die Rede Kmiziz', „ihr habt mich in eurer Gewalt, ihr könnt mich töten, nur eins bitte ich: langweilt mich nicht!"

Sie ritten schweigend weiter. Dem Fürsten war aus den letzten Worten Kmiziz' die Erleuchtung gekommen, daß er eine große Unvorsichtigkeit begangen hatte, indem er mit rückhaltloser Offenheit seine und des Hetman Pläne klarlegte; der Fürst und

Diplomat hatte sich von dem einfachen Soldaten überlisten lassen. Das verletzte seine Eigenliebe tief, und ohne seinen Unmut zu verbergen, sagte er:

„Haltet nicht zu viel von der Schärfe eures Verstandes, Herr Kmiziz, wenn es euch gelang, mir die Wahrheit zu entlocken. Ich war der Meinung, daß der Fürst-Wojewode diejenigen, welche er mit seinem Vertrauen beehrt, besser kennt."

„Der Mensch, welchen der Fürst-Wojewode zu euch schickte, war würdig seines Vertrauens," entgegnete Kmiziz. „aber ihr habt ihn verloren. Von jetzt ab werden nur Schelme euch dienen!"

„Wenn die Art, wie ihr mich entführtet, etwa kein Schelmenstück ist, so soll während der nächsten Schlacht das Schwert mir in der Hand festwachsen."

„Sie war nur eine List! Ich habe eine harte Schule durchgemacht. Ew. Durchlaucht wollten den Kmiziz kennen lernen — da habt ihr ihn, wie er ist. Ich werde nicht mit leeren Händen vor unseren allergnädigsten König treten."

„Und glaubt ihr etwa, daß Johann Kasimir mir ein Haar krümmen wird?"

„Das ist seine und der Richter Sache!"

Plötzlich hielt Kmiziz das Pferd an. „Hej!" rief er. „Und der Brief des Fürst-Wojewoden! — Habt ihr ihn bei euch?"

„Wenn ich ihn hätte, würde ich ihn nicht herausgeben!" sagte der Fürst. „Die Briefe sind in Pilwischki geblieben."

„Durchsucht ihn!" befahl Kmiziz.

Wieder packten die Soldaten den Fürsten unter den Armen. Soroka durchsuchte die Taschen desselben; nach einem Weilchen fand er den Brief.

„Da, wenigstens ein Beweisdokument gegen euch und euer Thun," sagte Kmiziz, indem er das Papier in Empfang nahm. Der König von Polen wird daraus ersehen, was ihr vorhabt, der König von Schweden erfahren, daß, obgleich ihr ihm jetzt dient, ihr doch schon daran denkt, euch den Rückzug zu sichern, sobald die Schweden auf ihrem Eroberungszuge ausgleiten sollten. Alle eure Machinationen und Verrätereien sollen ans Tageslicht kommen. Ich habe ja auch noch andere Briefe des Fürsten, an den König von Schweden, an Wittemberg und Radziejowski . . . ihr seid groß und mächtig. Dennoch kann euch enge werden in diesem Vaterlande, wenn beide Könige auf Strafe für euch sinnen sollten."

In den Augen des Fürsten blitzte es unheilverkündend auf: aber er bezwang seinen Zorn und sagte:

„Gut, Kavalier! Es gilt zwischen uns also der Kampf auf Tod und Leben! . . . Wir treffen uns noch! . . . Ihr könnt uns viel Böses zufügen und schwere Sorgen bereiten. Was ihr gethan, hat in diesem Lande noch keiner gewagt. Wehe euch und den eurigen!"

„Ich habe zum Schutze für mich meinen Säbel, für die Meinigen Lösegeld," sagte Kmiziz.

„Und mich als Geisel. Aha!" sagte der Fürst.

Und trotz allen Zornes begann er ruhiger zu atmen; er wurde sich in diesem Augenblick bewußt, daß sein Leben nicht bedroht war, denn Kmiziz brauchte seine Person, sie war ihm zu teuer und er beschloß, diesen Umstand für sich auszunützen.

Man hatte wieder ein schnelleres Tempo eingeschlagen. Nach einer weiteren Wegstunde kamen zwei Reiter in Sicht, von denen jeder ein Paar schwerbeladene Lasttiere führte. Es waren die beiden Leute, welche Kmiziz von Pilwischki aus vorausgeschickt hatte.

„Was giebt es?" frug Kmiziz sie, als sie eingeholt waren.

„Die Gäule sind uns sehr müde geworden, Ew. Liebden, denn wir sollen noch rasten," lautete die Antwort.

„Wir werden bald rasten! . . ."

„Hinter jener Wegebiegung ist eine Hütte zu sehen, vielleicht ist es eine Schenke."

„Der Wachtmeister kann vorausreiten und Futter für die Pferde bestellen. Gleichviel, ob Schenke oder nicht, wir müssen Rast halten! . . ."

„Zu Befehl, Herr Kommandant."

Soroka gab seinem Pferde die Sporen, die andern folgten langsam nach.

Kmiziz ritt an einer Seite des Fürsten, Lubieniez an der anderen. Der Fürst war ganz ruhig geworden; er zog auch Kmiziz nicht mehr in ein Gespräch. Er schien ermüdet von dem scharfen Ritt und der Aufregung; sein Kopf hing etwas geneigt vornüber, die Augen waren geschlossen. Trotz dieser scheinbaren Ermattung schielte er von Zeit zu Zeit bald nach Kmiziz, bald nach Lubieniez hinüber, welche die Zügel seines Pferdes hielten, wie um zu erspähen, welcher von beiden leichter zu bewältigen war, wenn er einen Fluchtversuch wagen wollte.

Mittlerweile waren sie an der Hütte angekommen, die auf einem Zipfel des Waldes lag. Es befand sich keine Schenke darin, sondern eine Schmiede und ein Rademacher mit seiner Werkstatt, bei welchen die Vorüberreisenden ihre schadhaft ge-

wordenen Fuhrwerke ausbessern ließen. Zwischen dem Hause und der Landstraße lag ein kleiner freier Platz, auf welchem zerbrochene Räder und andere Hölzer verstreut umherlagen. Von Vorüberreisenden war niemand da, nur das Pferd Sorokas war an den Schmiedepfahl angebunden und Soroka selbst sprach mit dem Schmiede, einem Tartaren, und seinen beiden Gehilfen.

„Die Stärkung bei dieser Rast wird nicht weit her sein", sagte der Fürst lächelnd, „es wird hier nichts zu haben sein."

„Wir führen Lebensmittel und Branntwein mit uns", sagte Kmiziz.

„Das ist gut, denn wir müssen Kräfte sammeln."

Sie hielten an. Kmiziz steckte die Pistole in den Gurt, sprang aus dem Sattel und während Soroka ihm sein Roß abnahm, griff er wieder nach den Zügeln des Rappen, welche Lubieniez auf der anderen Seite noch nicht aus der Hand gelassen hatte.

„Ew. Durchlaucht wollen absteigen!" sprach Kmiziz.

„Aber warum? Ich werde im Sattel essen und trinken" entgegnete der Fürst, indem er sich zu Kmiziz herabbeugte.

„Ich bitte zur Erde!" rief Kmiziz drohend.

„Und du steige unter die Erde!" brüllte der Fürst, während er mit Blitzesschnelle die Pistole aus dem Gurt des Ritters riß und ihm direkt in das Gesicht abfeuerte.

„Jesus! Maria!" schrie Kmiziz.

Gleichzeitig stieg das Pferd des Fürsten, von dessen Sporen gedrängt, kerzengerade in die Höhe; der Fürst wand sich wie eine Schlange herum und schlug den Lauf der Pistole dem Lubieniez zwischen die Augen.

Lubieniez schrie entsetzt auf und fiel vom Pferde. Ehe noch die anderen recht begriffen, was geschah, ehe noch der Schreckensschrei auf ihren Lippen erstarb, hatte der Fürst sie auseinandergesprengt und jagte wie ein Sturmwind den Weg nach Pilwischki zurück.

„Fangt ihn! Haltet fest!" schrieen wilde Stimmen.

Die drei Soldaten, welche noch zu Pferde saßen, jagten ihm nach; Soroka griff nach einer an der Wand lehnenden Muskete und zielte. Der Rappe dehnte mit der Geschmeidigkeit eines Rehes seine Glieder; er flog wie ein Pfeil dahin. Der Schuß knallte. Soroka stürzte vorwärts, um den Erfolg zu erspähen. Eine Weile sah er dem Davonreitenden nach, dann rief er mit schmerzbewegter Stimme: „Gefehlt!"

In diesem Augenblick verschwand Boguslaw hinter der Biegung des Weges, seine Verfolger mit ihm.

Da wandte sich der Wachtmeister zu dem Schmied und seinen Gehilfen, welche noch betäubt vom Schrecken dastanden.

„Wasser her!“ befahl er.

Während die Schmiedegesellen zum Brunnen eilten und den Schwengel in Bewegung setzten, kniete Soroka neben dem leblos daliegenden Kmiziz nieder. Das Gesicht des Ritters war mit Ruß, Pulverschwärze und Blutstropfen bedeckt — die Augen waren geschlossen, das linke Augenlid, die Wimper und die linke Seite des Schnurrbartes versengt. Der Wachtmeister betastete erst vorsichtig den Schädel seines Hauptmannes; er befühlte ihn lange und sorgfältig, dann murmelte er: „Der Kopf ist ganz . . .“

Aber Kmiziz gab kein Lebenszeichen, das Blut rann ihm reichlich über das Gesicht. Die Gesellen brachten unterdessen einen Eimer voll Wasser und Lappen zum Abwaschen. Mit gleicher Vorsicht und Umsicht schickte Soroka sich an, das Gesicht Kmiziz' abzuwaschen.

Endlich kam die Wunde unter der Schwärze und dem Blut zum Vorschein. Die Kugel hatte ein großes Loch in die linke Wange gerissen, das linke Ohrläppchen war ganz abgerissen. Soroka untersuchte vorsichtig, ob der Backenknochen lädiert sei. Er fand, daß die Kugel ihn nur gestreift hatte, und er atmete erleichtert auf. Gleichzeitig gab Kmiziz unter dem Einfluß des kalten Wassers die ersten Lebenszeichen; er stöhnte schmerzlich, die Gesichtsmuskeln zuckten und die Brust hob sich unter dem ersten Atemzuge.

„Er lebt! . . . Er wird gesund werden! . . .“ rief Soroka freudig aus, und an der Wange des rauhen Kriegers rollte langsam eine Thräne herab.

Inzwischen erschien an der Biegung des Weges Bilous, einer der drei Reiter, welche dem Fürsten nachgesetzt waren.

„Nun, was giebt es?“ frug Soroka.

Der Soldat winkte mit der Hand ab.

„Nichts!“ antwortete er einsilbig.

„Kommen die anderen bald zurück?“

„Die werden nie wiederkommen.“

Der Wachtmeister legte mit zitternden Händen den Kopf Kmiziz' vorsichtig auf die Schwelle der Schmiede, dann sprang er entsetzt auf.

„Wie?“ frug er nochmals.

„Herr Wachtmeister, jener steht mit dem Teufel im Bunde! Zuerst erreichte ihn Zawratynski, denn er hatte das beste Pferd, und jener ließ ihn absichtlich herankommen. Er riß ihm vor unseren Augen den Säbel aus der Hand und stach ihn nieder. Das geschah wie der Blitz. Witowski war ihm der nächste und sprengte zur Rettung Zawratynskis hinzu . . . aber ehe er sich's versah . . . hatte er einen Hieb weg . . . er stürzte wie vom Blitz erschlagen vom Pferde . . . vor meinen Augen . . . ohne zu mucksen . . . und ich wartete nicht ab, bis die Reihe an mich kam . . . Herr Wachtmeister! Er ist imstande, noch einmal hierher zu kommen und . . . "

„Fort von hier!" schrie Soroka. „Zu den Pferden!"

Sie fingen sogleich an, eine Hängematte zwischen zwei Pferden für Kmiziz zurecht zu binden, während die Schmiedegesellen auf Befehl Sorokas mit Musketen bewaffnet auf der Landstraße Wache hielten.

Doch Fürst Boguslaw ritt ruhig nach Pilwischki zurück; er war überzeugt, daß Kmiziz nicht mehr lebte.

Es dunkelte bereits, als er mit einer Abteilung Reiter zusammentraf, welche Paterson, durch das lange Ausbleiben des Fürsten beunruhigt, ausgesandt hatte, ihn zu suchen.

Als der Offizier den Fürsten erblickte, sprengte er ihm entgegen.

„Wir wußten nicht . . . Durchlaucht? . . ."

„Nichts da! . . ." unterbrach ihn Boguslaw. „Ich habe dieses Pferd Probe geritten in Gesellschaft des Kavaliers, von dem ich es gekauft."

Und nach einer Weile setzte er hinzu:

„Und ich habe es gut bezahlt."



Drittes Buch.

1. Kapitel.

Der treue Soroka führte seinen Herrn in die Tiefe der dunklen Wälder; er wußte selbst nicht, wohin, auch nicht, was er beginnen sollte. Kmiziz war nicht nur verwundet, sondern auch betäubt durch den Schuß. Von Zeit zu Zeit tauchte Soroka einen Lappen in den Eimer mit Wasser, welchen eines der Pferde an der Seite trug, um ihm das Gesicht zu kühlen und hielt an Bächen und kleinen Seen an, um frisches Wasser einzunehmen. Aber weder das Wasser, noch das Rütteln beim Transport brachten ihn zur Besinnung, so daß die Begleiter Sorokas ihn für tot hielten und sehr besorgt um ihn waren.

„Er lebt“, — tröstete sie indeß Soroka -- nach drei Tagen wird er zu Pferde sitzen, wie wir.

Nicht lange darnach öffnete Kmiziz die Augen und flüsterte: — Wasser!

Soroka setzte ihm den Blechbecher mit frischem Wasser an die Lippen, aber es erwies sich, daß das Oeffnen derselben ihm unerträgliche Schmerzen bereitete — er konnte nicht trinken. Doch verlor er die Besinnung nicht mehr. Trotzdem fragte er nichts und schien sich auf nichts besinnen zu können. Offenen Auges starrte er in die dunklen Baumkronen oder auf die Fetzen blauen Himmels, welche zwischendurch sichtbar wurden, wie einer, der aus tiefem Schlafe erwacht ist, oder aus schwerer Trunkenheit. Er ließ sich geduldig von Soroka verbinden, das Wasser, womit Soroka die Wunde kühlte, schien ihm wohl zu thun, denn er lächelte seinem Pfleger zuweilen mit den Augen zu.

Und Soroka tröstete ihn:

„Morgen Herr Hauptmann wird das Schlimmste vorüber sein. Gott gebe, daß wir Unterkunft und Schutz finden.“

Gegen Abend schien die bleierne Schwere im Kopfe des Verwundeten abzunehmen, denn kurz vor Sonnenuntergang wurde der Blick klarer und er frug:

„Was ist das für ein Sausen?“

„Sausen? Ich höre nichts!“ — antwortete Soroka.

Wahrscheinlich sauste es nur im Kopfe des Herrn Andreas, denn der Abend war schön. Die untergehende Sonne fiel schräg durch die dichten Baumkronen und umsäumte die braunroten Stämme der Kiefern mit goldenem Schimmer. Kein Lüftchen regte sich, nur hier und da fielen welke Blätter mit leisem Rascheln von den Birken, Buchen und Haselbäumen, oder ein aufgescheuchtes Wild floh in die Tiefe der Wälder.

Die Luft war kühl. Herr Andreas schien zu fiebern, denn er wiederholte etliche Male dieselben Worte:

„Durchlaucht! Kampf auf Tod und Leben!“

Es war endlich finster geworden; die Nacht brach herein. Soroka dachte an das Nachtquartier. Da aber der Boden hier sumpfig und feucht war und unter den Hufen der Pferde knatschte, ritten sie weiter, um eine höher gelegene trockene Stelle des Waldes zu erreichen.

So ritten sie noch eine bis zwei Stunden weiter, ohne eine trockene Stelle zu finden. Der Mond war unterdessen aufgegangen, man konnte die Gegenstände rings umher deutlich erkennen, denn es war Vollmond. Plötzlich sprang Soroka, welcher an der Spitze des Zuges ritt, aus dem Sattel und untersuchte aufmerksam den Boden.

„Hier sind Pferde gegangen,“ sagte er, — „man kann die Spuren deutlich erkennen.“

„Wer könnte hier wohl geritten sein, da doch kein Weg hier führt,“ sagte einer der Soldaten, welcher Kmiziz stützte.

„Aber die Spuren sind da und sehr zahlreich. Da, dort zwischen den Kiefern sind sie ganz deutlich zu erkennen.“

„Vielleicht war es nur Rindvieh?“

„Das ist nicht möglich! Wir haben jetzt nicht mehr die Zeit der Sommerweide, es sind bestimmt Pferdehufe; hier sind Menschen geritten, vielleicht finden wir in der Nähe eine Waldhütte.“

„So folgen wir doch der Spur.“

„Auf! weiter!“

Soroka sprang wieder auf das Pferd und sie ritten den

Spuren nach, welche sich von dem Moorboden deutlich abhoben und von denen einige noch ganz frisch zu sein schienen, denn die Pferde mußten bis fast an die Kniee eingesunken sein. Schon befürchteten die Soldaten, daß sie nicht durch das Moor hindurchkommen würden, als der scharfe Geruch von Theer und Rauch sie belehrte, daß ein Kohlenmeiler in der Nähe sei.

„Da seht! Dort sprühen Funken,“ sagte einer der Soldaten.

Und wirklich zeigte sich jetzt in einiger Entfernung eine rötliche Wolke, aus welcher einzelne Funken umhersprangen.

Als sie näher kamen, erblickten sie eine Hütte, einen Ziehbrunnen und einen aus rohen Stämmen zusammengefügten Schuppen. Die müden Pferde wieherten laut und aus dem Schuppen antwortete ihnen alsbald ebenso lautes Wiehern von zahlreichen Pferden. Dicht vor ihnen tauchte eine Gestalt auf, die einen mit der zottigen Seite nach oben gekehrten Pelz trug.

„Habt ihr viele Pferde?“ frug der Mensch im Pelz.

„Wem gehört dieser Kohlenmeiler?“ frug Soroka hinwieder.

„Wer seid ihr? Wie kommt ihr hierher?“ ertönte die ängstliche und erschrocken klingende Gegenfrage.

„Fürchte dich nicht!“ antwortete Soroka, „wir sind keine Mörder.“

„Macht daß ihr fortkommt, ihr habt hier nichts zu suchen.“

„Halte dein Maul und führe uns in die Hütte, solange wir bitten. Siehst du nicht, daß wir einen Verwundeten bei uns haben?“

„Wer seid ihr?“

„Siehe zu, daß wir dir nicht mit der Muskete antworten. Wir sind höheren Standes als du, Knecht! Führe uns in die Hütte, oder wir braten dich in deinem eigenen Theerofen.“

„Ich allein kann mich eurer nicht erwehren, wir werden aber bald mehrere sein und dann geht es euch an die Hälse.“

„Auch unsere Zahl wird sich vermehren; führe uns!“

„So kommt! ich kann nicht für das, was geschehen wird.“

„Gieb zu essen, was du hast, — auch Branntwein! Unser verwundeter Herr kann alles bezahlen.“

„Wenn er nur lebendig von hier fortkommt.“

Unter diesem Gekampel hatten sie die Hütte erreicht. Drinnen brannte im Kamin ein Feuer und den auf einem Rost stehenden Töpfen entstieg ein angenehmer Duft von geschmortem Fleisch. Die Stube war sehr geräumig. Soroka hatte auf den ersten Blick bemerkt, daß an den Wänden sechs Lagerstätten standen, welche allesamt mit Schaffellen bedeckt waren.“

„Hier wohnt irgend eine Räuberbande," flüsterte Soroka den Gefährten zu. „Schüttet Pulver auf die Pfannen und seid wachsam! Den Knecht bewacht, damit er nicht ausrückt. Mögen die Banditen heute Nacht draußen schlafen, wir räumen ihnen nicht den Platz.

„Meine Herren kommen heute nicht," sagte der Köhler.

„Umso besser, dann brauchen wir nicht um das Quartier zu streiten, und morgen reiten wir fort," entgegnete Soroka. „Schütte unterdessen das Fleisch aus den Töpfen auf die Schüssel, denn wir sind hungrig, und spare den Pferden den Hafer nicht."

„Woher soll ich denn den Hafer nehmen, hier im Kohlenmeiler, gnädiger Herr Soldat?"

„Wir hörten doch Pferde im Schuppen wiehern, da muß auch Hafer vorhanden sein; mit Theer füttert ihr sie doch nicht."

„Es sind ja nicht meine Pferde."

„Ob die deinigen oder nicht; fressen müssen sie doch, so wie die unsrigen. Auf! Vorwärts, Bauer, wenn dir deine Haut lieb ist."

Der Köhler gab keine Antwort mehr. Die Soldaten hatten unterdessen Kmiziz, welcher in der Hängebahre fest eingeschlafen war, auf eines der Lager gebettet; dann setzten sie sich zum Abendessen nieder und sprachen hastig dem geschmorten Fleisch und dem Bigos zu, von welchem ein großer Kessel voll vorhanden war. Auch Hirsebrei war da und in der Kammer fand Soroka eine dickbauchige Flasche mit Branntwein. Er trank jedoch nur ein klein wenig und erlaubte auch den Soldaten nicht, sich zu betrinken, denn er hatte beschlossen, die Nacht wachsam zu verbringen. Die verlassene Hütte mit ihren Lagerstätten für sechs Männer und dem Schuppen voll wiehernder Pferde erschien ihm verdächtig. Er mutmaßte, daß es ein Schlupfwinkel für Raubgesindel sei, umsomehr, da er in der Kammer, wo er den Branntwein gefunden, auch eine Anzahl Waffen aller Art, eine Tonne Pulver und verschiedene Gerätschaften entdeckt hatte, welche aus adligen Höfen entnommen sein mußten. Man konnte sich, wenn die Bewohner der Hütte zurückkehrten, keiner Gastfreundschaft von ihnen versehen, sondern mußte darauf gefaßt sein, sich die Schlafstelle hier mit Gewalt zu sichern."

Und das mußte mit Rücksicht auf den Zustand Kmiziz' unbedingt geschehen, da der Weitertransport und die damit für sie alle verbundene Gefahr für ihn verderblich werden konnte. Soroka war ein furchtloser, abgehärteter Soldat. Trotzdem

fürchtete er gegenwärtig den Fürsten Boguslaw. Er diente seinem Herrn seit Jahren und er glaubte an den Heldenmut Kmiziz' und an das Glück des jungen Kriegers; er hatte Thaten von ihm gesehen, die an Verwegenheit alles bisher Dagewesene übertrafen. So war Kmiziz für ihn der Inbegriff aller Macht und Gewalt geworden, und nun — nun hatte er seinen Meister gefunden . . . ein Mann, der sich schon in der Gewalt Kmiziz' befunden hatte, gefangen, unbewaffnet, hatte vermocht, sich zu befreien, und nicht genug damit — er hatte ihn niedergestreckt, seine Soldaten getötet und die Ueberlebenden so in Schrecken versetzt, daß sie flohen und seine Verfolgung fürchteten. Das war ein Wunder, über welchem Soroka fast den Verstand verlor, denn alles in der Welt hätte er eher erwartet, nur nicht, daß es einen gab, der Kmiziz zu überwältigen vermochte.

„Ist uns das Glück denn untreu geworden?“ murmelte er vor sich hin, indem er wie verwundert um sich blickte.

Er, der bisher blindlings seinem Herrn mitten in die Scharen der Feinde gefolgt war, er bebte jetzt bei dem bloßen Gedanken an den langhaarigen Fürsten mit dem rosigen Gesicht und den Mädchenaugen. Eine abergläubische Furcht hatte ihn befallen; er wußte sich nicht zu helfen. Der Gedanke, daß er morgen oder übermorgen wieder auf die Landstraße kommen mußte, wo er mit dem Fürsten oder seinem Gefolge zusammentreffen konnte, war ihm unerträglich; deshalb war er in die Tiefe der Wälder gedrungen und hatte keinen anderen Wunsch jetzt, als hierbleiben zu dürfen, bis die Verfolger auf eine falsche Fährte gerieten und in ihren Bemühungen aufhörten.

Aber auch dieser Versteck schien ihm aus anderen Gründen nicht sicher, darum wollte er wissen, woran er sei. Er befahl also seinen Soldaten, gut Wache zu halten, besonders die Thüre und Fenster im Auge zu behalten, er selbst sprach zu dem Köhler:

„Nimm die Laterne, Bauer, und folge mir.“

„Ich habe keine Laterne; ich müßte denn mit einem Kienholz leuchten,“ antwortete der Mann.

„Dann meinetwegen mit Kien; mir soll es einerlei sein, wenn der Schuppen und die Tiere in ihm verbrennen!“

Nach dieser lakonischen Kürze des Befehls fand sich merkwürdigerweise eine Laterne. Soroka befahl ihm, voranzuschreiten, er folgte ihm mit der Pistole in der Hand, deren Hahn gespannt war.

„Wer bewohnt diese Hütte?“ frug er unterwegs.

„Es wohnen Herren hier.“

„Wie nennt man sie?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Mir scheint, Bauer, dich gelüstet nach einer Kugel!"

„Mein Herr!" entgegnete der Köhler, „wenn ich euch nun irgend einen Namen vorlügen wollte, müßtet ihr auch zufrieden sein."

„Das ist wahr? Sind es viele?"

„Der alte Herr, zwei junge Herren und zwei Knechte."

„Sind sie Adlige?"

„Ich glaube wohl!"

„Und sie wohnen hier?"

„Zuweilen hier, zuweilen wer weiß wo!"

„Sprich die Wahrheit! Sind deine Herren nicht Wegelagerer?"

„Wie soll ich das wissen? Mir scheint, sie stehlen Pferde, wem, das ist nicht meine Sache."

„Und was thun sie mit den Pferden?"

Sie nehmen manchmal zehn bis zwölf Stück, oder so viele ihrer sind, und treiben sie fort, wohin, weiß ich nicht."

Während dieser Unterhaltung waren sie zum Schuppen gekommen, in welchem Pferde schnauften und stampften. Sie traten ein.

„Leuchte!" befahl Soroka.

Der Mann hob die Laterne hoch und beleuchtete die Tiere, welche in einer Reihe an in der Wand befestigten Haspen angekettet waren. Soroka betrachtete eines nach dem anderen mit Kennermiene, schüttelte wiederholt den Kopf, schnalzte mit der Zunge und murmelte:

„Der verstorbene Herr Zend hätte seine Freude daran gehabt .... Es sind polnische, moskauer .... dieser Wallach ist deutscher Abkunft und jene Stute ebenfalls .... edle Tiere. Womit füttert ihr sie?"

„Die Wahrheit zu sagen, Herr! — ich habe im Frühjahr zwei Aecker Hafer eingesäet."

„Deine Herren bringen also schon seit dem Frühjahre Pferde hierher?"

„Nein, aber sie haben mir durch einen Knecht den Befehl geschickt, zu säen."

„Du gehörst ihnen?"

„Ich gehörte ihnen, ehe sie in den Krieg zogen."

„In welchen Krieg?"

„Wenn ich das wüßte! Sie zogen im vorigen Jahre weit fort und sind im Sommer wieder gekommen.“

„Wem gehörst du jetzt?“

„Die Wälder sind Kronengut.“

„Ich meine, — wer hat dich hierher in den Kohlenmeiler geschickt?“

„Der königliche Förster, ein Verwandter der Herren, welcher mit ihnen Pferde herbrachte. Einmal aber ist er mit ihnen fortgeritten und nicht wiedergekommen.“

„Sind nicht auch manchmal Gäste zu den Herren gekommen?“

„Nein! Hierher findet sich niemand. Wir sind rings von Sümpfen umgeben und nur ein einziger Weg führt hindurch. Mich wundert nur, daß ihr ihn gefunden habt; hättet ihr ihn verfehlt, so wäret ihr im Moore versunken.“

Soroka war schon versucht zu thun, als ob er diesen Wald und diesen schmalen Weg durch das Moor gut kenne, aber er zog vor zu schweigen. Dagegen frug er:

„Sind die Wälder groß?“

Der Köhler verstand die Frage nicht.

„Wie?“ frug er.

„Ob der Wald weit geht?“ frage ich.

„O! wer vermöchte ihn zu durchmessen. Der eine hört auf, der andere fängt an, Gott weiß, wo er endet; ich war noch nicht dort.“

„Gut!“ sagte Soroka.

Er befahl dem Bauer umzukehren und ging mit ihm in die Hütte zurück, während er überlegte, was zu thun war. Einerseits hätte er sich gern die Abwesenheit der Herren zu Nutze gemacht, die Pferde sich angeeignet und sie mit fortgeführt. Sie wären reiche Beute gewesen und die Tiere gefielen dem alten Soldaten ausnehmend gut. Zu nehmen wären sie leicht gewesen, was aber dann. Einmal hatte der Zufall ihnen den Weg durch das Moor gewiesen, aber wie sollten sie ohne Führer wieder hinaus finden? Die Bewohner der Hütte hatten sicherlich ihre Vorkehrungen getroffen, um Eindringlinge in die Irre zu führen; sie konnten einer Spur folgen, die sie direkt in die Untiefen des Moores führte.

Er dachte wohl auch daran, den Köhler an die Leine zu nehmen und ihn zu zwingen, den rechten Weg zu zeigen.

Doch der Gedanke, auf der Landstraße mit dem Fürsten zusammentreffen zu können, ließ ihn den Versucher von sich weisen.

„Fünfzehn herrliche Pferde muß man sich entgehen lassen," murmelte er vor sich hin, so wehmütig, als hätte er selbst sie alle groß gezogen. „Es scheint, unser Glück ist von uns gewichen; wir müssen ruhig ausharren, bis Herr Kmiziz wieder gesund ist und ihm dann überlassen, zu bestimmen, was weiter geschehen soll."

Soroka warf sich, nachdem er den Soldaten noch einmal Wachsamkeit empfohlen, auf das Lager neben Kmiziz.

In der Hütte wurde es still; nur der Holzwurm hatte seine nächtliche Arbeit mit leisem Knarren begonnen und in der Kammer nebenan trieben die Mäuse zwischen dem Hausrat ihr geräuschvolles Spiel. Von Zeit zu Zeit sprach der Kranke im Fieber und unverständliche Reden drangen an das Ohr Sorokas; er hörte einzelne Worte heraus, wie:

„Allergnädigster König, verzeihe! .... jene sind die Verräter .... ich werde alle ihre Geheimnisse offenbaren .... die Republik .... ein rotes Tuch .... ich halte euch fest. Durchlaucht .... Halt fest! .... Hierher, Majestät! .... dort lauert Verrat!"

Soroka richtete sich auf und lauschte, aber nachdem er mehreremale laut aufgeschrieen hatte, schien der Kranke fest einzuschlafen. Später wiederholte der Paroxismus sich noch einmal.

Kmiziz schrie: „Olenka! Olenka! Zürne nicht!"

Erst gegen Mitternacht beruhigte er sich vollständig und schlief fest weiter. Auch Soroka war eben im Begriff einzuschlummern, als ein leises Pochen an die Thür ihn weckte.

Der wachsame Soldat öffnete die Augen sogleich wieder, sprang vom Lager und ging hinaus.

„Was giebt es?" frug er.

„Herr Wachtmeister, der Köhler ist entflohen," meldete der Soldat.

„Bei allen Teufeln! Er wird uns die Räuberbande bald auf den Hals bringen. Wer hat ihn bewacht?"

„Bilous!"

„Ich ging mit ihm zum Brunnen, um unsere Pferde zu tränken," erklärte Bilous. „Ich befahl ihm, den Eimer heraufzuziehen, während ich die Pferde hielt . . ."

„Nun, und? Ist er etwa in den Brunnen gesprungen?"

„Nein, Herr Wachtmeister! Aber zwischen die Wurzelstöcke, welche haufenweise um den Brunnen herumliegen, in die Rodelöcher. Ich ließ die Pferde los, denn, wenn sie sich auch ver-

laufen sollten, so haben wir andere hier, und sprang ihm nach, verhaspelte mich aber schon im nächsten Loche. Die Nacht ist finster, der Kerl kennt sich hier aus ... möge ihn der Tod finden!"

„Er wird uns diese Teufel hierher bringen ... da schlage doch das Donnerwetter drein! . . ."

Der Wachtmeister brach ab. Nach einer Weile sagte er:

„Wir dürfen nicht schlafen; wir müssen bis zum Morgen wach bleiben; sie können jeden Augenblick kommen."

Bei diesen Worten setzte er sich auf die Schwelle der Hausthüre, die Muskete in der Hand, und die anderen hockten, seinem Beispiele folgend, rings um ihn herum. Sie flüsterten miteinander, sie sangen leise, um nicht einzuschlafen und horchten aufmerksam auf jedes Geräusch, das aus dem Walde an ihr Ohr drang.

Die Nacht war schön, der Mond schien hell, aber sie war laut und geräuschvoll. Es war Brunstzeit und der Wald hallte wieder von dem Rohren der Hirsche, jenen kurzen, rauhen und zornig klingenden Lauten, welche bald ferne, bald ganz nahe ertönten.

„Wenn sie kommen, werden sie auch brüllen wie die Hirsche, um uns zu täuschen," sagte Bilous.

„In dieser Nacht kommen sie nicht mehr. Ehe der Köhler sie erreicht, bricht der Tag an, sagte der andere Soldat."

„Wenn es Tag geworden sein wird, Herr Wachtmeister, lohnte es sich wohl, die Hütte zu durchsuchen und an den Wänden lang nachzugraben, denn das Raubgesindel wird wohl Schätze hier verborgen haben."

„Die besten Schätze befinden sich in jenem Stalle," entgegnete Soroka, auf den Schuppen zeigend.

„Werden wir sie mitnehmen?"

„Dummkopf! Wir finden uns ja gar nicht hier heraus. Ringsum ist das tiefe Moor."

„Aber wir sind doch hergekommen."

„Gott hat uns geführt. Sonst kommt keine lebende Seele hier herein, noch hinaus, wenn sie den Weg nicht kennt."

„Am Tage werden wir ihn schon finden."

„Das glaube ich nicht, denn die Hufspuren sind von hier aus absichtlich nach allen Richtungen hin geführt."

„Wir wissen aber, daß die Landstraße eine volle Tagereise von hier entfernt ist," sagte Bilous, indem er mit dem Finger nach Osten zu wies, „und in jener Richtung. — Wir wollen dorthin zu reiten, solange, bis wir die Landstraße erreichen."

„Du denkst wohl, daß du sicher bist, sobald du dich auf der Landstraße befindest? Ich aber ziehe die Kugel hier dem Strange dort vor."

„Wie meint ihr das, Vater?"

„Ich meine, man sucht dort schon nach uns."

„Wer denn?"

„Der Fürst!"

Wie wenn der Blitz sie getroffen hätte, verstummten alle viere plötzlich. Der Schreck war ihnen in die Glieder gefahren.

„O weh!" seufzte Bilous endlich. „Hier sind wir in Gefahr und dort auch; hier der Tod, dort der Tod."

„Wir sind ins Netz gegangen wie ein Haifisch. Hier lauern die Räuber, dort der Fürst!" sagte ein anderer Soldat.

„Befehlen wir unsere Seele Gott," sagte Soroka. „Wenn der Fürst wirklich mit dem Teufel im Bunde ist, dann zeigt ihm der auch den Weg hierher."

„Seine Arme langen ohnehin weit, wie die aller großen Herren . . ." versetzte Bilous.

„Stille doch!" unterbrach Soroka ihn plötzlich. „Es raschelt hier in den Blättern."

Die Soldaten verstummten wieder.

Es wurden thatsächlich schwere Tritte hörbar, unter deren Last das Laub am Boden hörbar raschelte.

„Pferdetritte!" flüsterte Soroka.

Aber das Geräusch entfernte sich wieder. Gleich darauf vernahm man das kurze, heisere Rohren eines Hirsches.

„Es sind Hirsche. Der Bock lockt die Ricken oder will einen anderen Bock schrecken."

„Im Walde wird Hochzeit gefeiert! Alle Teufel sind los."

Wieder verstummten die Soldaten; sie fingen an einzunicken und nur der Wachtmeister hob zuweilen den Kopf und lauschte ein Weilchen, dann fiel ihm der Kopf wieder schwer auf die Brust. Eine Stunde nach der anderen verrann, bis endlich die zunächst stehenden Kiefern heller von dem Dunkel sich abhoben und die Kronen derselben weißlich schimmerten, als wären sie in Silber getaucht. Das Rohren der Hirsche hatte aufgehört — tiefe Stille herrschte in den Wäldern. Allmählich begann das Dämmern in das Morgengrauen überzugehen, das weißliche Licht wurde mit rosiggoldenem Schimmer durchtränkt, zuletzt brach der Tag an und beleuchtete die müden Gesichter der Soldaten, welche jetzt fest eingeschlafen an der Wand der Hütte lehnten.

Da wurde die Thür der Hütte von innen geöffnet. Kmiziz trat auf die Schwelle und rief nach Soroka.

Die Soldaten sprangen auf.

„Um Gotteswillen, Ew. Liebden sind auf?“ rief Soroka aus.

„Und ihr schlaft wie die Ochsen,“ schalt Kmiziz. „Man könnte euch die Ohren abschneiden und sie hinter dem Zaun verscharren, ehe ihr erwacht.“

„Wir haben die ganze Nacht durchwacht, Herr Hauptmann, und sind erst mit Tagesanbruch eingeschlafen,“ versetzte Soroka.

Kmiziz sah sich rings um.

„Wo sind wir?“ frug er.

„Im Walde, Herr Hauptmann.“

„Das sehe ich. Aber was ist das für eine Hütte.“

„Das wissen wir selbst nicht.

„Folge mir!“ befahl Herr Andreas und trat in das Innere der Hütte zurück, während Soroka ihm nachging.

„Höre,“ sagte Kmiziz, nachdem er sich auf das Lager gesetzt hatte. „Nicht wahr? der Fürst hat auf mich geschossen?“

„Jawohl!“

„Was ist mit ihm geschehen?“

„Er ist entkommen.“

Kmiziz schwieg.

„Das ist schlimm!“ sagte er nach einer Weile, „sehr schlimm! Ihr hättet besser gethan, ihn niederzuschießen, als ihn fliehen zu lassen.“

„Das wollte ich auch, aber . . .“

„Aber, was?“

Soroka erzählte kurz, was geschehen war. Kmiziz hörte mit erstaunlicher Ruhe zu, nur in seinen Augen blitzte es zornig; endlich sprach er: „So ist er also Sieger geblieben, aber — wir treffen uns noch! Warum hast du die Landstraße verlassen?“

„Ich fürchtete die Verfolgung.“

„Und das mit Recht; sie wird nicht unterblieben sein und wir sind gegenwärtig zu wenige für Boguslaws Macht . . . verteufelt wenige! . . . Noch dazu zieht er nach Preußen, wir können ihm dorthin nicht folgen.“

Soroka atmete erleichtert auf. Wie es schien, fürchtete Kmiziz den schrecklichen Fürsten nicht, wenn er davon sprach, ihm zu folgen. Das frühere Vertrauen auf ihr Kriegsglück kehrte dem alten Soldaten wieder, der von jeher gewöhnt war, mit dem Kopfe seines Hauptmannes zu denken und mit dessen Herzen zu fühlen.

Herr Andreas war in tiefe Gedanken versunken. Plötzlich fuhr er empor und betastete sich hastig.

„Wo sind meine Briefe?“ frug er.

„Welche Briefe?“

„Die, welche ich bei mir hatte ... ich steckte sie in den Gurt, wo ist der Gurt?“ frug Kmiziz fieberhaft erregt.

„Den Gurt habe ich Ew. Liebden selbst abgeknöpft, damit ihr leichter atmen konntet; dort liegt er.“

„Gieb her!“

Soroka reichte den Ledergürtel, welcher mit Saffian abgefüttert war, der wiederum mit Schnuren versehen war, die das Futter zu verschiedenen Taschen zusammenziehen ließen. Kmiziz öffnete diese Taschen und entnahm ihnen die darin enthaltenen Papiere.

„Das sind die Geleitscheine an die schwedischen Kommandanten, wo sind die Briefe?“ frug er beunruhigt.

„Welche Briefe?“ wiederholte Soroka.

„Millionen Donnerwetter! Die Briefe des Hetman an den König von Schweden, an Lubomirski und die anderen, die ich hatte ...“

„Wenn sich dieselben nicht im Gurte befinden, dann müssen sie unterwegs verloren gegangen sein,“ antwortete Soroka.

„Zu Pferde! Sucht sie!“ schrie Kmiziz in schrecklicher Erregung; doch ehe noch der erschrockene Soroka die Stube verlassen konnte, war Kmiziz taumelnd und kraftlos auf das Lager gesunken und während er mit beiden Händen seinen Kopf hielt, wiederholte er stöhnend immer wieder die Worte:

„O, meine Briefe, meine Briefe! ...“

Unterdessen waren zweie der Soldaten fortgeritten, die Briefe zu suchen. Einer war auf den Befehl Sorokas zurückgeblieben, um vor der Hütte Wache zu halten. Kmiziz blieb allein in der Stube und verfiel sogleich in tiefes Nachdenken über seine Lage, welche durchaus nicht beneidenswert war. Boguslaw war entkommen. Er war der schrecklichen Rache der mächtigen Radziwills preisgegeben und nicht nur ihn würde dieselbe treffen, sondern auch diejenigen, die er liebte, vor allen Olenka. Kmiziz kannte den Fürsten Jannsch zu gut, um zu wissen, daß er ihn dort zu treffen wissen würde, wo es ihn am meisten schmerzte, und das war in der Person des Fräulein Billewitsch. Ach, und Olenka war in Kiejdan auf Gnade und Ungnade in den Händen des schrecklichen Magnaten, welcher weder Mitleid noch Erbarmen kannte. Je mehr Kmiziz darüber nachdachte, desto

klarer wurde ihm, wie schrecklich die Gefahr war, in welcher sie beide sich befanden. Nachdem er den Fürsten Boguslaw entführt hatte, mußten die Radziwills ihn für einen Verräter halten, Johann Kasimir und alle seine Anhänger hielten ihn bereits dafür, Chowanski hatte längst einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt, die Radziwills mit den Schweden würden es jetzt thun, und wer konnte wissen, ob Johann Kasimir es nicht schon gethan hatte. „O, ich habe mir ein Bier gebraut, welches auszutrinken mir sehr bitter werden wird," dachte sich Kmiziz. Er hatte den Fürsten entführt, in der Absicht, ihn gefangen den Konföderierten zuzuführen, sie zu überzeugen, daß er mit den Radziwills nicht gemeinschaftliche Sache machte, und sich mit dieser That das Recht zu erwerben, für König und Vaterland zu kämpfen. Andererseits war Boguslaw als sein Gefangener die beste Garantie für die Sicherheit Olenkas gewesen. Jetzt, da Boguslaw ihn niedergestreckt und entflohen, war die Gefahr für sie verdoppelt, denn nun war es offenbar, daß er der Sache Radziwills den Rücken gekehrt. Was aber nützte ihm das? Wollte er wirklich zu den Konföderierten gehen, alles offen bekennen, so würden ihm diese, d. h. Wolodyjowski und seine Freunde, vielleicht das Leben schenken, aber — und das wußte er genau — als Waffenbruder würden sie ihn nicht aufnehmen, sie würden ihm mißtrauen, ihn der Spionage verdächtigen, denn er war es ja, welcher die aufständischen Fahnen in Kiejdan niedergeschossen und Kiejdan mit Schanzen befestigt hatte. „Wie soll ich es wagen, vor sie hinzutreten," sagte er sich. „Die Pest wäre ihnen ein lieberer Gast als ich. Ja, mit Boguslaw an der Leine, — das wäre etwas anderes — aber mit leeren Händen, nein! . . ."

Ja, wenn ihm wenigstens die Briefe geblieben wären. Mit ihrer Hilfe hätte er die Konföderierten überzeugen, durch sie die Sicherheit Olenkas befestigen können, wenn er dem Hetmann drohte, sie den Schweden auszuliefern, da ihr Inhalt ihn vor den Schweden kompromittieren mußte.

Aber ein böser Geist hatte ihm die Briefe geraubt. Verzweifelt raufte er sich die Haare und je länger er über sein Geschick nachdachte, desto rasender wurden die Schmerzen, die ihn peinigten.

„Ein Verräter vor den Radziwills, ein Verräter vor Olenka, den Konföderierten, dem Könige — ein Ehrvergessener, der seinen Ruhm, seine Braut, sich selbst verloren hat. Das bin ich! . . . ." sagte er sich.

Die Wunde in seinem Gesicht brannte, aber nichts war zu vergleichen mit dem Schmerz, der in seiner Seele tobte. Seine ritterliche Eigenliebe war auch tief gedemütigt.

„Bin ich es denn, der das alles gethan hat?" frug er sich selbst.

Und die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopfe.

„Es kann ja nicht sein!" schrie er auf. „Die Fieberphantasieen spiegeln mir diese gräßlichen Dinge vor! — Heilige Mutter Gottes, es kann ja nicht sein! ..."

„O du verblendeter Wicht!" flüsterte ihm das Gewissen zu. „Warum bist du nicht den Mahnungen Olenkas gefolgt und im Dienste des Königs und des Vaterlandes geblieben?"

Die Reue packte ihn mit Allgewalt. Ha! wenn er sich jetzt hätte sagen können: die Schweden sind gegen das Vaterland und ich gegen sie! Radziwill gegen den König und ich gegen ihn! Wie würde ihm die Seele leicht werden, wie wollte er Ruhm und Ehre zu erwerben suchen, um reinen Herzens dereinst vor Olenka hintreten und sagen zu können:

„Ich bin kein Verbannter, kein Ausgestoßener mehr, sondern ein Verteidiger des Vaterlandes. Liebe mich, wie ich dich liebe!"

Und nun?

Aber die stolze Seele des Ritters wollte dennoch nicht alle Schuld auf sich nehmen. Die Radziwills — sagte sie — haben mich in das Verderben gestürzt, mir die Hände gebunden, mich der Ehre und meiner Liebe beraubt.

Er knirschte mit den Zähnen und streckte die geballten Fäuste aus. Mit vor Wut erstickter Stimme rief er:

„Rache! Rache!"

Und von wildester Verzweiflung gepackt, warf er sich mitten in der Stube auf die Kniee und sprach laut:

„Ich gelobe dir, Herr Christe, die Verräter zu verfolgen und zu quälen mit dem Rechte, mit Feuer und Schwert, so lange ich atmen kann und ein Funken Leben in mir ist! So wahr du mir beistehen mögest, König von Nazareth! Amen."

Da schien eine innere Stimme ihm zuzuflüstern:

„Dem Vaterlande sollst du dienen, die Rache für später! ..."

Die Augen des Herrn Andreas glänzten im Fieber, seine Lippen waren verbrannt, er bebte am ganzen Leibe. Mit den Armen fuchtelnd begann er hin und her zu rennen, stieß mit den Füßen an die Lagerstätten; zuletzt kniete er noch einmal nieder.

„Erleuchte mich, Christe! Was soll ich thun! Bewahre mich vor dem Wahnsinn.“

Da ertönte der Knall eines Gewehrschusses, welcher, vom Echo des Waldes getragen, von Baum zu Baum sich fortpflanzend, donnerähnlich in die Hütte drang.

Kmiziz sprang auf, griff nach seinem Säbel und stürmte hinaus.

„Was ist los?“ frug er den Soldaten, welcher an der Schwelle Wache hielt.

„Ein Schuß ist gefallen, Herr Hauptmann!“

„Wo ist Soroka?“

„Er ist ausgeritten, die Papiere zu suchen.“

„In welcher Richtung fiel der Schuß?“

Der Soldat wies nach Osten, wo der Wald dicht mit Unterholz verwachsen war.

„Dort!“

In diesem Augenblick hörte man das Getrappel von noch unsichtbaren Pferden.

„Aufgepaßt!“ rief Kmiziz.

Aus dem Waldesdickicht kam Soroka hervorgaloppiert, was das Pferd laufen konnte, ihm dicht auf den Fersen der andere Soldat. Sie kamen auf die Hütte zugejagt, sprangen von den Pferden und indem sie sich hinter dieselben wie hinter Schanzen stellten, richteten sie die Läufe ihrer Musketen nach der Richtung, von welcher sie gekommen.

„Was giebt es?“ frug Kmiziz.

„Die Räuberbande kommt!“ entgegnete Soroka.

2. Kapitel.

Zuerst trat tiefe Stille ein. Bald jedoch begann es im Dickicht aus der Ferne zu poltern und zu lärmen, als brächen sich Wildschweine Bahn durch das Gehölz. Je näher aber das Geräusch kam, desto langsamer wurde es, zuletzt hörte dasselbe ganz auf.

„Wie Viele sind ihrer?“ frug Kmiziz.

„Es können sechs, höchstens acht sein; ich konnte sie nicht genau zählen“ antwortete Soroka.

„Das ist günstig! Dann machen sie uns nichts!“

„Nein! sie werden nichts gegen uns ausrichten, aber es ist notwendig, daß wir einen von ihnen lebendig bekommen und ihn zwingen, uns den Weg zu weisen.“

„Dazu ist noch Zeit. Paß auf.“

Kaum hatte Kmiziz das letzte Wort ausgerufen, als eine schmale, weiße Wolke im Dickicht auftauchte und ein Geräusch entstand, als rauschte eine Vogelschar herbei, die etwa dreißig Schritte von der Hütte entfernt im Grase niederfiel.

„Sie schießen mit Hufnägeln aus Windbüchsen!“ sagte Kmiziz. „Sie scheinen Musketen nicht zu haben; dann können sie uns nicht treffen, denn die Windbüchsen tragen nicht bis hierher.“

Soroka stützte die linke Hand, welche die Muskete hielt, auf den Sattelknopf des vor ihm stehenden Pferdes und indem er die rechte in Form einer Trompete an den Mund legte, rief er laut:

„Kommt doch einmal einer hervor, wenn ihr Lust habt einen Purzelbaum zu schießen!“

Es blieb einen Augenblick still, dann rief eine drohende Stimme aus dem Gehölz: „Wer seid ihr denn?“

„Bessere Menschen als Wegelagerer.“

„Mit welchem Rechte seid ihr in unsere Besitzung gedrungen.“

„Ein Räuber will vom Rechte sprechen! Der Henker soll euch das Recht lehren! Geht zum Henker!“

„Wir werden euch ausräuchern wie Dachse.“

„Seht euch vor, daß ihr nicht selbst am Rauche erstickt!“

Die Stimme im Gehölz verstummte. Die Räuber schienen zu beraten, was anzufangen war. Währenddessen flüsterte Soroka Kmiziz zu:

„Wir müssen einen von ihnen hervorlocken und binden; dann haben wir zugleich eine Geisel und einen Führer.“

„Bah!“ sagte Kmiziz, „das könnte nur gegen Ehrenwort geschehen.“

„Bei Räubern braucht man es mit dem Ehrenwort nicht genau zu nehmen.“

„Noch besser ist es, dasselbe gar nicht zu geben!“ meinte Kmiziz. Da erscholl aufs neue aus dem Walde die Frage:

„Was wollt ihr hier?“

Jetzt ergriff Kmiziz das Wort:

„Wir würden fortgehen, wie wir gekommen sind, wenn ihr Artigkeit zu üben verständet und eure Büchsen in Ruhe ließet.“

„Ihr könnt euch ohnedies nicht bei uns einquartieren, denn gegen Abend kommen an die Hundert Pferde hier an.“

„Und noch vor dem Abend werden zweihundert Dragoner hier sein. Sie fürchten die Sümpfe nicht, denn sie haben Führer, die den Weg genau kennen, so wie wir.“

„Seid ihr Soldaten?“

„Selbstverständlich! Nicht Räuber, wie ihr.“

„Von welcher Fahne?“

„Bist du der Hetman, daß du Rechenschaft verlangst? Dir brauchen wir nicht Rede zu stehen.“

„Noch einmal warne ich euch in Güte. Ihr werdet hier ein Fraß der Wölfe.“

„Und ihr eine Speise der Raben.“

„Redet, was wollt ihr? Wozu seid ihr in unsere Hütte gedrungen, bei allen Teufeln!“

„Kommt doch endlich einer hervor; es soll ihm nichts geschehen. Näher! näher!“

„Auf Ehrenwort?“

„Das Ehrenwort gilt für Ritter, nicht für Raubgesindel. Wollt ihr uns trauen, gut; wenn nicht, auch gut!"

„Dürfen wir zu zweien kommen?"

„Gut! ihr dürft."

Gleich darauf traten aus dem etwa hundert Schritt entfernten Gehölz zwei große, breitschultrige Männer hervor. Der eine von ihnen hatte eine etwas gebeugte Haltung; er schien nicht mehr jung zu sein, während der andere gerade, aufrecht ging und neugierig den Kopf vorstreckte. Beide trugen kurze, mit grauem Tuch bezogene Pelzröcke, wie sie der Kleinadel zu tragen pflegte, hohe kalblederne Stiefeln und tief in die Augen gedrückte Pelzmützen.

„Was zum Teufel!" murmelte Kmiziz, während er die Männer aufmerksam betrachtete.

„Herr Hauptmann," rief Soroka. „Es sollte mich Wunder nehmen, wenn das nicht Leute von den Unsrigen sind."

Jene waren ein paar Schritte näher gekommen, doch konnten sie die vor der Hütte stehenden Männer nicht erkennen, da dieselben von den Pferden verdeckt waren.

Plötzlich trat Kmiziz vor. Doch auch jetzt konnten die Daherkommenden ihn nicht erkennen, weil sein Gesicht verbunden war. Sie blieben aber stehen und maßen ihn mit unruhigen und neugierigen Blicken.

„Wo habt ihr euren zweiten Sohn, Herr Kiemlitsch?" frug Herr Andreas. „Er ist doch nicht etwa gefallen?"

„Wer ist das? Was? Wie? Wer spricht?" sprach der Alte mit seltsam erschreckt klingender Stimme, während er regungslos mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen stehen blieb.

Da riß der Jüngere, welcher besser sehen mochte, plötzlich seine Mütze vom Kopfe.

„Um Gotteswillen! Jesus! Vater! Das ist der Herr Hauptmann! Das ist Herr Kmiziz!" schrie er.

„Jesus! Süßer Jesus!" stimmte nun der Alte ein, „es ist Herr Kmiziz."

Sie blieben beide in der regungslos unterwürfigen Stellung stehen, welche Untergeordnete ihren Vorgesetzten gegenüber einzunehmen pflegen. In ihren Gesichtern malte sich gleichzeitig Verwunderung und Schrecken.

„Ha! ihr Vagabunden!" sagte Kmiziz, indem er zu lächeln versuchte, „ihr begrüßt mich also mit Windbüchsen?"

Da kam Leben in den Alten, und während er auf Herrn Andreas zuschritt, schrie er aus vollem Halse:

„Kommt herbei! Alle herbei!"

Im Dickicht begann es sich zu regen; es erschienen noch einige Männer auf der Lichtung, unter welchen sich auch der zweite Sohn des Alten und der davongelaufene Köhler befand. Sie kamen alle im Eilschritt, mit der schußbereiten Waffe in den Händen, da sie nicht wußten, was geschehen war; aber der Alte schrie schon wieder:

„Zu Füßen, ihr Schelme, zu Füßen! Hier ist Herr Kmiziz! Welcher Schafskopf hat denn vorhin geschossen? Her mit ihm!"

„Das waret ihr selbst, Vater!" sagte der junge Kiemlitsch.

„Du lügst! Du lügst, Schuft! Herr Hauptmann, wer konnte auch ahnen, daß Ew. Liebden in unsere Besitzung kommen würden! Wahrhaftig, ich traue meinen Augen kaum, noch jetzt."

„Ich bin es, in eigener Person!" sagte Kmiziz und streckte ihm die Hand hin.

„O Jesus!" entgegnete der Alte. „Solch ein Gast im Walde. Ich traue noch immer nicht! Mit was sollen wir Ew. Liebden hier aufwarten? Hätten wir das nur geahnt."

Hier wandte er sich zu den Söhnen:

„Fort mit einem von euch, ihr Hammel! Lauf in die Grube, hole Met!"

„So gebt mir den Schlüssel zum Vorlegeschloß!" sagte einer der Söhne.

Der Alte begann im Gurt nach dem Schlüssel zu suchen; dabei schielte er mißtrauisch zu dem Sohne hinüber.

„Den Schlüssel zum Vorlegeschloß? Nicht möglich! Man kennt dich Zigeuner. Du willst selbst mehr trinken, als hierher bringen. Wie? Ich werde selbst gehen. Geht ihr die Stämme fortwälzen, ich werde aufschließen und den Met selbst holen."

„Wie ich höre, so habt ihr unter jenen Stämmen ein Kellerloch versteckt, Herr Kiemlitsch?"

„Könnte man denn sonst vor diesen Räubern etwas erhalten?" antwortete der Alte, indem er auf die Söhne wies. „Die würden mich selbst mit aufzehren. Seid ihr noch hier? Fort, wälzt die Stämme weg. Gehorcht ihr so eurem Erzeuger?"

Die Jungen sprangen hurtig davon und verschwanden hinter der Hütte, zwischen gefällten Stämmen.

„Wie ich sehe, lebt ihr noch immer mit den Söhnen im Unfrieden," sagte Kmiziz.

„Wer wäre imstande, mit ihnen Frieden zu halten? Sie

verstehen sich zu schlagen, Beute zu machen; wenn es aber gilt, mir meinen Anteil zu sichern, dann muß ich ihnen denselben fast aus dem Halse reißen . . . Solche Freude erlebe ich an diesen Riesen! Ich bitte Ew. Liebden in die Hütte; es ist frostig. Bei Gott! ein solcher Gast, ein solcher Gast! Wir haben unter eurem Kommando mehr Beute gemacht, als dieses ganze Jahr hindurch . . . es ist ein mageres Jahr! Die Zeiten werden immer schlechter und das Alter macht keine Freude. Ich bitte einzutreten! Sei Ew. Liebden meine Schwelle nicht zu gering! Mein Gott! wer hätte das gedacht! . . .“

Der alte Kiemlitsch sprach das alles auffallend hastig und mit weinerlicher Stimme. Seine Blicke flogen unruhig umher. Er war ein riesengroßer knochiger Greis mit einem immerwährend verzerrten Gesicht. Seine Augen waren, wie die seiner Söhne, schief geschlitzt, buschige Brauen beschatteten dieselben und unter dem ebenso buschigen Schnurrbart ragte die Unterlippe so weit hervor, daß sie, wenn er sprach, bis unter die Nase kam, wie bei Menschen, welche keine Zähne mehr haben. Dieses verschrumpfte Gesicht bildete einen seltsam schroffen Gegensatz zu der kernigen frischen Gestalt des Alten, welche noch eine ungewöhnliche Rüstigkeit zeigte. Seine Bewegungen waren schnell, besonders drehte er den Kopf immerwährend nach allen Seiten hin, ihm entging nichts, was um ihn her geschah oder sich befand. Seine Unterwürfigkeit gegen Kmiziz steigerte sich in dem Maße, wie die gewohnte Ergebenheit gegen den früheren Vorgesetzten, Furcht, Bewunderung oder Zuneigung sie ihm diktierten.

Kmiziz kannte die Kiemlitsche genau, denn der Vater hatte mit beiden Söhnen im Feldzuge gegen Chowanski unter ihm gedient. Sie waren tapfere Soldaten, aber ebenso grausam als tapfer. Der Sohn Kosmus hatte eine Zeitlang sogar die Fahne in Kmiziz's Kompagnie getragen, aber er hatte dieser ehrenvollen Stellung bald wieder entsagt, denn sie hinderte ihn, Beute zu machen. Die Kiemlitsche zeichneten sich schon damals vor allen anderen durch eine große Habgier aus. Sie verstanden immer reiche Beute zu machen und dieselbe in den Wäldern zu bergen. Besonders hatten sie es von jeher auf Pferde abgesehen. Der Vater schlug sich ebenso tapfer wie die Söhne, aber nach jeder Schlacht beanspruchte er den Löwenanteil der Beute für sich, daher hörten die Streitigkeiten zwischen ihnen fast nie auf. Trotzdem ließ einer auf den anderen nichts kommen; sie verteidigten einander gegen Fremde bis aufs Blut. Die Waffengefährten

fürchteten sie, denn sie konnten bei vorkommenden Streitigkeiten schrecklich werden, und selbst die Offiziere vermieden, ihnen in den Weg zu kommen. Kmiziz allein hatte vermocht, ihnen unbeschreibliche Angst einzuflößen und nach ihm Ranizki, vor dem sie zitterten, sobald das Gesicht des Offiziers sich mit roten Flecken zu bedecken begann. Jedenfalls ehrten die Kiemlitsche sowohl in Kmiziz wie in Ranizki auch die hohe Geburt, wodurch sich die beiden Offiziere ebenfalls auszeichneten.

In der Kompagnie hielt man die Kiemlitsche für sehr reich, obgleich niemand recht wußte, ob sie wirklich so große Schätze besaßen. Eines Tages hatte Kmiziz sie mit einem Transport Beutepferde weggeschickt, — von diesem Tage an, waren sie verschwunden. Kmiziz glaubte dazumal, daß sie umgekommen seien, die Soldaten waren anderer Ansicht; diese hatten sie im Verdacht, daß die Versuchung für sie zu groß gewesen und sie die Pferde für sich behalten hatten. Als nun Kmiziz die dreie hier gesund wiedersah, im Schuppen drüben eine Anzahl Pferde gewahrte und neben der Unterwürfigkeit des Alten auch die Unruhe bemerkte, die sich von Minute zu Minute steigerte, mußte er unwillkürlich denken, daß die Soldaten richtig kalkuliert hatten.

Nachdem Herr Andreas mit dem Alten in die Hütte eingetreten war, setzte er sich auf das eine der Lager, stemmte die Arme in die Seiten, und den Alten scharf ansehend, frug er:

„Kiemlitsch! wo sind meine Pferde geblieben?“

„O Jesus! süßer Jesus!“ stöhnte der Alte. „Die haben uns die Leute des Soltarenka abgenommen. Sie haben uns geschlagen, mißhandelt, an die sechzehn Meilen weit fortgeschleppt; wir haben kaum das nackte Leben gerettet. Heilige Mutter! Wir konnten weder Ew. Liebden noch die Partei wiederfinden. Bis hierher in die Wälder haben sie uns geschleppt, in diese Einöde, diese Sümpfe.... Gott sei Dank, daß Ew. Liebden wenigstens leben und gesund sind, wenn auch verwundet, wie ich sehe. Vielleicht kann ich die Wunde etwas mit heilsamen Kräutern kühlen.... Ach, und meine Söhne sind, wie es scheint, zwischen den Stämmen verschwunden. Was mögen die Schelme so lange dort thun? Sie haben gewiß die Thür ausgehoben und trinken Met. Hunger und Elend hat man hier, sonst nichts! Wir leben von Pilzen, aber für Ew. Liebden wird sich schon ein Trunk finden und etwas zu beißen.... Die Pferde haben sie uns abgenommen.... Da ist nichts mehr zu sagen!... Und uns haben sie um den Dienst bei Ew. Liebden gebracht,

nicht einmal eine Versorgung für das Alter ist mir geblieben, es sei denn, Ew. Liebden nehmen uns wieder in Dienst."

„Das könnte wohl geschehen," antwortete Kmiziz.

In diesem Augenblick kehrten Kosmus und Damian, die Zwillingssöhne des Alten, zurück. Sie waren hochgewachsene ungeschlachte Menschen mit übergroßen, ganz mit dichtem borstenähnlichem Haar bewachsenen Köpfen, welches in ungleichen steifen Strähnen ihnen über die Ohren stand und auf dem Wirbel sich in die Höhe sträubte. Sie blieben an der Thüre stehen, da sie in Gegenwart des Herrn Kmiziz sich nicht zu setzen wagten, und Damian meldete: „Die Grube ist frei."

„Gut!" sagte der Alte. „Ich will jetzt den Met holen." Er sah im Hinausgehen die Söhne scharf an.

„Jene Pferde haben die Leute Soltarenkas uns geraubt, versteht ihr!" raunte er ihnen zu und ging hinaus.

Herr Andreas betrachtete die beiden Schleulose, die an den Thürpfosten standen wie mit der Holzaxt zugehauen. Plötzlich frug er:

„Was thut ihr jetzt?"

„Wir stehlen Pferde!" antworteten beide gleichzeitig.

„Wem?"

„Wen es trifft."

„Und wem am meisten?"

„Dem Soltarenka."

„Das schadet nicht! Feinde darf man bestehlen, aber wenn ihr eure Landsleute bestehlt, dann seid ihr Lumpen und Spitzbuben, keine Adlige. Was macht ihr mit den Pferden?"

„Der Vater verkauft sie nach Preußen."

„Habt ihr schon versucht, den Schweden welche abzunehmen? Es müssen doch hier unweit schwedische Kommandos liegen, habt ihr die schon beschlichen?"

„Ja, das haben wir."

„Da habt ihr also einzelne überfallen oder kleinere Haufen? Wenn sie sich nun wehrten, was habt ihr da gemacht?"

„Wir haben ihnen die Köpfe gewaschen."

„Aha! Auf diese Weise haben die Soltarenkaschen und die Schweden eine Abrechnung mit euch, und ihr würdet schlecht wegkommen, wenn sie euch in ihre Gewalt bekommen."

Kosmus und Damian verstummten.

„Ihr treibt ein gefährliches, und mehr eines Raubgesindels als einer adligen Familie würdiges Handwerk. . . . Jedenfalls

werden auch noch verschiedene Rechtssprüche auf euch lasten, die aus früherer Zeit stammen?"

„Wie könnte das anders sein!" antworteten die Brüder.

„Das dachte ich mir. Aus welcher Gegend seid ihr?"

„Aus der hiesigen."

„Wo wohnte der Vater früher?"

„In Borowitschko."

„Gehörte das Dorf ihm?"

„Ihm und dem Herrn Kopystinski zusammen."

„Was ist mit jenem geschehen?"

„Wir haben ihn erschlagen."

„Und ihr mußtet deshalb vor dem Gesetze von dort fliehen, ist es nicht so? O, es steht schlimm um euch, ihr Kiemlitsche; ihr werdet euer Leben an Baumästen vollenden und der Henker wird euch dazu leuchten!"

Da knarrte die Thür; der Alte kam zurück. Er trug eine dickbauchige Flasche voll Met und zwei Gläser. Während er eintrat, blickte er unsicher bald auf seine Söhne, bald auf Kmiziz, dann sagte er: „Geht, verlegt die Grube wieder."

Die Zwillinge eilten fort. Kiemlitsch goß von dem Met in das eine Glas, das andere stellte er leer beiseite; er wollte erst abwarten, ob Kmiziz ihm mitzutrinken erlauben würde.

Aber Kmiziz konnte selbst nicht trinken, ja er konnte nur sehr mühsam sprechen, so schmerzte ihm die Wunde. Als der Alte das sah, sagte er:

„Die Wunde mag den Met nicht leiden. Wir müssen sie zwingen, indem wir sie mit dem Met ausbrennen. Wenn Ew. Liebden erlauben, möchte ich die Wunde ansehen und verbinden; ich verstehe es ebensogut, wie jeder Feldscherer."

Kmiziz war einverstanden, und nachdem Kiemlitsch den Verband gelöst, betrachtete er die Wunde genau.

„Die Haut ist heruntergerissen! Die Kugel hat die Wange nur gestreift, sie ist aber sehr angeschwollen."

„Darum schmerzt es auch so."

„Aber, es kann kaum zwei Tage her sein, daß ihr sie bekamt. Heilige Mutter! Es muß jemand in allernächster Nähe auf Ew. Liebden geschossen haben."

„Woran erkennt ihr das?"

„Das Pulver hat nicht vermocht, zwischen Lauf und Wange zu verbrennen; die Körnchen sitzen noch ganz unter der Haut. Das werden Ew. Liebden für immer behalten. Für jetzt wollen wir Brotteig mit Spinnweben auflegen. Furchtbar nahe ist

der Schuß gefallen — ein Wunder, daß Ew. Liebden nicht sofort getötet wurden."

„Der Tod war mir noch nicht bestimmt. Bereitet den Teig schnell, Herr Kiemlitsch, und verbindet mich so bald als möglich; ich habe mit euch zu reden, und die Kinnlade schmerzt furchtbar."

Der Alte sah den Hauptmann mißtrauisch an; er fürchtete, die Unterhaltung würde wieder auf die Pferde zurückkommen, welche angeblich von den Kosaken weggenommen worden waren. Trotzdem beeilte er sich, den Brotteig zu bereiten, und da es in der Hütte an Spinnweben nicht mangelte, so war der Verband bald hergestellt.

„Jetzt ist mir wohl," sagte Herr Andreas. „Setzt euch, Herr Kiemlitsch."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" versetzte der Alte, indem er sich nur leicht auf den Rand der Bank setzte und seinen struppigen Kopf vorstreckte.

Anstatt aber zu sprechen oder zu fragen, stützte Herr Andreas seinen Kopf auf die Handflächen und versank in tiefes Sinnen. Dann stand er auf, um hin und her zu gehen; zuweilen blieb er vor Kiemlitsch stehen und sah den Alten zerstreut an. Er überlegte und sann augenscheinlich über etwas nach. Das währte wohl eine halbe Stunde. — Der Alte wurde immer unruhiger.

Endlich begann Kmiziz.

„Herr Kiemlitsch," sprach er, „wo stehen hier die nächsten Fahnen, welche sich gegen den Fürst-Wojewoden aufgelehnt haben?"

Der Alte blinzelte mißtrauisch mit den Augen.

„Wollen Ew. Liebden hin zu ihnen?"

„Ich bitte, nicht zu fragen, sondern zu antworten."

„Man sagt, daß in Schtschutschin eine Fahne im Quartier liegt, diejenige, welche zuletzt nach Smudz hier durchkam."

„Wer sagt das?"

„Die Leute von der Fahne selbst."

„Wer ist ihr Führer?"

„Herr Wolodyjowski."

„Das ist gut. Ruft mir den Soroka."

Der Alte entfernte sich und kehrte bald mit dem Wachtmeister zurück.

„Haben sich die Briefe wiedergefunden?" frug Kmiziz.

„Nein, Herr Hauptmann," antwortete Soroka.

Kmiziz schnalzte mit den Fingern.

„O weh! O weh! Du kannst gehen, Soroka. Für die verlorenen Briefe habt ihr alle den Strang verdient. Du kannst gehen. Habt ihr etwas hier, womit man schreiben kann, Herr Kiemlitsch?“

„Es wird sich kaum etwas finden,“ antwortete der Alte.

„Seien es auch nur zwei Fetzen Papier und eine Feder.“

Der Alte verschwand in der Kammer, welche wahrscheinlich eine Niederlage für alles war und kramte lange in den Sachen herum. Unterdessen ging Kmiziz in der Stube umher und hielt Selbstgespräche.

„Ob die Briefe da sind oder nicht, der Hetman weiß nicht, daß sie verloren sind; er wird ihre Publikation fürchten. Ich habe ihn doch in der Hand ... List gegen List! Ich will ihm drohen, sie dem Wojewoden von Witebsk zu schicken. So soll es sein! Ich hoffe zu Gott, daß ich ihn damit schrecke.“

Weitere Grübeleien unterbrach der alte Kiemlitsch, welcher aus der Kammer trat und sagte:

„Ich habe drei leere Blätter gefunden, aber Tinte und Feder sind nicht da.“

„Keine Federn? Giebt es denn hier herum keine Vögel? Schießt doch irgend einen.“

„Wir haben einen toten Aar am Schuppen angeschlagen.“

„Dann bringt mir einen Flügel von ihm, schnell!“

Der Befehl klang kurz und herrisch. Darum rannte Kiemlitsch, was er laufen konnte davon und kehrte ebenso schnell mit dem Flügel zurück, aus welchem Kiemlitsch hastig eine der Flugfedern riß und mit seinem Taschendolch anschnitt.

„Es wird gehen!“ sagte er, sie gegen das Licht haltend. „Aber es ist leichter, Menschen zu köpfen, als Federn anzuschneiden! Nun handelt es sich nur noch um Tinte.“

Bei diesen Worten krempelte er den Rockärmel in die Höhe, stach sich kräftig in den Arm und tauchte die Feder in das Blut.

„Macht, daß ihr fortkommt, Herr Kiemlitsch, laßt mich ungestört.“

Der Alte ging hinaus und Herr Andreas begann sogleich zu schreiben:

„Ich kündige Ew. Durchlaucht den Dienst, weil ich nicht länger bei Verrätern und Abtrünnigen dienen will. Wenn ich auch auf das Kruzifix geschworen habe, Ew. Durchlaucht nicht zu verlassen, so wird Gott mir diesen Treubruch verzeihen und wenn nicht, dann will ich für diese meine Sünde lieber Höllenqualen dulden, als wissentlich an König und Vaterland Verrat

üben. Ew. Durchlaucht haben mich hinters Licht geführt; ich war ein blindes Werkzeug in Ew. Durchlaucht Händen, als ich Bruderblut vergoß. Darum fordere ich Ew. Durchlaucht vor Gottes Richterstuhl, damit dort entschieden werde, wer von uns beiden der Verräter, wer der Verratene ist. Sollten wir uns wieder begegnen, dann werde ich armseliger Edelmann, der nichts besitzt, als das Schwert in der Hand, den mächtigen Magnaten, in dessen Gewalt es liegt, nicht nur einem Privatmanne, sondern der ganzen großen Republik den Todesstoß zu versetzen, angreifen und ihn verfolgen, zu welchem Werke mir meine große Reue und mein Kummer die Kraft verleihen werden. Und Ew. Durchlaucht ist bekannt, daß ich nicht zu denen gehöre, welche durchaus befestigte Schlösser, Kanonen und Leibfahnen haben müssen, um jemandem zu schaden. So lange ich atme, wird meine Rache euch bedrohen; ihr werdet weder Tag noch Nacht sicher davor sein, so wahr, als ich diese Zeilen mit meinem eigenen Blute schreibe. Ich besitze die Briefe Ew. Durchlaucht, welche euch nicht nur beim Könige von Polen, sondern auch bei dem Könige von Schweden in Mißkredit bringen müssen, da aus ihnen nicht allein der Verrat an der Republik offenbar wird, sondern auch an den Schweden, sobald ihr Kriegsglück schwinden sollte. Und wäret ihr doppelt so mächtig als ihr seid, in meiner Hand liegt es, euch zu vernichten, denn Ew. Durchlaucht Unterschrift und Wappensiegel sind bekannt. Ich erkläre also Ew. Durchlaucht, daß, sofern den Personen, welche ich liebe, ein Haar auf dem Haupte gekrümmt wird, ich jene Briefe und Dokumente dem Herrn Sapieha einsenden, ihre Kopien aber im ganzen Lande bekannt machen werde. Ew. Durchlaucht bleibt die Wahl. Entweder gebt ihr mir, sobald der Friede eintritt, die Billewitsche gegen Aushändigung der Briefe heraus, oder ich sende — sobald ich das mindeste Schlimme höre — die Dokumente an Herrn Sapieha, welcher dieselben sofort an Pontus geben wird. Ew. Durchlaucht gelüstet nach einer Krone. Habt Acht, daß das Haupt, welches sie tragen soll, nicht unter dem polnischen oder schwedischen Henkerbeile fällt. Ich denke, es ist besser auf den Austausch einzugehen, denn, wenn ich meiner Rache auch dann nicht zu entsagen gedenke, so wird dieselbe doch nicht mehr einen öffentlichen, sondern einen privaten Charakter tragen. Kmiziz."

„P. S. Die Konföderierten werden nicht vergiftet werden, denn es werden sich solche finden, die sie vor den Wein- und Biertonnen in Sabludowo und Orla warnen werden."

Hier schloß Herr Andreas und begann wieder auf und ab zu gehen. Sein Gesicht glühte vor Aufregung. Er fühlte sich stark, denn er, der Verachtete, der Ausgestoßene, hatte seine Seele frei gemacht durch diesen Brief, welcher die Kriegserklärung gegen die beiden Radziwills enthielt. Ja, Krieg wollte er führen gegen sie, auf welche Weise — das wußte er noch nicht; er glaubte nur an das Rechtmäßige und Gerechte seiner Handlung und hoffte deswegen auf den Beistand Gottes. Das erfüllte ihn mit Vertrauen ohne Grenzen. Die Seele wurde ihm leicht, sie eilte in diesem Augenblick auf leichten Schwingen ihm voraus auf das Feld der Ehre, des Ruhmes und zu Olenka.

„Es wird, es kann ihr nichts Böses geschehen," redete er sich immer wieder vor, „die Briefe werden ihr Schutzgeist sein. Der Hetman wird sie halten wie seinen Augapfel. Das war ein guter Einfall, den ich armseliger Wurm hatte."

Plötzlich fiel ihm noch etwas ein.

„Wie wäre es, wenn auch ich ihr schreiben möchte? Der Bote, welcher den Brief an den Hetman bringt, kann ihr heimlich das Blatt zustecken. Ich möchte ihr doch sagen, daß ich das Band, welches mich mit den Radziwills verknüpfte, zerrissen habe und einen anderen Dienst antreten will."

Der Gedanke schien ihm gut. Schon hatte er den Arm von neuem eingeritzt, die Feder eingetaucht und zu schreiben begonnen: „Olenka, ich gehöre nicht mehr zu ihnen, ich habe endlich eingesehen . . ." da unterbrach er sich plötzlich — dachte einen Augenblick nach, dann sagte er sich:

„Mögen Thaten, nicht Worte, Zeugnis für mich ablegen; ich werde nicht schreiben!"

Er zerriß die Karte.

Dafür schrieb er einen kurzen Brief an Wolodyjowski, welcher folgenden Wortlaut hatte:

„Herr Hauptmann! Der unterzeichnete Freund warnt hiermit Euch und alle anderen Hauptleute. Es sind Briefe des Hetman an den Fürsten Boguslaw und Herrn Harasimowitsch bekannt geworden, welche Befehle enthalten, Euch Hauptleute zu vergiften und die Soldaten durch die Bauern in den Quartieren ermorden zu lassen. Harasimowitsch ist abwesend; er ist mit dem Fürsten Boguslaw nach Tilsit in Preußen gezogen, aber es können ebensolche Befehle an andere Oekonomen des Fürsten ergangen sein. Seid also auf Eurer Hut, nehmt nicht Speise noch Trank von ihnen und stellt nachts Wachen aus. Ich weiß auch bestimmt, daß der Hetman in kurzem mit einer großen

Heeresmacht gegen Euch ausrücken wird; er wartet nur noch auf die anderthalbtausend Mann, welche der General de la Gardie ihm schicken soll. Seht Euch also vor, daß er Euch nicht überrumpelt und schickt einen sicheren Eilboten an den Herrn Wojewoden von Witebsk mit der Bitte, sobald als möglich zu euch zu stoßen und das Kommando über Euch allesamt zu übernehmen. Das rät Euch einer, der Euch wohl will; Ihr dürft ihm glauben! Unterdessen haltet Euch zusammen, legt die Quartiere niemals weit auseinander, damit immer eine Fahne der anderen sogleich beispringen kann, wenn Gefahr naht. Der Hetman hat wenig berittene Soldaten, nur etliche Dragoner und die Leute des Kmiziz, welche nicht einmal zuverlässig sind. Kmiziz selbst ist nicht mehr bei ihm; der Fürst hat ihn mit einer Botschaft fortgeschickt, weil er ihm nicht mehr traut. Er ist auch kein so schlechter Mensch, wie man von ihm sagt, nur ein Betrogener, Irregeleiteter. Ich empfehle Euch dem Schutze Gottes!

Babinitsch."

Herr Andreas wollte nicht seinen wirklichen Namen unter den Brief setzen, denn er dachte, daß derselbe in Jedem Abscheu und Mißtrauen erregen müsse. Von einem Fremden, Namens Babinitsch, war eine Warnung denen, welchen sie galt, jedenfalls weniger verdächtig, als wenn sie wußten, daß sie von Kmiziz kam, dem mißzutrauen sie allen Grund hatten.

Er nannte sich Babinitsch nach dem Städtchen Babinitsche, welches unfern von Orscha gelegen, seit Urväterzeiten dem Geschlecht der Kmiziz gehörte.

Nachdem er diesen Brief beendet, wurde er von neuem freudig gestimmt. Er leistete mit diesem Briefe nicht nur Herrn Wolodyjowski und allen Hauptleuten, welche sich sogleich vom Dienste Radziwills losgesagt hatten, den ersten kleinen Dienst, sondern zugleich indirekt dem Vaterlande. Der Faden, welcher ihn wieder zurückführen sollte, war angeknüpft und eine innere Stimme sagte ihm, daß er ihn weiterführen würde, hinaus aus den Irrsalen seines Lebens. Auch, daß er ein paar schüchterne Worte zu seiner Verteidigung hinzufügen durfte, war ihm ein unsäglich wohlthuendes Gefühl.

Doch nun, nachdem er allem menschlichen Ermessen nach das Geschick Olenkas gesichert zu haben glaubte, wo er die Konföderierten gewarnt hatte, trat die Frage, was er selbst beginnen solle, wieder dringend in den Vordergrund.

Die Brücken waren hinter ihm abgebrochen; er wollte ein neues Leben beginnen, seine Kraft, Gesundheit, sein Leben dem

Vaterlande zum Opfer bringen. Aber wie und wo damit beginnen?

Sollte er zu den Konföderierten gehen, sie um Aufnahme bitten? Doch wie? wenn sie ihn zurückwiesen, als Verräter strangulierten, oder was noch schlimmer war, mit Schimpf und Schande davonjagten?

„O, lieber sterben — als das!“ rief Herr Andreas aus. --- Ach, wie viel leichter war es doch, Olenka zu behüten, die Konföderierten zu retten, als die eigene Ehre.

Jetzt erst bemächtigte sich seiner die Verzweiflung mit Allgewalt. Aber die heldenmütige Seele wollte sich ihr nicht beugen.

„Kann ich denn nicht wie früher eine eigene Partei um mich sammeln,“ dachte er bei sich. „Das wäre mir nichts neues und niemand sollte mich unterkriegen, niemand mir widerstehen können. Dann würde eine Zeit kommen, wo, wie einstmals Litauen, die ganze Republik fragen müßte: „wer ist der Held, der es gewagt, dem Löwen in den Rachen zu kriechen, wo ist er?“ Und ich könnte dann hintreten vor sie und sagen: „Sehet, das bin ich, Kmiziz!“

Eine schier unbezwingliche Lust packte ihn, den Gedanken sofort zur That zu machen. Schon stürmte er der Thüre zu, um dem Kiemlitsch zu befehlen, die Pferde zu besteigen und samt seinen Söhnen und seinem Gesinde ihm zu folgen.

Da, — schon an der Schwelle, stieß ihn etwas zurück. Mitten in der Stube fand er sich wieder und die innere Stimme frug deutlich für ihn vernehmbar:

„Was willst du thun? Kannst du damit alte Schulden tilgen?“

Und er begann ernsthafte Zwiesprache mit seinem Gewissen zu halten.

„Wo bleibt die Buße für die Sünden?“ frug es. „Dazu bedarf es anderer Thaten!“

„Aber welcher?“ frug Kmiziz.

„Womit könntest du besser büßen, als mit einer unendlich schweren, edlen That, die rein ist von aller Selbstsucht, wie die Thräne eines Kindes .... Was aber hast du vor? Einen Haufen Raubgesindel möchtest du um dich sammeln, wie das tobende Wetter mit ihm durch die Felder und Steppen jagen? Und das alles nur darum, weil deine Seele nach Menschenblut lechzt, wie der Hund nach dem Braten .... Das wäre ein Vergnügen, eine Freude für dich selbst, nicht aber ein Opfer,

dem Vaterlande gebracht. Wie war es denn, als du den Chowanski beschlichst? Die Vagabunden, welche seine Leute mordeten und ausraubten, thaten bei erster Gelegenheit das Gleiche mit ihren Landsleuten — das vergossene Bruderblut schrie um Rache zum Himmel. Würde es jetzt anders sein? O, du elender Wicht! Du willst nur der Buße und ehrlicher Arbeit aus dem Wege gehen!"

So sprach das Gewissen. Und Herr Kmiziz fühlte, daß es die Wahrheit sprach. Ein Gemisch von Reue und Wut packte ihn."

„Was soll ich thun, was beginnen? Wer rät mir, wer rettet mich!"

Die Kniee schwankten unter ihm. Unwillkürlich beugte er sie, bis er plötzlich vor seinem Lager kniete und mit voller Inbrunst laut zu beten begann:

„Lieber Herr, Jesu Christe!" sprach er. „Erbarme dich meiner, wie du dich des armen Schächers am Kreuze erbarmt hast. Ich will mich von meinen Sünden rein waschen, will ein neues Leben beginnen und dem Vaterlande treu dienen. Erleuchte mich, rette mich, denn um mich und in mir ist Finsternis. Laß mich deine Barmherzigkeit erkennen und weise mir den rechten Weg, damit ich nicht verloren gehe!"

Seine Stimme versagte hier. Herr Andreas schlug sich dreimal an die Brust, daß es in der Stube widerhallte. „Gott sei mir Sünder barmherzig!" sprach er eben so vielmal mit zitternder Stimme. Dann streckte er die gefalteten Hände nach oben aus und betete weiter:

„Und du, heilige Jungfrau, bitte bei deinem Sohne für mich, auf daß er mich nicht verlasse, sondern mich errette aus meiner Not. Ich will dir dienen bis zum letzten Atemzuge und in meiner Todesstunde zu dir, meine Patronin, flüchten, damit du meiner armen Seele beistehst!"

Während er so von ganzer Seele betete, rannen dem Herrn Kmiziz die Thränen an den Wangen herunter. Er ließ seinen Kopf auf das Lager sinken und verharrte lange Zeit stillschweigend, als wolle er den Erfolg des Gebetes abwarten. Totenstille herrschte; nur das heftige Rauschen in den Baumkronen draußen drang bis in das Innere der Hütte hinein. Nach einiger Zeit knarrten die Spähne unter dem Fenster der Stube unter schweren Schritten und man hörte zwei Männer sich unterhalten:

„Was denkt ihr, Herr Wachtmeister, wohin wir von hier aus reiten werden?“ frug der eine.

„Wenn ich das wüßte!“ entgegnete Soroka. „Ins Ungewisse hinein! Wer weiß, wie weit! Vielleicht zum Könige, auf welchem die Hand des Schweden schwer lastet.“

„Ist es denn wahr, daß Alle ihn verlassen haben?“

„Nein! Gott hat ihn nicht verlassen.“

Kmiziz stand plötzlich auf; sein Gesicht war ruhig und heiter. Er ging geradewegs auf die Thüre zu und indem er sie öffnete, rief er den im Flur stehenden Soldaten zu:

„Macht die Pferde reisefertig! Es ist Zeit, aufzubrechen!“

3. Kapitel.

Es entstand bald ein reges Leben im Kohlenmeiler, denn die Soldaten, welche sich freuten, aus dem Walde heraus in die weite Welt zu kommen, betrieben die Vorbereitungen zum Aufbruch mit großer Eile. Dazu kam, daß sie noch immer die Verfolgung Boguslaw Radziwills fürchteten. Der alte Kiemlitsch hatte sich in die Stube zu Kmiziz begeben, da er glaubte, der Hauptmann werde seine Dienste brauchen.

„Ew. Liebden wollen fort?" sagte er während des Eintretens.

„Das will ich! Ihr werdet mich durch das Moor führen. Kennt ihr alle Waldwege genau?"

„Wohl kenne ich sie; ich bin hier zu Hause.... Wohin wollen Ew. Liebden?"

„Zu Seiner Majestät dem Könige."

Der Alte prallte erstaunt zurück.

„Allerweiseste Jungfrau!" schrie er. „Zu welchem Könige, Ew. Liebden?"

„Doch nicht zum schwedischen," versetzte Herr Andreas.

Kiemlitsch erholte sich schnell von seinem Staunen; er bekreuzigte sich.

„Ew. Liebden wissen wohl gar nicht, daß die Leute sich erzählen, Se. Majestät habe sich nach Schlesien geflüchtet, weil alle ihn verlassen haben. Sogar Krakau ist belagert."

„Dann suchen wir ihn in Schlesien auf."

„Ja, aber wie sollen wir durch die schwedischen Besatzungen dorthin kommen?"

„Auf eine oder die andere Weise doch! Ob im Sattel oder zu Fuß, das ist ganz gleichgültig."

„Man wird ja schrecklich lange Zeit dazu brauchen. . . .“

„Wir haben viel Zeit . . . . aber ich möchte je eher, desto lieber dort sein.“

Kiemlitsch hörte auf, laut seine Verwunderung zu äußern; er war ein zu schlauer Mensch, als daß er nicht hätte durchschauen sollen, daß Herr Kmiziz einen ganz besonderen Grund für sein Vorhaben hatte. Tausenderlei Vermutungen drängten sich ihm auf. Da aber die Soldaten Kmiziz's, welchen dieser Schweigen geboten hatte, weder dem Alten noch seinen Söhnen etwas von der Entführung Boguslaws erzählten, so glaubte er als das Wahrscheinlichste, daß der junge Hauptmann von dem Hetman in geheimer Mission zu dem Könige gesandt sei; er wußte nichts anderes, als daß Herr Kmiziz ein eifriger Anhänger des Hetman sei und diesem bereits große Dienste geleistet habe. Die Konföderierten hatten in ganz Podlachien die Kunde verbreitet, daß Kmiziz ein gewaltthätiger Mensch und Verräter sei.

„Wozu aber schickte der Hetman ihn, Kmiziz, zum Könige? Er will sich wohl mit ihm vergleichen?“ dachte Kiemlitsch bei sich. „Vielleicht war er des Schwedenregimentes schon überdrüssig.“

Doch dem Alten war es gar nicht darum zu thun, dem wahren Grunde der Reise nachzuforschen; er erwog nur, welchen Nutzen er aus diesen Zuständen für sich ziehen konnte. Wenn er bei Kmiziz wieder Dienste nahm, dann diente er gleichzeitig dem Hetman und dem Könige und die Gnade solcher Herren war wohl einer Strapaze wert. Dazu kam die zur Gewohnheit gewordene Unterordnung unter den Willen des Hauptmannes und eine Anhänglichkeit, welche sich Kmiziz bei allen seinen Untergebenen zu erwerben verstand.

„Ew. Liebden,“ begann also der Alte unter dem Einfluß seiner Mutmaßungen. „Ew. Liebden müssen die ganze Republik durchqueren, um zu Sr. Majestät zu gelangen. Da sind die schwedischen Kommandos nicht die schlimmsten Feinde. Man kann die Schlösser und Städte umgehen . . . aber die Wälder wimmeln von allerhand Gesindel, welche den Reisenden auflauern und Ew. Liebden haben wenig Leute . . .“

„Ihr werdet mich mit euren Söhnen und euren Knechten begleiten, Herr Kiemlitsch, dann werden ihrer eine größere Anzahl sein.“

„Ew. Liebden befehlen, da habe ich zu gehorchen. Aber ich bin ein armer Schlucker, habe nichts als dieses Anwesen. Wie? soll ich das alles im Stich lassen?“

„Das, was ihr thun sollt, wird die Mühe lohnen," entgegnete Kmiziz. „Zudem ist es besser, ihr verlaßt diese Gegend auf eine Zeitlang, so lange eure Köpfe auf den Hälsen sitzen."

„Alle Heiligen des Herrn! . . . Was sagen Ew. Liebden? . . . Wie? . . . Warum? . . . Was könnte mir Unschuldigem hier drohen? Wem thuen wir etwas zuleide?"

„Man kennt euch hier, Schurken!" antwortete Herr Andreas. „Ihr hattet ein Geschäft zusammen mit einem gewissen Kopystinski, den habt ihr ermordet, dann seid ihr den Gerichten entlaufen und habt bei mir gedient. Darauf habt ihr meine Beutepferde gestohlen . . ."

„Wahrhaftig! Allmächtige Jungfrau!" schrie der Alte.

„Schweige und warte! Dann seid ihr in euer altes Nest zurückgekehrt und habt in der ganzen Gegend gehaust wie die Räuber. Streitet das nicht aus; ich bin nicht euer Richter, und ihr wißt selbst am besten, daß ich die Wahrheit rede . . . Meinetwegen könnt ihr hier bleiben und weiter Pferde stehlen. Wenn die Soltarenkaschen oder die Schweden euch erwischen, dann werden sie euch das Fell über die Ohren ziehen. Doch das geht mich nichts an."

„Wir berauben aber nur die Feinde, das ist kein Unrecht," sagte der Alte.

„Das ist nicht wahr, denn ihr beraubt auch die Unsrigen. Das ist gemeiner Diebstahl und Bauernsache; euer Adel ist geschändet! Schimpf und Schande über euch! Nehmt im Kriege, in der Schlacht Beute soviel ihr wollt, aber ein Schurke ist der, welcher auf öffentlicher Landstraße raubt."

„Wir wollen Ew. Liebden ja begleiten und die sichersten Wege führen, denn man wird von bösen Menschen hier zu sehr verfolgt, blos weil wir arme Leute sind . . . Vielleicht erbarmt sich Gott unser und tröstet uns in der Not. Im ganzen Lande summt es wie in einem Kessel; wir wären dumm, wenn wir das nicht ausnützen wollten."

Unwillkürlich rieb sich der Alte vergnügt die Hände, in seinen Augen blitzte es verräterisch auf.

Kmiziz sah ihn scharf an.

„Versucht nicht, Verrat an mir zu üben!" rief er drohend. „Das sollte euch schlecht bekommen und nichts würde euch in solchem Falle vor dem Strange retten!"

„So etwas kann uns niemand nachsagen," versetzte Kiemlitsch düster. „Gott soll mich strafen, wenn mir je ein solcher Gedanke gekommen ist."

„Ich will euch glauben," sagte nach kurzer Pause Kmiziz. „Denn Verrat ist noch schlechter als rauben und manch ein Wegelagerer würde sich davor entsetzen."

„Was befehlen Ew. Liebden jetzt?" frug Kiemlitsch.

„Fürs erste sind zwei Briefe zu besorgen, welche Eile haben. Habt ihr zuverlässige Leute?"

„Der eine Bote soll zum Fürst-Wojewoden, er braucht ihm aber das Schreiben nicht selbst einzuhändigen; er kann es bei der ersten Fahne, die er trifft, abgeben und zurückkehren, ohne Antwort abzuwarten."

„Das kann der Köhler besorgen. Er ist zuverlässig und in solchen Dingen wohl bewandert."

„Gut also! Der zweite Brief muß nach Podlachien gebracht werden. Der Bote muß die Fahne des Herrn Wolodyjowski auskundschaften und ihm selbst den Brief übergeben ...."

Der Alte blinzelte listig und dachte bei sich:

„Also auch mit den Konföderierten fangen sie an sich zu beriechen. Nach allen Seiten hin wird gearbeitet."

Dann sagte er laut:

„Wenn das Schreiben nicht zu eilig ist, Ew. Liebden, dann könnte man es, wenn wir aus dem Walde kommen, unterwegs einem Boten anvertrauen. Die Konföderierten haben unter den Adeligen eine Menge Freunde, von denen jeder die Botschaft gern übernehmen wird. Uns aber bleibt ein Mann mehr."

„Das habt ihr gut ausgedacht" sagte Kmiziz. „Es ist mir lieber, wenn der Bote selbst nicht weiß, von wem der Brief kommt. Kommen wir bald aus dem Walde heraus?"

„Das hängt von Ew. Liebden ab. Wir können zwei Wochen lang im Walde bleiben oder schon morgen herauskommen."

„Das wollen wir also später beraten. Jetzt paßt gut auf und hört aufmerksam zu."

„Ich will meinen ganzen Verstand zusammennehmen, Ew. Liebden."

„Man hat mich in der ganzen Republik als einen vom Hetman oder gar von den Schweden bestochenen Gewaltthäter und Verräter bekannt gemacht. Wenn nun Se. Majestät erführen, wer ich bin, würde er mir nicht trauen und meine Dienste verschmähen, die ich ihm, so wahr Gott lebt, aus ehrlichem treuen Herzen weihen will. Merket auf, Kiemlitsch!"

„Ich merke auf, Ew. Liebden."

„Von jetzt ab also heiße ich Babinitsch, nicht mehr Kmiziz.

Versteht ihr? Niemand darf meinen früheren Namen mehr kennen, keiner ihn nennen. Und sollte euch jemand fragen, woher ich bin, so sagt ihr, daß ihr euch unterwegs mir zugesellt habt und nicht wisset, woher ich komme. Wer neugierig auf der Frage beharrt, der soll mich selbst fragen."

„Ich verstehe Ew. Liebden."

„Euren Söhnen und Knechten sagt ihr, daß ich Babinitsch heiße und daß sie niemanden meinen wahren Namen sagen sollen und wenn man Riemen aus ihrer Haut schnitte. Ihr steht mir mit eurem Halse dafür ein, daß es geschieht!"

„Es soll geschehen, Ew. Liebden. Ich will es meinen Söhnen schon sagen, denn diesen Schelmen muß man es mit dem Spaten in den Kopf legen. Solche Freude habe ich an ihnen .... Gott hat mich mit ihnen für Jugendsünden gestraft .... Aber noch eins .... Ist es erlaubt, noch ein Wort zu sprechen?"

„Sprecht dreist!"

„Wäre es nicht besser, wenn wir den Soldaten und Knechten nicht sagten, wohin wir reisen wollen?"

„Sei es so! Ihr habt Recht!"

„Es genügt, daß sie erfahren, Herr Babinitsch und nicht Herr Kmiziz ist es, welcher reist. Und zweitens wäre es besser, unterwegs Ew. Liebden Rang und Charge zu verbergen."

„Warum?"

„Weil den Offizieren und höher gestellten Männern von den Schweden Geleitscheine ausgestellt zu werden pflegen. Wer keine solchen bei sich hat, der wird zum Kommandanten geführt."

„Ich besitze ja auch Geleitscheine an die schwedischen Kommandos."

Verwunderung spiegelte sich in den listigen Augen Kiemlitschs. Nach kurzem Nachdenken frug er:

„Erlauben Ew. Liebden zu sagen, was ich denke?"

„Wenn euer Rat ein guter ist und ihr nicht blos nörgeln wollt, dann sprecht!"

„Wenn Geleitscheine da sind, so ist es gut, denn im Notfalle können sie vorgezeigt werden. Wenn aber Ew. Liebden in geheimer Angelegenheit reisen, so ist es besser, die Geleitscheine gar nicht zu benutzen. Ich weiß nicht, ob sie auf den Namen Babinitsch oder Kmiziz ausgestellt sind; auf jeden Fall hinterläßt ihre Vorzeigung eine Spur, welche etwaige Verfolgungen erleichtert."

„Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen!" rief Kmiziz.

„Ich werde die Geleitscheine nicht benutzen, wenn wir auf andere Weise durchkommen."

„Das werden wir, Ew. Liebden, und am besten, wenn wir als Bauern oder Stellenbesitzer verkleidet reisen. Es schickt sich gut, daß unter unseren Sachen sich einige Mützen und Graupelze befinden, wie sie der Kleinadel zu tragen pflegt. Wenn wir unsere Pferdekoppel mitnehmen, können wir uns den Anschein geben, als zögen wir von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, weit hin bis nach Lawitsch und Warschau. Ich habe das in Friedenszeiten schon öfter gethan und kenne die Wege genau. Um diese Zeit muß Jahrmarkt in Sobota sein, wohin von weit und breit her Leute kommen; dort erfahren wir, wo andere Märkte abgehalten werden und so weiter. Die Schweden achten auch weniger auf die Grauröcke, weil ihrer zu viele sich auf den Märkten herumtreiben."

„Wie aber, wenn man uns die Pferde wegnimmt, was doch in Kriegszeiten, wo oft Requisitionen stattfinden, leicht geschehen kann?"

„Entweder werden sie uns abgekauft oder genommen. Kauft man sie, dann reisen wir nicht mit, sondern nach Pferden zu Markte; nimmt man sie, so erheben wir ein großes Geschrei und reisen mit der Klage vor das Tribunal nach Warschau oder Krakau."

„Ihr seid listig, wie ich sehe," sagte Kmiziz. „Ich kann euch brauchen."

„Mich führen Geschäfte sowieso nach Lyck in Preußen; unser Weg führt auch dorthin. Wir gehen dann die Grenze entlang und zuletzt geraden Weges über Ostrolenka und Pultusk nach Warschau."

„Wo liegt denn Sobota?"

„Ganz nahe bei Piontek*)."

„Ihr scherzet, Herr Kiemlitsch."

„Wie dürfte ich," sagte der Alte, die Arme über die Brust gekreuzt und den Kopf geneigt. „Die Städtchen haben so spaßige Namen; sie liegen ein Stück Weges hinter Lawitsch."

„Ich nehme also euren Vorschlag an. Wir reisen als Pferdehändler; aber — damit euch kein Schaden daraus erwächst, kaufe ich die Pferde euch gleich hier ab."

„Ich danke Ew. Liebden für diese Rettung."

„Jetzt geht, sucht die Pelze, Schabracken und ein paar alte

*) Sobota heißt deutsch Sonnabend, Piontek — Freitag.

Säbel hervor, denn wir müssen gleich fort. Und sagt euren Söhnen und Knechten, wer ich bin, wie ich heiße, und daß ich mit Pferden zu Markte reise und euch alle zu meiner Hilfe gemietet habe. Nun fort!"

Als der Alte schon an der Thüre war, rief ihm Herr Andreas noch nach:

„Und keiner von euch darf mich weder Ew. Liebden, noch Herr Hauptmann, oder Herr Kommandant nennen. Ich heiße Babinitsch und bin nur der Herr Babinitsch."

Kiemlitsch entfernte sich, und eine Stunde später saßen alle schon zu Pferde, bereit, den weiten Weg anzutreten.

Herr Kmiziz war angethan mit einem grauen kurzen Pelzrock und einer schon schäbigen Pelzmütze von gleicher Farbe. Er war so, das verbundene Gesicht, welches ja von einer Schlägerei in einer Schenke herrühren konnte, miteingerechnet, kaum wiederzuerkennen. Sein äußerer Mensch trug vollständig das Gepräge eines Mannes vom Kleinadel, der mit seinen Leuten von Markt zu Markt zieht. Er, sowie seine Leute waren mit gewöhnlichen Säbeln bewaffnet und mit langen Peitschen und Lassos versehen, mit welchen sie die Pferdekoppel in Ordnung zu halten hatten.

Die Soldaten blickten mit Verwunderung und Scheu auf ihren Hauptmann und tauschten untereinander allerhand Bemerkungen aus. Es kam ihnen sehr sonderbar vor, daß er nicht mehr Kmiziz, sondern Babinitsch hieß, und nicht mehr Herr Hauptmann, sondern „Ihr" angesprochen werden sollte. Besonders konnte sich Soroka nicht darein finden; er starrte mit zuckender Oberlippe unverwandt das ernste Gesicht seines Vorgesetzten an und murmelte zu Bilous gewendet:

„Das ‚Ihr' wird mir in der Kehle stecken bleiben. Und wenn er mich totschlägt — so rede ich ihn doch an, wie es ihm zukommt."

Befehl bleibt aber Befehl!" entgegnete Bilous. „Aber er hat sich sehr verändert, unser Herr Hauptmann."

Hätten die Soldaten nur auch geahnt, wie sehr die Seele des Herrn Andreas sich verändert hatte, und wie es in seinem Inneren aussah.

„Vorwärts!" kommandierte plötzlich Herr Babinitsch.

Die Peitschen knallten, die Reiter umringten die Pferdekoppel, welche sich sofort in Bewegung setzte, und fort ging es.

4. Kapitel.

Zwischen der Wojewodschaft Trozko und Preußen längs der Grenze, durch weitläufige Waldungen und dichte Wildnisse, durch welche nur Kiemlitsch die Pfade kannte, kamen die Reisenden nach Lyck, oder, wie der Alte es nannte Elyk. Dort erfuhren sie manche Neuigkeit von den Adligen, welche sich mit Weib und Kind vor den Schweden auf kurfürstliches Gebiet geflüchtet hatten.

Die Stadt glich einem Lager, in welchem ein Landtag abgehalten werden sollte. Die Adligen tranken unter den Vorbauen der Gasthäuser preußisches Bier und schwadronierten laut über öffentliche Angelegenheiten. Von Zeit zu Zeit wurde eine Neuigkeit publiziert, die Unterhaltung wurde dann noch lebhafter. Ohne daß er jemanden gefragt hätte, erfuhr Kmiziz, daß Preußen mit seinen mächtigen und reichen Städten fest zu Johann Kasimir stand und entschlossen war, mutig den Feinden entgegen zu treten.

Nachdem er etliche Pferde verkauft und ein paar neue hinzugekauft hatte, setzte er mit seinen Begleitern den Weg längs der Grenze fort, aber nicht mehr in den Wäldern, sondern der Landstraße folgend nach Schtschutschin zu, welches im äußersten Winkel der Wojewodschaft Masowien lag, die sich zwischen Preußen einer- und der Wojewodschaft Podlachien andererseits hinzog. Schtschutschin selbst wollte Herr Andreas nicht berühren, seit er erfahren hatte, daß dort eine Fahne der Konföderierten unter dem Kommando Wolodyjowskis stand.

Herr Wolodyjowski mußte fast denselben Weg gegangen sein, welchen Kmiziz jetzt verfolgte. Wahrscheinlich hatte er in dem Städtchen für längere Zeit Quartier genommen, weil er von dort aus ein günstiges Operationsterrain hatte, wohl aber

auch darum, weil es dort leichter war, Nahrungsmittel für die Leute und Pferde zu erlangen, als in dem ausgeplünderten Podlachien.

Herr Andreas wollte mit dem berühmten Krieger nicht jetzt schon zusammentreffen, weil er fürchtete, daß derselbe, ohne vorhergegangene handgreifliche Beweise, nur durch Worte von seinem Gesinnungswechsel nicht zu überzeugen sein werde. Er bog daher etwa zwei Meilen von Schtschutschin nach Wonsosch zu vom Wege ab, beschloß aber nunmehr, seinen Brief an Herrn Wolodyjowski mit der nächstbesten Gelegenheit zu befördern.

Doch ehe sie noch Wonsosch erreicht hatten, hielt er in einer am Wege liegenden Schenke Rast, und beschloß über Nacht daselbst zu bleiben. Das Nachtquartier versprach anscheinend beste Bequemlichkeit, da außer dem Wirt niemand sich im Hause befand.

Doch kaum hatte Kmiziz mit den drei Kiemlitsch und Soroka sich zum Abendessen niedergelassen, als von außen her das Rollen von Wagenrädern und Pferdegetrappel an ihr Ohr drang.

Da die Sonne noch am Himmel stand, eilte Kmiziz vor die Thür, um nachzusehen, ob nicht etwa eine schwedische Patrouille im Anzuge sei. Aber an Stelle der Schweden erblickte er einen Kutschwagen und zwei Gepäckwagen, umgeben von einer Eskorte bewaffneter Berittener.

Man sah auf den ersten Blick, daß irgend eine hohe Persönlichkeit herangefahren kam. Vor den Kutschwagen waren vier gute preußische Klepper gespannt, mit starkknochigen Beinen und etwas eingebogenen Rücken. Ein Pferdejunge saß auf einem der Leitpferde und hielt zwei schöne Hunde an der Leine. Der Kutscher auf dem Bock und der Leibjäger trugen ungarische Livree und der Herr selbst, auf dem hinteren Sitz des Wagens bequem hingelehnt, war in einen Wolfspelz ohne Aermel gehüllt, welcher vorn mit glänzenden vergoldeten Knöpfen geschlossen war.

Die Gepäckwagen waren hochbeladen und jeder derselben von vier mit Säbeln und Flinten bewaffneten Dienern begleitet.

Der Herr konnte kaum zwanzig Jahre zählen. Er hatte ein gerötetes, pausbackiges Gesicht, überhaupt war ihm anzusehen, daß er einen guten Appetit hatte und Speise und Trank nicht kargte.

Als der Wagen hielt, sprang der Leibjäger vom Bock, um seinem Herrn beim Aussteigen behilflich zu sein, doch dieser

winkte, als er Kmiziz erblickte, diesem heranzutreten, indem er gleichzeitig rief:

„Komm einmal her, Freundchen!“

Doch anstatt sich zu nähern, trat Kmiziz in die Schenke zurück, denn die vertrauliche Anrede machte ihn zornig. Er hatte sich noch nicht recht in seine veränderte Lage hineingefunden und weder der graue Pelzrock, noch die Vertraulichkeit des Fremden behagte ihm. Er trat daher zurück an den Tisch und setzte sich wieder zum Essen nieder. Der Fremde folgte ihm auf dem Fuße.

Als er eintrat, zwinkerte er mit den Augen, denn in der Stube war es dämmerig und das Feuer in dem Kamin verbreitete nur eine mäßige Helle.

„Warum kommt denn niemand heraus, wenn ich vorfahre?“ frug der fremde Herr.

„Weil der Schenkwirt in die Kammer gegangen ist und wir selbst Reisende sind, wie ihr,“ versetzte Kmiziz.

„Ich danke für die Auskunft. Was für ein Reisender seid ihr?“

„Ein Edelmann, der mit Pferden handelt.“

„Und sind eure Begleiter auch Adlige?“

„Sie sind Stellenbesitzer vom Kleinadel.“

„Dann seid mir gegrüßt, meine Herren! Wohin führt Gott euch?“

„Von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, um die Koppel loszuwerden.“

„Wenn ihr hier übernachtet, dann will ich mir vielleicht etwas auswählen. Erlaubt ihr, daß ich mich zu euch setze?“

Der Fremde hatte zwar gefragt, ob es erlaubt sei, aber in einem Tone, als ob es selbstverständlich wäre, daß man seine Gesellschaft als Ehre betrachtete; er irrte auch nicht, denn der junge Pferdehändler antwortete artig:

„Wir bitten Ew. Gnaden ehrerbietig, obgleich wir mit nichts anderem aufzuwarten haben, als mit Erbsen und Bratwurst.“

„Ich führe in meinen Kästen bessere Speisen mit mir,“ entgegnete der junge Herr, nicht ohne einen gewissen Hochmut, „aber mein Gaumen ist nicht verwöhnt und Erbsen mit Bratwurst sind, wenn sie gut mit Fett zubereitet sind, für mich die größte Leckerei, die ich kenne.“

Indem er das sagte, — er sprach sehr langsam, obgleich er ein lebendiges, ausdrucksvolles Auge hatte — setzte er sich auf die Bank. Als nun Kmiziz aber zur Seite rückte, um ihm einen bequemen Sitz zu schaffen, fügte er herablassend hinzu:

„Bitte, bitte, inkommodiert euch nicht. Unterwegs achtet man weniger auf den Rangunterschied und solltet ihr mich wirklich einmal mit dem Ellenbogen anstoßen, so würde mir auch nicht die Krone vom Kopfe fallen."

Kmiziz, welcher dem Fremden gerade die Schüssel mit dem Erbsenbrei zuschob und eine solche Behandlung nicht gewöhnt war, hätte dieselbe am liebsten dem aufgeblasenen Menschen an den Kopf geworfen, wenn nicht etwas so kolossal Lächerliches in dieser Selbstüberschätzung gelegen hätte, das jeden Zorn sofort im Keime erstickte. Kmiziz lächelte also und sprach:

„Die Zeiten sind aber jetzt darnach, daß sogar von den vornehmsten Häuptern die Kronen fallen, z. B. unser König Johann Kasimir müßte von rechtswegen zwei Kronen tragen; es ist ihm aber keine von beiden geblieben, statt dessen trägt er eine Dornenkrone . . ."

Bei diesen Worten blickte der Fremde Kmiziz scharf an, seufzte und sagte:

„Man spricht über diese Zeiten am besten nicht, höchstens mit vertrauten Personen."

Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Aber ihr habt einen treffenden Vergleich gemacht. Ihr habt wohl viel an Höfen bei feinen Leuten gedient, denn eure Rede zeugt von höherer Bildung, als eure Beschäftigung vermuten läßt."

„Ich bin mit verschiedenen Menschen zusammengetroffen und habe hier und da manches gehört, aber ich habe niemals bei jemandem gedient."

„Woher stammt ihr? bitte!"

„Von den Hufenbauern der Wojewodschaft Trozko."

„Es macht nichts, daß ihr von Hufenbauern stammt, wenn ihr nur geadelt seid. Das ist die Hauptsache. Was hört man in Litauen?"

„Nichts neues! Verräter giebt es überall."

„Verräter? Wie sagt ihr? Wen nennt ihr Verräter?"

„Alle diejenigen, welche den König und die Republik treulos verlassen haben."

„Ah, wie geht es dem Fürst-Wojewoden von Wilna."

„Man sagt, er sei krank. Der Atem geht ihm aus."

„Gott segne ihn; er ist ein edler Herr!"

„Bei den Schweden gilt er dafür, denn er hat ihnen die Thore der Republik geöffnet."

„Wie ich höre, seid ihr nicht von seiner Partei?"

Kmiziz merkte, daß der Fremde bei aller anscheinenden Gutmütigkeit sich abmühte, ihn auszuhorchen.

„Was scheert mich aller Parteihader!“ antwortete er. „Mögen sich andere damit beschäftigen . . . Ich habe nur die eine Sorge, daß die Schweden meine Pferde für sich requirieren könnten.“

„Dann hättet ihr sie an Ort und Stelle verkaufen sollen, denn auch in Podlachien können diejenigen Fahnen, welche gegen den Hetman aufständisch geworden sind, Pferde sehr gut brauchen, es mangelt ihnen an denselben.“

„Davon weiß ich nichts, denn ich verkehrte bisher nicht mit ihnen; aber — da fällt mir ein — ein durchreisender Herr hat mir in Lyck einen Brief an einen der Hauptleute mitgegeben, damit ich ihn gelegentlich bestellen soll.“

„Wie konntet ihr denn eine solche Bestellung annehmen, da ihr doch nicht nach Podlachien reisen wollt?“

„Ich wußte, daß in Schtschutschin eine Fahne der Konföderierten steht, und jener Herr sagte zu mir so: ‚Es bleibt sich gleich, ob ihr den Brief selbst abgebt, oder eine andere Gelegenheit für ihn findet, wenn ihr bei der Stadt vorüberkommt‘.“

„Aber das schickt sich vortrefflich, denn ich reise nach Schtschutschin,“ sagte der junge Herr.

„So flieht auch ihr vor den Schweden?“

Statt zu antworten, sah der Fremde den Herrn Kmiziz wieder scharf an und frug phlegmatisch:

„Warum sagt ihr denn ‚auch‘, wenn ihr doch nicht vor ihnen flieht, sondern sogar gedenkt, in das von ihnen okkupierte Land zu gehen, um ihnen eure Pferde zu verkaufen, wenn sie euch dieselben nicht vorher wegnehmen?“

Kmiziz zuckte die Schultern.

„Ich sagte ‚auch‘,“ entgegnete er, weil ich in Lyck viele Edelleute sah, die auf der Flucht vor ihnen waren, und was mich betrifft, nun — möge jeder ihnen so dienen, wie ich ihnen zu dienen gedenke; ich meine, die Republik würde ihnen alsbald zu enge davon werden.“

„Fürchtet ihr euch denn nicht, das auszusprechen?“ frug der Fremde erstaunt.

„Nein, denn ich bin nicht furchtsamer Natur, und zweitens, ihr, Herr, reiset nach Schtschutschin. In jener Gegend aber spricht jeder, was er denkt. Helfe Gott, daß die Reden bald zu Thaten werden.“

„Ihr seid für euren Stand sehr scharfsinnig, ja über euren Stand," wiederholte der Fremde mit Nachdruck. „Wenn ihr nun aber die Schweden verabscheut, warum geht ihr denn dann den Fahnen, welche sich gegen den Hetman empört haben, aus dem Wege? Es muß doch binnen kurzem zwischen ihnen und den Schweden zum Klopfen kommen."

„Das denke ich auch," antwortete Kmiziz.

„Na, also! Der Haß gegen die Schweden leuchtet euch aus den Augen! Warum schließt ihr euch nicht den Konföderierten an? Die können jetzt Arme und Säbel brauchen. Ihr kommt aus einer Gegend, wo man die Schweden noch nicht von der rechten Seite kennt; diejenigen, welche sie kennen, wie sie sind, haben die Bekanntschaft schon mit heißen Thränen begossen. In Großpolen werden schon jetzt dem Adel Daumschrauben angesetzt, obgleich er es war, der sich ihnen zuerst ganz freiwillig ergab. Sie requirieren und rauben, was nur fortzunehmen geht. Der General Stenbock hat zwar ein Manifest erlassen, daß alle diejenigen, welche sich ruhig in ihren Besitzungen halten würden, an Leben und Gut geschont werden sollten, aber die Kommandanten thun doch, was sie wollen, und hier bei uns wird es nicht anders kommen."

„Wie ich merke," sagte Kmiziz, „wünscht ihr den Schweden gerade soviel Gutes wie ich."

Der Fremde sah sich erst scheu um, beruhigte sich aber bald und fuhr fort:

„Ich traue eurem ehrlichen Gesicht, darum gestehe ich gern, daß ich den Schweden die Pest an den Hals wünsche. Wollt ihr mich nun an sie verraten, dann werde ich mit meinen Leuten mich zur Wehr setzen und lieber sterben, als mein Wort zurücknehmen."

„Ihr könnt sicher sein, daß das nicht geschieht. Euer mutiges Auftreten gefällt mir; auch das gefällt mir, daß ihr euer Besitztum verlaßt, denn die Schweden werden nicht verfehlen, an diesem sich für eure Abwesenheit zu entschädigen. Eine solche Vaterlandsliebe ist sehr löblich."

Ganz wider Willen hatte Kmiziz sich in den Ton eines Protektors hineingeredet, ohne daran zu denken, daß dieser Ton in seltsamem Widerspruch stand mit seinem Aeußern und seinem angeblichen Gewerbe. Doch der junge Herr bemerkte das augenscheinlich nicht, denn er antwortete mit listigem Blinzeln der Augen:

„So dumm bin ich nicht! Bei mir heißt es: erst komme

ich, dann andere. Was Gott uns bescheert, das sollen wir ehren. Ich habe mich bis zur Ernte und dem Ausdrusch ganz stille verhalten; erst als ich allen Erntesegen, das Inventar und Wirtschaftsgerät nach Preußen verkauft hatte, da sagte ich mir: jetzt ist es Zeit sich aufzumachen! Jetzt können sie sich meinethalben nehmen, was ihnen gefällt."

„Ihr mußtet doch aber den Grund und Boden zurücklassen mit den Gebäuden darauf."

„Bah! Ich habe ja die Starostei Wonsosch nur in Pacht vom Wojewoden von Masowien und mein Kontrakt ist gerade abgelaufen. Die letzte Rate ist noch nicht bezahlt und wird auch nicht bezahlt werden, denn wie ich höre, ist der Herr Wojewode auch zu den Schweden gegangen; dafür soll ihm der letzte Pachtzins verfallen."

Kmiziz lachte.

„Ihr seid ebenso vorsichtig wie tapfer," sagte er.

Der Fremde fuhr fort:

„Das muß man auch sein. Vorsicht! das ist die Hauptsache. Doch nicht davon wollte ich euch sprechen. Wenn ihr so schwer das Unglück fühlt, welches auf dem Vaterlande lastet, warum wollt ihr nicht zu jenen Tapferen nach Podlachien gehen? Ihr seht dreist und entschlossen aus und da ihr nicht von gemeiner Herkunft seid, so könnt ihr es zu etwas bringen, besonders wenn Gott reiche Beute giebt. Nur zusammenhalten muß man das seinige, dann quillt der Beutel schnell. Ich weiß zwar nicht, ob ihr eine eigene Stelle habt, aber ihr könntet sie haben."

Kmiziz kaute an seinem Barte, um nicht laut aufzulachen. Sein Gesicht zuckte halb vor unterdrücktem Lachen, halb vor Schmerzen in der verwundeten Wange.

„Sie werden euch dort mit Freuden aufnehmen und da ihr mir sehr wohlgefallet, so will ich euch in meinen besonderen Schutz nehmen. Ihr könnt meiner Protektion sicher sein."

Das junge Herrchen richtete sein pausbackiges Gesicht stolz in die Höhe, strich seinen Schnurrbart, dann frug er:

„Wollt ihr mein Kammerdiener werden? Ihr sollt nichts thun, als mir den Säbel nachtragen und die Aufsicht über mein Gesinde führen."

Jetzt konnte Kmiziz nicht länger an sich halten; er brach in lautes, fröhliches Lachen aus.

„Was habt ihr zu lachen?" frug der Fremde stirnrunzelnd.

„Ich lache vor Freude über den angebotenen Dienst," lautete die Antwort.

Aber der vornehme junge Herr war wirklich beleidigt.

„Ein Dummkopf hat euch solche Manieren gelehrt," sagte er. „Seht euch vor, mit wem ihr sprecht, damit ihr nicht zu vertraulich werdet."

„Verzeiht!" entgegnete Kmiziz heiter. „Ich weiß wirklich nicht, vor wem ich stehe."

Der junge Herr stemmte die Arme unter und vor Hochmut fast berstend, rief er bombastisch:

„Ich bin Herr Rzendzian aus Wonsosch!"

Kmiziz öffnete schon den Mund, um seinen angenommenen Namen zu nennen, da trat Bilous hastig ein.

„Herr Roman . . ."

Er stockte plötzlich, veranlaßt durch den drohenden Blick, welchen Kmiziz ihm zuwarf, und wurde verlegen. Endlich brachte er mit Anstrengung hervor:

„Es kommt eine Truppe Menschen, Herr!"

„Woher?"

„Von Schtschutschin her."

Kmiziz wurde bekümmert, aber er verbarg seine Besorgnisse, indem er schnell entgegnete:

„Seid auf eurer Hut. Ist die Truppe groß?"

„An die zehn Pferde."

„Haltet die Büchsen in Bereitschaft. Fort!"

Dann wandte er sich an Herrn Rzendzian aus Wonsosch:

„Sollten es am Ende Schweden sein?"

„Ihr reiset ihnen doch entgegen," entgegnete Herr Rzendzian, welcher seit dem Lachen den jungen Edelmann mißtrauisch betrachtete, „früher oder später müßt ihr doch mit ihnen zusammentreffen."

„Die Schweden wären mir auch lieber als anderes Gesindel, welches sich jetzt überall herumtreibt. . . . Wer Pferde zu Markte führt, der muß stets auf der Hut sein."

„Wenn es wahr ist, daß Herr Wolodyjowski in Sschtschutschin steht, so wird es wohl eine von ihm ausgeschickte Patrouille sein, die sich überzeugen soll, ob die Gegend sicher ist," entgegnete Herr Rzendzian.

Als Herr Andreas das hörte, ging er einigemale in der Stube auf und ab, dann setzte er sich in den dunkelsten Winkel derselben, da, wo der Rauchmantel des Schornsteins einen tiefen Schatten über die Tischecke warf.

Unterdessen hörte man Pferdegetrappel und kurze Zeit darauf traten mehrere Männer in die Schenkstube.

Der erste, welcher hereinkam, ein riesenhafter Mann, stampfte mit einem hölzernen Bein laut auf die lose aufliegenden Bretter der Diele. Als Kmiziz ihn erblickte, stockte ihm der Herzschlag.

Es war Jozwa Butrym, genannt Ohnefuß.

„Wo ist der Wirt?“ frug der Eingetretene, mitten in der Stube stehen bleibend.

„Hier! Zu dienen!“ antwortete der Wirt vortretend.

„Gebt den Pferden Hafer!“

„Ihr findet bei mir nichts davon, es wäre denn, daß diese Herren damit aushelfen wollen.“

Während er das sagte, wies der Wirt mit der Hand auf Rzendzian und den Pferdehändler.

„Wessen seid ihr?“ frug Rzendzian.

„Zuerst, wer seid ihr selbst?“

„Der Starost von Wonsosch.“

Man nannte Rzendzian allgemein nach der Starostei, die er in Pacht hatte und bei wichtigen Anlässen that er das selbst.

Jozwa Butrym wurde etwas verlegen, als er hörte, mit welcher hochgestellten Persönlichkeit er es zu thun hatte; er nahm daher die Mütze vom Kopfe, verneigte sich tief und sagte unterwürfigen Tones:

„Verzeihung, gnädiger Herr ... in der Dunkelheit kann man den Rang nicht erkennen.“

„Wessen Leute seid ihr?“ wiederholte der Starost seine Frage, indem er die Arme in die Seiten stemmte.

„Wir sind Laudaer, aus der früheren Fahne des Herrn Billewitsch, jetzt des Herrn Wolodyjowski.“

„Mein Gott! So ist Herr Wolodyjowski in Schtschutschin?“

„In eigener Person mit anderen Hauptleuten zusammen, welche aus Smudz herbeigekommen sind.“

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ rief der Starost erfreut aus. „Und wer sind die anderen Hauptleute?“

„Einer war Herr Mirski, aber den hat der Schlag unterwegs getroffen, dann sind da — Herr Oskierko, Herr Kowalski, zwei Herren Skrzetuski ...“

„Welche Skrzetuskis!“ rief der Starost. „Ist einer von ihnen der Herr Skrzetuski aus Burschetz?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Butrym, „ich habe nur gehört, daß der Sbarascher dabei ist.“

„Alle Heiligen! Das ist er, mein Herr!“

In demselben Augenblick besann er sich, wie seltsam ein solcher Ausruf im Munde eines Starosten klingen mußte und er setzte schnell hinzu:

„Mein Herr Gevatter, wollte ich sagen.“

Er log nicht, denn wirklich hatte er den ältesten Sohn Skrzetuskis als Nebenpate mit über die Taufe gehalten.

Unterdessen jagte im Kopfe Kmiziz' immer ein Gedanke den anderen. Zuerst war der Zorn in ihm erwacht; er hatte unwillkürlich nach dem Säbel gegriffen, denn ihm war bekannt, daß Jozwa die Niedermetzelung seiner früheren Kampfgenossen veranlaßt hatte und selbst sein verbissenster Gegner war. Der Kmiziz von früher hätte ihn jetzt ergreifen und vierteilen lassen, der Babinitsch bezwang sich nicht nur, nein, ihn beunruhigte sogar der Gedanke, daß er erkannt werden konnte. War dies der Fall, dann mußten ihm für seine Weiterreise die größten Hindernisse erwachsen und alle seine guten Vorsätze waren gefährdet. Es lag ihm alles daran, unerkannt zu bleiben. Darum rückte er noch tiefer in den Schatten, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, legte den Kopf zwischen die Handflächen und gab vor, zu schlafen.

Gleichzeitig flüsterte er dem neben ihm sitzenden Soroka zu:

„Gehe in den Stall, macht die Pferde marschbereit. Wir reiten die Nacht durch.“

Soroka stand auf und entfernte sich.

Kmiziz that, als schlafe er fest. Während er so dasaß, stürmten Erinnerungen auf ihn ein. Der Anblick dieser Menschen führte ihn zurück in die Lauda, nach Wodockt, in jenes Stückchen Vergangenheit, welches zerronnen war wie ein Traum. Als Jozwa vorhin gesagt hatte, daß sie zu der früheren Billewitschen Fahne gehörten, da hatte ihm das Herz gezittert, beim bloßen Klange dieses Namens. Er mußte denken, daß es eben um diese Abendzeit war, wo er durch seine plötzliche Ankunft, wie von dem Schneesturm hereingeweht, Olenka überrascht hatte, als sie an ebensolchem Kaminfeuer in Wodockt mit den Spinnerinnen in der Spinnstube gesessen, wo er sie zum erstenmal gesehen.

Trotz der geschlossenen Lider sah er das Mädchen auch jetzt deutlich in ihrer sanften Ruhe; — er erinnerte sich an alles, was geschehen war, wie sie sein Schutzengel hatte werden wollen, wie sie sich bemüht, ihn im Guten zu befestigen, vor dem Bösen zu behüten, ihn auf den Weg einer edlen Gesinnung zu führen. O, wenn er ihr doch gefolgt wäre! . . . . Sie hatte

gleich gewußt, auf welcher Seite die Tugend, die Pflicht und das Recht waren — und ach, mit milder Hand hätte sie ihn dorthin geführt, wenn er nur auf sie hätte hören wollen.

Die Liebe zu ihr faßte ihn so gewaltig, durch die Erinnerung genährt, flammte sie in dem Herzen des Herrn Andreas so glühend auf, daß er um ihretwillen selbst diesen Laudaschen Bären an sein Herz gedrückt hätte, ihn, der ihm die Waffengefährten erschlagen um des Namens Willen, den er genannt, um der Süßigkeit der Erinnerung wegen, die er damit geweckt.

Aus dieser Versunkenheit rüttelte ihn endlich der Klang seines eigenen Namens auf, welchen Butrym kurz nacheinander mehreremale nannte. Der Pächter von Wonsosch hatte ihn nach Bekannten gefragt und Jozwa erzählte ihm alles, was in Kiejdan seit jenem denkwürdigen Tage des Vertrages zwischen dem Hetman und den Schweden geschehen war. Natürlich kam in dieser Erzählung der Name Kmiziz wiederholt vor in Verbindung mit der ganzen fürchterlichen Schmach des Verrates. Davon, daß Herr Wolodyjowski, die Skrzetuskis und Sagloba ihm ihr Leben verdankten, davon wußte Jozwa nichts; statt dessen erzählte er folgendermaßen:

Unser Hauptmann hatte diesen Verräter in Billewitsche gefangen, wie den Fuchs in der Grube, und sogleich zum Tode führen lassen. Ich selbst habe ihn geführt und mich darüber gefreut, daß die Hand Gottes ihn erreicht; ich leuchtete ihm mit der Laterne von Zeit zu Zeit in die Augen, um zu sehen, ob ihn die Reue gepackt. Aber nein! er ging dreist den Weg zum Tode und dachte nicht daran, daß er vor Gottes Richterstuhl treten sollte. Und als ich ihm riet, sich wenigstens zu bekreuzen, da antwortete er mir: „Halt's Maul, Knecht! das ist nicht deine Sache!“ Wir stellten ihn hinter dem Dorfe unter einen Birnbaum und ich wollte schon „Feuer“ kommandieren, da fiel es dem Herrn Sagloba, welcher mit uns gegangen war, ein, seine Taschen zu durchsuchen. Er fand einen Brief darin, welchen er gleich entfaltete. „Leuchte!“ befahl er und begann zu lesen. Kaum hatte er angefangen zu lesen, als er plötzlich nach seinem Kopfe langte und schrie: „Jesus, Maria! führe ihn sofort zurück in den Herrenhof!“ Herr Sagloba sprang selbst auf das Pferd und ritt voraus, während wir ihm folgten in dem Gedanken, daß der Gefangene gemartert werden sollte, um noch etwas auszusagen. Aber woher denn! Sie ließen den Verräter laufen und es ist nicht meines Amtes, zu erforschen, was sie da herausgelesen haben, aber — ich hätte ihn

nicht laufen lassen. „Was hat denn in dem Briefe gestanden?“ frug der Pächter von Wonsosch.

„Ich weiß es nicht, aber ich denke mir, daß noch verschiedene Offiziere in den Händen des Wojewoden geblieben sind, die er hätte erschießen lassen, wenn wir ihm den Kmiziz erschossen hätten. Dazu mochte unser Hauptmann mit dem Fräulein Billewitsch Erbarmen haben, sie soll in Thränen zerflossen und ohnmächtig geworden sein, so daß man sie nicht zu sich bringen konnte .... Aber dennoch .... ich darf es ja nicht sagen, aber es war nicht gut, denn Luzifer selbst braucht sich der Schandthaten nicht zu schämen, die dieser Mensch vollbracht hat. Ganz Litauen hat über ihn zu klagen und wer ihn vom Erdboden vertilgt, der erwirbt sich ein Verdienst vor Gott und den Menschen, wie wenn er einen tollen Hund erschlagen hätte.“

Hier wurde das Gespräch wieder auf die Herren Wolodyjowski und Skrzetuski gelenkt und auf die Fahnen, welche in Podlachien standen.

„Es mangelt ihnen an Nahrungsmitteln,“ sagte Butrym, „denn die Güter des Hetman sind schon vollständig ausgeplündert; es giebt dort weder für Mann noch Maus etwas zu beißen und der Kleinadel in den Stellen ist arm, wie der bei uns in Smudz. Da haben die Hauptleute beschlossen, die Leute zu teilen und immer hundert Reiter zwei oder drei Meilen von einander zu postieren. Gott weiß, wie wir den Winter durchbringen werden.“

Kmiziz hatte so lange seine Ruhe bewahrt, als von ihm selbst die Rede gewesen. Jetzt, wo es sich um die Hauptleute handelte, machte er unwillkürlich eine Bewegung, wie wenn er aus seinem dunklen Winkel heraus rufen wollte:

„Wenn sie das thun, dann wird der Hetman euch alle einzeln ausnehmen, wie Krebse aus der Reuse.“

In demselben Augenblick aber wurde die Thür geöffnet und in den hellen Lichtschein, welcher vom Kamin aus auf dieselbe fiel, trat Soroka, welchen Kmiziz zuvor hinausgesandt hatte, um die Pferde zu satteln. Die Flamme beleuchtete grell das Gesicht des Wachtmeisters. Jozwa Butrym blickte ihn eine Weile lang scharf an, dann wandte er sich an Rzendzian und frug:

„Gehört dieser Mann zu dem Gefolge Ew. Gnaden? ... Mir deucht, ich sollte ihn kennen!“

„Nein,“ antwortete Rzendzian. „Er gehört zu jenen Adligen, welche Pferdehandel treiben.“

„Wohin wollt ihr?“ frug Jozwa, sich an die anderen Männer wendend.

„Nach Sobota,“ antwortete der alte Kiemlitsch.

„Wo liegt der Ort?“

„Unweit Piontek.“

Wie vordem Kmiziz, so glaubte Jozwa an einen unzeitigen Scherz des Alten und fuhr ihn stirnrunzelnd barsch an:

„Antworte, wenn man dich fragt!“

„Welches Recht hast du zu fragen?“

„Ein gutes, wie ich dir gleich beweisen kann, denn ich bin mit einer Patrouille ausgesandt, um auszukundschaften, ob die Gegend frei von verdächtigen Leuten ist. Mir scheint aber, du gehörst zu denen, welche nicht sagen wollen oder dürfen, weß Weges sie gehen!“

Kmiziz, voll Besorgnis, daß es zu einem Streit kommen könne, mischte sich beschwichtigend in die Rede, indem er sagte:

„Regt euch nicht auf, Herr Soldat! Piontek und Sobota sind zwei kleine Städte, wie andere auch; sie sind berühmt wegen der Pferdemärkte, die dort abgehalten werden. Wenn ihr mir nicht glauben wollt, so fragt den Herrn Starosten, der wird es bestätigen.“

„Ei freilich! Recht gern!“ sagte Rzendzian.

„Wenn es so ist,“ versetzte Butrym, „dann ist es etwas anderes. Aber wozu wollt ihr nach jenen Städten reisen? Ihr könnt eure Pferde ebensogut hier in Schtschutschin los werden; es fehlen uns viele, denn diejenigen, welche wir in Pilwischki aufgetrieben haben, langen nicht hin und her.“

„Es geht eben jeder dahin, wohin sein Weg ihn führt,“ entgegnete Kmiziz, „und wir müssen den unsrigen gehen.“

„Ich weiß zwar nicht, welcher Weg euch der bessere dünkt, mir scheint es aber, daß die Pferde bei uns bleiben, als daß ihr sie den Schweden zuführt und ihnen Spionendienste leistet.“

„Mich nimmt auch Wunder,“ mischte sich der Pächter von Wonsosch in das Gespräch, „daß diese Leute auf die Schweden schimpfen und trotzdem es so eilig haben, zu ihnen zu kommen.“

Hier wandte er sich an Kmiziz.

„Und ihr dort, seht mir auch wenig nach einem Pferdehändler aus, denn ich sah recht gut, den kostbaren Ring an eurer Hand. Solche Ringe tragen nur vornehme Kavaliere . . .“

„Wenn er euch so gut gefällt, Herr Starost, so kauft ihn mir doch ab; ich habe ihn in Lyck für zwei Thaler erstanden,“ versetzte Kmiziz.

„Zwei Thaler? . . . Dann kann er nicht echt sein! oder er ist gut nachgemacht . . . zeigt ihn mir doch!“

„Da nehmt, Ew. Gnaden.“

„Nun, könnt ihr euch nicht rühren? . . . Soll ich zu euch kommen?“

„Laßt mich! ich bin furchtbar müde.“

„Ei, Brüderchen! Man könnte glauben, ihr wolltet euer Gesicht nicht sehen lassen,“ rief Rzendzian gereizt.

Ohne ein Wort zu sprechen, stand Jozwa bei diesen Worten auf, schritt auf den Kamin zu, nahm aus demselben einen brennenden Kienspan, ging, denselben hoch emporhebend, geradewegs auf Kmiziz zu und leuchtete ihm damit in das Gesicht.

In demselben Augenblick richtete sich Kmiziz in seiner ganzen Höhe auf. Während einiger Sekunden standen die beiden Männer sich Auge in Auge gegenüber. Plötzlich entfiel der Kienspan der Hand Jozwas, im Fallen tausend Funken versprühend.

„Jesus, Maria!“ schrie Butrym, „das ist Kmiziz.“

„Ich bin es!“ antwortete Kmiziz, nachdem er gesehen, daß er sich nicht länger verborgen halten konnte.

Im nächsten Augenblick aber hatte Butrym sich von seinem Schrecken erholt.

„Herbei! Kommt herbei!“ schrie er seinen im Flur befindlichen Soldaten zu.

Und Kmiziz am Genick packend, redete er in diesen hinein:

„Du also bist es, Höllensohn, Verräter, du Teufel in Menschengestalt. Einmal schon bist du mir entschlüpft, jetzt willst du verkleidet zu den Schweden? Warte, Judas, jetzt halte ich dich fest!“

Auch Herr Andreas hatte seinen Gegner gepackt und Kosmus und Damian, die sogleich von ihren Sitzen aufgesprungen waren und mit ihren struppigen Köpfen fast an die Decke stießen, wandten sich an ihren Vater mit der Frage:

„Zuschlagen, Vater?“

„Zuschlagen!“ antwortete der Alte, seinen Säbel ziehend.

Jetzt sprang die Thüre auf; die Soldaten Jozwas stürzten in die Schenkstube, aber ihnen nach drängte auch schon das Gesinde des Kiemlitsch.

Jozwa hielt den Herrn Andreas mit der Linken am Genick fest, während er mit der Rechten sein Rapier zog und dasselbe mit blitzartiger Geschwindigkeit um sich schwang. Aber auch Herr Andreas, obgleich nicht mit so riesenhafter Stärke ausgestattet wie jener, preßte wie mit eiserner Zange den Hals

Butryms, daß ihm die Augen zum Kopfe herausquollen. Der Riese bemühte sich, die Hand Kmiziz' mit dem Griff seines Rapiers zu treffen, aber vergebens, denn Herr Andreas schlug mit dem Griff seines Säbels auf den Schädel Butryms los. Die Finger Jozwas, welche das Genick des Gegners hielten, löſten sich plötzlich, der Riese schwankte und taumelte von einem Schlage Kmiziz' getroffen, hintenüber. Kmiziz versetzte ihm noch einen Stoß, um freien Raum zum Zuschlagen zu gewinnen, dann schlug er ihm mit voller Wucht den Säbel in das Gesicht. Wie eine gefällte Eiche stürzte Jozwa rücklings nieder und fiel mit dem Hinterkopf auf die Diele.

„Schlagt zu!" schrie Kmiziz, in welchem durch diesen Angriff wieder die alte Mordlust erwacht war.

Es bedurfte aber dieser Aufmunterung nicht, denn die beiden jungen Kiemlitsch schlugen bald mit den Säbeln, bald stießen sie wie die Stiere mit den Köpfen um sich, mit jedem Stoß einen Mann niederstreckend, während der Alte hinter ihnen stehend nur zwischen den Hieben der Klingen seiner Söhne hindurch mit seinem Säbel Stiche austeilte und Soroka die Gegner hart bedrängte. Die Diener Rzendzians, welche ebenfalls herzugeeilt waren, erhielten auch einen Teil der für die Laudaer bestimmten Schläge, da sie selbst in Ungewißheit, wem sie beistehen und wen sie angreifen sollten, trotz der Zurufe ihres Herrn, bald diese, bald jene Partei angriffen.

Der Widerstand der Laudaer wurde von Minute zu Minute schwächer; der Sturz ihres Anführers und der Name Kmiziz, hatte sie entmutigt. Rzendzian hielt sich vorsichtig dem Kampfe fern; er hatte nur den Wunsch, Kmiziz zu erspähen und ihn fest vor den Schuß zu bekommen, um ihn niederzuschießen, aber in der Dämmerung, die in der Stube herrschte, und in dem Getümmel, entschwand ihm die Gestalt des Gefürchteten immerwährend. Unterdessen hatte der Wirt sich stillschweigend mit einem Eimer voll Wasser zwischen den Kämpfenden durchgeschlichen und das Feuer im Kamin ausgegossen. In der Stube wurde es stockfinster; die Kämpfenden bildeten einen dichten Knäuel und schlugen nur noch mit den Fäusten aufeinander ein. Es wurde plötzlich still, man hörte nur noch schwere Atemzüge und Poltern von Stiefelsohlen. Zuerst sprangen die Leute Rzendzians durch die ausgehobene Thür ins Freie, die Laudaer hinterdrein und zuletzt die Leute Kmiziz'.

Die Verfolgung begann draußen durch den Flur in die Ställe und Remisen. Es fielen einige Schüsse; menschliche

Rufe und das Quicken von Pferden wurden laut. Das Gefecht dauerte noch eine kleine Weile um die Wagen Rzendzians herum, da die Leute des Starosten sich unter dieselben verkrochen hatten. Auch die Laudaer hatten Schutz dort gesucht, und hier geschah es, daß die Pferdeknechte ein paar Schüsse auf sie abfeuerten, in der Meinung, es wären alle Feinde.

„Ergebt euch!“ schrie der alte Kiemlitsch, indem er mit seinem Säbel zwischen die Speichen eines Rades fuhr und blindlings zustieß.“

„Halt! wir ergeben uns!“ antworteten einige Stimmen.

Und die Dienerschaft aus Wonsosch warf ihre Säbel und Sturmhaken unter dem Wagen hervor; sie selbst wurden an Armen und Beinen von den Söhnen des Alten darunter hervorgezogen, während der Alte rief:

„Schnell! Zu den Wagen! Nehmt, was ihr könnt!“

Die Jungen ließen sich das nicht zweimal sagen und schon flogen die ersten Beutestücke von den schwerbeladenen Wagen herab, als plötzlich die Donnerstimme Kmiziz's rief: „Halt!“

Und gleichzeitig fielen kräftige Hiebe mit der flachen Klinge auf sie nieder.

Kosmus und Damian sprangen schnell zur Seite.

„Ew. Liebden! . . . Dürfen wir nicht!“ frug demütig der Alte.

„Wehe euch!“ schrie Kmiziz. „Sucht mir den Starosten.“

Sie flogen wie der Wind davon, Kosmus, Damian und hinterdrein der Alte. Nach einer Viertelstunde erschienen sie wieder; sie führten den Starosten, welcher, als er Kmiziz erblickte, sich tief verneigte und sprach:

„Mit Verlaub Ew. Liebden, mir geschieht Unrecht, denn ich habe keinen Streit gesucht und es steht einem jeden frei, seine Bekannten zu besuchen . . .“

Kmiziz stand auf seinen Säbel gestützt; er atmete schwer und schwieg still. Also sprach Rzendzian weiter:

„Ich habe weder den Schweden noch dem Hetman ein Unrecht zugefügt, ich reise nur zu dem Herrn Wolodyjowski, denn er ist mein guter Bekannter, wir haben in Reußen gemeinschaftlich gekämpft. Ich habe keine Veranlassung, mir Beulen zu holen . . . Auch in Kiejdan war ich nicht und weiß nicht, was dort geschehen ist . . . Ich will nur mit heiler Haut fortkommen und das, was mir Gott gegeben hat, in Sicherheit bringen . . . denn ich habe nichts gestohlen, sondern was ich besitze,

im Schweiße meines Angesichts erworben .... alles andere kümmert mich nichts! Lassen mich Ew. Liebden in Ruhe weiterziehen! . . ."

Noch immer atmete Kmiziz schwer und blickte zerstreut auf den Starosten.

„Ich bitte Ew. Gnaden demütig," begann dieser von neuem. „Ew. Gnaden wissen, daß ich diese Leute nicht kannte und nicht ihr Freund war. Was kann ich dafür, daß dieselben Ew. Gnaden angegriffen haben? Wenn es nicht anders sein kann, so will ich mich und meine Diener loskaufen, obgleich ich nur ein armer Schlucker bin . . . ich will jedem eurer Soldaten einen Thaler . . . nein, zwei Thaler geben und auch Ew. Gnaden wollen etwas von mir annehmen."

„Deckt die Wagen zu!" rief plötzlich Kmiziz.

„Ich danke unterthänigst!" sagte der Herr Pächter von Wonsosch.

Da trat der alte Kiemlitsch heran, streckte die Unterlippe mit den Resten seiner Zähne vor und klagte mit jämmerlicher Stimme.

„Ew. Liebden . . . das ist unser . . . Spiegel der Gerechtigkeit . . . unsere Beute."

Doch Kmiziz maß ihn mit einem einzigen Blick, der den Alten sofort verstummen machte; er krümmte sich fast bis zur Erde und sprach kein Wort weiter.

Die Diener Rzendzians begannen eiligst die Pferde vor die Wagen zu spannen. Kmiziz wandte sich jetzt an den Herrn Starosten:

„Nehmt alle Verwundete und Tote, die sich hier befinden," sagte er, „bringt sie dem Herrn Wolodyjowski und sagt ihm von mir . . . ich sei nicht sein Feind, sondern ein besserer Freund als er denkt . . . Aber ich wollte ihn jetzt meiden, weil die Zeit noch nicht gekommen ist, wo wir uns begegnen können . . . später vielleicht wird er mir glauben, jetzt nicht, denn ich habe nichts, womit ich ihn überzeugen könnte . . . vielleicht später! . . . Merkt wohl auf! Erzählt ihm, daß diese Leute mich überfallen haben und ich mich nur gewehrt habe."

„So war es, nach der Gerechtigkeit," sagte Rzendzian.

„Wartet noch! Sagt dem Herrn Wolodyjowski noch, sie möchten alle zusammenhalten. Radziwill wird gegen sie zu Felde ziehen, sobald die von Pontus erwarteten Hilfstruppen eingetroffen sein werden. Vielleicht ist er schon unterwegs.

Beide, er und Boguslaw, stehen in Unterhandlungen mit dem Kurfürsten, der Aufenthalt an der Grenze ist gefährlich. Vor allem sollen sie alle beisammen bleiben, sonst werden sie elend zu Grunde gehen. Der Wojewode von Witebsk will versuchen, nach Podlachien vorzudringen . . . sie mögen ihm entgegen ziehen, damit sie ihm im Falle der Not beispringen können."

„Ich will getreulich alles berichten, wie wenn ich dafür bezahlt würde," sagte Rzendzian.

„Sagt ihm," er möge glauben, obgleich Kmiziz spricht, Kmiziz ist, welcher warnt, „er möge mir glauben. Sie sollen alle zusammenhalten, alle Hauptleute, und bedenken, daß sie alle zusammen eine stärkere Macht ausmachen, wie vereinzelt. Ich wiederhole: der Hetman ist schon unterwegs und ich bin dem Herrn Wolodyjowski kein Feind."

„Wenn Ew. Gnaden mir ein Beglaubigungszeichen mitgeben wollten, dann wäre es besser," sagte Rzendzian.

„Wozu das?"

„Weil auch der Herr Wolodyjowski mehr Vertrauen in eure Aussage setzen würde, wenn ihr dieselbe durch ein sichtbares Zeichen bekräftigt."

„So nehmt diesen Siegelring — obgleich ich meine, daß ich Wahrzeichen in genügender Anzahl auf diesen Köpfen hier zurücklasse, die ihr dem Herrn Wolodyjowski bringen sollt."

Mit diesen Worten zog er den Ring von seinem Finger, nach welchem Rzendzian bereits hastig die Hand ausgestreckt hatte, und gab ihn dem Starosten.

„Unterthänigsten Dank, Ew. Gnaden," beeilte Rzendzian sich zu sagen, indem er sich tief verneigte.

Eine Stunde später fuhr er samt seinen Dienern und Gepäck, welches nur wenig in Unordnung geraten war, ruhig nach Schtschutschin zu. Er führte drei Tote und mehrere Verwundete mit sich, unter denen sich auch Butrym mit zerhauenem Gesicht und zerschlagenem Kopfe befand.

Während der Fahrt betrachtete der Herr Pächter von Wonsosch den Ring, dessen Stein im Mondschein gar herrlich funkelte, und sann nach über den seltsamen, schrecklichen Menschen, welcher den Konföderierten so viel Böses gethan, dem Radziwill und den Schweden seine Dienste geweiht und dennoch augenscheinlich die Konföderierten vom Verderben retten wollte.

„Denn, seine Warnung war ehrlich gemeint," sprach Rzendzian vor sich hin, „es ist immer besser, zusammenzuhalten.

Aber warum warnt er sie? Doch wohl aus Zuneigung für den Herrn Wolodyjowski, welcher ihm in Billewitsche das Leben geschenkt hat! Bah! diese Zuneigung kann aber dem Hetman sehr teuer zu stehen kommen. Ein seltsamer Mensch, fürwahr! Er dient dem Radziwill, er will den Konföderierten wohl und ... er geht zu den Schweden.... Das verstehe ein Anderer, nicht ich...."

Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Er ist ein freigebiger Herr ... nur ist es gefährlich, ihm in den Weg zu kommen."

Ebenso sehr und ebenso resultatlos wie Rzendzian zerbrach der alte Kiemlitsch sich den Kopf; er konnte keine Antwort finden auf die Frage: „Wem eigentlich dient Herr Kmiziz?"

„Er will zum Könige und schlägt die Konföderierten tot, die doch zur Partei des Königs gehören. Was soll das heißen? Den Schweden traut er auch nicht, denn er verbirgt sich vor ihnen .... was soll mit uns werden?"

Als er sich vergeblich nach einer Lösung des Rätsels abgemüht hatte, wandte er sich zornig an seine Söhne:

„Ihr Schelme!" schalt er. „Ihr sollt ohne meinen Segen in die Grube fahren! Konntet ihr nicht wenigstens die Toten durchsuchen?"

„Wir haben uns gefürchtet," antworteten Kosmus und Damian.

Nur Soroka war zufrieden; er trottete vergnügt hinter seinem Hauptmanne her.

„Der böse Zauber ist gewichen," dachte er, „der Bann gelöst, da wir diese bezwungen haben. Ich bin begierig, gegen wen wir nun losziehen werden."

Aber das war ja einerlei; ebenso, wohin der Weg jetzt führen würde.

Es wagte niemand, sich Kmiziz zu nähern, oder ihn nach etwas zu befragen; der junge Hauptmann ritt finster und in sich gekehrt dahin. An ihm nagte der Schmerz, daß er diese Männer hatte töten müssen, an deren Seite zu kämpfen sein größtes Verlangen war. Aber wenn er sich auch auf Gnade oder Ungnade ergeben hätte, was hätte Herr Wolodyjowski von ihm denken sollen, wenn man ihn in dieser Verkleidung als Pferdehändler vor ihn geführt hätte, der im Begriff stand, eine Koppel Pferde in das von den Schweden okkupierte Land zu bringen und Geleitscheine an die schwedischen Kommandanten in der Tasche hatte.

„Ach, die alten Sünden verfolgen mich . . . .“ sagte er sich . . . . „Ich will vor ihnen fliehen, weit, weit fort und du, mein Gott führe mich!“

Er fing wieder an heiß und inbrünstig zu beten und mit seinem Gewissen Zwiesprache zu halten.

„Wieder geht dein Weg über Leichen und es sind keine Schweden, die du getötet hast,“ sagte das Gewissen.

„Gott sei mir gnädig! . . . .“ antwortete ihm Kmiziz. „Ich gehe zu meinem Herrn, dort soll mein Dienst beginnen.“

5. Kapitel.

Als der Pächter von Wonsosch in Schtschutschin anlangte, war es tief in der Nacht. Nachdem er sich bei der Wache gemeldet hatte, machte er es sich mit seinen Leuten auf dem Marktplatze bequem, denn die Häuser waren von den Soldaten besetzt, deren so viele waren, daß sie nicht einmal alle darin untergebracht werden konnten. Man nannte wohl Schtschutschin eine Stadt, obgleich sie weder Wälle, noch ein Rathaus, noch eine Gerichtsbarkeit, noch auch nur ansehnliche Häuser, sondern Hütten besaß. Sie war aber im Quadrat erbaut und besaß einen sogenannten Ring, welcher übrigens nicht viel weniger kotig war, als der Moorboden, an welchem das Städtchen lag.

Nachdem Rzendzian unter der warmen Pelzhülle ausgeschlafen hatte, begab er sich, sobald es anging, zu Herrn Wolodyjowski, der ihn nach so langer Trennung auf das Freudigste begrüßte und ihn sogleich in die Quartiere der Herren Skrzetuski und Sagloba führte. Beim Anblick seines früheren Herrn, mit welchem zusammen er so viele Abenteuer und Gefahren bestanden, in dessen Diensten er sich das erworben hatte, was er besaß, brach der junge Herr in Thränen aus. Ohne sich seines früheren Dienstverhältnisses zu schämen, küßte er dem Herrn Johann wiederholt die Hände und rief schluchzend ein über das andere Mal:

„O, mein Herr! mein lieber Herr! . . . . Wie sehen wir uns wieder; was sind das für Zeiten! . . . .“

Und sie begannen alle über die schwere Zeit zu klagen, zuletzt sagte Herr Sagloba:

„Aber du, Rzendzian, hast verstanden, das Glück immer am Ohre fest zu halten, denn wie ich sehe, bist du ein Herr geworden. Gedenkst du noch, wie ich immer prophezeit habe, daß

wir unsere Freude an dir haben werden, wenn man dich nicht etwa aufhängt! .... Wie geht es dir also und was treibst du jetzt?"

„Mein Herr!" antwortete Rzendzian. „Für was sollte man mich auch aufhängen?" Ich thue nichts Unrechtes, diene Gott, und wenn ich jemals Verrat geübt habe, so geschah es an den Feinden, und das ist keine Sünde, sondern eher ein Verdienst, und wenn ich jemanden überlistet habe, so habe ich nicht umsonst meine Jugend in eurer Nähe verbracht, und Gelegenheit genug gehabt, euch eure Listen und Kniffe abzulauschen."

„O, o! ist es möglich! .... Seht einmal an!" sagte Herr Sagloba.

„Wenn du mich für deine Sünden verantwortlich machen willst, dann laß mir wenigstens einen Teil der Früchte deiner Unthaten noch bei meinen Lebzeiten zukommen. Willst du allein die Annehmlichkeiten der unter den Kosaken gesammelten Reichtümer genießen, während ich für deine Habsucht büßen soll?"

„Gott ist gnädig, Herr! Aber ich genieße nicht allein, denn ich habe mit dem Ertrage der mit den bösen Nachbarn geführten und gewonnenen Prozesse meine alten Eltern in der Heimat ansässig gemacht, wo sie jetzt in Ruhe ihre alten Tage verbringen, während ich nebenbei mich nähre, so gut es geht."

„Du wohnst also nicht mehr in Rzendziany?" frug Herr Johann Skrzetuski.

„Nein; ich wohne in Wonsosch und brauche mich nicht zu beklagen, denn Gott hat meine Arbeit gesegnet. Als ich aber hörte, daß die Herren in Schtschutschin sind, da hielt es mich nicht länger dort, denn ich sagte mir: Man merkt, es ist Zeit sich wieder zu rühren, der Krieg beginnt."

„Gestehe nur lieber, daß die Schwedenfurcht dich aus Wonsosch vertrieben hat," sagte Sagloba.

„Die Schweden sind noch nicht bis zu uns vorgedrungen, höchstens einmal eine kleine Patrouille, denn die Bauern in unserer Gegend sind giftig auf sie."

„Da bringst du mir ja eine gute Neuigkeit," sagte Herr Wolodyjowski. „Ich habe erst gestern eine Patrouille ausgeschickt, um Kunde über die Stellungen der Schweden einzuziehen, da man nicht wissen kann, ob wir uns längere Zeit ungefährdet hier aufhalten können. Meine Leute haben dich wohl mit hierher geführt?"

„Eure Leute? ... Ach nein! Aber ich habe sie hergeführt,

vielmehr hergefahren, denn nicht einer von ihnen ist imstande, allein zu Pferde zu sitzen."

„Was ist? . . . Was sprichst du? . . . Was ist geschehen?" frug Wolodyjowski erregt.

„Man hat sie jämmerlich zerhauen," erklärte Rzendzian.

„Wer hat das gethan?"

„Herr Kmiziz."

Die Herren sprangen entsetzt von ihren Sitzen, während sie alle durcheinander schrieen:

„Wer? Was? Kmiziz? Was hat der hier zu schaffen? . . . Ist etwa der Fürst-Hetman schon in der Nähe? Schnell! erzähle, was du weißt."

Herr Wolodyjowski war schon hinausgestürmt, um die ganze Tragweite des Geschehenen zu untersuchen.

„Hast du Kmiziz mit eigenen Augen gesehen?" frug Sagloba.

„So wie ich euch sehe!"

„Und mit ihm gesprochen?"

„Wie sollte ich nicht, da wir doch in derselben Schenke in Pokrschyk zusammen waren. Wir verplauderten über eine Stunde miteinander; ich klagte über die Schweden und er that dasselbe . . ."

„Er . . . er hat über die Schweden geklagt?" frug Skrzetuski ungläubig.

„Wie über den Teufel, sage ich euch, obgleich er zu ihnen wollte."

„Hatte er viele Soldaten bei sich?"

„Gar keine, nur ein paar bewaffnete Knechte, mit gräßlichen Mäulern, wie sie die Knechte des Herodes gehabt haben mochten, welche die Knäblein mordeten. Er gab sich als Pferdezüchter und -händler aus, aber ich durchschaute ihn sogleich, denn er sprach zu gebildet für solchen Gewerbetreibenden und trug diesen Ring hier am Finger . . . Da seht!"

Bei diesen Worten hielt Rzendzian den blitzenden Stein den Herren dicht unter die Augen.

„Wahrhaftig!" riefen sie fast einstimmig; „er hat ihm das Kleinod schon abgeschwindelt! Daran allein würden wir dich erkennen."

„Mit Verlaub! das ist nicht wahr; ich bin ein Edelmann und fühle mich als solcher; ich bin kein Schwindler! Diesen Ring hat mir Kmiziz selbst gegeben zum Zeichen, daß er die Wahrheit sprach. Ich werde bald seine Worte wiederholen, denn es handelt sich um unsere Haut."

„Wieso?" frug Sagloba.

Da kehrte Herr Wolodyjowski zurück; er war sehr aufgeregt und blaß vor Zorn. Indem er seine Mütze auf den Tisch warf, rief er:

„Das übersteigt alle Begriffe. Drei Mann sind tot und Jozwa Butrym so schwer getroffen, daß er kaum noch atmet!"

„Jozwa Butrym, dieser Riese?" versetzte Sagloba aufs Höchste erstaunt.

„Herr Kmiziz hat ihn vor meinen Augen niedergeschmettert," warf Rzendzian ein.

„Hört mir mit diesem Herrn Kmiziz auf!" schrie Wolodyjowski aufgebracht. „Wo dieser Mensch hinkommt, läßt er Leichen zurück! Genug davon! Wir sind quitt, Kopf um Kopf! . . . Jetzt beginnt eine neue Abrechnung . . . er hat mir meine Leute erschlagen, sie ahnungslos überfallen . . . das kommt auf sein Kerbholz . . ."

„Der Wahrheit die Ehre!" versetzte Rzendzian; „er hat sie gar nicht überfallen, vielmehr hat er sich in den dunkelsten Winkel vor ihnen versteckt, um nicht erkannt zu werden."

„O du! Anstatt ihnen zu helfen, sprichst du ihm das Wort?" schrie Wolodyjowski heftig erzürnt.

„Alles, was recht ist . . . Meine Leute wollten ihnen helfen, aber es mißlang in dem Tumult; sie bekamen selber Hiebe. Daß ich mit dem Leben und meinen Sachen so glimpflich davonkam, das verdanke ich nur der verständigen Entscheidung des Herrn Kmiziz. Hört, meine Herren, wie sich alles zugetragen hat."

Nun begann Rzendzian ausführlich zu berichten, was das Gefecht in Pokrschyk veranlaßt hatte; er vergaß nicht die geringste Kleinigkeit, und als er endlich dazu kam, auszurichten, was Kmiziz ihm zu sagen aufgetragen, da waren die Gefährten alle sprachlos vor Staunen.

„Hat er das wirklich selbst gesagt?" frug Sagloba.

„Er selbst!" antwortete Rzendzian. „Ich — so sprach er — bin weder dem Herrn Wolodyjowski noch den Konföderierten feindlich gesinnt, obgleich sie es glauben. Das wird später offenbar werden; unterdessen sollen sie um Gotteswillen sich zusammenhalten, sonst nimmt sie der Wojewode von Wilna einzeln aus, wie Krebse aus der Reuse."

„Und sagte er, daß der Wojewode schon im Anzuge ist?" frug Herr Skrzetuski.

„Er sagte nur, daß Radziwill sofort nach Podlachien aufzubrechen gedenkt, sobald die schwedischen Hilfstruppen ankommen."

„Was denkt ihr darüber, meine Herren," frug Wolodyjowski, indem er einen nach dem anderen der Gefährten anblickte."

„Es ist eine wunderbare Geschichte!" meinte Sagloba. „Entweder wird dieser Mensch zum Verräter an Radziwill, oder er will uns eine Falle stellen. Aber inwiefern? Sein Rat, uns zusammenzuhalten, kann uns doch keinen Schaden bringen?"

„Nur, daß wir Hungers sterben," entgegnete Wolodyjowski. „Eben jetzt habe ich Nachrichten erhalten, daß Schyromski, Kotowski und Lipnizki ihre Fahnen über die ganze Wojewodschaft verstreuen müssen, da sie sich zusammen nicht mehr ernähren können."

„Wie aber nun, wenn Radziwill wirklich käme?" versetzte Stanislaus Skrzetuski. „Wer soll ihm dann Widerstand leisten?"

Keiner der Herren wußte eine Antwort auf diese Frage, denn es lag vollkommen klar, daß, wenn der Hetman die Streitkräfte der Konföderierten zersplittert vorfand, er sie mit Leichtigkeit vernichten konnte.

„Eine wunderbare Geschichte!" wiederholte Sagloba nachdenklich. Nach einer Weile setzte er hinzu.

„Kmiziz hat uns doch schon einmal bewiesen, daß er uns aufrichtig wohl will. Man könnte schließlich glauben, daß er sich wirklich von Radziwill losgesagt hat. Aber wozu stiehlt er sich dann verkleidet durch das Land, wohin geht er — zu den Schweden?"

Hier wandte er sich an Rzendzian:

„Er hat dir doch gesagt, daß er nach Warschau will?"

„Das hat er!" antwortete Rzendzian.

„Da haben wir es! Dort steht die schwedische Hauptmacht."

„Bah! er muß jetzt schon auf Schweden gestoßen sein, wenn er die Nacht durchgeritten ist," entgegnete Rzendzian.

„Ist euch je solch ein Mensch vorgekommen?" frug Sagloba, sich nach den Freunden umsehend.

„Er ist ein Gemisch von guten und bösen Eigenschaften, ein Gemengsel von Korn und Spreu," sprach Johann Skrzetuski. „Dennoch bin ich überzeugt, daß sein Rat aufrichtig gemeint ist. Ich weiß nicht, wohin und warum er verkleidet reist, jedenfalls ist die Warnung eine ehrliche und wir werden gut thun, ihr zu folgen. Wer weiß, ob er nicht zum zweitenmale unser Lebensretter wird."

„Aber um des Himmelswillen!" rief Herr Wolodyjowski. „Wie soll der Fürst hierherkommen, wenn doch die Truppen Chowanskis und Soltarenkas ihm im Wege liegen. Mit uns

ist es etwas anderes; einzelne Fahnen schleichen sich schon durch, wie auch Kmiziz mit seinen wenigen Leuten — aber der Hetman mit seiner großen Heeresmacht, — er müßte denn jene erst schlagen . . ."

Herr Wolodyjowski hatte seine Rede noch nicht vollendet, als die Thür geöffnet wurde und ein Knappe hereintrat.

„Es ist ein Bote mit einem Briefe an den Herrn Hauptmann angekommen," sagte er.

„Her damit!" befahl Wolodyjowski.

Der Knappe ging und kehrte bald darauf mit dem Briefe zurück. Herr Wolodyjowski erbrach das Siegel und begann zu lesen:

„Ich will heute noch das mitteilen, was ich dem Pächter von Wonsosch gestern nicht mehr sagen konnte. Der Hetman hat selbst Truppen genug, Euch zu bekriegen; er wartet nur darum auf die schwedischen Hilfstruppen, um scheinbar unter dem Oberbefehl des Königs von Schweden den Feldzug gegen Euch zu unternehmen. Wenn dann die Septentrionäre es wagen, ihn anzugreifen, dann müßten sie auch die Schweden in den Kampf verwickeln, und das wäre gleich einer Kriegserklärung gegen den König von Schweden. Das aber werden sie ohne vorhergegangenen Befehl ihrer Oberbefehlshaber nicht wagen, denn sie fürchten die Schweden und werden daher die Verantwortung für einen Krieg mit ihnen nicht auf sich nehmen. Sie sind schon dahintergekommen, daß Radziwill ihnen überall mit Absicht Schweden entgegenstellt, denn wenn sie auch nur einen derselben totschießen, dann ist der Krieg erklärt. Die Septentrionäre wissen selbst nicht, was sie thun sollen, seit Litauen zu den Schweden übergegangen ist; sie stehen an der Grenze entlang und haben Waffenstillstand eintreten lassen. Darum werden sie sich auch hüten, den Radziwill aufzuhalten, wenn er gegen Euch aufbricht; er wird ungesäumt kommen und Euch der Reihe nach niedermetzeln, wenn Ihr nicht zusammenhaltet. Um Gotteswillen thut das und bittet den Wojewoden von Witebsk, schleunigst zu Euch zu stoßen, denn auch ihm steht der Weg durch das von den Septentrionären besetzte Gebiet frei, so lange diese nicht zur Besinnung kommen. Ich wollte Euch unter fremdem Namen warnen, damit Ihr eher glaubt, was ich sage; es ist aber nun doch offenbar, von wem die erste Warnung kam, darum unterschreibe ich den eigenen. Ihr seid verloren, wenn Ihr mir nicht glaubt; ich bin nicht mehr der, welcher ich war, und so Gott will, werdet Ihr mehr von mir hören.

Kmiziz."

„Ihr wolltet wissen, wie Radziwill zu uns gelangen könnte, da habt ihr die Antwort!" sagte Johann Skrzetuski.

„Es ist wahr . . . er hat recht, sein Rat ist gut!" antwortete Wolodyjowski.

„Zweifellos!" rief Sagloba. „Ich war doch der erste, welcher ihn richtig beurteilte. Der Mann gefiel mir immer, obgleich tausend Verwünschungen ihn verfolgen, und ich sage euch, wir werden ihn noch segnen. Mir genügt, einmal einem Menschen ins Auge zu sehen, um zu wissen, was er wert ist. Nein, nein, er meint es gut mit uns, am besten aber mit mir."

„Ihr habt euch gar nicht verändert, Herr Kavalier," bemerkte Rzendzian. „Warum sollte Herr Kmiziz euch mehr lieben als meinen Herrn oder den Herrn Wolodyjowski?"

„Dummkopf!" entgegnete Sagloba. „Dich habe ich gleich richtig taxiert und wenn ich dich den Pächter und nicht den Narren von Wonsosch nenne, so thue ich es aus purer Artigkeit.

„Vielleicht hat er euch dann auch nur aus Artigkeit geliebt?" versetzte Rzendzian.

„Das alles ist ganz schön," warf Wolodyjowski ein. „Aber wenn er es gut mit uns meint, warum ist er dann nicht selbst zu uns gekommen, anstatt wie ein Wolf uns zu umschleichen?"

„Ueberlegt einmal, Herr Michael," sprach Sagloba, „was hätte Herr Andreas bei uns gesollt? Hättet ihr ihm selbst etwa mehr Glauben geschenkt als seinem Briefe? Es wäre zwischen euch gleich zu großem Streite gekommen. Aber gesetzt den Fall, ihr hättet ihm geglaubt, was hätten wohl die anderen Hauptleute gethan, was eure Laudaer? Hätten sie ihn nicht totgeschlagen, sobald ihr den Rücken gewendet?"

„Der Vater hat recht," sagte Johann Skrzetuski," er konnte hierher nicht kommen."

„Warum geht er aber zu den Schweden?" beharrte Herr Michael hartnäckig. „Der Teufel weiß, ob er zu ihnen geht, der Teufel weiß auch, was in diesen Tollkopf gefahren ist! Schließlich geht das uns nichts an. Benützen wir seine Warnung, um unsere Köpfe zu wahren."

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte Stanislaus Skrzetuski.

„Es ist notwendig, die anderen, den Kotowski, Schyromski, Lipnizki und Jakob Kmiziz zu benachrichtigen," riet Johann Skrzetuski.

„Sendet bald zu ihnen, Michael, schleunigst; doch schreibt ihnen nicht, wer uns warnte, sonst glauben sie nicht."

„Wir allein werden wissen, wem wir unsere Rettung danken und seiner Zeit publizieren, daß Kmiziz dieses Verdienst gebührt," rief Sagloba. „Auf, Michael, zur That!"

„Wir selbst wollen nach Bialystock aufbrechen und diesen Ort zum Sammelpunkt für alle Fahnen bestimmen," sagte Johann Skrzetuski. „Helfe uns Gott zu einer glücklichen Vereinigung mit dem Wojewoden von Witebsk!"

„Kennt ihr den Herrn Wojewoden?" wandte sich Stanislaus Skrzetuski an Herrn Sagloba.

„Ob ich ihn kenne? Von Kindesbeinen an, als er noch so hoch war, wie mein Säbel. Er war schon damals gut wie ein Engel," erwiderte Sagloba.

„Wie ich hörte, hat er sein ganzes Vermögen hergegeben, seine sämtlichen Silberbarren umschmelzen lassen, um ein Heer gegen die Feinde des Vaterlandes sammeln zu können," sagte Wolodyjowski.

„Gott sei Dank, daß wenigstens einer da ist, dem man trauen darf," versetzte Stanislaus Skrzetuski.

„Lästert nicht!" rief Sagloba. „Es giebt ihrer mehr solche. Auf, Michael, expediert die Boten, denn Gefahr ist im Verzuge."

Eine Stunde später flogen die Boten nach allen Windrichtungen. Bald darauf rückte die Laudaer Fahne aus. Die Offiziere ritten an der Spitze; sie disputierten lebhaft und berieten was zunächst zu thun war. Rochus Kowalski führte die Soldaten als Statthalter. Sie schlugen die geradeste Richtung über Osowiez und Goniondz nach Bialystock ein, wo sie mit den anderen Konföderierten zusammenzutreffen hofften.

6. Kapitel.

Die Briefe des Herrn Wolodyjowski, welche alle Hauptleute von dem geplanten Feldzuge Radziwills in Kenntnis gesetzt hatten, waren von Erfolg gewesen. Einige der Herren hatten ihre Fahnen bereits in kleine Abteilungen geteilt, um sie leichter durch den Winter zu bringen, andere ihre Leute in Privatquartiere gelegt, so daß bei der Fahne oft nur einige Offiziere und eine kleine Anzahl Gemeine verblieben. Die Hauptleute hatten diese Einrichtung zum Teil aus Furcht vor Hunger, zum Teil darum getroffen, weil die Disziplin unter den verwilderten und leicht zur Opposition geneigten Mannschaften schwer aufrecht zu erhalten war, da die zur Unthätigkeit gezwungenen Leute ihre Zeit höchstens mit dem Beschießen einiger kleiner Schlösser ausfüllen konnten.

Diese Unthätigkeit war auch die Ursache, daß viele der Leute desertierten, eigene Banden bildeten und Raubzüge auf eigene Rechnung unternahmen. So kam es, daß jenes Heer, auf welches der König seine ganze Hoffnung setzte, dennoch für ihn verloren ging, obgleich es weder mit den Schweden, noch mit den Septentrionären gemeinschaftliche Sache machte.

Die Zersplitterung der Fahnen in kleine Abteilungen vollendete den Zerfall derselben. Freilich war es schwierig um die Ernährung, wenn sie alle beisammen blieben, aber die Furcht vor dem Hunger war auch teilweise übertrieben; es war Herbst, die Ernte war gut ausgefallen und glücklich eingebracht worden — besonders da diese Wojewodschaften noch nicht vom Feinde heimgesucht waren und nur eben jene Banden allerdings wesentlichen Schaden anrichteten.

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen der Ereignisse, daß der Feind diese Fahnen in Frieden ließ. Die Schweden, welche das Land vom Westen nach dem Süden zu bezogen, waren noch nicht in diesen Winkel vorgedrungen, welcher sich zwischen Masowien und Litauen hinzog und Podlachien hieß. Andererseits standen die Truppen Chowanskis, Trubetzkis und Srebenys in den von ihnen besetzten Ländereien fest, ohne zu wissen, was sie thun sollten. Dagegen jagten in Reußen Buturlin und Chmielnizki nach wie vor auf allerhand Wild; sie hatten soeben erst bei Grodeck eine Hand voll Soldaten getötet, welche der Kronenhetman, Herr Potozki, dem Könige zuführen wollte. Litauen aber stand unter schwedischem Protektorat. Dieses Land zu verwüsten oder auch nur anzugreifen, war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung (wie auch Kmiziz in seinem Briefe erwähnt hatte) gegen die die ganze Welt in Schrecken setzenden Schweden. So war es gekommen, daß diese gefährlichen Widersacher augenblicklich Ruhe und Frieden hielten. Erfahrene Menschen prophezeiten sogar, daß die Septentrionäre binnen kurzem als Verbündete des Königs von Polen und der Republik gegen die Schweden auftreten würden, um zu verhindern, daß seine Macht durch die Einnahme der Republik in Europa eine fast unüberwindliche werden könne.

Es herrschte also Friede und Ruhe in dieser Gegend unter allen Parteien, aber diese Ruhe rieb die Konföderierten auf. Da erweckten die Briefe Wolodyjowskis mit der Nachricht von dem drohenden Anzuge Radziwills die Hauptleute aus ihrer Lethargie und Unthätigkeit. Sie begannen schleunigst ihre Fahnen zusammenzuziehen, unter Androhung schwerer Strafen für diejenigen, welche dem Rufe nicht Folge leisteten. Der Erste, welcher ungesäumt nach Bialystock aufbrach, war Schyromski, welcher der angesehenste der Hauptleute war und seine Fahne am besten imstande hatte. Eine Woche später traf Jakob Kmiziz dort ein; allerdings nur mit einhundertzwanzig Mann. Ihm folgten schnell nach einander Kotowski, Lipnizki und andere bald in ganzen Abteilungen, bald vereinzelt, Freiwillige, der Kleinadel aus den benachbarten Stellen, wie die Sientschinkows, Swiderskis, Jaworski, Rzendzian, Masowiezkis, ferner die Karwowskis und Turows aus der Wojewodschaft Lublin, von Zeit zu Zeit auch ein Magnat mit einer starken Begleitung bewaffneter Diener. Man sandte Deputationen auf Requisitionen aus, um Geld und Nahrungsmittel gegen Quittungen und Anweisungen einzutreiben. Ueberall herrschte reges Leben,

Vorbereitungen zum Feldzuge, und als Herr Wolodyjowski mit seiner Laudaer Fahne anrückte, da standen schon einige tausend Mann unter den Waffen, ihres Kommandanten harrend.

Zwar waren sie alle noch nicht ausgebildet, ohne militärische Ordnung und Schick, aber es befand sich doch keiner unter ihnen, der nicht schon Pulver gerochen und seine Prise Tabak geschnupft hatte, ausgenommen die ganz Jungen. Ein Jeder hatte es schon entweder mit den Kosaken, Tartaren oder Türken zu thun gehabt. Alle aber wurden an Erfahrung und Redekunst von dem Herrn Sagloba überragt. Er selbst fühlte sich wohl unter diesem zusammengelaufenen Soldatenwirrwar, in welchem nicht mit trockenem Halse Rat gehalten wurde.

Er übertraf mit seinen Reden alle anderen älteren Hauptleute. Die Laudaer Leute erzählten von ihm, daß, wenn er nicht gewesen wäre, die Herren Wolodyjowski, Skrzetuski, Oskierko und Mirski längst in Birz erschossen lägen. Doch auch er selbst verheimlichte seine Verdienste nicht; er ließ seinen Thaten volle Gerechtigkeit widerfahren, damit ein Jeder wisse, wen er vor sich habe.

„Ich rühme mich nicht gern," pflegte er zu sagen, „und spreche nicht gern von früheren Thaten, aber ich erzähle auch nichts, was nicht geschehen ist, denn die Wahrheit geht mir über alles, das kann mein Schwestersohn bezeugen."

Damit wandte er sich jedesmal an Roch Kowalski, welcher stets hinter dem Rücken des Herrn Sagloba vortrat und mit Nachdruck rief:

„Der Ohm .... lügt nicht!"

Seine Augen flogen dabei von einem der Anwesenden zum anderen, als wollten sie den Frechen erspähen, der die Behauptung anzutasten wagte. Aber es widersprach niemand. Sie waren alle stumm vor Staunen. Der Ruhm und gute Ruf Saglobas erfüllten die Hörer mit größter Bewunderung für den alten Krieger. Man riß sich um seine Gesellschaft und konnte sich nicht genug thun im Preisen seiner Umsicht und Tapferkeit.

Man war eben jetzt zu einer wichtigen Beratung zusammengetreten. Es waren zwar Boten an den Herrn Wojewoden von Witebsk abgesandt worden, mit der Bitte, den Oberbefehl zu übernehmen, doch, da niemand wußte, wo der Wojewode sich gegenwärtig befand, so waren auch die Sendboten bald spurlos verschwunden und es mußte angenommen werden, daß sie den

Soltarenkaschen Truppen in die Hände gefallen und gefangen gehalten werden mußten.

Die Hauptleute beschlossen daher, einen Regimentarius zu wählen, welcher bis zu der Ankunft des Herrn Sapieha das Regiment über die Fahnen bei Bialystock übernehmen sollte. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser geplanten Wahl, den Herrn Wolodyjowski ausgenommen, jeder der Herren Hauptleute zuerst an sich dachte.

Man suchte Partei für sich zu machen, Stimmen für sich zu sammeln. Das Heer erklärte, sich bei der Wahl beteiligen zu wollen, und das nicht nur durch Wahldeputationen, sondern in plenum.

Wolodyjowski hatte nach einer kurzen Beratung mit seinen Waffenbrüdern den Herrn Schyromski in Vorschlag gebracht, welcher ein tugendhafter, ernster Mann war und dazu auch durch seine schöne vornehme Erscheinung imponierte. Schyromski hinwieder schlug aus Dankbarkeit den Herrn Wolodyjowski zur Kandidatur vor, doch widersetzten sich dem Kotowski, Lipnizki und Jakob Kmiziz, indem sie betonten, daß man unmöglich den jüngsten der Hauptleute zum Regimentarius wählen könne, da eine solche Würde nur von einem älteren und von den Soldaten hochverehrten Manne bekleidet werden könne.

„Also, wer ist hier Aeltester?“ riefen zahlreiche Stimmen.

Nach einer längeren Pause rief plötzlich Herr Rochus Kowalski mit einer Stimme, die die Blicke aller auf ihn lenkte: „Der Ohm ist der älteste!“

„Schade nur, daß er keine eigene Fahne hat,“ entgegnete Jachowitsch, ein Offizier aus der Fahne Schyromskis.

Aber andere riefen dazwischen:

„Was schadet denn das? Sind wir denn durchaus gezwungen, einen Hauptmann zu wählen? . . . Das hängt doch nur von uns ab! . . . Sind wir denn nicht Wähler in liberis sufragiis? Es ist ja erlaubt, einen Edelmann zum Könige zu wählen, warum sollte nicht auch ein solcher Regimentarius werden können? . . .“

Da ergriff Herr Lipnizki, welcher eine Abneigung gegen Schyromski hatte, und auf jeden Fall die Wahl dieses Mannes verhindern wollte, das Wort.

„Jawohl!“ sprach er. „Ihr habt das Recht, zu wählen, wen ihr wollt. Und wenn ihr nicht Lust habt, einen der Hauptleute zum Regimentarius zu wählen, um so besser; dann kann keiner sich zurückgesetzt fühlen.“

Da entstand ein wildes Lärmen. Viele Stimmen riefen: „zur Sache! zur Sache!" — andere wieder: „Wer wäre hier ruhmbedeckter, als Herr Sagloba? Wer ein größerer Ritter, ein an Erfahrung reicherer Soldat? Wir bitten den Herrn Sagloba . . . . Es lebe Herr Sagloba, unser Regimentarius!"

„Er lebe, er soll leben!" schrieen immer mehr Stimmen aus vollem Halse.

„Nieder mit den Widerspenstigen! . . . brüllten wiederholt die hitzigsten Köpfe."

„Es giebt keine Widerspenstigen, wir sind einig!" antwortete die Menge.

„Er lebe hoch! Er hat den Gustav Adolf geschlagen. Er hat den Chmielnizki durchgebläut!"

„Und die Hauptleute vom Tode gerettet!"

„Und die Schweden bei Klewan besiegt!"

„Vivat! Vivat! Sagloba dux! Vivat! Vivat!"

Und die Menge warf die Mützen hoch; ein großes Gedränge entstand, denn man rannte hin und her, den Herrn Sagloba zu suchen.

Herr Sagloba wurde sehr bestürzt und verlegen, als er das Resultat der Wahl erfuhr, denn er strebte nicht nach Rang und Würden; er hatte sie für Johann Skrzetuski gewünscht und niemals an eine solche Wendung der Dinge gedacht.

Als nun die mehrere Tausende zählende Menge seinen Namen ausrief, ging ihm der Atem aus und das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Schon umringten ihn die Soldaten, welche in der Begeisterung alles Gute von diesem ihren Erwählten hofften, denn, als sie seine Verlegenheit bemerkten, riefen sie:

„Seht nur; er errötet wie eine Jungfrau! Seine Bescheidenheit ist so groß wie seine Tapferkeit! Er soll leben und uns zum Siege führen!"

Unterdessen waren auch die Hauptleute herbeigekommen. Sie mußten, ob gern oder nicht, dem neuen Regimentarius gratulieren. Manche von ihnen waren sogar froh, daß dieser und nicht einer der Hauptleute gewählt worden war. Herr Wolodyjowski allein, welcher nicht minder bestürzt war als Sagloba, zuckte nur mit dem Bart, während Rzendzian mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde den Alten ungläubig anstierte. Bald aber wandelte sich dieses Staunen in Achtung, denn Sagloba war allmählich zu sich gekommen. Er stemmte die Arme in die Seiten, reckte den Kopf in die Höhe und begann

die Glückwünsche mit der nötigen Würde in Empfang zu nehmen.

Zuerst sprach Herr Schyromski im Namen der Hauptleute, dann ein Soldat von der Fahne Kotowski, zuletzt Herr Schymirski, indem er die Maximen verschiedener Weiser zitierte.

Sagloba hörte aufmerksam zu; zuweilen nickte er mit dem Kopfe, endlich, nachdem der Redner geendet, begann er wie folgt:

„Meine Herren! Wollte man die wahrhafte Tugend auch in den unergründlichen Tiefen des Ozean versenken, oder sie unter die hoch in die Lüfte ragenden Gipfel der Karpaten vergraben, sie kommt immer wieder zum Vorschein, wie das Oel, welches immer auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, oder aus der Tiefe der Erde an das Tageslicht emporquillt und spricht: ‚Da bin ich, die das Licht nicht scheut, die Gerechtigkeit nicht fürchtet, ihren Lohn erwartet!‘ Aber, wie der edle Stein erst an Ansehen gewinnt, wenn die goldene Fassung ihn umgiebt, so wird die wahre Tugend erst ihre wahre Wertschätzung finden, wenn sie von Bescheidenheit begleitet wird. Ich frage euch Anwesende nun: Habe ich mich mit meinen Verdiensten jemals vor euch gebrüstet? Habe ich mich um die Würde, mit welcher ihr mich jetzt ehrt, etwa bemüht? Ihr allein habt meine Vorzüge erspäht und ich bin eben noch Willens sie zu verleugnen und euch zu sagen: es giebt Bessere als ich bin, große, edle Kavaliere, die den Helden des Altertums gleichkommen . . . Warum habt ihr mich und nicht einen von ihnen gewählt? Noch ist es Zeit . . . Nehmt die Würde von meinen Schultern und legt sie solchen auf, die ihrer würdiger sind als ich!“

„Das geht nicht! nein, das darf nicht geschehen!“ riefen tausend Stimmen durcheinander.

„Nein, nein, das darf nicht geschehen!“ riefen auch die Hauptleute, welche das Lob, das der Alte ihnen zollte, schmeichelte und die gleichzeitig ebenso bescheiden erscheinen wollten, als er.

„Dann sehe ich, daß es wirklich nicht anders geht,“ sagte Sagloba, „euer Wille geschehe, meine Herren! Ich danke von Herzen und denke, daß mit Gottes Hilfe das Vertrauen, welches ihr in mich setzt, nicht getäuscht wird. Ich verspreche mit euch zu stehen, wie ihr zu mir stehet, sei es im Siege, oder im Verderben, welches ein unglückliches Geschick uns bereiten könnte.“

Ein Beifallssturm brach nun los, der kein Ende nehmen wollte; dem Herrn Sagloba standen die dicken Schweißtropfen auf dem kahlen Schädel. Seine Begeisterung machte sich in weiteren Worten Luft.

„Wir wollen bei unserem rechtmäßigen Könige und bei

dem Vaterlande beharren!“ rief er. „Für sie leben und sterben wir! Zeigen wir ihnen, daß sie nicht umsonst unsere Hilfe erwarten und darum: — so wie ihr von mir Tapferkeit, Opferwilligkeit und Treue erwartet, so verlange ich von euch Zucht und Gehorsam. Wenn wir in Einigkeit zusammenstehen und durch unser Beispiel denjenigen die Augen öffnen, welche der Feind bethört hat, dann wird bald die halbe Republik herbeieilen, um sich uns anzuschließen, und welcher Feind wäre dann wohl stark genug, uns zu widerstehen.“

„Er spricht wie Salomon!“ schrieen verschiedene Stimmen. „Es ist wahr, so muß es kommen!“

Und ein paar tausend Säbel blitzten in der Luft, die Menge umringte Herrn Sagloba, sich drängend und stoßend, während immer von neuem die Rufe ertönten:

„Führe uns, unser Feldherr!“

Die Wahl hatte am Morgen stattgefunden, am Nachmittage besichtigte Sagloba die Truppen. Alle Fahnen mußten auf der Ebene von Horoschtschan ordnungsmäßig aufmarschieren und nacheinander Aufstellung nehmen. An der Spitze jeder Fahne stand ihr Hauptmann, neben ihm der Fähnrich mit der Fahne, während der Herr Regimentarius unter dem Roßschweif, den vergoldeten Feldherrnstab in der Hand und die Reiherfeder an der Mütze, die Front abritt. Er sah aus, wie einer, der das Kommandieren gewöhnt ist. Er besichtigte jede Fahne einzeln und genau, wie der Hirt seine Herde, und den Soldaten schwoll das Herz beim Anblick dieser imposanten Gestalt. Jeder Hauptmann ritt ihm der Reihe nach entgegen; er sprach mit jedem, hatte hier etwas zu loben, dort zu tadeln; selbst diejenigen, welche die Wahl nicht billigten, mußten zugeben, daß der neue Kommandeur mit den dienstlichen Angelegenheiten sehr vertraut war und das Befehlen nicht zum erstenmale ausübte.

Nur dem Herrn Wolodyjowski zuckte es verräterisch um den Bart, als der Regimentarius ihn angesichts der anderen Hauptleute wohlwollend auf die Schulter klopfte und sagte:

„Herr Michael, ich bin zufrieden mit euch; ihr habt eure Fahne in Ordnung wie keiner. Fahret so fort, und ihr könnt sicher sein, daß ich eurer nicht vergessen werde!“

„Wahrhaftig!“ flüsterte Herr Wolodyjowski dem Herrn Skrzetuski zu, als sie von der Besichtigung heimkehrten, „der Hetman selbst hätte die Sache nicht besser machen können.“

Noch an demselben Tage sandte Sagloba Patrouillen aus, dorthin, wo es nötig war, aber auch dorthin, wo es nicht nötig

schien. Nach ihrer Rückkehr am anderen Morgen hörte er aufmerksam ihre Berichte, dann begab er sich in das Quartier Wolodyjowskis, welcher mit Skrzetuski zusammenwohnte.

„Ich muß vor der Armee notwendig die Würde wahren,“ sagte er gnädig, „aber wenn wir allein sind, können wir die frühere Vertraulichkeit beibehalten ... Hier bin ich der Freund, nicht der Vorgesetzte. Ich will auch euren Rat nicht entbehren, obgleich ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin, denn ich weiß, ihr habt Erfahrung wie wenige Soldaten in der Republik.“

Die Freunde begrüßten ihn daher wie früher und die alte Vertraulichkeit war bald wieder aufgenommen, nur Rzendzian wagte nicht in der alten Weise mit ihm zu scherzen; er setzte sich auch auf den äußersten Rand der Bank.

„Was gedenkt ihr zu thun, Vater?“ frug Johann Skrzetuski.

„Vor allen Dingen will ich Ordnung und Ruhe herstellen und den Soldaten Arbeit geben, damit sie vor Faulheit nicht schimmelig werden. Ich habe ganz gut gehört, daß ihr wie eine Wespe summet, Herr Michael, als ich Patrouillen auch nach jenen Gegenden ausschickte, von woher wir nichts zu befürchten haben, aber ich mußte das thun, um die Leute an den Dienst zu gewöhnen; sie haben ganz steife Glieder vom Faulenzen. Einmal das! zweitens aber — wißt ihr, was uns fehlt? An Menschen mangelt es nicht, denn es haben sich genug eingefunden und es werden noch mehr kommen. Menschen und Säbel haben wir genug, nur Nahrungsmittel fehlen uns, und ohne etwelche Vorräte hält es keine Armee im Felde aus. Ich habe nun die Idee, den Mannschaften, welche ich patrouillieren schicke, zu befehlen, alles hierher zu führen, was ihnen unter die Hände kommt. Rindvieh, Schafe, Schweine, Getreide und Heu, d. h. aus dieser Wojewodschaft und aus der Masowischen, welche ebenfalls noch nicht vom Feinde geplündert ist und alles in Hülle und Fülle besitzt.

„Aber der Adel wird Zeter schreien,“ bemerkte Skrzetuski, „wenn ihr ihm das Getreide und das Vieh fortnehmt.“

„Die Armee ist mir mehr wert, als der Adel. Laßt sie zetern! Uebrigens verlange ich nichts umsonst; ich gebe Anweisungen aus, von denen ich schon eine so große Menge geschrieben habe, daß man die halbe Republik damit requirieren könnte. Wohl wahr! ich habe kein Geld, aber nach dem Kriege, wenn wir die Schweden hinausgetrieben haben, wird die Republik sie bezahlen. Redet mir nicht dagegen! Der Adel fährt viel schlechter, wenn die hungrigen Soldaten seine Güter überfallen

und plündern. Auch die Wälder gedenke ich zu besuchen. Dorthin sind die Bauern in Menge geflohen und haben alle ihre Vorräte mitgenommen."

„Ihr seid ein weiser Herr, Ew. Gnaden, das ist wahr!" sagte Rzendzian.

„Heh! nicht wahr!" erwiderte Sagloba von dem Lobe erfreut. „Aber auch dein Verstand ist nicht umnachtet; warte nur, ich mache dich zum Statthalter, sobald eine Vakanz eintritt."

„Ich danke Ew. Gnaden unterthänigst," antwortete Rzendzian.

„Seht! das sind meine Pläne!" fuhr Sagloba fort. „Erst Fourage ansammeln, soviel, als sollten wir eine Belagerung aushalten, dann das Lager befestigen, und dann mag Radziwill kommen; ich bin ein Schelm, wenn wir ihm nicht ein zweites Sbarasch entgegenstellen."

„Wirklich, der Plan ist nicht übel," rief Wolodyjowski aus, „nur woher wollen wir Kanonen nehmen?"

„Herr Kotowski besitzt zwei Haubitzen, bei Kmiziz Fahne steht ein Mörser, in Bialystock sind vier Achtpfünder, welche in das Schloß nach Tykozin gebracht werden sollten — ihr wißt wohl nicht, daß Herr Wieschiolowski Bialystock dem Radziwill zur Verproviantierung Tykozins verschrieben hat. Man hat die Geschütze noch vom vorjährigen Zinsertrage angekauft; das sagte mir Herr Stempalski. Er sagte mir auch, daß zu jedem derselben hundert Schuß Pulver vorhanden sind. Wir werden uns schon zu helfen wissen. Unterstützt mich nur redlich! Vorläufig aber vergeßt mir die leiblichen Bedürfnisse nicht; ich bin sehr durstig."

Wolodyjowski befahl, etwas zu trinken zu bringen und bald wurde bei den Gläsern die Unterhaltung fortgesetzt.

„Ihr dachtet wohl, einen gemalten Regimentarius zu bekommen," sagte Sagloba, indem er bedächtig von dem alten abgelagerten Met schlürfte. — Nunquam! Ich habe mich nicht um die Ehre gerissen, aber da ihr mich einmal gewählt habt, so soll auch Disziplin und Ordnung herrschen! Ich weiß, was eine solche Würde für Pflichten hat und ihr sollt sehen — ich wachse schon in dieselben hinein. Ein zweites Sbarasch will ich hier errichten und Radziwill soll sich daran den Kopf einrennen, samt den Schweden! Met her, Herr Michael?"

Wolodyjowski schenkte ein, Sagloba trank das Glas in einem Zuge aus, dann runzelte er die Stirn, als wollte er sich auf etwas besinnen und sprach:

„Von was sprach ich denn? Was wollte ich denn? . . . Aha! Met, Herr Michael."

Wieder goß Herr Michael ein.

„Man erzählt sich," sagte Herr Sagloba, „daß auch Herr Sapieha einen Trunk nicht verschmähte. Kein Wunder! Jeder edle Mann liebt den Wein, nur die Verräter, welche sich fürchten, im Rausche etwas auszuplaudern, meiden ihn. Radziwill trinkt nur Birkensaft, nach seinem Tode wird er Theer trinken. Ich errate im voraus, daß wir mit dem Herrn Sapieha gute Freunde werden, denn wir sind uns ähnlich, wie ein Pferdeohr dem andern, oder ein Stiefel dem andern. Es lastet so viel auf meinem Kopfe, aber was hilfts! Immer zerbrich dir den Kopf, alter Sagloba, solange du atmest. Das Schlimmste ist, daß ich keine Kanzlei habe."

„Was sollte euch eine Kanzlei, Vater?" frug Skrzetuski.

„Wozu hat denn der König seinen Kanzler? Wozu ist denn bei jedem Heere ein Regimentsschreiber? Ich werde doch in eine Stadt schicken müssen, um mir ein Petschaft zu bestellen."

„Ein Petschaft? . . ." wiederholte Rzendzian voll ungeheucheltem Staunen, indem er den Herrn Sagloba ehrerbietig anblickte.

„Was wollt ihr denn stempeln?" frug Wolodyjowski.

„In so vertraulicher Weise dürft ihr mich nur hier in dieser Gesellschaft ansprechen, verstanden? Nicht ich werde siegeln, sondern mein Kanzler . . . das merkt euch!"

Dabei sah er so ernst und hochmütig auf die Anwesenden herab, daß Rzendzian von der Bank aufsprang und Herr Stanislaus Skrzetuski vor sich hinmurmelte:

„Honores mutant mores!"

„Was mir eine Kanzlei soll? So hört denn!" sagte Sagloba. „Zuerst wisset, daß alles Elend im Vaterlande, nach meiner Meinung, von den Ausschweifungen, dem Uebermut und dem Luxus herrührt — gebt Met, Herr Michael — vom Luxus sage ich, welche wie die Pest an uns zehren — einmal! — Zweitens von den Abtrünnigen, die . . ."

„Er hat Recht!" fielen ihm die Ritter einstimmig ins Wort, „die zum Feinde übergegangen sind."

„Exemplum der Großhetman von Litauen!"

„Und wollt ihr noch wissen, woher ich Geld für die Armee nehmen werde?" frug mit triumphierender Miene Sagloba. „Ich konfisziere sämtliche Güter Radziwills und erkläre sie als das Eigentum der Armee."

„Haben wir denn dazu das Recht?" warf Wolodyjowski ein.

„So wie die Zeiten jetzt sind, hat der das Recht, der einen

Säbel führt. Was für Rechte haben denn die Schweden und alle diejenigen, welche in den Grenzen der Republik hausen?"

„Es ist wahr!" sagte Herr Michael überzeugt.

„Nicht genug damit!" rief Sagloba, sich in immer größere Erregung hineinredend. „Ein Rundschreiben an den Adel der Wojewodschaft Podlachiens und aller derjenigen Teile der angrenzenden Wojewodschaften, welche sich noch nicht in Feindeshand befinden, soll erlassen werden. Der Adel soll sein Gesinde bewaffnen, damit es uns an Fußsoldaten nicht mangelt. Ich weiß es — manch einer würde gern mitgehen, er wartet nur auf eine Aufforderung, auf die leitende Hand. Gut, sie sollen Beides haben."

„Ihr habt wahrhaft so viel Verstand, wie ein Reichskanzler!" rief Wolodyjowski.

„Met her, Herr Michael! ... Noch ein Schreiben soll an Chowanski abgehen. Er soll sich zum Kuckuck scheeren, anders räuchern wir ihn aus den Städten und Schlössern hinaus. Zwar verhält er sich in Litauen augenblicklich ganz still, aber die Kosaken Soltarenkas plündern in Haufen von tausend bis zweitausend Reitern die Dörfer und Schlösser; er soll sie davon zurückhalten, sonst werden wir es thun."

„Das können wir," sagte Johann Skrzetuski. „Die Soldaten würden dann nicht müßig umherlungern."

„Ich habe schon daran gedacht, heute eine Patrouille bis Wolkowysk vorzuschicken, aber — et haec facienda, et haec non omittenda.... Ein drittes Schreiben will ich an unseren König, unseren guten Herrn senden, um ihn in seinem Kummer zu trösten, ihn wissen zu lassen, daß es noch Männer giebt, die ihn nicht verlassen haben, deren Herzen und Säbel seines Winkes harren. Er soll in der Fremde wenigstens einen Trost haben, unser Vater, unser geliebter Herr aus dem Blute der Jagiellonen entsprossen, der heimatlos ... heimatlos ...."

Hier hüstelte Sagloba, denn er war schon etwas angetrunken, und plötzlich brach er aus Gram über das traurige Geschick des Königs in lautes Weinen aus. Herr Michael stimmte bald in dasselbe ein, wenn auch mit etwas höherer Stimme, während Rzendzian ebenfalls that, als ob er schluchzte und die beiden Skrzetuski mit in die Hände gestützten Köpfen ernst und schweigend dasaßen.

Eine Zeit lang verstummten alle. Plötzlich verfiel Herr Sagloba in heftigen Zorn. Auch an den Kurfürsten werde ich

schreiben und ihm ans Herz legen, daß er bald über die Grenze kommt und mit uns vereint gegen die Schweden loszieht.

„Mutter Gottes!“ rief Rzendzian begeistert. „Ew. Gnaden scheuen sich selbst vor gekrönten Häuptern nicht.“

„Ich werde sogleich schreiben und du, Rzendzian, sollst das Schreiben zum Kurfürsten bringen, willst du?“

„Das will ich!“ sagte der Pächter von Wonsosch, erfreut durch die Auszeichnung, die ihm werden sollte.

Doch ehe man noch dem alten Herrn Feder, Tinte und Papier bringen konnte, drang von außen her lautes Geschrei in das Gemach und vor den Fenstern des Hauses drängte sich eine Menge Soldaten. Die einen schrieen: „Vivat!“ andere „Allah!“ nach Tartarenweise. Die Herren beeilten sich, nachzusehen, was es gab.

Es stellte sich heraus, daß man soeben die Achtpfünder angefahren brachte, welche Herr Sagloba vorher erwähnt hatte. Der Anblick der Geschütze hatte die Soldaten in so große Begeisterung versetzt.

Herr Stempalski, der Gouverneur von Bialystock, trat an Sagloba heran und sprach zu ihm:

„Erlauchter Herr Regimentarius! Es wird mir leicht sein, nachzuweisen, daß ich seit jener Zeit, wo der verstorbene Herr Marschall des Großfürstentums Litauen, seligen Andenkens, die Ländereien Bialystocks zur Verproviantierung Tykozins verschrieben hat, als Gouverneur der Güter treu und ehrlich meines Amtes gewaltet und die Erträge derselben zum Nutzen dieses Schlosses verwendet habe. Ich kann jeden Augenblick meine Register vorlegen und vor der ganzen Republik Rechnung legen. Während ganzer zwanzig Jahre habe ich es für meine heiligste Pflicht gehalten, jeden Groschen dahin abzuliefern, wohin der Erblasser seligen Andenkens ihn zu liefern bestimmt hat. Aber da im Wechsel der Zeiten die Veste Tykozin eine der festesten Stützen der Feinde des Vaterlandes in dieser Wojewodschaft geworden ist, sagen mir Gott und mein Gewissen, daß ich ihr weiterhin keine Hilfskräfte zuführen darf und bin gekommen, den diesjährigen Zinsertrag in Ew. Gnaden Hände zu legen. . . .“

„Das ist eure Pflicht! . . .“ unterbrach ihn Sagloba ernst.

„Ich bitte auch nur um eines. Ew. Gnaden wollen mir in Gegenwart der ganzen Armee mündlich und auch schriftlich das Zeugnis ausstellen, daß ich nichts zu meinem eigenen

Nutzen verwendet, sondern alles der Republik, zu Händen Ew. Gnaden, als dem Stellvertreter derselben, niedergelegt habe."

Sagloba nickte zustimmend mit dem Kopfe und begann sogleich die Register zu durchblättern, die ihm Stempalski aushändigte.

Da zeigte sich, daß außer den Achtpfündern, noch dreihundert deutsche Musketen, zweihundert moskauer Streitäxte zur Verteidigung der Mauern für die Fußsoldaten und sechstausend Gulden bares Geld aufgespeichert waren.

„Das Geld kann unter die Soldaten verteilt werden," sagte Sagloba, „was die Musketen und Streitäxte betrifft . . ."

Er sah sich im Kreise um.

„Herr Oskierko!" sagte er. „Die nehmt ihr und formiert eine Abteilung Fußsoldaten . . . . Ein paar desertierte Füsiliere aus Radziwills Fahnen sind schon hier, was noch fehlt, wird aus den Müllergesellen ausgesucht."

Dann wandte er sich an alle Anwesenden:

„Ihr seht, meine Herren! Wir haben Geld, Geschütze, Waffen, auch die Infanterie und der Proviant wird sich finden . . . . Das ist der Anfang meiner Regierung."

„Vivat!" schrieen die Soldaten.

„Und jetzt sollen alle Junggesellen schnell in die Dörfer springen. Schafft mir Spaten, Grabscheite und Spitzhacken herbei; wir wollen Schanzen bauen, ein Lager herstellen, ein zweites Sbarasch. Und dann, ob Offizier oder Gemeiner, — es schäme sich keiner der Arbeit. Auf zu den Spaten, zur Arbeit!"

Nachdem er so gesprochen, begab sich der Herr Regimentarius in sein Quartier, begleitet von den Zurufen der Soldaten.

„Wahrhaftig, der Mensch hat den Kopf auf dem rechten Fleck," sagte Wolodyjowski zu Skrzetuski. „Die Ordnung beginnt einzukehren."

„Wenn uns nur Radziwill nicht zu schnell über den Hals kommt," versetzte Stanislaus Skrzetuski, „denn der ist ein Feldherr, wie kein zweiter in der Republik und unser Herr Sagloba taugt wohl zum Verproviantieren eines Lagers, aber kann sich mit diesem nicht messen."

„Das ist wahr!" antwortete ihm Johann Skrzetuski. „Wenn es zu einer Schlacht kommen sollte, werden wir ihn mit unserem Rate unterstützen, denn er versteht nicht viel vom Kriegshandwerk. Uebrigens wird seine Herrschaft ja ein Ende nehmen, sobald Herr Sapieha ankommt."

„Bis dahin aber kann er viel Gutes schaffen," sagte Herr Wolodyjowski.

Es war gut, daß die Armee einen Oberbefehlshaber bekommen hatte, wenn es auch nur Herr Sagloba war, denn von dem Tage seiner Wahl an herrschte Ruhe und Ordnung im Lager. Schon am nächsten Tage hatte man begonnen, Wälle um die Bialystocker Teiche aufzuschütten. Herr Oskierko, welcher viel im Auslande gedient hatte, und die Kunst, Schutzwälle zu bauen, gründlich verstand, leitete die Arbeit. So war innerhalb dreier Tage eine mächtige Schanze aufgebaut worden, die insofern der Sbarascher ähnlich war, als sie rückwärts und an den Seiten von den Teichen geschützt war. Der Anblick dieses Werkes erhöhte den Mut der Soldaten; sie fühlten wieder sicheren Boden unter sich. Noch größer aber wurde das Gefühl der Behaglichkeit in der Armee, als die Transporte mit Lebensmitteln ankamen, welche jetzt täglich von den zahlreichen Patrouillen eingebracht wurden. Ochsen, Schafe, Schweine füllten täglich von neuem die für sie in der Schanze bearbeiteten Ställe und täglich langten Wagen mit Stroh, Getreide und Heu beladen an. Aber auch der Zufluß von Menschen wurde immer stärker. Viele Leute vom Kleinadel, größere Grundbesitzer und Männer aus dem Walde kamen herbei, als sich erst die Kunde verbreitet hatte, daß die Armee unter einem Regimentarius stand; das Vertrauen auf diese Hilfstruppe nahm von Tag zu Tag zu. Anfangs schien es den Landbewohnern unmöglich, eine ganze Division zu ernähren, aber Sagloba machte sich nichts aus ihren Bedenken, und sie überzeugten sich bald von selbst, daß es besser war, freiwillig die eine Hälfte ihres Besitztums den Vaterlandsverteidigern zu geben und die andere in Ruhe zu verzehren, als alles durch die umherziehenden Räuberbanden zu verlieren, die nichts verschonten und die Sagloba jetzt streng verfolgen ließ.

Sagloba selbst wurde sehr unruhig, wenn er an das Kommen Radziwills dachte. Er erinnerte sich an alle Siege des Fürsten, und dann nahm die Gestalt des Hetman etwas Schreckliches, Gespensterhaftes für ihn an und er sagte sich:

„Ach! wer vermöchte diesem Ungeheuer zu widerstehen!... Ich sagte wohl, daß er mich erwürgen würde, aber er wird mich verschlingen, wie der Wels eine Ente."

Da schwor er sich, dem Hetman keine offene Schlacht zu liefern.

„Wir lassen uns belagern," dachte er. „Das läßt sich in

die Länge ziehen, oder wir versuchen, ihn durch den Vorschlag eines Vertrages hinzuhalten, bis Sapieha herankommt. Im Notfalle will ich mich an die Ratschläge Johann Skrzetuskis halten, denn ich weiß, daß der Fürst Jeremias ihn als Offizier hoch schätzte und seine kriegerische Befähigung pries.

„Ihr, Herr Michael," sagte Sagloba einmal zu Wolodyjowski. „Ihr seid zur Attacke wie geschaffen. Auch das Patrouillieren versteht ihr ausgezeichnet; man könnte euch gut auch eine größere Abteilung anvertrauen. Aber im Falle einer Schlacht eine ganze Armee zu dirigieren — nein, nein! — dazu seid ihr doch nicht gut genug beschlagen, da müßte mir schon Johann seinen Kopf leihen, für den Fall, daß mein Verstand nicht ausreicht."

Ueber den Kriegszug Radziwills drangen verschiedene Gerüchte in das Lager. Die einen lauteten, daß er durch Kurpreußen den Weg genommen, andere, daß er mit einer großen Heeresmacht den Chowanski geschlagen und sich in Grodno festgesetzt habe. Einige wollten behaupten, es sei gar nicht Radziwill, sondern Sapieha, welcher den Chowanski im Verein mit dem Fürsten Michael geschlagen habe. Die Patrouillen konnten auch nichts näheres in Erfahrung bringen, ausgenommen den einen Umstand, daß eine zu dem Soltarenka gehörende Truppe von etwa zweitausend Kriegern bei Wolkowysk stehe und die Stadt bedrohe; die ganze Gegend dort stehe fast schon in Flammen.

Den Tag nach dem Eingange dieser Nachrichten langten auch schon Flüchtlinge an, welche dieselben bestätigten und zugleich erzählten, daß die Einwohner eine Abordnung an Soltarenka geschickt haben, mit der Bitte um Mitleid und Erbarmen für die Stadt. Sie hätten darauf die Antwort bekommen, daß die Brandschatzer eine freie Bande seien, mit welcher er und seine Leute nichts gemein hätten. Er hatte ihnen den Rat gegeben, daß sie sich freikaufen sollten, aber die armen Leute wären seit dem letzten Brande aller Mittel entblößt.

Die Flüchtlinge baten nun um Barmherzigkeit und Rettung bei dem Herrn Regimentarius, ehe es zu spät werde.

Herr Sagloba wählte etwa anderthalbtausend Mann aus, darunter die Laudaer Fahne, rief Wolodyjowski herbei und sprach zu ihm:

„Nun, Herr Michael, die Zeit ist da, zu zeigen, was ihr könnt. Ihr werdet nach Wolkowysk gehen und das Gesindel ausrotten, welches die Stadt bedroht. Ein solcher Zug ist euch

nichts neues, und ich hoffe, daß ihr es als eine Gunst betrachtet, wenn ich euch die Rettung der bedrängten Städter anvertraue."

Und sich zu den anderen Hauptleuten wendend, sagte er:

„Leider muß ich selbst im Lager bleiben, denn einmal ruht die ganze Verantwortung auf meinen Schultern, zweitens schickt es sich nicht für mich, gegen solches Gesindel zu Felde zu ziehen. Laßt einmal den Radziwill kommen, dann sollt ihr sehen, wer ein besserer Kämpfer ist, der Hetman oder der Regimentarius ..."

Wolodyjowski war erfreut durch den Auftrag, denn er langweilte sich im Lager und sehnte sich nach einer Beschäftigung; auch die abkommandierten Fahnen zogen fröhlich, mit Gesang aus dem Lager und der Regimentarius stand zu Pferde auf dem Walle, während sie abzogen, indem er sie segnete und das Zeichen des Kreuzes über sie machte, zur nicht geringen Verwunderung etlicher, welche es unnütz fanden, mit solcher Feierlichkeit zu Werke zu gehen. Aber Sagloba erinnerte sich, daß auch Solkiewski und andere Heerführer ihre in den Kampf ziehenden Fahnen immer gesegnet hatten; außerdem liebte er es, jede Handlung mit einer gewissen Feierlichkeit zu umkleiden, um die Achtung vor seiner Würde zu erhöhen.

Kaum aber waren die Fahnen im Dämmerlicht der Entfernung seinen Blicken entschwunden, als er auch schon um sie zu bangen begann.

„Johann!" sagte er. „Könnte man dem Wolodyjowski nicht noch eine Handvoll Menschen nachschicken?"

„Laßt das lieber, Vater," antwortete Skrzetuski. „Dem Wolodyjowski wird eine solche Aufgabe nicht schwerer, als wenn er eine Schüssel voll Rührei verzehren sollte. Mein Gott, er hat ja das ganze Leben lang nichts anderes gethan, als gegen Feinde losgeschlagen."

„Ja, aber, wenn er eine große Ueberzahl der Feinde dort antrifft? ... Nec Hercules contra plures!"

„Ein solcher Soldat wie er, läßt sich nicht leicht überrumpeln; er kundschaftet erst alles sorgfältig aus, ehe er dreinschlägt. Sieht er, daß ihrer zu viele sind, dann zwickt er ihnen ab, was er kann und kommt zurück, oder bittet von selbst um Hilfe. Seinetwegen könnt ihr ruhig schlafen, Vater."

„Wenn du meinst. Ich sage dir, dieser kleine Ritter ist mir sehr ans Herz gewachsen. Außer dem seligen Podbipienta und dir, habe ich nie jemanden so geliebt, wie ihn."

Nun waren drei Tage seitdem verflossen.

Es wurden immer neue Proviante in das Lager gebracht,

auch neue Freiwillige waren angekommen, nur von Herrn Michael sah und hörte man nichts. Die Unruhe Sagloba̋s wuchs von Stunde zu Stunde. Trotz der Versicherung Skrzetuskis, daß Wolodyjowski noch nicht zurück sein könne, sandte er doch hundert Reiter von den Petyhor-Reitern aus, um nach dem kleinen Ritter zu forschen.

Aber wieder verflossen mehrere Tage, ohne daß jener oder diese zurückkamen.

Endlich am siebenten Tage — es dämmerte bereits — kamen die nach Grünfutter auf die Wiesen von Bobrownik ausgeschickten Pferdejungen eiligst in das Lager zurück, mit der Nachricht, daß sie gesehen hatten, wie eine Menge Soldaten aus dem Walde von Bobrownik herauskamen.

„Herr Michael!“ rief Sagloba erfreut.

Doch die Jungen bestritten das. Sie waren den Ankömmlingen eben deshalb nicht entgegengeritten, weil dieselben Feldzeichen trugen, die sie nicht kannten. Dazu waren ihrer auch viel mehr, als mit Herrn Wolodyjowski ausgezogen waren; die Zahl konnten die Jungen nicht näher angeben.

„Ich will ihnen mit zwanzig Reitern entgegenreiten,“ sagte der Herr Rittmeister Lipnizki.

Gesagt, gethan!

Eine, zwei Stunden verflossen. Endlich meldeten die Vorposten, daß die Patrouille nicht zurückkomme, dafür aber eine ganze fremde Armee anrücke.

Und ohne daß jemand zu sagen wußte, warum, erscholl es plötzlich im ganzen Lager: „Radziwill kommt, Radziwill ist da!“

Wie ein elektrischer Funke durchflog dieser Ruf das Lager. Die Soldaten stürzten auf die Wälle, in vielen Gesichtern malte sich Schrecken, die Ordnung war gestört und nur Oskierko nahm mit seinen Leuten die ihm zugewiesene Position ein. Unter den Volontariern herrschte große Verwirrung. Die verschiedensten Berichte flogen von Mund zu Mund, wie: „Radziwill hat die Abteilung Wolodyjowskis und die Petyhors vollständig vernichtet,“ erzählten die einen, während andere hinzusetzten: „es ist keiner von ihnen entkommen“ und „auch Herr Lipnizki ist verschwunden.“ „Wo ist der Regimentarius? wo ist er?“

Da kamen aber auch schon die Hauptleute herbeigeeilt, um Ordnung zu schaffen, und da außer den wenigen Volontariern der größte Teil der Armee aus altgedienten Soldaten bestand, so war dieselbe auch bald hergestellt. Jetzt konnte man der Dinge harren, die da kommen sollten.

Herr Sagloba war im ersten Augenblick sehr bestürzt, als ihm die Rufe: „Radziwill kommt“ ins Ohr drangen. Er wollte es nicht glauben. Was sollte denn da mit Wolodyjowski geschehen sein? Sollte man ihn denn so umgangen haben, daß auch nicht ein Warner entkommen war? Und die zweite Patrouille, und Lipnizki?

„Es ist nicht möglich!“ wiederholte Sagloba immer wieder, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Wenn dieser feurige Drachen wirklich schon hier ist, dann hat unsere letzte Stunde geschlagen!“

Er sprang plötzlich auf und rannte schnurstracks in das Quartier Skrzetuskis.

„Rette, Johann! Hilf! Es ist höchste Zeit!“ rief er schon im Eintreten.

„Was ist geschehen?“ frug Skrzetuski.

„Radziwill kommt! Ich überlasse dir alles, denn der Fürst Jeremias sagte einst von dir, du seiest zum Feldherrn geboren. Ich will gern die Oberaufsicht führen, doch du kommandiere und rate!“

„Das kann Radziwill nicht sein,“ sagte Skrzetuski. „Von welcher Seite kommt denn das Heer?“

„Von Wolkowysk her. Man sagt, Wolodyjowski und der zweite Vortrab, den ich nachgeschickt habe, sind umzingelt und gefangen worden.“

„Das hätte Wolodyjowski geduldet? Da kennt ihr ihn schlecht, Vater. Er selbst ist es, der dort kommt, kein anderer.“

„Wenn sie aber doch sagen, daß es ein gewaltiges Heer ist,“ versetzte Sagloba.

„Dann, Gott sei Dank! Dann ist es Herr Sapieha mit seiner Armee.“

„Bei Gott! Was sprichst du da? Man hätte das doch gemeldet; Lipnizki ist ihm entgegengeritten.“

„Der beste Beweis also, daß es nicht Radziwill ist. Man hat erkannt, wer die Anrückenden sind, will sich mit ihnen vereinigen und zurückkehren. Gehen auch wir dorthin!“

„Habe ich es doch gleich gesagt!“ rief Sagloba. „Alle waren bekümmert, nur ich wollte nicht an Radziwills Ankunft glauben! Ich habe es gleich gedacht! Kommen wir, kommen wir schnell!“

Sie eilten hinaus auf die Wälle, welche schon dicht mit Soldaten besetzt waren. Während sie längs derselben hinschritten,

strahlte das Gesicht Sagloba's; er blieb von Zeit zu Zeit stehen und sprach so laut, daß die Umstehenden es hören mußten:

„Meine Herren! Wir bekommen Gäste! Wenn es Radziwill sein sollte, so will ich ihm die Wege zurück nach Kiejdan schon weisen! Verliert mir ja nur den Mut nicht."

„Wir wollen ihm den Weg zeigen!" fielen die Soldaten ein.

„Brennt Holzstöße auf den Wällen an! Wir wollen uns nicht verstecken! Sie sollen uns sehen, wir sind bereit! Zündet an!" rief es durcheinander.

Bald waren Holzbündel auf den Wällen zusammengetragen, eine Viertelstunde später flammten die Feuer auf und der Himmel färbte sich rosig, wie beim Aufgange der Sonne. Die Soldaten wandten den Feuern ihre Rücken und blickten angestrengt hinaus in die Finsternis nach jener Seite zu, wo Bobrownik lag. Manche von ihnen glaubten, Waffengeklirr und Pferdegetrappel zu hören.

Da plötzlich ertönte in der Ferne eine Gewehrsalve. Aengstlich klammerte Sagloba sich an den Rockzipfel Skrzetuskis.

„Sie beginnen das Feuer!" sagte er.

„Zum Willkomm!" entgegnete Herr Johann.

Der Salve folgten Freudenrufe. Es war kein Zweifel mehr; ein paar Augenblicke später kamen auf schaumbedeckten Pferden mehrere Reiter angesprengt, welche schon von Ferne riefen:

„Herr Sapieha ist da, der Wojewode von Witebsk!"

Kaum hatten die Soldaten das vernommen, da liefen sie von den Wällen herab und stürmten den Ankommenden entgegen mit einem Geschrei, daß man glauben konnte, die Bewohner einer ganzen Stadt würden niedergemetzelt.

Sagloba stieg auf das Pferd und ritt an der Spitze der Hauptleute vor die Wälle. Er war bekleidet mit allen Abzeichen seines Amtes und seiner Würde — unter dem Roßschweif, den Feldherrnstab in der Rechten, die Reiherfeder an der Mütze.

Endlich ritt der Wojewode an der Spitze seiner Offiziere in den Lichtkreis. An seiner Seite ritt Herr Wolodyjowski. Der Wojewode war ein Mann in vorgerücktem Alter, von mittlerer Gestalt; sein Gesicht war nicht schön, aber Gutmütigkeit vereint mit Klugheit war in den Zügen desselben ausgeprägt. Der bereits ergraute Schnurrbart war über der Oberlippe gerade verschnitten, ebenso der kleine Kinnbart, was ihm das Aussehen eines Ausländers gab, obgleich er nach polnischer Sitte gekleidet war. Wiewohl er sich mancher Heldenthat zu rühmen hatte,

sah er doch eher aus wie ein Staatsmann als wie ein Krieger, und diejenigen, welche den Herrn Wojewoden kannten, behaupteten, daß der Ausdruck seines Gesichtes mehr der Minerva als dem Mars ähnlich sei, aber überwiegend von einer seltenen Güte zeugte, die aus der Tiefe des Herzens kommend sich in seinen Augen widerspiegelte wie die Sonne im Wasser. Man mußte auf den ersten Blick erkennen, — das ist ein edler und gerechter Mann.

„Wir haben ihn erwartet wie einen Vater!“ riefen die Soldaten.

„So ist er endlich gekommen, unser Führer!“ sagten andere mit gerührter Stimme.

„Vivat! Vivat!“

Herr Sagloba sprengte ihm mit den Hauptleuten entgegen, hielt sein Pferd vor dem Wojewoden an und grüßte, indem er seine Luchspelzmütze abnahm und schwenkte.

„Erlauchter Wojewode!“ begann er seine Ansprache. „Wenn ich die Rednergabe des Cicero oder des Demosthenes hätte, könnte ich die Freude schildern, welche sich beim Anblick Ew. Erlaucht Person unser bemächtigt. Mit uns freut sich die ganze Republik. Wir begrüßen in Ew. Erlaucht Person den klügsten Staatsmann und den besten Sohn des Vaterlandes. Wir standen auf diesen Wällen mit den Waffen in der Hand, nicht um zu begrüßen, nein, sondern um zu kämpfen. Wir waren darauf gefaßt, Waffengeklirr und nicht Freudenrufe zu hören und anstatt der Freudenthränen unser Blut zu vergießen! . . . Als nun die tausendzüngige Fama uns zutrug, daß der Verteidiger des Vaterlandes nahe und nicht der Verräter, der Wojewode von Witebsk und nicht der Großhetman von Litauen, Sapieha und nicht Radziwill . . .“

Aber Herr Sapieha mußte es eilig haben, in das Lager zu kommen, denn er winkte plötzlich mit der Hand ab und sagte in gutmütigem, aber gleichgültigem, etwas herablassendem Tone: „Radziwill kommt auch! In zwei Tagen wird er hier sein!“

Herr Sagloba wurde verlegen. Erstens hatte er den Faden seiner Rede verloren, zweitens machte die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft Radziwills einen großen Eindruck auf ihn. Einen Augenblick noch stand er verblüfft, dann gewann er seine Fassung wieder. Eingedenk dessen, was in Zbarasch geschehen war, erhob er seinen Feldherrnstab und fuhr feierlichen Tones zu sprechen fort:

„Die Armee hat mich zu ihrem Führer erwählt, doch ich lege dieses Abzeichen meiner Würde in würdigere Hände; ich will der jüngeren Generation ein Beispiel geben, daß man pro publico bono den höchsten Ehren entsagen soll."

Die Soldaten ließen Zurufe laut werden, Herr Sapieha aber lächelte nur und sagte:

„Herr Bruder! Daß euch nur Radziwill nicht verdächtigt, aus Furcht vor ihm das Regiment niedergelegt zu haben. O, wie würde ihn das freuen!"

„Er kennt mich schon," entgegnete Sagloba; „er wird mich nicht der Furcht vor ihm verdächtigen, da ich in Kiejdan der erste war, der ihm entgegengetreten ist und durch sein Beispiel die anderen zur Nachahmung angespornt hat."

„Wenn es sich so verhält, dann führt uns in das Lager," sagte Sapieha. „Wolodyjowski hat mir unterwegs schon erzählt, daß ihr ein ausgezeichneter Wirt seid, daß es bei euch etwas zu beißen giebt, und wir sind müde und hungrig."

Indem er das sagte, gab er dem Pferde die Sporen, die anderen folgten ihm und nun zogen sie, begleitet von den Freudenrufen der Soldaten, in das Lager ein. Erst jetzt fiel es dem Herrn Sagloba ein, daß man sich von Herrn Sapieha erzählte, er liebe Gastmähler und Trinkgelage gar sehr. Er beschloß daher, den Tag seiner Ankunft würdig zu begehen; er ließ ein Mahl herrichten, wie man es bisher im Lager noch nicht gehabt. Man aß und trank. Beim Glase erzählte Wolodyjowski, wie es ihm in Wolkowysk ergangen, wie Soltarenka durch eine große Anzahl Hilfstruppen, die er den Seinigen schnell gesandt, ihn umzingelt hatte, wie er kaum noch gehofft, sich durchzuschlagen, als er plötzlich durch die heranziehende Heeresmacht Sapiehas aus seiner verzweifelten Lage befreit worden und sie gemeinschaftlich einen glänzenden Sieg erfochten.

„Wir haben ihnen eine Lehre gegeben," sagte er, „daß sie das Wiederkommen vergessen werden."

Dann kam das Gespräch auf Radziwill. Der Herr Wojewode von Witebsk hatte ganz neue Nachrichten. Durch Vertraute war er von allem unterrichtet, was in Kiejdan vorging. Herr Sapieha erzählte, daß der Großhetman einen gewissen Kmiziz mit Briefen an den König von Schweden ausgeschickt habe, mit der Bitte, gleichzeitig mit ihm die Polen anzugreifen, damit sie von zwei Seiten in Podlachien einfallen könnten.

„Es ist zum Verwundern!" rief Herr Sagloba. „Denn wäre nicht eben dieser Kmiziz, so wären wir heute hier noch

nicht beisammen und Radziwill könnte uns einzeln aufspeisen wie Siedlezer Brezeln.

„Das hat mir Herr Wolodyjowski alles schon ausführlich erzählt," sagte Herr Sapieha. „Ich schließe daraus, daß er für euch eine ganz besondere Zuneigung gefaßt hat; schade, daß er für das Vaterland verloren ist. So ist es aber; Menschen, die außer sich nichts sehen, dienen auch niemandem treu und sind schnell bereit zum Verrat, wie in diesem Falle Kmiziz an Radziwill."

„Aber unter uns giebt es keinen Verräter," warf Schyromski ein. „Wir sind allesamt bereit, mit Leib und Leben zu Ew. Erlaucht zu stehen!

„Ich glaube gern, daß ich es nur mit edlen Männern hier zu thun habe," entgegnete der Wojewode. „Niemals hätte ich erwartet, eine solche Ordnung hier vorzufinden. Daher danke ich dem Herrn Sagloba ganz besonders."

Der alte Herr strahlte vor innerer Befriedigung; denn bisher hatte ihm geschienen, daß der Wojewode ihn wohl gnädig behandelte, aber doch mit der Anerkennung kargte, auf welche der Herr Ex-Regimentarius ein gutes Recht sich erworben zu haben glaubte. Nun war er zufrieden; er erstattete Bericht über alle Einrichtungen, die er getroffen hatte, und erzählte auch nicht ohne ein wenig Ruhmredigkeit von den Briefen, die er an den flüchtigen König, an Chowanski und den Kurfürsten geschrieben hatte.

Der Wojewode, welcher eine heiter angelegte Natur war und dem der Met etwas zu Kopfe gestiegen schien, lächelte ironisch und frug:

„Herr Bruder, habt ihr nicht auch an den deutschen Kaiser geschrieben?"

„Nein!" antwortete Sagloba verwundert ob dieser Frage.

„Das ist schade," versetzte der Wojewode, dann hätte der Gleiche zum Gleichen gesprochen.

Die Hauptleute brachen in ein schallendes Gelächter aus. Doch Herr Sagloba faßte sich schnell und dachte bei sich: „wenn Herr Sapieha eine scharfe Sense hat, so soll er bei mir auf einen harten Stein stoßen."

„Erlaucht!" antwortete er. „Ich durfte mir als Edelmann, welcher berechtigt ist, bei der Königswahl seine Stimme abzugeben, wohl erlauben, an einen Kurfürsten zu schreiben, aber mit Kaiserlichen Majestäten korrespondiere ich nicht, weil ich Gefahr laufen würde, auf mich dasselbe gewisse Sprüchwort

angewendet zu hören, das ich in Litauen oft zu hören Gelegenheit hatte . . . ."

„Was ist das für ein Sprüchwort?" frug der Herr Wojewode von Witebsk.

„Es lautet: Er spricht, als wäre er ein Narr aus Witebsk," erwiderte Sagloba furchtlos.

Die Hauptleute erschraken heftig und blickten schüchtern den Wojewoden an. Doch dieser stemmte die Arme in die Seiten, lachte aus vollem Halse und sagte:

„Das war gut abgetrumpft! . . . . Laßt euch dafür umarmen! . . . Ich werde mir nächstens eure Zunge zum Rasieren borgen!"

Das Mahl währte bis spät in die Nacht. Es wurde erst unterbrochen, als mehrere Adlige aus der Gegend von Tykozin anlangten, welche die Kunde brachten, daß der Vortrab der Truppen Radziwills bereits in der Veste angelangt sei.





7. Kapitel.

Radziwill wäre längst nach Podlachien aufgebrochen, wenn nicht verschiedene Gründe ihn davon zurückgehalten hätten. Zuerst wartete er auf die schwedischen Hilfstruppen, welche ihm zu senden Pontus de la Gardie immer noch zögerte. Obgleich von hoher Geburt und mit dem Königshause verwandt, konnte Pontus sich weder an Glanz und Reichtum, noch an Ansehen mit Radziwill messen, welcher, wenn auch seine Schatzkammer augenblicklich geleert war, doch so große Güter besaß, daß dieselben ausreichend waren, sämtliche schwedische Generäle, wenn diese sich in dieselben teilten, zu reichen Männern zu machen. Jetzt nun, wo die Ereignisse und der Wandel der Zeiten den Fürsten in eine gewisse Abhängigkeit von Pontus gebracht, war es diesem eine nicht geringe Genugthuung, dem litauischen Magnaten diese Abhängigkeit recht fühlbar zu machen.

Zwar hatte Radziwill eigene Streitkräfte in genügender Menge, aber aus eben den Gründen, welche Kmiziz in seinem Briefe an Herrn Wolodyjowski erwähnt, lag ihm doch viel daran, unter der Aegide des Königs von Schweden den Feldzug gegen die aufständischen Hauptleute zu unternehmen, um den Chowanski von einem Angriff auf die vereinigten Truppen abzuhalten. So wartete er denn ungeduldig auf die zustimmende Antwort de la Gardies und die Ankunft wenn auch nur einer einzigen schwedischen Fahne. Wenn die Ungeduld ihn übermannte, pflegte er wohl zuweilen zu seinen Höflingen zu sagen:

„Vor ein paar Jahren hätte Pontus es als unschätzbare Ehre empfunden, wenn er einen Brief von mir erhalten hätte;

er hätte denselben seinen Erben als Dokument hinterlassen. Heute nimmt er die Manieren eines Befehlshabers an."

Darauf hatte ihm endlich einmal einer seiner Höflinge, der sich stets als Maulheld hervorthat, geantwortet:

„Ja, Durchlaucht! ein bekanntes Sprüchwort sagt: wie du dich bettest, so wirst du schlafen."

Der Fürst war in hellen Zorn ausgebrochen; er hatte den Vorwitzigen in das Turmverließ sperren lassen. Am folgenden Tage schon entließ er ihn jedoch wieder aus dieser Haft und beschenkte ihn, denn man hatte ihm inzwischen gesagt, daß der Edelmann im Besitze von barem Gelde sei, welches der Fürst nun gegen Ausstellung eines Schuldscheines von ihm leihen wollte. Der Edelmann nahm das Geschenk wohl an, behielt aber sein Geld für sich.

Endlich trafen achthundert schwere Reiter bei Radziwill ein. Dreihundert Füsiliere und hundert Mann leichte Reiterei schickte Pontus direkt nach der Veste Tykozin. Die Armee Chowanskis hatte diesen den Weg dorthin frei gegeben, ohne ihnen den mindesten Schaden zuzufügen. Das geschah zu der Zeit, wo die Konföderierten noch verstreut in den Wojewodschaften umherlagen.

Man hatte erwartet, daß Radziwill nach erhaltenem Zuzuge sofort nach Podlachien aufbrechen werde, doch nun zögerte er damit. Es waren nämlich Nachrichten zu ihm gelangt, daß zwischen einigen Hauptleuten der Konföderierten, zwischen Kotowski, Lipnizki und Jakob Kmiziz, Streitigkeiten ausgebrochen waren; er sagte daher:

„Wir wollen ihnen Zeit lassen, sich an den Köpfen zu fassen; sie werden sich gegenseitig totbeißen, ehe wir ihretwegen den Kampf beginnen, und wir können sogleich unsern Angriff gegen Chowanski richten."

Doch plötzlich nahmen diese Nachrichten eine andere, der ersten widersprechende Gestalt an. Die Hauptleute stritten sich nicht nur nicht, sondern sie versammelten sich allesamt friedlich bei Bialystock, um eine vereinte Heeresmacht zu bilden. Der Fürst zerbrach sich vergebens den Kopf über die Veranlassung dieser Sinnesänderung. Zuletzt drang der Name Saglobas als Regimentarius der vereinigten Fahnen an sein Ohr; er hörte, wie dieser die Armee verproviantierte, wie er ein verschanztes Lager herrichtete und die Geschütze aus Bialystock im Dienste derselben verwerten wollte, und von der täglichen Zunahme der Mannschaften durch Zuzüge Freiwilliger. Der Fürst

verfiel in einen solchen Wutparoxismus, daß selbst Ganhof, ein so unerschrockener Soldat, nicht wagte, sich ihm zu nähern.

Und nun endlich wurde der Befehl zum Abmarsch ausgegeben. Im Laufe eines Tages war die Division marschbereit. Ein Regiment deutsche Füsiliere, zwei Regimenter Schotten und ein litauisches Regiment zogen aus. Korff erhielt den Oberbefehl über die Artillerie, Ganhof über die Kavallerie. Außer den Dragonern Charlamps und den schwedischen Reitern war auch die Fahne leichter Reiter Niewiarowskis und die Gardereiter des Fürsten vorhanden, über welche letztere als Statthalter der Edele von Schlesien eingesetzt war. Sie waren allesamt in den verschiedenen Feldzügen ergraute Krieger. Mit keiner größeren Armee als dieser hatte der Fürst zur Zeit der ersten Kriege mit Chmielnizki jene Siege errungen, welche seinen Namen mit unsterblichem Ruhme bedeckt hatten; er hatte mit kleinerer Heeresmacht den Halbfürsten Nebaba, die mehrere Tausende zählenden Scharen Krschetschowskis geschlagen, Mosyr, Turow und Kijow eingenommen und in der Steppe den Chmielnizki gezwungen, einen Vertrag mit ihm zu schließen.

Jetzt ängstigten den Fürsten Ahnungen von dem Niedergange seiner Macht. Die Zukunft lag unklar vor seinem Blick. Was frommte es ihm, wenn er die Konföderierten unter den Hufen seiner Rosse zermalmte, diesem verhaßten Sagloba die Haut über die Ohren ziehen ließ? Was weiter? Was sollte dem folgen? Sollte er nochmals den Chowanski angreifen? Ja, das wollte er; er wollte die Niederlage von Zybichow wieder wett machen, sich neue Lorbeerkränze holen. Aber würde es überhaupt dazu kommen können? Hatte er denn nicht gehört, daß die im Norden des Reiches stehenden Eindringlinge, das Wachstum der schwedischen Macht fürchtend, ihre Opposition gegen die Republik aufzugeben gedachten, ja sogar ein Bündnis mit Johann Kasimir einzugehen gewillt seien? Sapieha, welcher sie noch immer angriff, wo er konnte, stand nichtsdestoweniger schon in Unterhandlungen mit ihnen und Herr Gosiewski verfolgte denselben Plan.

Für den Fall, daß Chowanski dem Drängen dieser Beiden nachgab, war für ihn, Radziwill, das Feld weiterer Thätigkeit auf diesem Gebiete abgeschlossen; es war ihm die Gelegenheit genommen, seine Macht zu entfalten. Wenn es Johann Kasimir gelang, mit den bisherigen Gegnern einen Vertrag zu schließen und ihre Streitkräfte gegen die Schweden vorzuschieben, dann

konnte die Wagschale des Glückes sich auf jene Seite neigen, d. h. gegen die Schweden, und mit diesen gegen Radziwill.

Aus Kronpolen hatte indessen der Fürst bessere Nachrichten. Dort übertraf das Vorgehen der Schweden alle Erwartungen. Eine Wojewodschaft nach der anderen ergab sich freiwillig; in Großpolen regierten die Schweden wie im eigenen Vaterlande; in Warschau herrschte Radziejowski, Kleinpolen hatte den Widerstand aufgegeben. Krakau mußte in kurzem fallen, der König war verlassen vom Heere und dem Adel, mit dem zerstörten Vertrauen zu seiner Nation im Herzen nach Schlesien geflüchtet, und Karl Gustav selbst war erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher er Herr eines Landes wurde, das bisher im Kampfe mit den Schweden stets Sieger geblieben war.

Aber gerade in dieser Leichtigkeit der Eroberung sah Radziwill die größte Gefahr für sich, denn er fühlte nur zu gut, daß die durch die leichten Errungenschaften bethörten Schweden ihre Rechnung ohne ihn machen würden. Sie würden ihm keinerlei Beachtung schenken, besonders da die jüngsten Ereignisse gelehrt hatten, daß seine Macht in Litauen nicht so groß war, wie alle, er nicht ausgenommen, gedacht hatten.

Würde später der König von Schweden noch gesonnen sein, ihm Litauen oder auch nur das kleinere Reußen zu geben? Würde er den ewig unersättlichen Nachbar nicht lieber mit irgend einem Fetzen im fernen Osten der Republik abspeisen, um ihm für immer die Hände zu binden und freies Spiel für sich selbst in ganz Polen zu gewinnen?

Diese Fragen quälten unaufhörlich die Seele des Fürsten Janusch. Eine fürchterliche Unruhe bemächtigte sich seiner bei Tag und Nacht. Er mußte immer denken, daß Pontus de la Gardie niemals wagen würde, ihn so von oben herab zu behandeln, wenn nicht der König dieses Betragen billigte, oder — was noch schlimmer wäre — ihm bestimmte Instruktionen für sein Verhalten erteilt hatte.

Solange ich noch an der Spitze von mehreren Tausenden Soldaten stehe — dachte Radziwill — solange werden sie mich respektieren. Was aber, — wenn mein Geld ausgeht und die Söldlinge davonlaufen, wenn der Sold ausbleiben muß?

Und gerade jetzt waren zum erstenmal die Einkünfte von den riesengroßen Gütern ausgeblieben. Sie alle, die in Litauen und weit hin, bis in die Niederungen von Kijow, verstreut lagen, waren nur noch Ruinen, und diejenigen in Podlachien waren von den Konföderierten vollständig ausgesogen.

Zuweilen war dem Fürsten zu Mute, als sinke er in einen Abgrund. Das Resultat aller seiner Arbeiten und Grübeleien konnte einst vielleicht einzig und allein die Bezeichnung „Verräter“ bleiben — sonst nichts.

Dieses Gespenst, vereint mit einem anderen, ängstigte ihn unablässig. Das andere war der — Tod — welcher ihn nachts aus den Falten seines Himmelbettes angrinste und mit dem Knochenfinger winkte, als wolle er sagen: folge mir in die Finsternis, nach dem jenseitigen Ufer des Styx, jenes unbekannten Flusses . . .

Hätte er auf dem Gipfel seines Ruhmes gestanden, ach, dürfte er die so leidenschaftlich ersehnte Großfürstenkrone Litauens auch nur einen einzigen Tag, eine einzige Stunde auf seine Schläfen drücken können, ja dann hätte er unerschrockenen Auges diesem Gespenst entgegengesehen. Doch so? Sollte er jetzt sterben und nichts hinterlassen als Unehre und Verachtung? Er, der stolzer war, als der Teufel selber.

In einsamen Stunden, wo nur sein Astrologe Zutritt zu ihm hatte, stieg diese Angst zur gräßlichsten Verzweiflung. Dann faßte er mit beiden Händen an seine Stirn und rief:

„Es brennt mein Kopf, es brennt mein Hirn!“

In diesem Zustande stand er im Begriff, den Feldzug nach Podlachien anzutreten, als am Tage vor dem Ausmarsch ihm die Meldung gebracht wurde, daß Fürst Boguslaw von Tauroggen her im Anzuge sei.

Auf die bloße Nachricht hin, noch ehe er den Vetter gesehen, fühlte Fürst Janusch sich schon belebt. Brachte Fürst Boguslaw doch seine Jugend und seine unentwegte Zuversicht auf das Gelingen aller ihrer gemeinschaftlichen Pläne mit sich. Sollte doch in ihm die Birzer Linie der Radziwills aufs neue erblühen, arbeitete Fürst Janusch doch mehr nur für ihn.

Als er nun vernahm, daß er unterwegs nach Kiejdan sei, wäre er ihm am liebsten entgegen gefahren. Doch da die Etikette nicht zuließ, daß der ältere dem jüngeren entgegen komme, so sandte er ihm nur seine vergoldete Karosse und die Fahne Niewiarowski und befahl, den Fürsten von den durch Kmiziz errichteten Schanzen und vom Schloßturme aus durch Mörserschüsse zu begrüßen.

Als nach der zeremoniellen Begrüßung die Vettern endlich allein waren, umarmte Janusch den jüngeren noch einmal herzlich und rief gerührt ein über das andere Mal:

„O, meine Jugend, meine Kraft ist mit dir wieder bei mir eingekehrt.“

Fürst Boguslaw betrachtete aufmerksam den älteren und frug: „Was fehlt Ew. Durchlaucht?“

„Ach, laß doch die Durchlaucht, wenn wir unter uns sind ... Was mir fehlt? Die Krankheit zehrt an mir, bis der morsche Stamm eines Tages zusammenbrechen wird ... Aber das macht nichts! Wie geht es meiner Frau und was macht Maryschka?“

„Sie sind nach Tilsit gefahren,“ antwortete Boguslaw. Beide befinden sich wohl, Marie blüht wie eine rosige Knospe; sie wird wunderschön sein, wenn sie voll aufgeblüht sein wird. ... Ma foi! Niemand in der Welt besitzt schönere Füßchen wie sie und ihre Zöpfchen hängen bis auf die Erde herab ...“

„So gut also gefällt sie dir? Das ist mir lieb. Gott hat dich mir hergesandt. Ich fühle mich gleich wohler, wenn ich dich sehe! Aber was bringst du mir für Neuigkeiten? Wie steht es mit dem Kurfürsten?“

„Weißt du, daß er den Bund mit den Städten geschlossen hat?“

„Ja, ich weiß es!“

„Aber sie mißtrauen ihm. Danzig weigert sich, seine Besatzung anzunehmen.“

„Auch das weiß ich. Hast du ihm geschrieben? Was denkt er über uns?“

„Ueber uns?“ frug der Fürst zerstreut, während seine Augen im Gemach umherflogen. Dann stand er auf. Fürst Janusch glaubte, sein Vetter wolle etwas suchen, dieser aber schritt auf den Spiegel zu, welcher in einer Ecke des Gemaches hing, richtete ihn für sich bequem zurecht, tastete mit dem Zeigefinger der rechten Hand an seinem Gesichte umher, dann sprach er endlich:

„Die Haut ist mir unterwegs etwas aufgesprungen, aber das ist bis morgen wieder geheilt ... Was der Kurfürst über uns denkt? ... Nun, er schreibt mir, daß er uns nicht vergessen wird.“

„Wenn er das nur wirklich wollte; ich will ja nicht für mich die Großfürstenkrone.“

„Ganz Litauen werden wir nicht gleich herausschlagen können, aber ein gutes Stück wenigstens mit einem Stück Reußen und der Smudz.“

„Und die Schweden?“

„Die Schweden werden froh sein, durch uns vom Osten getrennt zu sein.“

„Du träufelst Balsam in mein Herz . . .“

„Balsam! Aha! Da fällt mir ein . . . irgend ein Zauberer in Tauroggen wollte mir einen Balsam verkaufen, von dem man sagt, daß derjenige, welcher sich damit einreibt, unverwundbar wird. Ich befahl sogleich die Probe an ihm selber vorzunehmen und . . . stelle dir vor . . . die Lanze fuhr ihm durch und durch! . . .“

Fürst Boguslaw lachte, daß seine elfenbeinweißen Zähne blitzten. Aber Janusch gefielen diese Späße nicht; er lenkte das Gespräch gleich wieder öffentlichen Angelegenheiten zu.

„Ich habe Briefe an den König von Schweden und viele andere hohe Würdenträger abgesandt,“ sagte er. „Auch du mußt durch Kmiziz einen Brief von mir erhalten haben.“

„Warte einen Augenblick. Auch diese Angelegenheit trieb mich unter anderem hierherzukommen. Was hältst du von Kmiziz?“

„Er ist ein Heißsporn, ein Tollkopf, ein gefährlicher Mensch, der keine Fessel duldet; aber er ist einer jener Wenigen, die uns treu dienen!“

„Sicherlich!“ entgegnete Boguslaw. „Mit mir wenigstens hat er es so ehrlich gemeint, daß er mir fast zur ewigen Seligkeit verhalf.“

„Wieso?“ frug Fürst Janusch beunruhigt.

„Man sagt, Herr Bruder, daß du ein galliger Mensch bist und du gleich von der Kolik befallen wirst, wenn man dich an die Leber stößt. Versprich mir, daß du mich geduldig und ruhig anhörst, dann will ich dir etwas von deinem Kmiziz erzählen, das dich besser mit ihm bekannt machen soll, als das bisher der Fall war.“

„Gut! Ich will geduldig sein, aber komme zur Sache.“

„Nur ein Wunder hat mich aus den Händen dieses leibhaftigen Teufels gerettet,“ versetzte Fürst Boguslaw. Und nun erzählte er alles, was in Pilwischki geschehen war.

Nun aber geschah ein zweites Wunder — nämlich — Fürst Janusch bekam keinen Anfall von Asthma wie sonst. Dafür aber konnte man glauben, ihm drohe ein Schlaganfall. Er bebte am ganzen Leibe, knirschte mit den Zähnen und bohrte die Fäuste in die Augen. Endlich rief er mit heiserer Stimme:

„So also? ... Nun gut! ... Er vergißt nur, daß sein Liebstes in meiner Hand ist. ..."

„Erbarme dich! Um Gotteswillen, nimm dich zusammen und höre weiter!" versetzte Boguslaw. „Ich habe ihn ganz kavaliermäßig ausgezahlt, und wenn ich mich dieser Heldenthat nicht öffentlich rühme, so geschieht es nur darum, weil ich mich schäme, daß ich mich von einem gewöhnlichen Menschen überlisten ließ, wie ein Kind — ich, von dem Mazarin sagte, daß ich von keinem einzigen der französischen Kavaliere an List und politischer Gewandtheit übertroffen werden kann. ... Aber das ist für jetzt Nebensache. ... Ich war nämlich fest überzeugt, daß ich deinen Kmiziz erschossen habe, da — empfing ich einen Beweis, daß er lebt."

„Das schadet nichts! Wir finden ihn und sollten wir ihn unter der Erde hervorholen! ... Unterdessen werde ich ihn schmerzlicher treffen, als wenn ich ihn abhäuten ließe."

„Du wirst ihn gar nicht treffen, sondern nur deiner eigenen Gesundheit schaden, denn höre! Als ich hierher unterwegs war, bemerkte ich einen fremden Knecht auf einem Schecken, welcher sich immer in der Nähe meiner Kalesche hielt; er fiel mir wohl nur eben des Scheckens wegen auf. Ich rief ihn heran und frug, wohin er wollte?" — „Nach Kiejdan" lautete seine Antwort. — „Was willst du dort?" frug ich weiter. — Er antwortete mir: ich soll einen Brief an den Fürst-Wojewoden abgeben. — Ich ließ mir diesen Brief geben und da wir keine Geheimnisse vor einander haben, habe ich ihn gelesen. ... Hier ist er!"

Indem er das sagte, reichte er dem Fürsten Janusch den Brief, welchen Kmiziz im Walde geschrieben, ehe er mit dem Kiemlitsch seine Reise angetreten hatte.

Der Fürst überflog die Zeilen wutentbrannt; endlich sagte er:

„Es ist wahr, wahrhaftig wahr! er hat meine Briefe, welche Dinge enthalten, wegen welcher der König von Schweden nicht nur mißtrauisch werden, sondern sich tötlich beleidigt fühlen könnte. ..."

In diesem Augenblick fing er an zu schlucken — der gefürchtete Anfall war da. Der weitgeöffnete Mund schnappte nach Atem, während die Hände die Kleider am Halse aufrissen. Fürst Boguslaw klatschte in die Hände und als die Diener erschienen, sagte er:

„Steht eurem Herrn bei und wenn der Anfall vorüber sein wird, bittet ihn, daß er in mein Gemach komme; ich will indessen etwas ruhen."

Damit entfernte er sich.

Etwa zwei Stunden später pochte Fürst Janusch an die Thüre von Boguslaws Gemach. Seine Augen waren blutunterlaufen, die Lider hingen schlaff herab, das Gesicht hatte eine bläuliche Farbe. Fürst Boguslaw empfing ihn auf dem Lager liegend, das Gesicht mit Mandelmilch eingeschmiert, damit die Haut wieder geschmeidig werde; er sah ohne Perücke und ungeschminkt viel älter aus als sonst, aber der Fürst Janusch bemerkte das nicht.

„Ich habe mir überlegt," sagte er, „daß Kmiziz die Briefe nicht publizieren kann, denn mit dieser That würde er seinem Mädchen das Todesurteil sprechen. Er wußte recht gut, daß er nur damit meinen Zorn in bestimmte Grenzen eindämmen konnte; aber auch ich darf nicht Rache üben, und das frißt an mir, wie ein wütiger Hund."

„Wir müssen auf alle Fälle versuchen, die Briefe zurückzuerlangen," sagte Fürst Boguslaw.

„Aber womit?"

„Du mußt einen geschickten, vertrauten Menschen ausfindig machen, welcher ihn aufsucht, ihm Freundschaft heuchelt und bei der ersten besten Gelegenheit ihm die Briefe abnimmt und ihn niedersticht. Man muß ihm einen hohen Lohn versprechen...."

„Wer wollte dieses Unternehmen wagen?"

„Wenn wir in Paris lebten, dann könnte ich dir täglich einige geeignete Männer bringen; in diesem Lande aber giebt es selbst solche Ware nicht...."

„Es müßte aber ein Pole sein, denn gegen Ausländer ist er zu mißtrauisch."

„Dann überlasse mir die Angelegenheit, vielleicht finde ich Jemanden für diesen Zweck."

„O, wenn ich ihn doch lebendig in meine Hände bekommen könnte; ich würde ihn dann für alles auszahlen. Die Frechheit und Verwegenheit dieses Menschen kannte keine Grenzen. Ich schickte ihn nur deshalb fort, weil er mir bei jeder Kleinigkeit wie ein Kater in die Augen sprang und mir in allem seinen Willen aufdrängen wollte.... Wie oft schon hatte ich den Befehl auf der Zunge, ihn niederzuschießen ... aber ich konnte, ich konnte es nicht."

„War er denn wirklich den Kischkows verwandt und uns?"

„Den Kischkows ganz sicher und durch jene auch uns."

„Das ist eine Sache für sich. Er selbst ist ein Teufel und im vollsten Sinne des Wortes — ein gefährlicher Gegner!"

„O, ob er das ist! Man hätte ihn nach Konstantinopel schicken können, um den Sultan des Thrones zu entsetzen, er hätte sich nicht gescheut, es zu thun. Was hat er nicht alles während des letzten Krieges vollbracht!"

„Er sieht darnach aus. Uns hat er Rache geschworen bis zum letzten Atemzuge, und wir haben uns nichts gutes von ihm zu versehen; ein Glück nur, daß ich ihm gezeigt habe, daß wir nicht leicht zu nehmen sind."

„Es ist wahr, du hast ihn tüchtig ausgezahlt, dennoch wollte ich, die Geschichte wäre nicht passiert."

„Und ich wünschte, du wärest vorsichtiger in der Wahl deiner Vertrauten und wähltest solche, die mehr Respekt vor den Radziwills haben."

„Diese Briefe! diese Briefe!"

Die Vettern verstummten eine Weile.

„Was ist das für ein Mädchen, von dem du sprachst?" begann Boguslaw zuerst wieder.

„Die Billewitsch ist es."

„Ob Billewitsch oder Mieleschko, das ist einerlei — eine ist so gut wie die andere. Ich frage nicht nach ihrem Namen, sondern ob sie schön ist."

„Ich achte auf dergleichen Dinge wenig, aber so viel ist sicher, daß selbst die Königin von Polen sich solcher Schönheit nicht zu schämen brauchte."

„Die Königin von Polen? Maria Ludowika? Zur Zeit des Cinq-Mars war sie vielleicht einmal schön, heute heulen die Hunde bei ihrem Anblick. Wenn die Billewitsch eben so ist, dann behalte sie dir. Ist sie aber wirklich schön, dann gieb sie mir mit nach Tauroggen; dort will ich gemeinschaftlich mit ihr ein Rachestück gegen Kmiziz aussinnen." Fürst Janusch dachte ein Weilchen nach.

„Nein, ich gebe sie dir nicht," sagte er endlich. „Du würdest Gewalt gegen sie anwenden und dann veröffentlicht Kmiziz die Briefe."

„Ich sollte eine von euren Lerchen vergewaltigen? . . . Ich will mich nicht rühmen, aber mir sind andere zugeflogen, als solche . . . nur einmal that ich es in Flandern . . . sie war dumm . . . Tochter eines Goldarbeiters . . ."

„Du kennst das Mädchen eben nicht. Sie ist vornehmer Herkunft, die personifizierte Tugend, fromm wie eine Nonne."

„Das kennt man schon."

„Dazu haßt sie uns, denn sie ist mit Leib und Seele

Patriotin . . . Sie war es, welche den Kmiziz ablaufen ließ . . . Wir haben nicht viele solcher Frauen . . . Sie ist klug wie ein Mann und Johann Kasimirs begeisterte Anhängerin."

„Ich gebe dir also mein Wort, daß ich ihr kein Leid zufügen will, und du weißt, daß ich in Privatangelegenheiten mein Wort immer halte. In politischen Dingen ist das anders. Ich müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich sie nicht durch den Zauber meiner Persönlichkeit gewinnen sollte."

„Das wird dir nicht gelingen."

„Schlimmsten Falles trage ich eine Ohrfeige davon, und ein Schlag von Weiberhand ist keine Schande . . . Du willst nach Podlachien, was soll sie denn hier? Mitnehmen kannst du sie nicht, hierlassen auch nicht, denn die Schweden kommen hierher. In unserer Hand aber muß sie bleiben . . . ist es da nicht besser, wenn ich sie nach Tauroggen mitnehme? . . . An Kmiziz aber werde ich keinen Meuchelmörder, sondern einen Boten mit einem Briefe senden; ich werde ihm schreiben: Gieb die Briefe, so gebe ich dir das Mädchen!"

„Das könnte gehen!" sagte Fürst Janusch. „Das ist ein guter Gedanke."

„Wenn ich sie ihm dann nicht in demselben Zustande wiedergebe, wie ich sie erhalten habe, dann ist das unserer Rache Anfang."

„Du hast mir aber versprochen . . ."

„Und ich wiederhole mein Versprechen; ich mußte mich ja schämen . . ."

Dann mußt du aber auch ihren Oheim, den Schwertträger von Reußen mitnehmen, welcher stets bei ihr ist."

„Das thue ich nicht. Der Edelmann trägt sicherlich nach eurer Manier Stroh in den Stiefeln und das kann ich nicht ausstehen."

„Allein wird sie nicht mitreisen wollen."

„Nun, wir wollen sehen. Lade sie heute zum Abendessen ein, damit ich sie kennen lerne und sehe, ob es denn der Mühe lohnt, sich mit ihr zu beschäftigen. Nur erzähle ihr nichts von den letzten Thaten Kmiziz', denn das würde ihn in ihren Augen heben und sie in ihrer Treue bestärken. Und widersprich mir beim Abendessen niemals, was ich auch sagen möge. Du wirst meine Art, sie zu gewinnen, ja sehen und dich in deine eigene Jugend zurückversetzt fühlen.

Fürst Janusch winkte mit der Hand ab und ging fort. Fürst Boguslaw aber legte die Arme unter den Kopf und begann über seinen Plan nachzusinnen.



8. Kapitel.

Außer dem Schwertträger von Reußen und Olenka waren auch noch die höchsten Offiziere von dem Heerlager in Kiejdan und mehrere Höflinge Boguslaws zum Abendessen geladen. Fürst Boguslaw selbst hatte sich so festlich geschmückt, daß man von seinem Anblick ganz geblendet war. Seine Perücke war in zierliche lang herabwallende Locken gebrannt, das Gesicht glich an Zartheit den Farben der Milch und der Rose, das Bärtchen auf der Oberlippe schien aus Seide zu sein und die Augen glänzten gleich großen Sternen. Der Fürst trug einen schwarzen Kaftan, welcher aus seidenen und samtnen Streifen zusammengesetzt war. Die Aermel desselben waren geschlitzt und längs des Unterarmes zugeknöpft. Um die Schultern legte sich ein breiter Kragen von feinsten Brabanter Spitzen, von unschätzbarem Werte, um die Handgelenke ebensolche Manschetten. Eine schwere goldene Kette fiel auf seine Brust und von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte lag schräg über den Kaftan ein Schwertband von holländischem Leder, welches so dicht mit Diamanten besetzt war, daß es aussah wie ein mattleuchtender Lichtstreifen. Ebenso blitzte der Griff des Säbels von Diamanten und zweie der größten Steine in Haselnußgröße leuchteten in den Kokarden auf den Schuhen des Fürsten. Die ganze Erscheinung desselben war ebenso vornehm, wie edel und schön.

Als er in den Saal trat, hielt er in der einen Hand ein Spitzentuch, mit der anderen den der damaligen Sitte gemäß auf den Griff des Säbels gestülpten Hut, welcher mit sehr langen Straußenfedern geschmückt war.

Aller Blicke, den Fürsten Janusch nicht ausgenommen, wandten sich ihm voll Staunen und Bewunderung zu. Dem Fürst-Wojewoden kamen unwillkürlich die Zeiten in den Sinn, wo er selbst alle Zeitgenossen durch Schönheit und Reichtum überstrahlt hatte. Jene Jahre lagen weit hinter ihm, aber in diesem Augenblick trat ihm die eigene Jugend vor Augen in Gestalt dieses Mannes, der den gleichen Namen führte wie er.

Frohgelaunt begrüßte er den Vetter und indem er ihn mit dem Zeigefinger auf die so reich geschmückte Brust tippte, sprach er mit gedämpfter Stimme:

„Du strahlst wie der Mond in der Vollmondnacht. Hast du dich für die Billewitsch so geschmückt?"

„Der Mond stiehlt sich leicht durch alle Ritzen ins Kämmerlein," antwortete Fürst Boguslaw selbstbewußt.

Dann wandte er sich sogleich an Ganhof, welcher von seltener Häßlichkeit war, ein Mann, dessen tiefgebräuntes Gesicht von zahlreichen Pockennarben bedeckt, durch eine klumpige Nase und einen scharf in die Höhe gezogenen Schnurrbart vollends entstellt war, um neben diesem Monstrum von dunkler Häßlichkeit als Lichtgestalt noch intensiver zu wirken.

Da traten die Damen ein. Es waren die Generalin Korff und Olenka. Boguslaw streifte beide mit einem schnellen Blick und nachdem er sich eilig vor der Generalin verneigt, legte er eben die Fingerspitzen an die Lippen, um nach Art galanter Kavaliere dem Fräulein Billewitsch eine Kußhand zuzuwerfen, als er plötzlich ihre hehre, stolze Schönheit gewahrend, die Bewegung unterließ und statt dessen, den Hut mit der rechten Hand ergreifend, sich so tief und ehrerbietig vor ihr verbeugte, daß die schweren Locken seiner Perücke von den Schultern herabfielen, der Säbel schräg über dem Boden schwebte und die Federn des Hutes auf dem Boden lagen; zum Zeichen seiner besonderen Ergebenheit fegte er mit denselben auf dem Boden hin und her. Ehrfurchtsvoller hätte er selbst die Königin von Frankreich nicht begrüßen können. Das Fräulein, welches von der Ankunft des Fürsten Boguslaw unterrichtet war, erriet sogleich, wer vor ihr stand; sie faßte deshalb graziös mit den Spitzen ihrer Finger die Falten ihres Kleides und erwiderte die Verbeugung ebenso ehrerbietig.

Alle Anwesenden bewunderten die Schönheit und die anmutigen Bewegungen, sowie die Grazie der beiden, welche sie bei der Begrüßung gegenseitig entwickelten, Dinge, die nur vom Hörensagen in Kiejdan bekannt waren, da die Gemahlin des

Fürsten Janusch, eine wallachische Prinzessin, mehr den luxuriösen Sitten des Ostens huldigte, als der feineren Sitte des Westens, und ihre Tochter, die Prinzessin noch ein Kind war.

Boguslaw hatte sich wieder aufgerichtet; er schüttelte die Locken in den Nacken zurück; indem er dem Pagen seinen Hut zuwarf, nahte er sich mit einem Kratzfuß schnell dem Fräulein und bot ihr seinen Arm.

„Ich traue meinen Augen kaum . . . oder ist es nur ein Traumbild, welches ich sehe?“ begann er, während er sie zu Tische führte. „Sprecht, schöne Göttin, welches Wunder hat euch vom Olymp hierher geführt?“

„Obgleich ich nur eine Edeldame bin, keine Göttin,“ entgegnete Olenka, „so bin ich doch nicht so unerfahren, daß ich Ew. Durchlaucht Worte für etwas anderes, wie eine gewöhnliche Artigkeit halten sollte.“

„Wäre ich auch der galanteste Kavalier — ich vermöchte euch dennoch nicht das zu sagen, was euer Spiegel euch sagen muß.“

„Der Spiegel würde mir mehr sagen, denn er würde die Wahrheit sprechen,“ antwortete sie, indem sie nach damaliger Mode den Mund verzog.

„Schade, daß in diesem Gemach sich keiner befindet, sonst würde ich euch gleich vor ihn führen . . . In Ermangelung dessen blickt in meine Augen; sie sollen euch sagen, ob meine Bewunderung eine aufrichtige ist oder nicht.“

Mit diesen Worten neigte sich Fürst Boguslaw so weit herab, daß er seine großen, sammetschwarzen Augen, die so süß blicken konnten, bis dicht vor die ihrigen brachte. Er sah sie eine Weile durchdringend und begehrlich an. Unter diesem Flammenblick senkte sie den ihrigen, eine feine Röte überzog ihr Gesicht und sie entzog ihm ihren Arm, welchen der Fürst fester an sich gedrückt hatte.

So waren sie an den Tisch gekommen. Er setzte sich neben sie; man konnte deutlich erkennen, daß ihre Schönheit einen außerordentlichen Eindruck auf ihn machte. Boguslaw hatte eine jener Schönheiten zu sehen erwartet, wie man sie auf den ländlichen Edelsitzen wohl zu finden pflegt — rosige Wangen, einen lachenden Mund und einen naiven Sinn. Statt dessen fand er eine ernste, stolze Schönheit, aus deren Augen Verstand und eine starke Willenskraft leuchtete, während über das engelsschöne Angesicht süßer kindlicher Friede gebreitet lag und die graziöse schlanke Gestalt die edelsten Formen aufzuweisen hatte. Dieses

Mädchen mußte der Gegenstand aufrichtigster Huldigungen für die Söhne der edelsten Geschlechter des Landes sein.

Der Fürst hatte schon beschlossen, Olenka um jeden Preis für sich zu gewinnen, als er sich jetzt neben sie setzte. Da drängte sich plötzlich zwischen sie und ihn das drohende Antlitz Kmiziz's, doch diese Warnung konnte den übermütigen Fürsten nicht schrecken; sie wurde vielmehr ein neuer Sporn für ihn, das gesteckte Ziel zu erreichen.

Die Unterhaltung bei Tische wurde allgemein, d. h. sie verwandelte sich bald in einen allgemeinen Lobhymnus auf die Heldenthaten des Fürsten Boguslaw, welchen dieser lächelnd, jedoch mit gleichgültiger Miene hinnahm, wie etwas ihm gebührendes. Man erzählte ausführlich Begebenheiten aus seinem Leben, die er selbst von Zeit zu Zeit ergänzte, zuletzt sprach Ganhof:

„Selbst wenn Rangunterschied und persönliche Vorzüge kein Hindernis waren, wollte ich Ew. Durchlaucht nicht unter die Klinge laufen; ich wundere mich nur, daß es noch Menschen giebt, welche wagen, es zu thun."

„Was wollt ihr, Herr Ganhof," sagte der Fürst. „Ich bin doch kein Mann mit der eisernen Maske, vor dessen Anblick die Menschen erschrecken. Mein Gesicht hat selbst für Mädchen nichts Schreckhaftes."

„Wie die Nacht nicht vor der Leuchte erschrickt," setzte die Generalin hinzu, bemüht, dem Fürsten eine Artigkeit zu sagen. „Sie läßt dieselbe solange auf sich einwirken, bis sie in ihrem Glanze aufgeht."

Der Fürst lachte laut auf.

Die Generalin aber fuhr fort, Komplimente zu drechseln.

„Die Herren Soldaten sind mehr für Zweikämpfe eingenommen als wir Frauen. Wir möchten lieber etwas von den Liebesabenteuern Ew. Durchlaucht hören, von welchen dunkle Gerüchte bis hierher gedrungen sind.

„Alles erlogen, Generalin, alles erlogene. . . . Unterwegs wachsen Ereignisse ins Ungeheuerliche . . . Man wollte mich verheiraten, das ist wahr . . . Ihre Majestät von Frankreich war so gnädig . . ."

„Mit einer Prinzessin de Rohan," warf Fürst Janusch ein.

„Und einer Prinzessin de la Forse," setzte Boguslaw hinzu. „Aber dem Herzen läßt sich nicht gebieten; dazu haben wir nicht nötig, Vermögen in Frankreich zu suchen, darum wurde nichts daraus. Es waren schöne Damen, da ist nichts zu sagen, sogar unvergleichlich schön, aber wir haben auch hier außerordentlich

schöne Mädchen und brauchen nicht einmal dieses Gemach zu verlassen, um sie zu finden."

Hier warf er Olenka einen langen Blick zu. Doch diese that, als höre sie nichts; sie wandte sich in diesem Augenblick mit einer Frage an den Schwertträger, und Frau von Korff ergriff wieder das Wort:

„Gewiß giebt es genug schöne Mädchen bei uns zu Lande, doch würde sich keine finden, die an Rang und Reichtum Ew. Durchlaucht ebenbürtig wäre."

„Mit Verlaub! ich wage zu protestieren," beeilte sich Boguslaw zu erwidern. „Erstens ist eine polnische Edeldame nichts geringeres als eine Prinzessin de Rohan oder de la Forse, zweitens wäre es nicht das erstemal, daß ein Radziwill sich mit einem Edelfräulein vermählte, wie aus unserer Familienchronik nachgewiesen werden kann. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß dasjenige Edelfräulein, welches als Fürstin Radziwill an den französischen Hof käme, allezeit vor allen dortigen Prinzessinnen den Vortritt haben würde."

„Er ist ein loyaler Herr," flüsterte der Schwertträger von Reußen Olenka zu.

„Dieser Ansicht war ich von jeher," fuhr Boguslaw fort, „obgleich ich mich zuweilen des polnischen Adels schäme, wenn ich ihn mit dem französischen vergleiche, denn dort könnte niemals geschehen, was in neuester Zeit hier geschehen ist. Der französische Edelmann ist eher zu allem fähig, als zu der Schandthat, seinen Herrn und König zu verraten und dessen Leben nachzustellen . . ."

Die Anwesenden blickten sich gegenseitig erschrocken an. Fürst Janusch runzelte die Stirn und blickte ernst drein, nur Olenka heftete ihre blauen Augen voll Staunen und Bewunderung auf den Sprecher. „Vergebung, Durchlaucht!" fuhr Boguslaw an seinen Vetter, welcher sich noch nicht zu fassen vermochte, gewendet fort. „Ich weiß, ihr konntet nicht anders handeln, ganz Litauen war verloren, wenn ihr meinem Rate gefolgt wäret. Aber so hoch ich euch auch ehre und als Verwandten liebe, werden unsere Meinungen über Johann Kasimir doch immer auseinander gehen. Wir sind ja unter uns; darum spreche ich, wie ich denke über meinen beweinenswerten frommen, gnädigsten Herrn. Ich erinnere mich noch deutlich des Tages, wo ich ihn abholte, nachdem er aus der französischen Gefangenschaft entlassen war und ich als erster Pole ihn begrüßen durfte, obgleich ich damals noch fast ein Kind war. Noch jetzt werde ich mein Gut und

Blut einsetzen, um ihn vor denjenigen zu schützen, die Mordanschläge auf seine geheiligte Person machen.

Fürst Janusch begann zu ahnen, wo hinaus Boguslaw wollte. Nichtsdestoweniger erschien ihm dieses Spiel mit den heiligsten Gütern der Menschheit um einer so geringfügigen Ursache willen ein so gewagtes und unwürdiges, daß er nicht länger an sich halten konnte, sondern ärgerlich frug:

„Um Gotteswillen, von was für Anschlägen gegen das Leben unseres Exkönigs sprechen Ew. Durchlaucht eigentlich? Wer macht sie? Es ist unglaublich, daß die polnische Nation ein solches Monstrum in ihrem Schoße bürgen kann . . . Das wäre in der Republik seit Beginn der Welt das erste Mal!“

Boguslaw ließ den Kopf hängen.

„Es war ungefähr vor einem Monat,“ sagte er mit trauriger Stimme, „als ich mich auf der Reise von Podlachien nach Tauroggen in Kurpreußen befand, da ließ sich bei mir ein Edelmann von altem Geschlecht melden . . . Dieser Edelmann, welcher jedenfalls meine wahren Gefühle für unseren gnädigsten Herrn nicht kannte, und glaubte, ich sei sein Gegner, erbot sich, gegen eine ansehnliche Belohnung nach Schlesien zu reisen und den König Johann Kasimir tot oder lebend den Schweden abzuliefern. . .“

Entsetzen packte die Hörer und machte sie verstummen.

„Und da ich zornentbrannt, erfüllt mit Abscheu, dieses Angebot zurückwies,“ schloß Boguslaw, „rief dieser Freche mir im Fortgehen noch zu: ‚Ich werde zu Radziejowski gehen, der wird mir den Leib Johann Kasimirs mit Gold aufwiegen‘. . .“

„Ich bin kein Freund des Exkönigs,“ sagte Janusch. „Wer mir aber ein solches Angebot machen wollte, den ließe ich sofort an der nächsten Mauer aufstellen und erschießen.“

„Im ersten Augenblick wollte auch ich das thun,“ entgegnete Boguslaw, „aber wir waren ohne Zeugen, — man hätte über die Eigenmächtigkeit und Tyrannei der Radziwills ein großes Geschrei erhoben. Ich schreckte ihn nur damit, daß weder Radziejowski noch der König von Schweden so schlecht sein würden, ein solches Angebot anzunehmen, und brachte ihn zuletzt soweit, daß er mir versprach, von seinem Vorhaben abzustehen.“

„Das war nicht recht! Er hätte nicht freigelassen werden dürfen,“ rief Korff.

Da wandte sich Boguslaw plötzlich an seinen Vetter mit den Worten:

„Uebrigens hoffe ich, daß er seiner Strafe nicht entrinnt;

es ist Ew. Durchlaucht Sache, ihn zur Verantwortung zu ziehen, denn er ist einer von Ew. Durchlaucht Hofpersonal, ein Hauptmann . . ."

„Wie, mein Hauptmann? . . ." rief Fürst Janusch mit gut gespielter Entrüstung. „Ein Höfling von mir? . . . Wer ist es? . . . Sprecht! . . ."

„Er heißt Kmiziz!" antwortete Boguslaw langsam.

„Kmiziz?" wiederholten alle Anwesenden entsetzt.

„Das ist eine Lüge!" schrie Olenka plötzlich, indem sie aufsprang. Alles Blut drängte ihr nach dem Kopfe, ihre Augen funkelten vor Zorn und ihre Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen.

Totenstille trat ein. Die einen waren noch starr von der Schreckenskunde, die anderen verstummten vor der Verwegenheit des Mädchens, welches so kühn war, den jungen Fürsten der Lüge zu zeihen. Der Schwertträger vermochte nur zu stammeln: „Olenka! Olenka!" und Boguslaw sprach mit trauriger Miene, ohne zornig zu werden: „Wenn er ein Verwandter von euch, oder gar euer Verlobter sein sollte, so schmerzt es mich, euch wehe gethan zu haben — aber — reißt seinen Namen aus eurem Herzen, denn er ist euer nicht wert! . . ."

Olenka stand noch eine Weile ganz in ihren Schmerz versunken, das Gesicht von der Glut des Schreckens übergossen. Allmählich wich die Glut einer tiefen Blässe; sie sank auf ihren Stuhl zurück und sagte:

„Vergebung, Durchlaucht! . . . Ich hatte unrecht . . . Er ist imstande, auch das zu thun . . ."

„Gott soll mich strafen, wenn ich etwas anderes fühle als aufrichtiges Mitleid," antwortete der Fürst sanft.

„Er war der Verlobte des Fräuleins," erklärte Fürst Janusch. „Ich habe sie selbst zusammengebracht. Er war ein junger Heißsporn, hatte manches auf dem Kerbholze . . . Ich rettete ihn vor dem Gesetz, weil er ein guter Soldat war. Das freilich wurde mir bald klar, daß er ein Raufbold war und einer bleiben wird . . . Niemals aber hätte ich gedacht, daß ein Edelmann solcher That fähig sein könnte."

„Er war ein böser Mensch, das wußte ich längst!" sagte Ganhof.

„Und ihr habt mich trotzdem nicht vor ihm gewarnt?" frug Fürst Janusch in vorwurfsvollem Tone.

„Ich mußte fürchten, der Verleumdung beschuldigt zu werden, denn er hatte überall den Vorrang vor mir."

„Horribile dictu et auditu," sagte Korff.

„Lassen wir das, meine Herren, rief Boguslaw. „Wenn die Angelegenheit schon für euch unangenehm ist, wie viel mehr muß sie es für das Fräulein Billewitsch sein."

„Ich bitte Ew. Durchlaucht auf mich keine Rücksichten nehmen zu wollen, denn ich kann nun alles ertragen."

Aber auch das Mahl war zu Ende. Die Diener reichten das Wasser zum Händewaschen umher, darauf erhob sich Fürst Janusch, reichte der Generalin von Korff die Hand, während Fürst Boguslaw die seinige Olenka gab.

„Gott hat den Verräter schon gestraft," sagte er zu ihr. „Denn wer euch verloren, hat den Himmel verloren.... Es sind kaum zwei Stunden her, seit ich euch kenne, schönes Fräulein, und schon möchte ich euch immerwährend sehen, aber nicht in Thränen und Schmerz, sondern in Glück und Freude."

„Ich danke, Durchlaucht," antwortete Olenka.

Nachdem die Damen gegangen waren, kehrten die Männer wieder zum Tische zurück, um bei den Bechern sich noch etwas zu erfreuen, welche sie lebhaft kreisen ließen. Fürst Boguslaw trank auf Tod und Leben, denn er war zufrieden mit sich, während Fürst Janusch sich mit dem Herrn Schwertträger unterhielt.

„Ich breche morgen mit meiner Armee nach Podlachien auf," sagte er zu ihm. „Hierher nach Kiejdan kommt schwedische Besatzung, Gott weiß, wann ich wiederkomme.... Ihr dürft mit dem Mädchen hier nicht zurückbleiben, denn das würde sich nicht schicken und sie würde unter der Soldateska schlecht bewahrt sein. Ihr werdet Beide mit dem Fürsten Boguslaw nach Tauroggen fahren, wo eure Verwandte im Frauenzimmer meiner Gemahlin einen Platz finden wird."

„Der liebe Gott hat uns eigne Zufluchtsstätten gegeben, Durchlaucht," entgegnete der Herr Schwertträger, „wozu sollen wir in fremde Länder gehen? Es ist sehr gnädig von Ew. Durchlaucht, so besorgt um uns zu sein.... Wir wollen jedoch eure Güte nicht mißbrauchen, sondern lieber unter unser eigenes Dach zurückkehren."

Der Fürst konnte dem alten Herrn nicht alle Gründe offenbaren, die er hatte, ihn und Olenka um jeden Preis bei sich festzuhalten. Nur einen Teil derselben sagte er ihm mit der ganzen barschen Offenherzigkeit des Magnaten.

„Wenn ihr meine Fürsorge als einen Akt der Güte von mir aufnehmen wollt," sprach er, „um so besser.... Ich will

euch aber sagen, daß die Vorsicht mir gebietet, euch festzuhalten. Ihr seid mir eine gute Geisel, euch mache ich verantwortlich für alle Billewitsch, die, wie ich sehr wohl weiß, alle meine Gegner sind, und wenn ich von hier fortgehe, nicht anstehen werden, auch in der Smudz die Fackel der Empörung zu entzünden.... Laßt ihnen die Weisung zukommen, daß sie sich ruhig in ihren Nestern verhalten und nichts gegen die Schweden unternehmen, weil sonst euer und eurer Brudertochter Leben auf dem Spiele steht."

Der Schwertträger wurde ungeduldig; er erwiderte schnell und heftig:

„Ich würde mich umsonst auf meine Rechte als Edelmann berufen, auf eurer Seite ist das Recht des Stärkeren und mir kann es gleich sein, wo ich gefangen gehalten werde, ja lieber noch dort wie hier!"

„Genug!" rief der Fürst drohend.

Doch der einmal in Aufregung versetzte Edelmann fuhr fort:

„Was zu viel ist, ist zu viel! Die Zeit wird wiederkehren, wo die Gewaltthätigkeiten ein Ende nehmen müssen und das Recht wieder waltet. Kurz gesagt: ich fürchte die Drohungen Ew. Durchlaucht nicht."

Da sah Fürst Boguslaw die Zornesader in seines Vetters Antlitz schwellen nnd aus seinen Augen Blitze sprühen. Er näherte sich daher den Beiden schnell und frug:

„Was giebt es?" dabei trat er zwischen die Streitenden.

„Ich habe dem Herrn Hetman nur gesagt, daß ich vorziehe, Gefangener in Tauroggen zu sein, als hier," antwortete der alte Herr gereizt.

„In Tauroggen giebt es keine Verließe. Dort ist nur mein Haus, welches ich bitte, als das eure anzusehen. Ich weiß, der Hetman betrachtet euch als Geisel — ich sehe in euch nur einen lieben Gast."

„Ich danke, Durchlaucht!" antwortete der Schwertträger.

„Nein, ich habe euch zu danken. Stoßen wir an und trinken wir aus, denn man sagt, die Freundschaft müsse im Entstehen begossen werden, damit sie nicht eindorrt."

Indem er das sagte, führte der Fürst den Edelmann an den Tisch. Sie stießen an und tranken noch manch einen Becher mit einander.

Als nach etwa einer Stunde der Schwertträger schwankenden Schrittes in sein Gemach zurückkehrte, flüsterte er immerwährend vor sich hin:

„Ein wohlwollender, ein edler Herr! Mit der Laterne keinen zweiten finden! . . . Gold! Das reine Gold! . . . Mit Freuden mein Blut für ihn geben . . ."

Die Vettern waren nun allein geblieben. Sie hatten noch manches zu besprechen; außerdem waren auch Briefe angekommen, welche ein Page aus dem Quartier Ganhofs holen sollte.

„Ist wirklich kein Wort Wahrheit an dem, was du von Kmiziz sagtest!" sprach Fürst Janusch.

„Kein Wort ... Du mußt das doch am besten wissen. Aber wie? Gieb zu, daß Mazarin Recht hatte! Mit einem Schwertgange Rache, schreckliche Rache an dem Gegner nehmen und zugleich eine Bresche in diese herrlichste der Festungen schlagen ... Wie? Wer wäre imstande, mir das nachzuthun? Das nennt man eine Intrigue, würdig des glänzendsten Hofes der Welt! Diese Billewitsch ist eine Perle! Lieblich und hoheitsvoll zugleich, ein Mädchen, wie von fürstlichem Blut! Ich bin ganz außer mir!"

„Sei deines Wortes eingedenk ... Vergiß nicht, daß wir verloren sind, wenn jener die Briefe veröffentlicht."

„Welche Augenbrauen! Welch majestätischer Blick; er flößt unwillkürlich Respekt ein ... Wie kommt das Mädchen zu diesen fürstlichen Manieren? ... Ich sah in Antwerpen auf kostbaren Gobelins in Handstickerei kunstvoll ausgeführt das Bild der Diana, welche mit ihren Hunden dem neugierigen Aktäon nachspürt. Sie gleicht ihr, Zug um Zug!"

„Achte darauf, daß Kmiziz die Briefe nicht preisgiebt. Wir würden dann von den Hunden in Fetzen gerissen werden."

„Das wird nicht geschehen! Ich will den Kmiziz in den Aktäon verwandeln und ihn zu Tode hetzen. Zweimal schon gelang es mir, ihn auf das Haupt zu schlagen; wir treffen uns noch ein drittes Mal und dann, wehe ihm!"

Weitere Auseinandersetzungen unterbrach der Eintritt des Pagen, welcher einen Brief brachte.

Der Wojewode von Wilna nahm das Schreiben in die Hand und bekreuzte es. Er pflegte das immer zu thun, um böse Nachrichten zu bannen. Darauf betrachtete er dasselbe aufmerksam von allen Seiten.

Plötzlich wechselte er die Farbe.

„Es trägt das Siegel der Sapiehas!" rief er aus.

„Oeffne doch schnell!" sagte Boguslaw.

Der Hetman zerriß den Umschlag und begann zu lesen. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sich durch Ausrufe:

„Er geht nach Podlachien! . . . Er fragt, ob ich Aufträge nach Tykozin habe! . . . er spottet meiner! . . . Noch mehr! denn höre, was er weiter schreibt: ‚Wollen Ew. Durchlaucht durchaus den Bruderkrieg, durchaus das zweischneidige Schwert in den Boden des Vaterlandes stoßen, dieses unglückliche Land mit dem Blute der eigenen Söhne tränken, dann kommt nach Podlachien; dort werdet Ihr mich finden und mit Gottes Hilfe will ich Euren Hochmut mit diesen meinen Händen strafen . . . Wenn Ihr aber ein Gewissen habt und Euer Herz noch nicht ganz dem Mitleid mit diesem armen Vaterlande verschlossen ist, wenn Ihr nicht bar seid jeder Reue über begangenes Unrecht, dann steht Euch der Weg zur Umkehr offen. Anstatt den Bruderkrieg zu entfachen, erlaßt den Befehl zum allgemeinen Aufgebot, rottet die Bauern zusammen und schlagt auf die Schweden los, ehe der in Sicherheit gewiegte Pontus aus seiner Ruhe erwacht. Von Seiten Chowanskis werden Ew. Durchlaucht keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, denn soviel ich weiß, denkt man in Moskau selbst sehr an einen Feldzug nach Liefland, obgleich das noch Geheimnis bleiben soll. Aber selbst, wenn Chowanski etwas gegen Ew. Durchlaucht unternehmen wollte, dann würde ich, — wenn ich nur Ew. Durchlaucht gutem Willen fest vertrauen darf — ihn schon am Zaune fassen und Ew. Durchlaucht thatkräftig beistehen. Alles das jedoch wird von Ew. Durchlaucht selbst abhängen. Noch ist es Zeit zur Umkehr, noch Zeit, die Schuld zu tilgen. Jetzt könnt Ihr beweisen, daß das Bündnis mit den Schweden nicht um des eigenen Vorteils, sondern um der Rettung Litauens willen eingegangen worden ist. Gott möge Ew. Durchlaucht erleuchten. Ich bitte täglich um diese Ew. Erleuchtung, obgleich Ihr mich der Verleumdung beschuldigt.

P. S. Soeben höre ich, daß die Belagerung von Nieswiersch aufgehoben ist und Fürst Michael sich uns anschließen will, sobald die angerichteten Schäden ausgebessert sein werden. Seht also, Durchlaucht, wie die Edlen Eures Geschlechts handeln und nehmt ein Beispiel an ihnen. Auf alle Fälle seid eingedenk, daß es jetzt heißt: entweder — oder!‘“

„Hast du gehört?“ sagte Fürst Janusch, nachdem er zu Ende gelesen.

„Ich habe gehört . . . und was nun?“ antwortete Boguslaw, indem er den Vetter gespannt ansah.

„Das hieße allem entsagen, alles fallen lassen, die eigene Arbeit mit Füßen treten, vernichten . . .“

„Und es mit dem mächtigen Karl Gustav verderben, und

dem vertriebenen Johann Kasimir zu Füßen fallen und ihn anflehen, daß er uns wieder zu Gnaden aufnimmt . . . und den Herrn Sapieha um Nachsicht bitten . . ."

Das Gesicht des Fürsten Janusch färbte sich dunkelrot.

„Hast du bemerkt, wie er mir schreibt? ‚Bessere Dich, dann will ich Dir vergeben' — wie der Vorgesetzte dem Untergebenen!"

„Er würde anders schreiben, wenn sechstausend Säbel über seinem Haupte schweben möchten."

„Dennoch . . ." der Fürst verfiel in tiefes Sinnen.

„Dennoch, was?"

„Dem Rate Sapiehas folgen, hieße vielleicht das Vaterland retten!"

„Und du? Und ich? Was bleibt für die Radziwills? . . ."

Janusch antwortete nicht. Er stützte den Kopf in beide Hände und sann nach.

„Sei es denn!" sprach er endlich. „Es erfülle sich! . . ."

„Was hast du beschlossen?"

„Ich gehe morgen nach Podlachien und binnen einer Woche schlage ich auf Sapieha los."

„Das ist recht! Du bist ein echter Radziwill!" sagte Boguslaw.

Und sie reichten sich die Hände.

Gleich darauf begab sich Fürst Boguslaw zur Ruhe. Fürst Janusch schritt einigemale im Gemach auf und nieder, dann klatschte er in die Hände und sprach zu dem eintretenden Pagen:

„Sage dem Astrologen, daß er in einer Stunde mit der fertigen Konstellation vor mir erscheinen soll."

Der Page entfernte sich und der Fürst nahm seine Wanderung wieder auf. Zwischendurch betete er, zuletzt sang er in kurzen Absätzen einen Psalm, während er von Zeit zu Zeit durch das Fenster einen Blick auf den sternenbesäeten Himmel warf.

Allmählich erloschen die Lichter im Schlosse und außer dem Astrologen und dem Fürsten wachte nur noch ein Wesen in ihrer Kemenate und das war Olenka Billewitsch.

Vor ihrem Lager knieend, hatte sie die Hände über ihrem Kopfe gefaltet und flüsterte mit geschlossenen Augen unaufhörlich:

„Erbarme dich unser . . . erbarme dich unser!"

Zum erstenmal seit der Abreise Kmiziz' aus Kiejdan konnte und wollte sie nicht für ihn beten.

9. Kapitel.

Herr Kmiziz wagte nicht von seinen Geleitscheinen an die schwedischen Kommandanten Gebrauch zu machen, um den kürzeren Weg nach Warschau einschlagen zu können, weil er vermutete, daß Fürst Boguslaw überallhin Boten gesandt haben werde, um dieselben vor ihm zu warnen. Darum hatte er den falschen Namen angenommen und die Verkleidung angelegt, und indem er Lomscha und Ostrolenka seitwärts liegen ließ, strebte er auf Umwegen mit seinen Begleitern Prschasnysch zu erreichen, von wo aus er über Pultusk ungefährdet nach Warschau zu gelangen hoffte.

Er machte daher einen Bogen über Wonsosch, Kolno und Myschyniez, an der preußischen Grenze entlang um so lieber, als die Kiemlitsche hier die Heide- und Waldwege genau kannten und außerdem die denselben befreundeten Kurpiows dort umher verstreut wohnten, deren Beistand sie jederzeit sicher waren.

Auch die Grenzlande waren zum größten Teil schon von den Schweden besetzt; sie begnügten sich aber mit der Besetzung der größeren Städte und wagten sich nicht ins freie Land hinaus, noch weniger in die Wälder, in welchen, wie sie recht gut wußten, die mit Waffen und Rüstzeug wohl versehenen Jäger und Imker hausten — ein wildes Volk, welches fast niemals aus dem Dunkel der Wälder herauskam und so wenig ein Eindringen von außen her in ihre Wildnis duldete, daß es erst seit einem Jahre etwa der Königin Ludowika gelungen war, eine kleine Kapelle in Myschyniez zu erbauen und ein paar Jesuitenpaters dort anzusiedeln, welche Kultur und Sitte unter die rauhen Waldbewohner tragen sollten.

„Je länger wir keinen Schweden zu sehen bekommen, desto besser," sagte der alte Kiemlitsch.

„Einmal muß es endlich doch geschehen," entgegnete Kmiziz.

„Wer sie in der Nähe größerer Städte oder Niederlassungen antrifft, dem geschieht nicht viel," erzählte der Alte, „weil doch immer eine Gerichtsbarkeit dort zu finden ist, welche die Uebelthäter zur Verantwortung zieht. Ich habe auch gehört, daß der König von Schweden die Räubereien verboten hat, aber die Patrouillen, wenn sie weit von den Städten auf Streifzügen Reisende antreffen, machen sich nichts aus dem Verbot."

So zogen sie also durch die Wälder, brachten die Nächte bei Theersiedern, in Kohlenmeilern und in Jagdhütten zu. Unter den Kurpiows kursierten, obgleich bisher noch keiner von ihnen einen Schweden gesehen hatte, die seltsamsten Gerüchte über dieselben. Man erzählte sich bei ihnen, daß ein Volk über das große Meer in das Land gekommen sei, welches nicht wie Menschen sprechen könne und weder an Christum noch die heilige Jungfrau, noch an die Heiligen glaube und furchtbar räuberisch sei. Die Eindringlinge seien besonders habgierig auf Rindvieh, Felle, Haselnüsse und getrocknete Pilze; sie verfielen in großen Zorn, wenn man ihnen die Herausgabe dieser Artikel verweigerte und steckten die Heide in Brand. Andere wieder protestierten gegen diese Angaben und erzählten dafür, daß sie Wolfsfleisch über alles liebten, das Menschenfleisch und besonders das Fleisch junger Mädchen als eine große Delikatesse schätzten. Infolge dieser Gerüchte begannen die Kurpiows sich in größeren Ansiedlungen zusammenzufinden, um gegenseitig das Gehörte auszutauschen. Diejenigen, welche Pottasche bereiteten, die Theersieder, Hopfenbauer, Holzschläger, die Vogelsteller, welche ihre Leimruten an den buschigen Ufern der Roßoga stellten, die Jäger, Imker und Biberfänger; sie alle kamen in jene Versammlungen, um an den Beratungen Teil zu nehmen, wie man diesen Feind bekämpfen und vertreiben könnte.

Auf seinem Wege durch die Wälder traf Kmiziz oft genug auf größere und kleinere Trupps Männer, diesen Waldbewohnern angehörend, welche mit einem hanfenen Hemd und einem Fuchs-, Wolf- oder Bärenfell bekleidet waren. Es geschah nicht selten, daß man an Kreuzwegen oder engen Pfaden ihm und seinen Begleitern den Weg vertrat und frug:

„Wer bist du? Doch nicht etwa ein Schwede?"

Und wenn Herr Andreas dann verneinte, dann gaben sie den Weg frei und riefen ihm zum Abschied nach:

„Gott behüte dich!“

Mit Staunen und Neugier betrachtete Herr Andreas diese Menschen, welche das ganze Leben in diesen feuchten Wäldern zubrachten, deren Gesichter niemals von dem Lichte der Sonne verbrannt wurden. Er bewunderte ihren schönen Wuchs, die Ehrlichkeit, die aus ihren Augen strahlte, aus ihrer Rede floß und ihren durchaus natürlichen scharfen Verstand.

Die Kiemlitsche, welche sie lange kannten, versicherten dem Herrn Andreas, daß sie die besten Schützen der ganzen Republik seien. Er bemerkte auch, daß sie sämtlich gute deutsche Gewehre hatten, welche sie in Preußen eingetauscht hatten, und als er einmal ihre gerühmte Treffsicherheit prüfte, wurde er von Staunen ergriffen und dachte bei sich:

„Wenn ich in die Lage kommen sollte, mir eine Partei zu werben, würde ich hierher kommen.“

In Myschyniez fand er eine große Verwirrung. Ueber hundert Schützen hielten ununterbrochen Wache, weil man fürchtete, daß die Schweden hierher zuerst vordringen würden, besonders auch darum, weil der Starost von Ostrolenka einen Weg durch den Wald hatte aushauen lassen, um den hier angesiedelten Geistlichen eine Verbindung mit der Außenwelt herzustellen.

Die Hopfenbauer, welche ihre Ware bis Prschasnysch, den dortigen berühmten Bierbrauern, brachten und aus diesem Grunde für weitgereiste Menschen galten, erzählten, daß in Lomscha, Ostrolenka und Prschasnysch alles von Schweden wimmelte und dieselben dort wirtschafteten, wie bei sich zu Hause.

Kmiziz redete den Schützen zu, das Eindringen der Schweden in die Heide nicht abzuwarten, sondern ihnen den Krieg zu erklären, indem sie Ostrolenka überfielen und sie hinaustrieben; er erbot sich, ihr Anführer zu sein. Sie zeigten auch nicht übel Lust ihm zu folgen, doch die Geistlichen hielten sie zurück, damit sie im Falle des Mißlingens, nicht die Rache der Schweden auf ihre Ansiedelung heraufbeschworen.

Herr Andreas verließ den Ort mit aufrichtigem Bedauern über das Mißlingen seines Planes. Der eine Trost blieb ihm aber — er hatte sich überzeugt, daß es nur des zündenden Funkens bedurfte, um die Flamme der Auflehnung gegen das Schwedenjoch zu entfachen.

„Wenn in anderen Gegenden die Stimmung die gleiche ist, dann kann es losgehen!“ dachte er.

Seine heißblütige Natur drängte ihn zum schnellen Beginn

des Verteidigungskrieges, der Verstand sagte ihm: „Die Kurpiows allein machen es nicht . . . du mußt ein gut Stück Land durchreisen und beobachten, dann dem Befehle des Königs gehorchen.“

So ritt er weiter. Als er die Wildnis hinter sich hatte und in lichtere Waldgebiete kam, da bemerkte er überall ein reges Leben. Die Wege waren überall bedeckt mit reisenden Adligen, welche in Britschken, Kaleschen, Karossen oder zu Pferde den zunächst liegenden Städten und Städtchen zufuhren, um den Kommandanten den Eid der Treue für den neuen Herrn abzulegen. Sie erhielten dafür eine Bescheinigung, welche ihre Personen und ihr Vermögen vor den Uebergriffen der Schweden schützen sollten. In den Hauptstädten der Wojewodschaften wurden Kapitulationen geschlossen, Proklamationen verlesen und Privilegien erteilt, welche dem Adel Freiheit der Bewegung und des Glaubens zusicherten.

Der Adel beeilte sich, den Pflichteid abzulegen, um nicht in den Verdacht der Widerspenstigkeit zu kommen, denn wie in Großpolen, so begann man auch hier schon, den Verdächtigen Daumschrauben anzulegen. Man erzählte sich sogar, daß gegen die Reichsten oft grundlos der Verdacht der Opposition erhoben wurde, um ihr Vermögen einziehen zu können.

Es war daher gefährlich, auf dem Lande zu bleiben. Die Reicheren zogen in die Stadt, um sich selbst unter die direkte Aufsicht der Kommandanten zu stellen und so vor Verdächtigungen sicher zu sein.

Herr Andreas lauschte aufmerksam den Aeußerungen des Adels, und obgleich man nicht viel Lust bezeigte, sich mit den Bauern zu unterhalten, so erriet er aus dem Gehörten doch, daß selbst die nächsten Nachbarn untereinander nicht das über die Schweden sprachen, was sie dachten. Man beklagte sich im allgemeinen über die „Requisitionen“ und das mit Recht, denn kaum war die eine beendet, so wurde eine neue angeordnet. Wer aber nicht freiwillig gab, dem nahm man mit Gewalt dreimal mehr, als zu liefern befohlen war.

Die alte gute Zeit war vorüber. Ein jeder mußte sich einschränken wie er konnte, und entbehrte das Notwendige, um nur geben zu können, was gefordert wurde. Die Schweden vertrösteten die Bedrückten selbst auf jene Zeit, wo Johann Kasimir ihnen ganz Polen abtreten würde; dann müßte Ordnung einkehren und die Requisition aufhören.

So kam es, daß diejenigen, welche noch vor kurzem den

guten Johann Kasimir einen Tyrannen geheißen und überall gegen seine Anordnungen Opposition gemacht hatten, sich schämten, jetzt auch über den Usurpator zu klagen. Hatten sie sich doch freiwillig von dem sogenannten Tyrannen losgesagt und ihrem Befreier, dem so sehnlich herbeigewünschten Karl Gustav zugewendet.

Darum aber auch sprachen sonst ganz vertraute Freunde nicht miteinander darüber, was sie über den Regierungswechsel dachten; sie liehen ein williges Ohr allen denjenigen, welche versicherten, daß die Requisitionen nur zeitweilig wären, und aufhören würden, sobald Karl Gustav sich den Thron gesichert hatte.

„Es sind schwere Zeiten, Herr Bruder!“ sagte zuweilen ein Edelmann zu dem anderen, „aber wir müssen uns dennoch des neuen Herrn freuen. Er ist ein großer Potentat und Krieger; er wird die Kosaken und Türken im Zaume halten und die Septentrionäre aus den Grenzen des Reiches treiben, wir aber werden mit dem Schwedenreiche zugleich aufblühen.“

„Was sollten wir aber auch thun, wenn wir uns nicht freuten? Wir sind dieser aufgehenden Sonne gegenüber machtlos.“

Zuweilen berief man sich auch auf den neuerdings geleisteten Eid und diese Redereien verdrossen Kmiziz so sehr, daß er eines Tages, als ein Edelmann in einem Gasthofe gleichzeitig mit ihm rastete und sich darauf berief, daß er demjenigen Treue halten müsse, dem er sie gelobt, nicht länger an sich halten konnte und diesen scharf tadelte.

„Ihr müßt zwei verschiedene Zungen haben,“ sagte er, „eine, welche wahrhaftig, und eine, welche falsch schwört, denn ihr habt doch auch dem Johann Kasimir Treue gelobt.“

Es befanden sich außer ihm und dem Edelmann noch eine Menge anderer Adliger in dem Gasthofe. Als diese nun die Worte Kmiziz's hörten, kam eine große Bewegung in die Gesellschaft. Die einen bewunderten die Dreistigkeit des jungen Mannes, die anderen wurden verlegen. Endlich ergriff einer der älteren Herren das Wort und sagte:

„Niemand hat dem früheren Könige den Eid der Treue gebrochen. Er selbst hat uns davon entbunden, indem er das Land verließ und es nicht nötig fand, demselben seinen Schutz angedeihen zu lassen.“

„Daß euch doch der Tod den Mund stopfe!“ rief Kmiziz zornig. „Mußte nicht auch der König Lokietek wiederholt notgedrungen das Land verlassen? Und warum kehrte er immer

wieder zurück? Weil sein Volk ihn nicht verließ, weil die Gottesfurcht noch in aller Herzen lebte! Nicht Johann Kasimir hat sein Volk verlassen, sondern umgekehrt, die der Bestechung nur allzu bereitwillig Empfänglichen, die haben ihn verlassen und schieben ihm nun die Schuld in die Schuhe, um hinter ihren Spottreden vor Gott und der Welt die eigene Schuld zu bemänteln!"

„Ihr sprecht dreist, junger Mann. Woher seid ihr, daß ihr es wagt, uns, die Eingesessenen, Gottesfurcht zu lehren? Seht euch vor, daß die Schweden euch nicht hören!"

„Gern will ich eure Neugier befriedigen. Ich komme aus Kurpreußen und bin ein Unterthan des Kurfürsten.... Doch von sarmatischer Abstammung, regt sich in mir das Mitleid und die Liebe zum alten Vaterlande und ich schäme mich der Hartherzigkeit dieses hartherzigen Volkes."

Da vergaßen die Adligen ihre Entrüstung; sie umringten Kmiziz und überschütteten ihn mit neugierigen Fragen:

„Also aus Preußen kommt ihr?... Erzählt schnell, was ihr wißt! Was macht der Kurfürst? Wird er uns bald aus unserer Notlage befreien?"

„Aus welcher Notlage?... Ihr freut euch doch des neuen Herrn, wie könnt ihr da von Notlage reden? Wie ihr euch bettet, so werdet ihr schlafen."

„Wir müssen uns doch freuen, weil wir nicht anders können. Das Schwert hängt über unserm Haupte. Ihr aber sprecht doch; thut als ob wir uns nicht freuten."

„Gebt ihm zu trinken; das wird ihm die Zunge lösen! Sprecht offen, es giebt keine Verräter unter uns."

„Alle seid ihr Verräter!" schrie Herr Andreas sie an. „Ich will nicht mit euch trinken, ihr Schwedenknechte!"

Indem er das sagte, ging er aus der Stube und schlug die Thüre ins Schloß, daß sie krachte. Die Zurückbleibenden verharrten schweigend in Scham und Verwunderung. Keiner griff nach dem Säbel, keiner wagte ihm nachzueilen, um die angethane Schmach zu rächen.

Herr Andreas aber befand sich gleich darauf auf dem Wege nach Prschasnysch. Etliche Gewände vor dieser Stadt wurde er von einer schwedischen Patrouille aufgegriffen und auf die Kommandantur geführt. Es waren nur sechs Reiter und ein Offizier. Soroka und die drei Kiemlitsch betrachteten dieselben wie der Wolf die Schafe; sie richteten fragende Blicke auf Kmiziz, ob sie wohl über sie herfallen sollten.

Auch Herr Andreas fühlte sich dazu versucht, besonders da die Wengierka mit ihren dicht mit Schilf bewachsenen Ufern in der Nähe war. Aber er bezähmte sein Gelüste und ließ sich ruhig zum Kommandanten führen.

Dort erklärte er, wer er sei, daß er aus Kurpreußen komme und alljährlich mit Pferden zu Markte nach Sobota ziehe. Da die Kiemlitsche sich in Lyck ebenfalls mit Legitimationspapieren versehen hatten, machte ihnen der Kommandant, welcher auch deutscher Preuße war, keine Schwierigkeiten, frug nur eingehend, was für Pferde sie hatten und verlangte dieselben zu sehen.

Als man sie ihm vorführte, betrachtete er sie genau und sagte dann:

„Ich kaufe euch die Pferde ab. Einem anderen würde ich sie wegnehmen, doch einen Landsmann will ich nicht zu Schaden bringen.“

Kmiziz wurde etwas besorgt, denn wenn er die Pferde verkaufte, fiel jeder Vorwand zur Weiterreise fort, und er mußte zurückkehren. Er forderte daher eine so hohe Summe für die Tiere, daß dieselbe ihren Wert um das Doppelte überstieg. Aber der Offizier wurde weder ärgerlich, noch handelte er.

„Gut,“ sagte er. „Führt die Pferde in jenen Schuppen; ich bringe euch gleich das Verlangte dafür.“

Die Kiemlitsche freuten sich innerlich über das gute Geschäft, Herr Andreas aber wurde sehr zornig und fluchte weidlich. Es blieb ihm kein Ausweg; er mußte die Pferde hergeben, wollte er nicht den Verdacht erregen, daß er nur zum Scheine Pferdehandel trieb.

Unterdessen war der Offizier zurückgekehrt; er reichte dem Herrn Andreas ein Stückchen beschriebenes Papier.

„Was ist das?“ frug Kmiziz.

„Geld, oder so gut als Geld. Es ist eine Anweisung.“

„Und wo habe ich die vorzuzeigen?“

„Im Hauptquartier!“

„Wo befindet sich dasselbe?“

„In Warschau,“ antwortete der Offizier mit boshaftem Lächeln.

„Wir geben unsere Ware nur gegen Barbezahlung . . . Was soll das heißen? . . . Wie?“ jammerte der alte Kiemlitsch. „Pforte des Himmels!“

Kmiziz aber warf ihm einen drohenden Blick zu, welcher ihn verstummen machte und sagte:

„Mir gilt das Wort des Herrn Kommandanten gleich Geld. Wir werden gern nach Warschau reisen, denn wir können dort für das erhaltene Geld sogleich von den armenischen Handelsleuten Waren eintauschen, welche man uns in Preußen gut bezahlen wird.“

Als der Offizier fortgegangen war, tröstete Herr Kmiziz den Alten bald, indem er ihm sagte:

„Stille, Schelm! Diese Anweisung ist für uns der beste Geleitschein, mittels welchem wir dreist bis Krakau vordringen können, indem wir klagen, daß man uns nicht bezahlen will. Es wird nämlich leichter werden, einen Stein zu Käse zu pressen, als den Schweden einen Groschen abzudrücken . . . Aber gerade das brauche ich . . . Die Pluderhose glaubt uns überlistet zu haben; er ahnt nicht, welchen unschätzbaren Dienst er uns geleistet hat. Euch werde ich die Pferde aus eigener Tasche bezahlen, damit ihr nicht zu Schaden kommt.“

Der Alte atmete auf. Trotzdem hörte er gewohnheitsmäßig nicht auf zu schelten:

„Sie haben uns betrogen, ins Elend gebracht!“

Herr Andreas aber war hocherfreut, da er die Wege vor sich so unerwartet geebnet fand; er war überzeugt, daß man ihn weder in Warschau noch sonstwo bezahlen werde. So konnte er weiter wandern von Ort zu Ort, scheinbar sein Recht suchend, bis zum Könige vordringend, welcher vor Krakau mit der Belagerung der früheren Reichshauptstadt beschäftigt war.

Inzwischen wollte Kmiziz in Prschasnysch übernachten, um den müden Pferden einen Ruhetag zu gönnen und seinem äußeren Menschen wieder das frühere Aussehen zu geben, aber den falschen Namen nicht ablegen, sondern weiterführen. Er hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß er als Bauer vielmehr den Insulten aller Reisenden ausgesetzt war, als ein anständig gekleideter Mann vom Stande. Im Pelzrock konnte er sich auch nicht so bequem unter die Begüterten des Adels mengen, um ihre Gesinnung zu erforschen.

So legte er denn seine früheren Kleider wieder an und trat unter die Schenkkränze, um sich mit den Standesgenossen zu unterhalten. Aber ihn freute nicht, was er zu hören bekam. Man trank auf die Gesundheit Karl Gustavs, stieß mit den schwedischen Offizieren an und lachte, wenn jene über Johann Kasimir und Tscharniezki spotteten. Nur eins erfüllte ihm mit Befriedigung — man duldete keinen Spott über die Religion.

Da traf plötzlich durch einen Eilboten die Nachricht ein,

daß Krakau sich ergeben habe, daß Herr Tscharniezki gefangen sei und nun der letzte Widerstand gegen die Schweden gebrochen war.

Im ersten Augenblick waren die Adligen starr vor Schrecken. Dafür waren die Schweden um so heiterer; sie ließen Vivatrufe erschallen, in der Kirche vom heiligen Geist und in der erst kürzlich von der Frau von Mostowska neuerbauten Bernhardinerkirche die Glocken läuten, die Soldaten auf dem Ringe aufmarschieren und Gewehrsalven abgeben. Darauf wurden Tonnen voll Met, Bier und Branntwein herausgewälzt, Pechtonnen angezündet, dann geschwelgt bis tief in die Nacht. Die Schweden holten die Bürgertöchter aus den Häusern, um mit ihnen zu tanzen, ihr Spiel mit ihnen zu treiben. Zwischendurch schlenderten alle die adligen Herren, tranken mit den Reitern und heuchelten Freude über den Fall Krakaus.

Kmiziz wurde von Ekel gepackt; er zog sich in sein Quartier zurück, aber er konnte nicht einschlafen. Zweifel und Angst peinigten ihn. Er fürchtete, daß seine Umkehr zu spät sein könne, da das ganze Land bereits in den Händen der Schweden war. Nach dem hier Gesehenen und Gehörten war alles verloren, die Republik war außerstande, sich wieder zu erheben.

„Das ist nicht mehr ein unglücklicher Krieg, welcher mit Verlust einer Provinz zu Ende geführt werden kann,“ dachte er bei sich, „nein, das ist des Reiches Untergang, denn die ganze Republik ist nunmehr nur noch eine schwedische Provinz ... Ach, und wir haben das selbst verschuldet und keiner so sehr wie ich.“

Dieser Gedanke zermarterte sein Gehirn, das Gewissen peinigte ihn. Der Schlaf floh ihn ... er wußte nicht mehr, was er thun sollte: weiterreisen, hier bleiben, oder umkehren? Sollte er eine Schar Freiwilliger werben und mit ihnen gegen die Schweden losziehen? ... Ach, man würde ihn verfolgen, wie einen Räuber behandeln, nicht wie einen Soldaten. Dazu war er fremd hier in dieser Gegend, wer würde sein Anhänger werden wollen. In Litauen war das anders, da standen alle Tapferen zu ihm, denn sein Name galt dort viel. Hier galt der Kmiziz für einen Verräter, der Babinitsch aber war ein Fremder, dem man nicht vertrauen konnte.

Sollte er noch zum Könige? War es nicht zu spät dazu? Nach Podlachien zurück? Nein! Dort hielten ihn die Konföderierten für einen Schuft, in Litauen herrschte Radziwill, da hatte er nichts zu suchen. O, wer doch sterben könnte! — Aber sterben! Nein, nicht ohne vorher die Schuld gesühnt zu

haben, denn vor dem himmlischen Richter gab es kein Erbarmen für diejenigen, welche so schuldbeladen waren wie er. Kmiziz litt Folterqualen, viel schlimmere als damals in der Waldhütte der Kiemlitsche.

Er fühlte sich stark, thatkräftig, unternehmungslustig, ach — und alle Wege zur Sühne waren verschlossen, keine Rettung, keine Hoffnung für ihn.

Nachdem er sich die ganze Nacht ruhelos auf dem Lager gewälzt, sprang er mit dem Morgengrauen auf, weckte seine Leute und ritt mit ihnen fort. Er schlug den Weg nach Warschau ein, warum, wußte er selbst nicht. Am liebsten wäre er nach Sitsch geflohen, doch die Zeiten hatten sich geändert. Dort hatte Chmielnizki mit Buturlin den Kronenhetman geschlagen und streckte jetzt seine habsüchtigen Krallen nach Lublin aus.

Auf dem Wege nach Pultusk traf Kmiziz überall auf schwedische Abteilungen, welche Wagen, beladen mit Getreide, Brot, Bier, und Viehherden aller Art eskortierten. Nebenher gingen ganze Scharen Landleute weinend und wehklagend, weil man sie unter allerlei Vorspiegelungen meilenweit hergeholt. Diejenigen konnten sich glücklich schätzen, welchen man gestattete, mit ihren leeren Wagen wieder nach Hause zu fahren; in der Regel hielt man die Männer zurück, um sie zur Ausbesserung der Schlösser und zum Aufbauen von Schuppen und Ställen anzutreiben.

Je weiter Kmiziz kam, desto mehr drängte sich ihm die Wahrnehmung auf, daß die Schweden grausam mit den Menschen umgingen. Einer der Edelleute, die er darum befragte, antwortete ihm auf seine Frage:

„Je näher nach Warschau zu, desto grausamer werden sie. Wo sie als Neulinge hinkommen, da verfahren sie anfangs milde und gütig. Wenn sie sich aber eingelebt haben, dann ist ihnen nichts heilig; sie werden wortbrüchig, nehmen auf nichts Rücksichten, berauben die Kirchen und schänden die Klosterfrauen. Doch das alles ist kein Vergleich zu dem, was in Großpolen geschieht . . .“

Und nun erzählte der Edelmann Greuelthaten, bei denen den Zuhörern die Haare zu Berge stiegen.

„Sie werden es mit der Zeit überall so treiben,“ endigte der Edelmann seine Erzählung. „Gott straft uns . . . Das letzte Gericht ist nahe . . . Es wird schlimmer und schlimmer und nirgends ist Rettung! . . .“

„Mich wundert nur," sagte Kmiziz, „daß die Menschen hier sich alles so geduldig gefallen lassen. Ich bin nicht aus dieser Gegend und kenne die Stimmung der Menschen hier nicht, aber ritterliche und edle Männer müssen doch auch bei euch wohnen."

„Womit sollen wir uns wehren, womit?" entgegnete der Edelmann. „Die Schlösser, Vesten, Kanonen, Pulver, Musketen, alles ist in ihrem Besitz, nicht einmal die Vogelflinten haben sie uns gelassen. Unsere einzige Hoffnung beruhte noch auf der Person Tscharniezkis, aber — wenn er nun gefangen sitzt und der König in Schlesien ist, wer sollte da noch an Widerstand denken? ... Wohl sind Hände genug da, aber das Haupt fehlt ..."

„Und die Hoffnung fehlt," sprach Kmiziz dumpf.

Unter solchen Gesprächen waren sie allmählich nach Pultusk gekommen. Man berief Kmiziz sogleich in den bischöflichen Palast, welcher zur Kommandantur umgewandelt war, damit er sich legitimiere.

„Ich liefere Sr. Majestät dem Könige von Schweden Pferde, meldete Herr Andreas, „und habe die Anweisung an das Hauptquartier, mit welcher ich nach Warschau reise, um mein Geld zu holen."

Der Hauptmann Israel — so hieß der Platzkommandant von Pultusk — lachte in seinen Bart hinein und sagte:

„O, dann beeilt euch nur, nach Warschau zu kommen und nehmt für den Rückweg einen Wagen, auf welchem ihr das Geld heimfahren könnt."

„Ich danke für den Rat," antwortete Herr Andreas, „denn ich verstehe wohl, daß Ew. Liebden mich verspotten ... Dennoch werde ich mein Recht suchen und sollte ich bis zu des Königs Majestät selbst reisen müssen."

„Thut das nur, schenkt das Eurige nicht fort!" sagte der Schwede. „Es ist ein artiges Sümmchen, das wir euch schulden."

„Die Zeit wird auch kommen, wo ich zu dem Gelde komme!" entgegnete Kmiziz, indem er zur Thüre hinausschritt.

In der Stadt selbst kam er wieder mitten in den Festtaumel hinein, denn das Freudenfest über die Einnahme Krakaus sollte drei Tage währen. Hier erfuhr er, daß man in Prschasnysch die Erzählung von dem Triumph der Schweden übertrieben hatte. Der Herr Kastellan von Kijow war nicht gefangen genommen; er hatte freien Abzug für sich und die

Besatzung in Waffen und mit brennenden Lunten an den Geschützen ausgewirkt. Man sagte, er habe sich nach Schlesien begeben. Das war ein Trost wenigstens, wenn auch ein sehr geringer.

In Pultusk wimmelte es von Soldaten, da von allen Seiten Streitkräfte herbeizogen, welche unter der Oberleitung Israels an die preußische Grenze gehen sollten. Zum ersten Male sah Kmiziz hier Soldaten in der Kirche lagern. Alle Vorstädte, die innere Stadt und das sehr geräumige Schloß waren mit Truppen überfüllt, so hatte man, da keine Unterkunft mehr zu finden war, die herrliche Kathedrale mit deutschen Infanteristen belegt. Das Innere derselben war hell erleuchtet, denn auf den steinernen Fliesen des Fußbodens brannten helle Lagerfeuer, über welchen dampfende Kessel hingen. Rings um große Biertonnen drängten sich fremdartige Gestalten, die, wie es schien, nicht zum ersten Male ein solches Quartier bezogen hatten. Lauter Lärm erfüllte die Räume des Gotteshauses. Rauhe Kehlen sangen Lagerlieder und das Gelächter von leichtfertigen Weibern, welche mit den Kriegern überall umherzogen, schallte von den Wänden wieder.

Kmiziz stand in der offenen Thür. Er sah durch den rötlichen Rauch der Lagerfeuer die vom Trunke geröteten bärtigen Gesichter der Landsknechte, welche auf Tonnen saßen und Bier tranken, sich mit Karten- oder Würfelspiel die Zeit vertrieben. Welche von ihnen versteigerten die kostbaren Ornate und Meßgewänder, während andere mit den Dirnen scherzten und kosten, die in Kleidern von grellen Farben steckten. Der Lärm nahm von Minute zu Minute zu. Kmiziz schwindelte; er wollte seinen Augen nicht trauen, der Atem stockte ihm. Ein Blick in die Hölle hätte ihn nicht mehr mit Entsetzen erfüllen können.

Endlich raufte er sich das Haar und rannte davon, indem er wie im Irrsinn immer wiederholte:

„Gott, nimm du dich unser an! Gott strafe! Gott rette!“

10. Kapitel.

In Warschau wirtschafteten die Schweden unter Radziejowski, welcher an Stelle Wittembergs, der sich gegenwärtig in Krakau befand, das Kommando führte. Alles wurde demoliert und beraubt; Altertümer, Kostbarkeiten, Marmordenkmäler und Bildnisse, sowie kostbare Gobelins und Gemälde den Palästen entnommen und zur Mitnahme nach Schweden aufgespeichert. Nur diejenigen Paläste und Häuser wurden verschont, welche den Parteigenossen der Schweden angehörten, wie der Palast Kasanowski, Radziejowski, Koniezpolski und andere. Auf der Weichsel standen gegen dreißig große Schuten in Bereitschaft, die erbeuteten Gegenstände fortzutransportieren, obgleich die Hauptstadt sich widerstandslos ergeben hatte.

Warschau hatte das Aussehen einer orientalischen Stadt. Fremde Sprachen schwirrten durcheinander und Menschen in allerhand fremdländischen Kleidern boten in den Straßen ein buntes Bild. Schwedische und deutsche Soldaten, französische, englische und schottische Söldlinge schritten in buntem Gemisch einher, bald mit Helm und Panzer, mit langen Stiefeln, bald mit dem Kaftan oder schottischen Strümpfen bekleidet. Armenier, welche allerlei Waren feilboten, vervollständigten das Malerische des Ganzen.

Die Einwohner wurden von den Schweden hart bedrängt und Kmiziz hörte während der einen Nacht, die er in Warschau zubrachte, bittere Klagen von den Bürgern darüber, daß der gute König so fern sei und sie seine Rückkehr sehnlichst wünschten.

Hinter Warschau wogte es im Lande. Alle Wege wimmelten von Menschen, aber alle, denen Kmiziz begegnete, waren

Schweden oder Parteigenossen der Schweden, oder solche, welche die Verzweiflung gleichgültig gegen das Unglück gemacht hatte. Jedermann war überzeugt, daß der Untergang der Republik unvermeidlich sei, niemand dachte noch an Widerstand. Das Land lohte von den Flammen der brennenden Menschenwohnungen, über den Städten hing drohend das scharfe Schwert der zügellosen Eroberer, in den Wäldern hausten Räuberbanden. Niemand dachte mehr daran, das Joch abzuschütteln, die Republik zu retten, alle waren bar der Hoffnung, des Glaubens.

Bei Sochatschew traf Kmiziz auf eine Bande, welche im Begriff stand, den Starosten von Sochatschew auf seiner Privatbesitzung Strugi einzuschließen und zu plündern. Der alte Krieger hatte den Mut, sich zu verteidigen, was das Gesindel noch mehr spornte, ihr Vorhaben auszuführen. Da war Kmiziz als rettender Engel erschienen, und der Starost, welchem die Hilfe wie vom Himmel herabgekommen schien, lud den Befreier zu längerem Verweilen ein; Herr Andreas aber nahm die Gelegenheit wahr, dem alten Herrn, welcher eine Person von Rang, dazu Staatsmann und Krieger war, seinen ganzen Haß gegen das Schwedenregiment zu offenbaren und ihn zu fragen, was er selbst über das Geschick der Republik denke, in der heimlichen Hoffnung, doch vielleicht etwas Tröstliches zu vernehmen.

Doch der alte Herr antwortete ihm:

„Wenn ich jung wie ihr und mein Haar noch braun wäre, würde ich vielleicht anders denken als heute. Mit meinen siebzig Jahren und den ergrauten Haaren blicke ich in die Zukunft, wie einer, der dieser Welt bereits entrückt ist. — Seht! Vor dem Ende der Welt wird der Antichrist erscheinen. Die Bösen werden über die Guten triumphieren; mit Gottes Willen wird der Teufel auf Erden umhergehen und die Menschen zu verführen suchen bis zu dem Moment, wo die Posaune des letzten Gerichts erschallt . . .“

Der alte Herr legte sich in seinen Lehnstuhl zurück, dann schloß er die Augen und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Wunder und Zeichen sollen den Weltuntergang künden ... Wir haben sie gehabt — die Hand mit dem Schwerte ist am Himmelsgewölbe im Bild der Sonne erschienen . . . Gott erbarme sich über mich Sünder! Gott sei mir gnädig! . . . Die Bösen siegen über die Guten. Menschen, seht ihr's denn nicht! Dies irae, dies illa . . . Das letzte Gericht naht . . . Ich stehe am Ufer des Styx und harre des Fuhrmannes ... Ich sehe! ...“

Hier verstummte der Starost. Kmiziz blickte ihn entsetzt an. Aus den Worten des Alten sprach Wahrheit. Die Ereignisse wiesen wirklich auf den Untergang hin; Kmiziz erschrak vor dem Gedanken an das letzte Gericht, er wurde sehr nachdenklich.

Aber der Starost bemerkte das nicht; er starrte vor sich hin und sagte endlich:

„Wie sollen die Schweden nicht siegen, wenn es doch Gottes Wille ist, der durch Prophezeiungen uns vorausgesagt worden . . . Ach, es ist Zeit, ihr Menschen . . . Auf nach Tschenstochau! . . .“

Wieder verstummte er. Kmiziz wagte sich nicht zu rühren, dieses Schweigen schien ihn zu erdrücken. Endlich, nach einer langen Weile frug er:

„Welche Prophezeiungen meint ihr, Ew. Liebden?“

Anstatt zu antworten, wandte der alte Herr sich der Thür zu, welche in die anliegende Kemenate führte und rief:

„Olenka! Olenka!“

Kmiziz fuhr auf. „Um Gotteswillen, wen ruft ihr?“ rief er.

„Meine Tochter!“ antwortete der Starost; „sie wird gleich erscheinen. „Olenka! Olenka!“ wiederholte er den Ruf.

Die Thür wurde geöffnet. Herein trat nicht Olenka Billewitsch, sondern ein schönes, großes, überschlankes Mädchen, welches nichts als den friedvollen Ernst in ihren Gesichtszügen mit jener gemeinsam hatte. Sie schien krank gewesen oder noch zu sein, denn ihre Augen waren niedergeschlagen, das Gesicht sehr blaß und ihr Tritt fast unhörbar leicht und leise.

„Danke vorerst diesem Kavalier für unsere Errettung, dann lies uns die Prophezeiung der heiligen Brigitta vor.“

Das Fräulein verneigte sich dankend, dann begann sie mit sympathischer Stimme:

„Die Prophezeiung der heiligen Brigitta. Ich werde dir zuerst fünf Könige zeigen und ihre Reiche: Gustav, der Sohn Eriks, ein fauler Esel, welcher vom rechten zu einem falschen Glauben überging. Siehe die Ekklesiastiker, wo von Salomon die Rede ist.“

„Hört ihr?“ frug der Starost, indem er den Daumen der linken Hand ausstreckte, während er die anderen Finger eingezogen hielt.

„Ich höre.“

„Erik, der Sohn Gustavs, genannt der Wolf, wegen seiner grenzenlosen Habgier,“ las das Fräulein. „Er hat seinen Bruder Johann eines geheimen Einverständnisses mit den Polen und

Dänen verdächtigt und ihn jahrelang samt seiner Gemahlin in unterirdischen Verließen gefangen gehalten. Endlich wurden beide befreit. Johann bekriegte den Erik, entriß ihm die Krone und sperrte ihn zeitlebens ein. Siehe da — das war ein unvorhergesehener Zwischenfall!"

„Merkt auf! Das war der zweite!" sagte der Starost.

Das Fräulein fuhr fort: „Johann, der Bruder Eriks, ein hochstrebender Adler, Sieger über Erik, die Dänen und Septentrionäre. Sein Sohn Sigismund wurde auf den polnischen Thron erhoben, dessen Volk edel ist. Ehre seinen Nachkommen."

„Begreift ihr?" frug der Starost.

„Gott segne ihn!" antwortete Kmiziz.

„Karl, Fürst von Sundermanland, genannt der Hammel, da er, wie ein Hammel die Herde, seine Schweden zur Ungerechtigkeit führte, gegen das Recht!"

„Das ist der vierte," unterbrach der Starost.

„Der fünfte ist Gustav Adolf," las das Fräulein, „das geschlachtete Lamm, wenn auch nicht ganz ohne Makel, dessen vergossenes Blut die Ursache zu Streit und Sorgen wurde."

„Ja! Gustav Adolf! Von Christine wird nichts erwähnt, da nur die Männer gezählt werden. Lies jetzt den Schluß, der auf die richtige Zeit paßt."

„Der sechste, welchen ich dir zeige, wird Land und Meer in Aufruhr bringen und die Ehrlichen betrüben . . . Er wird der Vollstrecker meiner Strafe werden. Und wenn er sein Werk nicht schnell verrichtet, wird mein Richterspruch ihn treffen, denn es steht geschrieben: Sie werden Freude säen und Thränen ernten. Ich werde nicht nur dieses Land, sondern auch seine reichen Städte heimsuchen, denn — sie werden den Habgierigen selbst herbeirufen, der ihre Vorräte auffrißt. Unfriede, Hader und Zwist wird die Menschen trennen. Die Dummen werden regieren, die Weisen und Greise den Verstand verlieren. Ehre und Wahrheit werden unterliegen, bis derjenige kommen wird, der um der Wahrheit willen sein Blut und seine Seele hingiebt, um meinen Zorn zu versöhnen."

„Da habt ihr es!" sagte der Starost.

„Es ist alles erfüllt, ein Blinder muß das sehen," antwortete Kmiziz.

„Die Schweden können also nicht bezwungen werden," versetzte der Starost.

„Bis derjenige erscheint, welcher weder Seele noch Blut schont um der Liebe zur Wahrheit willen," rief Kmiziz aus.

„Die Prophezeiung läßt uns noch eine Hoffnung. Nicht das letzte Gericht, sondern die Erlösung harrt unser!"

„Sodom und Gomorrha sollten verschont bleiben, wenn auch nur zehn Gerechte darin zu finden wären," antwortete der Starost. „Aber auch nicht so viele waren zu finden. Ebensowenig wird derjenige sich finden, der sich um der Liebe zur Wahrheit willen opfern will. Das letzte Gericht naht!"

„Nein, nein, Herr Starost, das ist unmöglich!" rief Kmiziz voller Verzweiflung. — Er war aufgesprungen und griff schon nach seiner Mütze, um fortzueilen, als die Thür geöffnet wurde und ein Mann in mittleren Jahren, mit Panzer und Muskete bewaffnet, hereintrat.

„Herr Schtschebrschytzki?" frug der Starost. „Wo kommt ihr her?"

„Aus Sochatschewo!" antwortete der Angekommene. „Ich komme Ew. Liebden zu Hilfe, weil ich hörte, daß eine Räuberbande hierhergezogen ist."

„Es fällt kein Haar von unseren Häuptern, ohne Gottes Willen," entgegnete der Starost. „Dieser Kavalier hat uns befreit. Bringt ihr neues?"

„Nur Schlimmes, Herr Starost! Ein neues Unglück ... Die Wojewodschaften Krakau, Sandomir, Reußen, Lublin, Belsk, Wolhynien und Kijow haben sich auf Gnade und Ungnade dem König von Schweden ergeben. Der Uebergabeakt ist von den Gesandten und Karl Gustav bereits unterzeichnet."

Kmiziz raufte sich die Haare, während der Starost leise das Haupt hin und her wiegte.

„Ich muß fort!" schrie Kmiziz verzweifelt.

„Wohin so eilig?" frug der Greis.

„Nach Tschenstochau, denn ich bin ein großer Sünder."

„Dann darf ich euch nicht halten, obgleich ich euch gern eine Weile als Gast bewirtet hätte. Euer Vorhaben ist wichtig, denn das letzte Gericht naht!"

Kmiziz stürmte hinaus und das Fräulein folgte ihm, da der Starost ihn nicht begleiten konnte.

„Lebt wohl, Fräulein," sagte Kmiziz. „Ihr ahnt nicht, wie wert ihr mir seid."

„Wenn ich euch wert bin, so bitte ich um eine Dienstleistung" entgegnete sie. „Ihr reist nach Tschenstochau ... da, hier ist ein Goldgulden ... nehmt ihn und gebt ihn in der Kapelle auf eine heilige Messe ..."

„Zu welchem Zweck?" frug Kmiziz.

Das Mädchen senkte den Blick. Ein Schatten legte sich über ihr Gesicht, während eine feine Röte in die blassen Wangen stieg und sie leise wie ein Hauch lispelte:

„Zur Bekehrung des Andreas, auf daß Gott ihn von seinem sündhaften Thun auf den geraden Weg zurückführe."

Kmiziz sprang entsetzt ein paar Schritte zurück. „Bei den Wunden Christi!" sagte er nach einer Pause. „Was ist das für ein Haus, wo ich nur Prophezeiungen und Mahnungen zu hören bekomme... Ihr werdet Olenka genannt, ihr gebt für einen Sünder, der Andreas heißt, auf eine heilige Messe ... das kann kein Zufall sein ... das ist ein Fingerzeig Gottes ... das ist . . . das . . ."

„Was fehlt euch?" frug das Fräulein.

„Nichts! Auch ich heiße Andreas und — bin ein großer Sünder!" rief Kmiziz. „Lebt wohl!"

Damit eilte er hinaus, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon. Er eilte unverweilt von Ort zu Ort; er hätte sich Flügel anschaffen wollen, um fliegen zu können, so sehr drängte ihn das Schuldbewußtsein, nach Tschenstochau zu kommen, so sehr wünschte er am Altar der Gottesmutter sich von seinen Sünden zu reinigen. Der treue Soroka und die Kiemlitsch schüttelten oft verwundert die Köpfe, wenn ihnen die Stunden der Rast gekürzt wurden, aber keiner wagte, ihn mit Fragen oder einem Wort der Mahnung zu reizen; dazu kannten sie ihren Hauptmann zu gut.

Hinter Piotrkowo kam Kmiziz mit seinen Begleitern wieder mitten in das Treiben und Wogen der umherziehenden Schweden hinein. Während ganze Abteilungen von Warschau aus das Land überschwemmten, um sich in kleineren Städten oder in Schlössern festzusetzen, zogen andere von Krakau her der Hauptstadt zu. Man sagte, daß Karl Gustav nach der Uebernahme der südlichen und östlichen Wojewodschaften und nach Unterzeichnung der Kapitulation nur noch die Unterwerfung der letzten Kronenregimenter unter Potozki und Lanzkoronski abwarten wolle, worauf er nach Preußen zu ziehen gedenke. Darum schickte er schon jetzt einen Teil seines Heeres voraus. Den Reisenden wurde kein Hindernis in den Weg gelegt, Kmiziz konnte unbehindert weiterziehen, denn eine Menge adliger Herren zogen teils bewaffnet, teils unbewaffnet mit den Schweden umher, um möglichst in die Nähe des Königs zu kommen, da die Majestät Ausschreitungen und Rohheiten der Soldaten nicht duldete.

Das letzte Nachtlager vor seiner Ankunft in Tschenstochau, nahm Kmiziz in Kruschyn. Er hatte es sich dort kaum bequem gemacht, da trafen neue Gäste ein. Zuerst kam eine Abteilung schwedischer Reiter, etwa hundert Mann stark; sie kamen in Begleitung mehrerer Offiziere unter dem Oberkommando eines ernst dreinblickenden Kapitäns. Es war ein Mann in mittleren Jahren, von imposanter Erscheinung, hoch gewachsen, breitschulterig und kräftig, mit lebhaften Augen. Obgleich er völlig fremdländisch gekleidet war und wie ein Ausländer aussah, sprach er doch den Herrn Andreas im reinsten Polnisch an, als er ihn frug, wer er sei und wohin er reise.

Herr Andreas stellte sich dieses Mal als Edelmann aus der Gegend von Sochatschewo vor, da es Verdacht erregen konnte, wenn ein Unterthan des Kurfürsten bis in diese kriegsbezogene Gegend kam. Er erzählte, daß er zum König von Schweden reisen wolle, um die ihm zukommende Geldsumme von ihm selbst zu erbitten.

„Daran thut ihr gut," sagte der Kapitän. „Man bittet bei der höchsten Instanz nie ganz ohne Erfolg. Der König leiht Bittstellern gern ein williges Ohr, besonders bevorzugt er den Adel, so sehr, daß die Schweden euch alle neidisch sind."

„Wenn er nur auch Geld in der Schatzkammer hätte ..." meinte Kmiziz.

„Karl Gustav ist nicht euer Johann Kasimir, welcher alles, was er hat, dem ersten besten hingiebt und dann selbst borgen muß. Uebrigens, wenn uns der gewisse Streich, den wir vorhaben, gelingt, dann wird die königliche Schatzkammer ordentlich gefüllt."

„Von was für einem Streiche redet ihr? — wenn man fragen darf."

„Wir kennen uns zu wenig, Herr Kavalier, als daß ich euch ins Vertrauen ziehen dürfte. Nur das sollt ihr erfahren, daß in einer bis zwei Wochen die Schatzkammer des Königs soviel enthalten wird, wie die des Sultans."

„Dann muß irgend ein Alchimist ihm Gold schaffen, denn hier in diesem Lande ist nichts dergleichen zu haben," versetzte Kmiziz.

„In diesem Lande? Ihr irrt! Man braucht nur mutig die Hand auszustrecken — und der Mut fehlt uns nicht, der beste Beweis dafür ist der, daß wir hier regieren," prahlte der Kapitän.

„Es ist wahr! Es ist wahr!" entgegnete Kmiziz. „Und

wir freuen uns dieser Regierung, insbesondere, wenn ihr uns lehrt, wie man Gold wie Spreu zusammenrafft."

„Die Gelegenheit dazu war euch genug geboten; aber ihr seid merkwürdige Menschen, denn ihr wolltet lieber Hungers sterben, als einen Groschen von dorther nehmen."

Kmiziz sah den Offizier scharf an.

„Es giebt Quellen, welche selbst die Tartaren sich scheuen würden, fließend zu machen," sagte er.

„Ihr seid allzu scharfsinnig, Herr Kavalier," antwortete der Kapitän. „Vergeßt nicht, daß ihr zu den Schweden und nicht zu den Tartaren mit eurer Forderung reist."

Hier wurde die Unterhaltung durch die Ankunft eines neuen Gastes unterbrochen. Der Offizier hatte ihn, wie es schien, erwartet, denn er eilte hinaus. Kmiziz folgte ihm und blieb auf der Schwelle der Hausthüre stehen, um zu sehen, wer der Ankömmling war.

Ein geschlossener vierspänniger Wagen fuhr vor; derselbe wurde von einer Abteilung schwedischer Reiter eskortiert. Der Offizier riß den Wagenschlag auf und verneigte sich tief.

„Es muß eine hochgestellte Persönlichkeit sein," dachte Kmiziz.

Man hatte Fackeln gebracht, ein älterer Würdenträger in einen bis über die Kniee reichenden, mit blauem Fuchspelz gefütterten Mantel gehüllt, einen reich mit Federn geschmückten Hut auf dem Kopfe, stieg aus.

Der Offizier nahm eine Fackel aus der Hand eines Reiters und indem er sich wieder verneigte, sprach er:

„Hier hinein, Excellenz!"

Kmiziz trat schnell zurück in die Schenkstube; die anderen folgten ihm auf dem Fuße. In der Stube verneigte sich der Offizier zum drittenmal, worauf er sich vorstellte:

„Excellenz! Ich bin Weyhard Wrestschowitsch, ordinierter Proviantmeister Sr. Königlichen Majestät Karl Gustavs, und bin zu Ew. Excellenz Empfange entgegen geschickt."

„Sehr angenehm, einen so edlen Kavalier kennen zu lernen," erwiderte der Würdenträger, sich ebenfalls verbeugend. „Ich möchte nur ein wenig ausruhen, dann gleich weiterreisen, denn in Wielun erreichte mich die Botschaft Sr. Majestät, daß ich mein Kommen beschleunigen möge. Fertigt unterdessen meine bisherige Eskorte ab; ich lasse dem Kapitän, welcher mich hierher begleitet, meinen Dank abstatten."

Der Offizier entfernte sich, seine Befehle auszugeben, Kmiziz hielt ihn einen Augenblick auf.

„Wer ist das?“ frug er.

„Der Baron Lisola, ein Abgesandter des Kaisers, welcher vom Hofe zu Brandenburg kommt und zu unserem allergnädigsten Herrn reist,“ antwortete der Offizier.

Während er das sagte, ging er hinaus, kehrte aber sogleich wieder zurück und meldete:

„Die Befehle Ew. Excellenz sind erfüllt.“

„Ich danke! Setzt euch ein wenig,“ sagte Lisola, indem er artig, aber sehr würdevoll auf die Bank sich gegenüber wies. „Es fängt an zu regnen, der Wind weht scharf, wir werden etwas länger verweilen müssen, da können wir plaudern. Ist es wahr, daß die Wojewodschaften Kleinpolens sich Sr. schwedischen Majestät ergeben haben?“

„Jawohl, Excellenz! Se. Majestät warten nur noch auf die Kapitulation der Kronentruppen, dann brechen sie nach Preußen auf.“

„Sollten sie wirklich kapitulieren?“

„Wenn sie es nicht thun, dann schlägt Chmielnizki sie bis auf den letzten Mann nieder.“

Lisola senkte den klugen Kopf.

„Gräßlich! Unerhört!“ sagte er.

Die Unterhaltung wurde in deutscher Sprache geführt. Kmiziz entging kein Wort derselben.

„Excellenz!“ antwortete Wrestschowitsch, „was geschehen ist, mußte geschehen.“

„Möglich! Es ist nur schwer, das Mitgefühl für diese Nation, die unter unseren Augen zu Grunde gerichtet wird, nicht offen kundgeben zu sollen. Wer nicht Schwede ist, der muß sie beklagen.“

„Ich bin kein Schwede; aber wenn die Polen selbst sich nicht beklagen, wie sollte ich dann mich verpflichtet fühlen, es zu thun,“ entgegnete Wrestschowitsch.

Lisola betrachtete ihn forschend.

„Wirklich! Euer Name ist kein schwedischer. Welcher Nation gehört ihr an.“

„Ich bin ein Böhme!“

„Ei, seht! Also des deutschen Kaisers Unterthan, wie ich?“

„Ich stehe in Diensten Sr. schwedischen Majestät!“ antwortete Wrestschowitsch sich verbeugend.

„Ich will diesem Dienste nicht zu nahe treten,“ entgegnete Lisola. „Solche Verpflichtungen sind aber nur vorübergehende, denn wo ihr auch seid und wen ihr euch auch verpflichten

möget, ihr dürft nur den Kaiser als euer angestammtes Oberhaupt betrachten."

„Das will ich nicht bestreiten."

„Nun beklagt aber unser Kaiserlicher Herr das Los dieser herrlichen Republik aufrichtig und ebenso ihren edlen Monarchen und er ist sehr erzürnt auf diejenigen seiner Unterthanen, welche mit Hand anlegen, dieses Landes vollständigen Ruin herbeizuführen. Was haben euch die Polen gethan, daß ihr ihnen so unfreundlich gesinnt seid."

„Ich will Ew. Excellenz offen sagen, was ich denke. Als jüngerer Sohn adliger Eltern war ich gezwungen, Dienste im Ausland zu nehmen. Ich kam hierher und suchte ein Unterkommen bei den Polen, weil diese Nation der meinigen stammverwandt ist. Ich mußte mich durchdrücken, wie ich konnte, stieg allmählich höher bis zu einer Stellung, die mir Zutritt zum Könige gestattete. Gegenwärtig diene ich den Schweden und wer mich einen Undankbaren schelten würde, den werde ich Lügen strafen. Wer dürfte mehr von mir verlangen, als von den Polen selbst? Wo sind heute die Polen? Wo die Senatoren, Fürsten, Magnaten dieses Reiches? Wo sind sie anders zu finden, als im Lager der Schweden? Warum soll ich, der Fremde, ihrem Könige und der Republik treuer sein als sie selbst? Warum sollte ich einen Dienst meiden, zu welchem sie sich drängen?"

Lisola antwortete nicht. Den Kopf in die Hand gestützt, sann er nach. Es war, als lausche er dem Klatschen der Regentropfen, die der Wind an die Fensterscheiben trieb.

„Sprecht weiter!" sagte er endlich. „Ihr berichtet wunderliche Dinge."

„Excellenz!" fuhr Wrestschowitsch fort. „Giebt es in der ganzen Welt noch ein Land, wo es zugeht wie in diesem? Wer regiert es? Der König nicht, denn er darf nicht ... Der Landtag? Nein! Er wird aufgelöst . . . Hier giebt es keine Regierung, keine Armee, keinen Gehorsam, keine Disziplin, keine Gerechtigkeit, weil keine Richter da sind und die Mächtigen das Recht mit Füßen treten. Es giebt keine Treue hier, denn sie haben ihren König verlassen, keine Vaterlandsliebe, denn die haben sie dem Könige von Schweden verpfändet gegen das Versprechen, daß sie weiter in Uebermut und Wohlleben dahindußeln dürfen. Wo, in welchem Lande giebt es noch Menschen, die ihren Privatinteressen alle höheren Interessen opfern, wie hier? Was eigentlich besitzen sie denn, Excellenz? Können sie

sich wohl einer einzigen Tugend rühmen? Sind sie etwa würdevoll oder verständig und geschickt, oder ausdauernd, oder mäßig? Sie gehen zu Grunde, weil sie zu Grunde gehen müssen! Wer sie retten wollte, der würde sich vergeblich mühen, denn sie wollen nicht gerettet werden! . . . Dieses Land wird nur von Tollen, Uebermütigen, Bösen und Verrätern bewohnt!"

Die letzten Worte sprach Wrestschowitsch mit einer wegwerfenden Nichtachtung, die seltsam in dem Munde eines Mannes klang, welcher bei dieser geschmähten Nation einstmals sein Brot gefunden hatte. Lisola wunderte sich nicht darüber; er, der erfahrene Diplomat, war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß, wer nicht im Herzen dankbar war, stets die Schuld der Undankbarkeit im anderen suchte. Vielleicht auch gab er ihm recht, darum protestierte er nicht, sondern frug plötzlich:

„Herr Weyhard, seid ihr katholisch?"

Wrestschowitsch wurde verlegen. „Ja, ich bin es, Excellenz!" antwortete er.

„Ich habe in Wielun gehört, daß es Menschen giebt, welche Se. Majestät Karl Gustav zu überreden suchen, daß er das Kloster auf dem heiligen Berge nehmen soll. Ist das wahr? . . ."

„Excellenz! Das Kloster liegt dicht an der schlesischen Grenze; es dürfte leicht ein Stützpunkt für Johann Kasimir werden. Deshalb müssen wir es haben. Ich war der erste, welcher Sr. Majestät Aufmerksamkeit auf diesen Umstand lenkte, darum ist mir die Ausübung dieser Funktion anvertraut worden."

Hier unterbrach Wrestschowitsch sich plötzlich, denn ihm fiel ein, daß Kmiziz am anderen Ende der Stube saß; er ging auf ihn zu und frug:

„Versteht ihr die deutsche Sprache, Herr Kavalier?"

„Nein, kein Wort davon," antwortete Herr Andreas.

„Das ist schade," sagte Wrestschowitsch, „wir wollten euch bitten, an der Unterhaltung teilzunehmen." Nachdem er das gesagt, wandte er sich wieder an Lisola:

„Er ist ein fremder Edelmann, aber er versteht das Deutsche nicht, wir dürfen unbesorgt weiter sprechen."

„Ich habe keine Geheimnisse zu wahren," entgegnete der Gesandte, doch, da ich ebenfalls Katholik bin, möchte ich nicht, daß dem geweihten Ort irgend ein Schaden zugefügt wird. Ich weiß, daß Se. Majestät das auch nicht will, deshalb lege ich

euch ans Gewissen, den armen Mönchen kein Leid zuzufügen und mit der Ausübung der Funktion nicht zu eilen."

„Meine Instruktionen lauten klar und deutlich, doch kann ich Ew. Excellenz beruhigen: dem Heiligtum wird keine Profanisation widerfahren . . . Ich bin Katholik . . ."

Lisola lächelte, und da er dem weniger Erfahrenen die ganze Wahrheit entlocken wollte, frug er in scherzhaftem Tone:

„Ihr wollt nur die Schatzkammer der Mönche etwas durchstöbern, ist es nicht so?"

„Das könnte wohl sein," antwortete der Offizier. „Die heilige Jungfrau braucht die Thaler in der Kasse des Prior nicht; wenn alle zahlen, warum sollen die Mönche es nicht auch?"

„Und wenn sie sich wehren sollten?"

Wrestschowitsch lachte laut auf: „Wer in diesem Lande wehrt sich denn überhaupt? Sie hatten Zeit genug dazu, heute können sie es nicht mehr, heute ist es zu spät!"

„Zu spät!" wiederholte Lisola.

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Nach dem Abendessen reiste der Gesandte mit seiner Eskorte ab. Kmiziz blieb allein mit seinen Gedanken; er verbrachte eine schlaflose schreckliche Nacht. Die Worte Wrestschowitschs hatten ihn in tiefster Seele getroffen. Er hätte ihm an den Hals springen mögen, ihn einen Lügner schimpfen wollen, aber konnte er das denn? Womit hätte er ihn widerlegen sollen? Ein Chaos von Gedanken stürmte auf ihn ein. Zu spät! Zu spät! hallte es immer in ihm wieder und ihm war, als sei er der Missethäter größter, als wäre er allein es, welcher Olenka und das Vaterland den Schweden ausgeliefert. Eine schmerzliche Reue erfaßte, zermalmte ihn; er fürchtete krank zu werden, Fieberfrost schüttelte ihn und das verhängnisvolle „Zu spät!" gellte ihm unaufhörlich in den Ohren.

Mit dem Morgengrauen erhob er sich vom Lager, weckte seine Leute und legte seine besten Kleider an, denn es war Sonntag. An Leib und Seele müde von der schlaflosen Nacht trat er seine Weiterreise an. Was würde ihm dieser Tag bringen? Keine Hoffnung, keinen Trost, nichts! Wer weiß, vielleicht würde zu der Last des Kummers und der Sorgen eine neue hinzukommen.

Schweigend ritt er weiter, den Blick auf einen kleinen leuchtenden Punkt geheftet, welcher tief am Horizont auftauchte. Die Pferde schnauften, die Männer sangen noch halb schlaf-

trunken den Morgensegen. Allmählich wurde es heller, der graue Himmel nahm nacheinander eine grünliche, eine goldige und zuletzt eine blaue Färbung an. Der leuchtende Punkt am Horizont vergrößerte sich immer mehr und leuchtete so strahlend, daß das Auge davon geblendet wurde.

Die Männer hörten auf zu singen und sahen erstaunt nach jener Seite hin; endlich sagte Soroka:

„Wunderbar! Was ist das? .... Dort ist doch Westen und die Sonne geht dort drüben auf? ....“

Und wirklich! Der leuchtende Punkt wuchs sichtlich; er verwandelte sich zuerst in eine kreisrunde Kugelfläche, dann entwickelte sich ein Strahlenkranz um dieselbe, so daß es aussah, als wäre ein großer Stern im Aufsteigen begriffen, der eine Flut von Licht verbreitete.

Kmiziz und seine Leute schauten mit staunender Bewunderung auf diese Erscheinung, welche flimmernd zu beben schien, und konnten sich nicht erklären, was sie zu bedeuten hatte.

Da hörten sie von Kruschyn her Wagengerassel nahen, ein Bäuerlein kam auf seinem Leiterwagen dahergefahren. Als Herr Andreas sich ihm zuwandte, gewahrte er, daß der Mann entblößten Hauptes dasaß, seine Mütze in der Hand hielt und betete.

„Bäuerlein,“ frug Kmiziz, „was leuchtet dort so hell?“

„Es ist die Kirche auf dem heiligen Berge!“ antwortete der Bauer.

„Gelobt sei die heilige Jungfrau!“ rief Kmiziz und nahm seine Mütze ab; Soroka und die anderen folgten seinem Beispiel.

Seltsam! Nach so viel kummervollen Tagen kam beim Klange der Worte „die Kirche auf dem heiligen Berge“ und beim Anblick dieses leuchtenden Sternes ein Gefühl der Beruhigung über Kmiziz. Eine unaussprechliche zaghafte Freudigkeit, ehrfurchtsvoll und wohlig zugleich, erfüllte die Brust des Ritters. Sein Herz begann wieder leise zu hoffen. Ja, hier würde er die Lösung seiner Zweifel, Trost und Stütze finden. Das Blut in seinen Adern begann lebhafter zu kreisen; er atmete tief auf, wie einer, der aus schweren Fieberträumen wieder zum Bewußtsein erwacht. Lange, lange konnte Kmiziz sich nicht von dem Anblick der Kirche losreißen, welche von ihrer Höhe herab die ganze Ebene beherrschte, und auch die Gesichter seiner Begleiter nahmen einen ernsten und ehrfurchtsvollen Ausdruck an.

Da ertönte durch die stille Morgenluft der Ton der Morgenglocke.

„Absteigen!“ rief Kmiziz.

Und die bärtigen Männer stiegen von ihren Pferden und nachdem sie niedergekniet waren, beteten sie laut die Litanei. Währenddessen kamen immer mehr Menschen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße herbei, die, als sie die Betenden erblickten, sich ihnen anschlossen. Nachdem das Gebet beendet war, ging Kmiziz mit seinen Leuten, die Pferde am Zügel führend, den Berg hinauf, während sie das Lied sangen: „Sei uns gegrüßt, du heil'ge Pforte!“ Immer deutlicher traten die Umrisse des Klosters, der Kirche und seiner Umgebungsmauern hervor, zu deren Füßen ganze Reihen Häuser und Hütten lagen, über welche die kolossale Kirche und die Klostergebäude majestätisch hinwegragten.

Es war Sonntag. Als die Sonne höher stieg, belebten sich die Wege und Fahrstraßen zum Berge hinauf immer mehr mit Wagen und Fußgängern, die zur Andacht eilten. Von den hohen Türmen läuteten die großen und kleinen Glocken und erfüllten die Luft mit süßem Klange. Weiter oben, rechts vom Hauptwege, standen eine ganze Reihe Leinwandbuden, in welchen metallene und wächserne Medaillen, Lichte, Bilder und Skapuliere aushingen, welche von den Vorübergehenden gekauft wurden, um dieselben in der Kirche weihen zu lassen. Die Thore standen weit offen, um den Strom der Andächtigen einzulassen, kurz, dieses Fleckchen Erde sah ganz anders aus, wie das große übrige Reich. Die Menschen schritten durch die offenen Thore wie sie wollten; sie kamen und gingen unbewacht, denn bei den Geschützen auf den Mauern standen keine Soldaten. Die Heiligkeit des Ortes schützte ihn, wie es schien, zur Genüge — oder man vertraute unbedingt den Briefen Karl Gustavs, welche dem heiligen Berge vollkommene Sicherheit versprachen.

11. Kapitel.

Von dem Thore der Veste Tschenstochau bis zur Kirche gingen die Andächtigen nicht mehr, sondern sie rutschten auf ihren Knieen dahin, gleichviel, ob Mann, ob Weib oder Kind; Menschen jeden Alters und jeden Standes waren unter ihnen zu finden. Sie legten auf den Knieen langsam ihren Weg zum Heiligtum zurück, und wenn das Gedränge zu groß wurde, dann hielt man an, um die Ordnung wiederherzustellen. Fromme Lieder tönten dabei aus hunderten von Kehlen; sie wechselten ab mit dem Beten der Litanei, deren Worte wie das dumpfe Grollen des Donners anzuhören waren. Zwischendurch traten Pausen ein, während welcher die Menge mit der Stirn die Erde berührte oder zu Kreuze lag. Dann konnte man die flehenden, durchdringenden Stimmen der Bettler hören, welche zu beiden Seiten des Menschenstromes saßen und den Blicken desselben ihre verletzten oder wunden Gliedmaßen preisgaben. Ihr Geheul vermischte sich mit dem Klingen des Kupfergeldes, welches wohlthätige Spender in die hingehaltenen Blechbüchsen oder Holzteller warfen.

Je mehr die Menge der Betenden sich der Kirche näherte, desto größer wurde ihre Begeisterung. Die Arme erhoben sich, die Augen leuchteten und blickten zum Himmel empor, während die Röte der inneren frommen Erregung ihnen auf die Wangen trat. Der Unterschied der Stände schwand. Hier waren alle Stände gleich und ein jeder fühlte sich angesichts des Heiligtums nur als Mensch.

In der Kirchenthür wurde das Gedränge noch größer. Kopf an Kopf, Schulter an Schulter hoben, schoben und trugen

sie sich gegenseitig hinein in das Gotteshaus. Der Geist, welcher sie alle beseelte, machte sie widerstandsfähig gegen den Druck, welchen sie auszuhalten hatten, der Atem ging ihnen aus, aber keiner von ihnen dachte an etwas anderes, wie an das Gebet, förmlich berauscht von der Exaltation, in welcher alle sich befanden.

Kmiziz, welcher mit seinen Leuten bis zur Kirche in den vordersten Reihen gerutscht war, wurde von der nachdrängenden Menge in die Kapelle mit dem Gnadenbilde gedrängt. Er folgte dem Beispiel anderer, die zugleich mit ihm dorthin gelangten; er beugte sich tief herab und küßte den Boden vor dem Altar mit dem Bilde, und als er endlich wagte, sich aufzurichten, benahm ihn ein Gefühl des Glückes, der Wonne, vermischt mit einem seltsamen Bangen fast die Besinnung.

In der Kapelle herrschte Dämmerung, welche der Glanz der brennenden Kerzen nicht vollständig zu durchleuchten vermochte. Die Sonne warf gedämpfte farbige Schatten durch die buntgemalten Fenster, welche bald goldig, bald rot oder violett über die Wände, Stuckwerke, Pfeiler und Ecken bis in die entferntesten Winkel hingaukelten und huschten. Die Kerzen auf dem Altar trugen einen Glorienschein, der Rauch aus den Weihrauchbehältern erfüllte den Raum mit purpurfarbenen Nebeln und das weiße Ornat des Geistlichen, welcher das Meßopfer brachte, spielte in allen Farben des Regenbogens.

Aus dem Hauptschiff der Kirche drang ein dumpfes Gemurmel herein, wie das Rauschen des Meeres, während hier tiefste Stille herrschte, die nur durch die Stimme des Geistlichen unterbrochen wurde, der die Votive sang. Dieser Gesang wurde von den sanften Tönen der Orgel begleitet. Sie drangen vom Chore herab und durchflossen die Kirche wie überirdische Klänge, bald leise und mild, bald anschwellend zu gewaltigem Brausen.

Das Gnadenbild war noch verhüllt. Im Dämmerlicht sah man, wie die Augen aller auf dasselbe gerichtet waren. Voll Verlangen, die Gesichter unbeweglich, mit gefalteten Händen harrten sie auf die Enthüllung desselben, losgelöst von allem Irdischen, die Herzen nur dem Himmel zugewendet.

Da plötzlich schmetterten die Trompeten, die Kesselpauken wirbelten, — ein Schauer erfüllte die Herzen der Gläubigen.

Der Vorhang vor dem Bilde teilte sich, ein Strahlenmeer fiel von oben herab auf die Andächtigen.

Weinen, Wehklagen und Ausrufe wurden hörbar:

„Salve Regina!“ sprachen die Adligen, „monstra te esse

matrem“ und die Bauern riefen: „Heiligste Jungfrau! Goldene Jungfrau! Königin der Engel! rette, hilf, tröste, erbarme dich unser!“

Kmiziz war ganz abwesend; er fühlte, daß dies hier die unfaßliche Unendlichkeit sei, angesichts welcher alles schwand, alles nichtig ward. Was galten alle Zweifel gegenüber dieser Vertrauensseligkeit, welches Elend fand hier nicht Trost, welche irdische Gewalt konnte dieser Himmelsmacht trotzen, was menschliche Bosheit hier ausrichten.?

Nach beendetem Meßopfer fand sich Kmiziz, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen, wieder im Hauptschiff. Ein Geistlicher predigte, und die ersten Worte, welche er wieder mit vollem Bewußtsein hörte, waren die folgenden: „Hier ändern sich schuldige Herzen, die Seelen kehren zurück zur Gnade. Kein Feind, keine Menschengewalt kann diese Stätte bewältigen, so wie der Geist der Finsternis niemals den Geist des Lichtes besiegen kann!“

„Amen!“ sagte Kmiziz still für sich. Ihm schien es plötzlich sündhaft, zu denken, daß alles verloren, alle Hoffnung geschwunden sei. Er verließ das Gotteshaus, hielt den ersten Klosterbruder, welcher ihm begegnete, an, und teilte ihm mit, daß er in Angelegenheiten des Klosters und der Kirche den Prior bald sprechen müsse.

Der Prior gab ihm sogleich Gehör. Er war ein Mann in den reifen Lebensjahren, wo der Mensch beginnt, dem Greisenalter zuzuneigen. Sein Gesicht war heiter, eine unendliche Güte leuchtete aus den blauen Augen, welche forschend und lebhaft dreinschauten. Das Kinn und ein Teil der Wangen war von einem dichten schwarzen Barte umrahmt; er sah in seinem weißen Habit aus wie ein Heiliger. Kmiziz zog den Aermelsaum des Gewandes an seine Lippen, während der Prior seinen Kopf mit den Händen preßte und frug, wer er sei und woher er komme.

Ich komme aus Smudz, um der heiligen Jungfrau, dem verlassenen Könige und dem Vaterlande meine Dienste zu weihen. Ein großer Sünder, will ich alles mich betreffende ausführlich beichten, auch meinen wahren Namen in der Beichte nennen, denn ich trage einen falschen, und will vor den Menschen Babinitsch heißen, nach einem meiner Güter, welches mir die Feinde genommen haben. Zuerst aber bringe ich eine wichtige Nachricht, die ich euch, ehrwürdiger Vater, geduldig anzuhören bitte, da es sich um das Heiligtum und um das Kloster handelt!“

„Ich kann euer Vorhaben, ein sündiges Leben zu bessern, nur loben," sprach der Prior Kordezki. „Eure Beichte will ich nachher sogleich abnehmen, jetzt sprecht! — ich höre!"

„Meine Reise währte lange," begann Kmiziz. „Ich habe viel gesehen und großen Kummer erlebt . . . Ueberall hat der Feind sich festgesetzt, das ganze Land gehört den Schweden, viele der Unsrigen sind in ihr Lager übergegangen, so daß sie durch die glänzenden Erfolge, durch die Einnahme beider Hauptstädte übermütig gemacht, jetzt die kirchenschänderischen Hände nach dem heiligen Berge auszustrecken im Begriff stehen."

„Von wem habt ihr diese Nachricht?" frug der Prior.

„In meinem letzten Nachtquartier in Kruschyn traf ich mit dem schwedischen Kapitän Weyhard Wrestschowitsch und dem Kaiserlichen Gesandten Lisola zusammen. Letzterer ist auf seiner Rückreise vom Brandenburger Hofe begriffen und will zum Könige von Schweden."

„Der König von Schweden ist nicht mehr in Krakau," sagte der Prior, indem er Kmiziz durchdringend in die Augen sah.

Doch Herr Andreas senkte seinen Blick nicht und fuhr fort:

„Ich weiß nicht, ob er dort ist oder nicht . . . Ich weiß nur, daß Lisola zu ihm wollte und Wrestschowitsch ihm entgegen geschickt war, die Eskorte des Gesandten abzulösen und ihn weiter zu bringen. Sie sprachen deutsch, weil sie dachten, ich verstehe sie nicht; ich aber spreche die deutsche Sprache wie meine Muttersprache, da hörte ich denn, daß Wrestschowitsch dem Könige den Vorschlag gemacht hat, das Kloster zu überfallen und die Schatzkammer zu berauben, wozu der König auch seine Einwilligung gegeben hat."

„Und ihr habt das mit eigenen Ohren gehört?"

„So wahr ich hier stehe!"

„Gottes Wille geschehe!" sprach der Prior vollkommen ruhig.

Kmiziz erschrak. Er glaubte nicht anders, als der Prior betrachte den Befehl des Königs als den Willen Gottes und denke nicht an einen Widerstand, darum sagte er nicht ohne Verlegenheit:

„Ich sah die Kathedrale von Pultusk von den Feinden besetzt; die Soldaten spielten im Heiligtum Gottes Karten, auf den Altären standen Tonnen mit Bier und leichtfertige Dirnen trieben ihre schamlosen Scherze mit den Landsknechten."

Wieder senkte der Prior seinen Blick tief in die Augen des Ritters.

„Seltsam!“ sagte er. „Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe leuchten aus euren Augen . . .“

Kmiziz errötete. „Ich soll sogleich tot niederstürzen, wenn das nicht Wahrheit ist, was ich sage.“

„Auf alle Fälle ist die Nachricht sehr wichtig. Sie fordert längere Beratung. Erlaubt, daß ich einige ältere Ordensbrüder und ein paar Edelleute herbeihole, welche gegenwärtig bei uns wohnen. Wollt ihr vor ihnen das Gesagte wiederholen? . . .“

„Gern will ich das!“ antwortete Kmiziz.

Der Prior entfernte sich und kehrte nach Verlauf einer Viertelstunde mit vier älteren Klostervätern zurück. Bald darauf betraten noch Herr Ruschytz-Samojski, der Schwertträger von Sieradz, ein ernster Mann, Herr Okielnizki, der Fähnrich von Wielun, Herr Peter Tscharniezki, ein junger Kavalier mit der Miene des Mars und hoch und stark gewachsen wie eine Eiche, mit mehreren anderen Edelleuten verschiedenen Alters das Gemach. Der Prior Kordezki stellte den Herrn Babinitsch aus Smudz vor und teilte ihnen die Neuigkeiten mit, welche er von Kmiziz erfahren. Die Blicke aller richteten sich forschend auf den Ritter, während der Prior hinzusetzte:

„Obgleich nicht anzunehmen ist, daß dieser Kavalier uns böswillig zu ängstigen die Absicht hat, wäre es doch möglich, daß er selbst hinter das Licht geführt, von den Ungläubigen als Werkzeug eines Scherzes benutzt wird, um uns in Angst und Sorge zu versetzen, was für sie die größte Freude wäre.“

„Das erscheint auch mir wahrscheinlich,“ sagte der Pater Nieschkowski, der Aelteste der Versammlung.

„Man muß doch erst ergründen, ob dieser Kavalier nicht selber ein Ungläubiger ist?“ versetzte Herr Peter Tscharniezki.

„Ich bin Katholik, wie ihr!“ entgegnete Kmiziz.

„Was meint ihr zu dieser Nachricht, ehrwürdiger Vater?“ frug Herr Samojski.

„Meine Ansicht ist die: Wenn die Schweden wirklich die Absicht haben, das Kloster zu überfallen, so müßte es denn Gottes Ratschluß sein, daß sie mit Blindheit geschlagen alles Maß der Ungerechtigkeit überschreiten, damit ihren Fall herbeiführen und sich ihr eigenes Verderben bereiten. Wenn Gott sie nicht geradezu mit Blindheit geschlagen hat, dann werden sie niemals wagen, die Hand nach den Schätzen des heiligen Berges auszustrecken, denn der Tag, da sie das thun, wird der Tag sein, wo ihr Kriegsglück sich wendet und unser Volk zur Besinnung und inneren Einkehr kommt.“

Mit staunender Bewunderung lauschte Kmiziz den Worten des Prior; sie widerlegten geradezu das, was Wrestschowitsch noch gestern gegen die polnische Nation gesprochen. Als der Prior geendet, wandte er sich an ihn mit den Worten:

„Und warum, ehrwürdiger Vater, sollten wir nicht glauben, daß Gott endlich den stolzen Uebermut der Feinde zu strafen gedenkt, welche Schritt für Schritt alles an sich reißen und selbst vor kirchenschänderischen Gewaltakten nicht zurückschrecken?"

Der Prior antwortete ihm nicht direkt, dafür wandte er sich an die ganze Versammlung und fuhr fort:

„Dieser Kavalier sagt, er habe den Gesandten Lisola gesehen, welcher auf der Reise zum Könige von Schweden begriffen ist. Wie aber ist das möglich, wenn ich doch von den Paulinern in Krakau die bestimmte Nachricht habe, daß der König weder in Krakau noch in Kleinpolen mehr ist, sondern sofort nach der Uebergabe Krakaus nach Warschau abreiste."

„Das ist unmöglich," warf Kmiziz ein. „Er will noch die Huldigung des Kronenheeres abwarten, welches unter Potozki steht."

„Die Huldigung soll Douglas entgegennehmen, so schreibt man mir aus Krakau."

Kmiziz verstummte; er wußte nichts mehr zu sagen.

„Ich will zugeben," fuhr der Prior fort, „daß der König dem Gesandten aus dem Wege gehen wollte und ihm den Wrestschowitsch entgegen schickte, um ihm die Enttäuschung zu überzuckern. Karl Gustav liebt solche diplomatische Kunstgriffe. Nur eins nimmt mich Wunder! Wie käme Wrestschowitsch dazu, den Gesandten sogleich mit den Absichten des Königs bekannt zu machen, da der Baron doch Katholik und uns und dem verbannten Könige freundschaftlich zugethan ist?"

„Es ist undenkbar!" sagte Pater Nieschkowski.

„Wrestschowitsch ist ebenfalls Katholik und uns wohlgesinnt," sprach ein anderer Pater.

„Und dann bedenkt, daß ich einen Schutzbrief von Karl Gustav besitze, welcher das Kloster für alle Zeit vor Einquartierung und Requisitionen sichert," setzte der Prior hinzu.

„Es ist doch einleuchtend, daß die Angaben des Kavaliers gar nicht mit den vorhandenen Thatsachen übereinstimmen," sagte Herr Samojski, und sich an Kmiziz wendend, frug er:

„Wozu also Herr Kavalier und zu welchem Zweck beunruhigt ihr die ehrwürdigen Väter und uns mit euren Erzählungen?"

Kmiziz stand da wie ein Angeklagter vor Gericht. Er sah ein, daß der Schein gegen ihn war. Was aber, wenn sie ihm

wirklich nicht glaubten? Verzweiflung und Zorn bemächtigte sich seiner, der alte Kmiziz erwachte in ihm, aber er bezwang sich gewaltsam und sagte sich unaufhörlich: „Geduld, Geduld! Die alte Schuld wird gestraft!“ Endlich antwortete er gelassen:

„Ich wiederhole noch einmal: Weyhard Wrestschowitsch hat Befehl, das Kloster zu überfallen und zu plündern. Um welche Zeit, weiß ich nicht, aber ich denke, es soll bald geschehen . . . Ich warne euch und euch, meine Herren, trifft die Verantwortung, wenn ihr meine Warnung nicht hören wollt . . .“

Darauf sagte Herr Peter Tscharniezki mit Nachdruck:

„Gemach, Herr Kavalier, gemach! . . . Ihr habt keine Stimme hier!“

Darauf wandte er sich an die Versammelten:

„Erlaubt, ehrwürdige Väter, daß ich ein paar Fragen an diesen Ankömmling richte. . . .“

„Ihr habt kein Recht, mich zu beleidigen!“ rief Kmiziz.

„Und auch keine Lust dazu,“ antwortete Herr Peter kühl. „Es handelt sich hier um das Kloster und das Heiligtum der heiligen Jungfrau. Deshalb laßt die Beleidigungen fahren, verlegt sie auf später, ich stehe euch zu Diensten, deß könnt ihr sicher sein. Ihr bringt Neuigkeiten, die wir auf ihre Wahrheit hin prüfen müssen; das ist billig und darf euch nicht kränken. Wenn ihr mir nicht antworten wollt, dann müssen wir denken, ihr fürchtet in Widersprüche zu geraten.“

„Gut! fragt zu!“ sagte Babinitsch, die Zähne aufeinander beißend.

„Also, dann! Ihr seid aus Smudz?“

„Jawohl.“

„Und seid ihr hierher gekommen, um nicht dem Radziwill und den Schweden dienen zu müssen?“

„So ist es!“

„Warum seid ihr denn nicht den aufständischen Fahnen beigetreten, welche sich von Radziwill losgesagt haben, oder bei dem Herrn Sapieha geblieben, welcher eine Armee dort kommandiert? . . .“

„Das ist meine Sache!“

„Aha! eure Sache!“ sagte Tscharniezki. „Dann beantwortet ihr mir vielleicht einige andere Fragen.“

Herr Andreas bebte am ganzen Leibe; es zuckte ihm in den Händen, nach der schweren kupfernen Glocke zu greifen,

welche auf dem Tische stand, um sie dem Frager an den Kopf zu werfen. Aber er bezwang sich noch einmal.

„Fragt mich!“ rief er.

„Wenn ihr von Smudz kommt, dann müßt ihr wissen, was am Hofe des Verräters geschieht. Nennt mir diejenigen, welche ihm zum Untergange des Vaterlandes beigestanden und jetzt seine Hauptleute sind.“

Kmiziz wurde kreideweiß; er nannte einige Namen. Herr Tscharniezki hörte sie an, dann sagte er:

„Ich habe einen Freund am Hofe des Königs, Tysenhaus, welcher mir den Schlimmsten von allen nannte. Wißt ihr nichts von diesem Erzschelm, welcher wie Kain das Bruderblut vergoß, — wißt ihr nichts von Kmiziz?“

„Ehrwürdige Väter!“ rief Herr Andreas bebend vor Zorn und Aufregung, „beim ewigen Gotte, das ertrage ich nicht; möge eine geistliche Person mich fragen, nur laßt mich nicht diesem Edelmännchen Rede stehen!...“

„Laßt ihn in Frieden!“ sagte Prior Kordezki zu Herrn Peter. „Es giebt für uns Wichtigeres, als die Person dieses Kavaliers.“

„Nur eine Frage noch.... Ihr dachtet wohl nicht daran, daß wir eure Aussagen bezweifeln könnten?“

„So wahr Gott lebt, nein!“ antwortete Herr Andreas.

„Welchen Lohn habt ihr dafür erwartet?“

Anstatt zu antworten, langte Herr Andreas mit beiden Händen in einen ledernen Beutel, welcher von seinem Gurt herabhing, und als er sie wieder herausbrachte, schüttete er zwei Hände voll echter Perlen, Smaragde, Türkisen und andere Edelsteine auf den Tisch.

„Da seht!“ sagte er mit heiserer Stimme. „Nicht um Gold und Lohn bin ich hierher gekommen!... Das sind Perlen und Edelsteine, im ehrlichen Kampfe erbeutet.... Sie sind alle von den Kolpacks der Bojaren heruntergerissen!... Da habt ihr mich!... Brauche ich euren Lohn?... Ich wollte das der heiligen Jungfrau opfern ... aber erst nach der Beichte ... mit reinem Herzen!... Da nehmt ... ich habe mehr davon!... O ihr!...“

Sie verstummten alle beim Anblick der kostbaren Kleinodien, welche der Fremde wie Grütze in einem Beutel bei sich trug. Jeder von ihnen frug sich unwillkürlich, wozu dieser Mensch wohl das alles erdacht haben sollte, wenn es ihm nicht um einen Lohn zu thun war.

Herr Peter stutzte; denn es liegt in der Natur des Menschen, daß der Anblick fremder Macht und fremden Reichtums ihn bestrickt. Sein Verdacht wurde hinfällig, denn wie hätte dieser große Herr, welcher die Edelsteine handvollweise verschenken konnte, die guten Mönche wohl um eines Lohnes wegen ängstigen wollen?"

Die Anwesenden blickten einander an, während Kmiziz erhobenen Hauptes neben seinen Kleinodien stand, einem wütenden Adler gleich, mit zornfunkelnden Augen, geröteten Wangen, auf welchen die noch kaum ganz verheilte Wunde scharf blaurot hervortrat. So wie er dastand, den drohenden Blick auf Herrn Tscharniezki gerichtet, war er gräßlich anzuschauen, der Herr Babinitsch.

„Euer Zorn ist ehrlich," sagte Pater Kordezki. „Aber nehmt die Kleinodien wieder zu euch, denn die heilige Jungfrau nimmt nicht, was im Zorn, wenn auch im gerechten, geopfert wird. Kommen wir zur Sache! . . ."

„Schließt die Thore! bei der Barmherzigkeit Gottes, schließt die Thore!" rief Kmiziz, die Hände ringend, daß dieselben in den Gelenken knackten.

In seiner Stimme und Haltung lag eine so ungekünstelte Verzweiflung, daß die Anwesenden wider Willen ein Schaudern überlief, als wäre die Gefahr schon da.

„Wie ginge das an?" sagte Pater Kordezki. „Ich kann doch unmöglich die Andächtigen hinaustreiben, die heilige Jungfrau der Ehrenbezeugungen berauben und Tag und Nacht die Thore geschlossen halten?"

„Wir sind ohnehin wachsam über alles, was in der Gegend vorgeht, wir bessern schlechte Stellen in der Mauer aus, denn Vorsicht ist immer geboten, besonders da Karolus abgereist ist und Wittemberg ein strenges Regiment führt, wobei er die Geistlichkeit nicht schont. Wir können ja tagsüber die Andächtigen kommen lassen, nachts aber die Thore schließen," sprach Herr Samojski.

Kmiziz atmete auf.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!" rief er.

„Herr Kavalier," sagte Pater Kordezki zu ihm. „Gott lohne euch die gute Absicht. Solltet ihr Recht behalten, so habt ihr euch ein unauslöschliches Verdienst um diese heilige Stätte erworben. Wundert euch nicht, daß wir euch mißtrauten, wir haben unsere Gründe hierfür. Und nun zur Vesperandacht!

Wir wollen den Schutz der Gottesmutter anrufen und dann ruhig schlafen gehen, denn wo wären wir sicherer, als hier unter ihrem Schirm."

Sie gingen auseinander. Nach der Vesperandacht hörte Pater Kordezki selbst die Beichte des Herrn Andreas. Die Kirche war schon leer und es währte lange, ehe Kmiziz geendet. Darauf lag er bis Mitternacht vor der geschlossenen Pforte zur Kapelle zu Kreuze. Um Mitternacht kehrte er in seine Zelle zurück, weckte den Soroka und ließ sich vor dem Zubettgehen von ihm geißeln, bis das Blut an Rücken und Schultern herablief.



12. Kapitel.

Am nächsten Tage herrschte eine seltsame Regsamkeit im Kloster. Die Thore waren zwar offen und die Andacht wurde wie gewöhnlich abgehalten, aber nach der Andacht befahl man allen Fremden, das Weichbild des Klosters zu verlassen. Pater Kordezki besichtigte in Begleitung des Herrn Schwertträgers von Sieradz und des Herrn Peter Tscharniezki die Planken und Zinnen der Mauern und die Böschungen innen und außen und ordnete hier und da Verbesserungen an. Im Städtchen erhielten die Schmiede Aufträge, Lanzen, Feuerhaken und auf langen Stangen befestigte Speere, sowie Blechplatten und mit Hufnägeln gespickte Keulen und Klötze anzufertigen. Da man recht gut wußte, daß im Kloster ohnedies schon eine ganze Menge derartiger Geräte aufgespeichert waren, wurden gleich Mutmaßungen laut, daß das Kloster einen Ueberfall erwarte. Diese Vermutungen gewannen immer mehr Raum durch verschiedene andere Anordnungen.

Gegen Abend waren schon gegen zweihundert Menschen um die Mauern beschäftigt. Noch vor der Belagerung Krakaus hatte der Herr Kastellan von Krakau, Warschyzki, zwölf schwere Geschütze dem Kloster geschickt. Diese Geschütze wurden auf neue Lafetten gebracht und an entsprechenden Stellen aufgestellt. Man trug Kugeln herbei, stellte dieselben neben den Geschützen auf, Pulverfässer wurden herbeigerollt, ganze Bündel Musketen auseinander genommen und unter die Besatzung verteilt. Auf den Türmen und den Eckbastionen wurden Wachen ausgestellt, welche Tag und Nacht abgelöst wurden; außerdem entsandte man Kundschafter nach Prschystajnia, Klobuzk, Krschepitz, Kruschyn und Mstow. Und um nichts zu versäumen, wurden die Vorräte im

Kloster durch reichliche Zufuhr aus Tschenstochowka und anderen dem Kloster zugehörenden Ortschaften vermehrt.

Die Bürger und Bauern liefen zusammen, niemand wollte glauben, daß irgend ein Feind einen Angriff auf den heiligen Berg wagen werde, sondern nur das Städtchen gemeint sei, aber wie wenn man einen Stock in einen Ameisenhaufen stößt, das beunruhigte Völkchen aus demselben herausströmt, auseinanderläuft und wieder sich sammelt, so rannten die Menschen im Städtchen und den Dörfern umher.

Gegen Abend waren die Klostermauern von einer Menge Bürger und Bauern mit ihren Weibern und Kindern belagert. Der Pater Prior ging hinaus zu ihnen und frug, sich durch das Gedränge zwängend: „Was wollt ihr hier, Leute?"

„Wir wollen zur Besatzung des Klosters hierbleiben," sagten die Männer. „Wir wollen zum letztenmal die heilige Jungfrau sehen," flehten weinend die Weiber.

Pater Kordezki trat auf einen Mauervorsprung und sprach:

„Beruhigt euch und laßt Trost in eure Herzen einziehen. Wir wissen ja noch gar nicht, ob der Feind wirklich kommen wird; aber wenn er kommt, dann wollen wir eingedenk sein des Wortes: ‚Die Pforten der Hölle werden die Macht des Himmels nicht überwältigen!' Nicht zum letztenmal werdet ihr eure Patronin sehen, nicht ich, sondern der Geist Gottes spricht zu euch: ‚Tröstet euch, befestigt euren Glauben,' die Schweden werden nicht in diese Mauern eindringen, denn das Licht der Gnade strömt von ihnen aus, und wie die heutige Nacht der ewig strahlenden Sonne morgen früh weichen muß, so wird auch das Licht der Gnade nichts von seinem Glanze einbüßen."

Die Sonne war im Sinken; Dämmerung lagerte schon über der Erde, nur die Kirche strahlte noch im Abglanz der Abendröte. Das kleine Abendglöckchen läutete den Abend ein. Die Menschen knieten nieder und der Pater Prior intonierte den „Angelus hymnus", in welchen das Volk und alle auf den Mauern befindlichen Männer mit einstimmten. Wie tiefer Orgelklang zog der Gesang, vermischt mit dem Getön der inzwischen nacheinander einfallenden Glocken, hinunter nach allen vier Himmelsgegenden.

Man sang bis tief in die Nacht. Ehe die Menge auseinanderging, sagte der Pater Prior:

„Wer von den Männern schon als Soldat gedient hat, mit Waffen umzugehen versteht und sich mutig genug dazu fühlt, der komme morgen in das Kloster."

Da meldeten sich gleich eine Menge Stimmen an, worauf der Pater Prior ihnen seinen Segen erteilte und sie entließ. Die Nacht verfloß ungestört, am anderen Tage aber setzte man die begonnenen Verteidigungsarbeiten fort, indem man die sogenannten „Durchgänge", d. h. schmale Oeffnungen in den Mauern, welche sich gut zu Ausfällen eigneten, zweckmäßig befestigte. Auch erhielten die Krämer die Weisung, ihre Waren im Kloster zu bergen. Gegen Mittag kehrten die Leute zurück, welche man auf Kundschaft in die Umgegend ausgeschickt hatte; sie brachten die Nachricht mit, daß von den Schweden nichts zu sehen und zu hören war, außer einer kleinen Besatzung in Krschepitz. Trotzdem hörte man nicht auf, weiter zu arbeiten. Es wurden auf Befehl des Pater Prior Uebungen mit denjenigen Leuten veranstaltet, die schon früher gedient hatten, und diese Truppe dem Kommando des Herrn Sigmund Moschinski unterstellt, welchem die Bewachung der nördlichen Bastion übertragen war, während Herr Samojski den ganzen Tag Anweisungen erteilte, was jedem zu thun oblag.

Nachdem Kmiziz gebeichtet hatte, war ihm so selig zu Mute, als wäre eine schwere Last von ihm genommen, unter deren Bürde er fast zusammengebrochen war. Der Pater Prior hatte ihm schwere Buße auferlegt. Alle Tage blutete sein Rücken unter den Geißelhieben Sorokas; das Schwerste aber war, daß er sich in der Demut üben mußte, die er gar nicht besaß. Im Gegenteil — er prahlte gern. — Zuletzt sollte er seine Besserung durch Ausübung guter Thaten beweisen; das war das Leichteste für ihn, denn er begehrte nichts so sehr, als ein frisches, frohes Handeln.

Froh und heiter gelaunt, schritt er auf den Mauern umher und beobachtete und sorgte dafür, daß alles richtig ausgeführt wurde. Mit dem Auge des Kenners erkannte er, daß alle Verteidigungsmaßregeln von Männern ausgeführt wurden, die ihre Sache verstanden. Er bewunderte die Ruhe des Paters Kordezki, für welchen er eine tiefe Verehrung gefaßt hatte, er bewunderte auch die Ausdauer des Herrn Schwertträgers von Sieradz und zeigte selbst dem Herrn Peter ein freundliches Gesicht, obgleich er ergrimmt auf ihn war.

Herr Peter aber beobachtete ihn mit mißtrauischer Strenge, und als er ihn am zweiten Tage nach der Rückkehr der Kundschafter an der Mauer traf, redete er ihn an:

„Nun, Herr Kavalier! man sieht die Schweden noch immer nicht und eure Reputation scheint zum Teufel zu gehen."

„Meine Reputation würde weit eher zum Teufel gehen, wenn dem Kloster durch einen unvorhergesehenen Ueberfall irgend ein Schaden entstände!“ antwortete Kmiziz.

„Es wäre euch doch lieber, wenn ihr kein Schwedenpulver zu riechen brauchtet; man kennt solche Ritter, welche statt des Rindleders Hasenfell als Stiefelsohlen haben.

Kmiziz senkte die Augenlider.

„Wenn ihr doch das Streiten lassen wolltet,“ sagte er. „Was schulde ich euch noch? Ich vergaß die mir zugefügte Beleidigung, vergeßt auch ihr die eure.“

„Ihr nanntet mich ein Edelmännchen,“ sagte Herr Peter barsch. „Sprecht, was seid ihr? ... Sind die Babinitsch denn mehr wert, als die Tscharniezkis? ... Ist euer Herkommen so hoch?“

„Mein Herr,“ antwortete Kmiziz fröhlich. „Wäre mir vom Pater Prior die Uebung der Demut nicht in der Beichte anbefohlen worden, wären nicht die Geißelhiebe, die täglich für frühere Sünden meinen Rücken zerfleischen, so würde ich euch noch mit einem anderen Namen belegen. Ich will aber nicht rückfällig werden. Wer Besseres leisten kann, ob die Babinitsch oder Tscharniezki, das wird sich zeigen, wenn die Schweden kommen.“

„Zu welcher Charge hofft ihr zu gelangen? ... Glaubt ihr, daß man euch ein Kommando geben wird?“

Kmiziz wurde ernst.

„Erst habt ihr mich beschuldigt, daß ich um Lohn handle, nun redet ihr wieder von Chargen. Wisset, daß ich nicht hierher gekommen bin, um Gold und Ehren willen, die hätte ich anderswo besser erlangen können. Ein gewöhnlicher Soldat will ich sein, sei es auch unter eurem Kommando.“

„Warum sagt ihr: „sei es auch unter eurem?“

„Weil ihr mich nicht leiden mögt und mich quälen werdet.“

„Hm! Allerdings! Es ist schön von euch, daß ihr ein gewöhnlicher Soldat bleiben wollt, obgleich man euch anmerkt, daß ihr zu Besserem geschaffen seid und die Demut nicht zu euren Haupttugenden gehört. Möchtet ihr euch gerne schlagen?“

„Das sollt ihr sehen, wenn die Schweden da sind, wie ich schon sagte.“

„Bah! und wenn sie gar nicht kommen?“

„Dann, wißt ihr, werden wir sie suchen gehen!“ sagte Kmiziz.

„Das ist wahr! So gefallt ihr mir!“ rief Herr Peter

Tscharniezki, „Schlesien ist nicht weit, wir würden bald eine ansehnliche Partei bei einander haben."

„Und andere würden unserem Beispiel folgen!" sprach Kmiziz begeistert. „Auch ich habe eine Hand voll Leute; die solltet ihr bei der Arbeit sehen! . . ."

Die beiden Männer lagen sich plötzlich — sie wußten selbst nicht, wie es gekommen, in den Armen.

In diesem Augenblick kam der Pater Prior vorüber, und als er sah, was geschah, segnete er die Beiden. Sie aber erzählten ihm, was sie eben besprochen hatten.

Pater Kordezki lächelte still; im Weiterschreiten sagte er für sich:

Der Kranke beginnt zu genesen.

Bis zum Abend waren die Befestigungsarbeiten beendet. Obgleich durch seine Lage und durch Mauern stark befestigt, gehörte Tschenstochau doch zu den schwächsten und kleinsten Vesten der Republik; es gab manch einen, welcher der Meinung war, daß sie einen Ansturm nicht aushalten werde. Als Pater Kordezki das hörte, entließ er die Zaghaften, damit sie mit ihrer Furcht nicht noch andere entmutigten.

An demselben Tage abends kam der alte Kiemlitsch mit seinen Söhnen zu Kmiziz, mit der Bitte, sie aus seinem Dienst zu entlassen.

Herr Andreas wurde sehr zornig.

„Hunde!" rief er. „Also freiwillig entsagt ihr dem Glück, das Heiligtum der allerheiligsten Jungfrau verteidigen zu dürfen? Gut denn! Die Bezahlung für die Pferde habt ihr, euren Dienstlohn sollt ihr gleich bekommen!"

Damit langte er in die Tasche seines Oberrocks, zog eine Geldkatze hervor und dieselbe auf den Boden werfend, rief er:

„Da ist euer Sold! Ihr wollt jenseits der Mauern auf Raub ausgehen, wollt lieber Mörder werden, als dieses Heiligtum verteidigen?! . . . Fort aus meinen Augen! Ihr seid nicht würdig, hier zu verweilen! . . ."

„Nein, wir sind nicht würdig, die Herrlichkeiten des heiligen Berges zu schauen!" sprach der alte Kiemlitsch. „Pforte des Himmels! Morgenstern! Zuflucht der Sünder! Wir sind nicht würdig!"

Bei diesen Worten neigte er sich tief, so tief, daß er mit dem Kopfe fast an den Boden stieß; dabei streckte er die dürre, räuberische Hand nach der Geldkatze aus und nahm sie vom Boden auf.

„Aber hinter den Mauern," sagte er, „draußen werden wir nicht aufhören ... Ew. Liebden zu dienen ... Wir werden vor Gefahren warnen ... kommen, wo wir nötig sind ... thun, was wir thun müssen ... Ew. Liebden werden außerhalb der Mauern stets bereite Diener finden ..."

„Fort!" wiederholte Herr Andreas.

Sie gingen unter fortwährenden Bücklingen hinaus, denn die Angst vor dem Zorn des Herrn hatte sie gepeinigt. Nun waren sie glücklich, daß alles so geendet. Noch vor dem Einbruch der Nacht verließen sie das Kloster.

Die Nacht wurde finster und nebelig. Es war der achte November. Der Winter kam früh; denn mit den fallenden Regentropfen fielen gleichzeitig die ersten Schneeflocken. Die Stille wurde nur durch die Rufe der Wachen unterbrochen — ab und zu tauchte das weiße Habit des Priors in der Dunkelheit auf. Kmiziz schlief nicht; er befand sich auf der Mauer beim Herrn Peter, mit welchem er von vergangenen Feldzügen plauderte. Kmiziz erzählte von dem Verlauf der Schlachten mit Chowanski, indem er verheimlichte, welchen Anteil er selbst daran genommen, und Herr Tscharniezki berichtete von dem Zusammentreffen mit den Schweden bei Prinborn, Scharnowiez und in der Krakauer Gegend, wobei er etwas prahlerisch sagte:

„Jeden Schweden, welchen es mir gelang niederzuschlagen, habe ich durch einen Knoten in meinen Säbelschnuren angezeichnet. Sechs solcher Knoten habe ich schon, darum rückt mein Säbel immer höher hinauf unter den Arm; aber ich werde sie nicht aufknüpfen, sondern in jeden Knoten einen Türkis einsetzen lassen und dann die Schnure zum Andenken aufhängen. Habt ihr schon einen Schweden auf dem Gewissen?"

„Nein!" antwortete Kmiziz. „Unweit Sochatschewo ..."

Hier unterbrach er sich, um aufmerksam hinauszuhorchen.

„Sie kommen!" rief er plötzlich.

„Wie? Was sagt ihr?"

„Ich höre Reiter nahen."

„Es ist doch der Wind und das Aufklatschen des Regens."

„Bei den Wunden Christi, nein!" wiederholte Kmiziz. „Sie kommen! Es ist nicht der Wind, es sind Reiter! Mein Ohr ist sehr geübt — eine große Anzahl Reiter — und schon ganz nahe! Rata! Rata!"

Der Ruf Kmiziz's weckte die in der Nähe eingeschlummerten, steif gewordenen Wachtposten. Doch noch ehe sie ganz zu sich gekommen waren, ertönte von unten herauf der langgezogene

Ton der schwedischen Kriegsdrommete. Alle, die auf den Mauern sich befanden, sprangen auf. Die Patres, Soldaten, Edelleute kamen auf den Klosterhof gerannt; man warf Lunten in die zu diesem Zweck bereit gehaltenen Pechtonnen und zog dieselben dann an Ketten mittels Kurbeln in die Höhe. Die Glöckner waren auf den Glockenstuhl geeilt; bald läuteten alle Glocken, große und kleine, wie zu einer Feuersbrunst.

Die Trompeten unten bliesen noch eine Zeit lang fort; endlich löste sich einer der Trompeter aus der Reihe und kam, mit einem weißen Tuche wehend, an das Thor.

„Im Namen Sr. Majestät des Königs von Schweden, der Goten und Vandalen," rief der Trompeter. „Im Namen des Großherzogs von Finnland, Esthland, Karelien, Bremen, Stettin, Pommern und Kassubien, des Fürsten von Rügen, des Herrn von Wismar, Ingermanland und Bayern, des Grafen von Jülich, Klewe und Berg.... Oeffnet!"

„Laßt ihn ein!" befahl der Pater Kordezki.

Man öffnete aber nur die Pforte im Thore. Der Reiter zauderte ein wenig, endlich stieg er vom Pferde, schritt durch die Pforte in den Umkreis der Mauer, und als er die kleine Versammlung der Klosterväter erblickte, frug er:

„Wer von euch ist der Prior des Klosters?"

„Ich bin es!" sagte Pater Kordezki, indem er etwas vortrat.

Der Reiter übergab ihm ein mit großen Siegeln versehenes Schreiben mit den Worten:

„Der Herr Graf wartet bei der Kirche der heiligen Barbara auf Antwort."

Pater Kordezki berief sofort die Mönche und Edelleute zur Beratung in das Definitorium. Unterwegs sagte Herr Tscharniezki zu Kmiziz: „Ihr kommt doch mit?"

„Nur der Neugier wegen," antwortete Herr Andreas; „eigentlich habe ich dort nichts zu suchen, denn ich will nicht blos mit dem Munde der heiligen Jungfrau dienen."

Nachdem im Definitorium alle Platz genommen hatten, erbrach der Pater Prior die Siegel und las wie folgt:

„Es ist euch, ehrwürdige Brüder, genugsam bekannt, wie ich mit wohlmeinender Gesinnung und treuem Herzen immer diesem heiligen Orte und eurem ehrwürdigen Orden zugethan bin. Ebenso muß euch die Ausdauer bekannt sein, mit der ich meinen Schutz über euch ausübte und euch mit Wohlthaten überschüttete. In Anbetracht dieser vorgemerkten Umstände ist es mein ernstes Verlangen, euch überzeugt zu halten, daß dieses

mein Wohlwollen und meine Zuneigung auch heute noch euch gehört. Nicht als Feind, sondern als Freund erscheine ich hier, indem ich euch auffordere: Stellt euer Kloster furchtlos unter meinen Schutz, wie die Zeitläufe und die Umstände das verlangen. Auf diese Weise allein könnt ihr Sicherheit und Ruhe finden, nach der ihr so großes Verlangen traget. Ich verspreche euch feierlich, das Heiligtum unangetastet zu lassen. Eure Güter sollen auch nicht verwüstet werden; die Kosten der Unterhaltung will ich tragen und euer Hab und Gut vermehren. Ueberlegt also, was ihr gewinnt, indem ihr mich befriedigt und mir euer Kloster anvertraut. Bedenkt auch, welch großes Unglück eurer wartet, wenn der strenge General Miller von euch Einlaß begehren wird, dessen Willen ihr werdet unterliegen müssen, und welche Reue über euch kommen wird, meinen Wunsch nicht erfüllt zu haben!"

Das Gedenken der von Wreſtſchowitſch genossenen Wohlthaten erschütterte die Mönche stark. Manche von ihnen vertrauten seiner Versicherung und wollten in derselben die Abwendung künftigen Unglücks erblicken. Aber keiner wollte vor dem Prior das Wort ergreifen.

Pater Kordezki schwieg eine Weile, dann sprach er:

„Ob wohl ein wahrhafter Freund mitten in der Nacht mit Tausenden feindlicher Krieger vor das Kloster kommen und mit den Tönen der Kriegsdrommete seine Bewohner aus dem Schlafe wecken würde? Das wollen wir uns fragen. Ich sage: ‚nein!‘ Was soll das ganze Heer hier anderes, als uns drohen und mit Gewalt die Thore öffnen, wenn wir es freiwillig nicht thun? Brüder, wir besitzen den Schutzbrief des Königs, einen anderen Schutz brauchen wir nicht. Das ist meine Meinung; betet, daß der heilige Geist euch erleuchte und sprecht, was denkt ihr?"

Tiefe Stille trat ein. Da erhob Kmiziz seine Stimme:

„Ich hörte in Kruschyn," sagte er, „wie Lisola frug: ‚Aber die Schatzkammer wollt ihr dort ein wenig durchstöbern?‘ worauf Wreſtſchowitſch entgegnete: ‚Die Mutter Gottes braucht die Thaler in des Priors Geldkasten nicht.‘ Heute schreibt dieser selbige Wreſtſchowitſch, daß er die Unterhaltungskosten tragen und das Klostergut vermehren will?"

Da sprach Pater Mielezki, einer der Aeltesten der Versammlung: „Ich traue den Lügnern nicht!"

„Ohne den Pater Provinzial, dem wir Gehorsam schulden, dürfen wir keinen Beschluß fassen!" warf der Pater Dobrosch ein.

Und Pater Tomizki setzte hinzu:

„Es ist nicht unsere Sache, Krieg zu führen. Hören wir doch, was die Ritter sagen, welche sich in den Schutz unseres Klosters geflüchtet haben."

Aller Augen richteten sich auf den Herrn Samojski als den Aeltesten der Ritterschaft. Er stand auf und sagte:

„Welchen Rat sollen wir, die Gäste, unseren Wirten geben, ehrwürdige Väter? Erwägt die Zahl der Feinde und stellt sie den Verteidigungsmitteln gegenüber, die uns zu Gebote stehen. Es ist besser im Kampfe um das Heiligtum zu sterben, als zusehen zu müssen, wie kirchenschänderische Hände es entweihen, und die Mutter des ewigen Gottes wird uns schützen und uns zu Hilfe kommen, wenn wir, ihre frommen Diener, in gerechtem Zorn gegen die Uebelthäter ihr Heiligtum verteidigen! . . ."

Hier schwieg der Herr Schwertträger; die anderen dachten über seine Worte nach und erquickten sich an dem Inhalt derselben. Kmiziz aber, welcher schneller handelte als dachte, näherte sich dem Ritter schnell und zog dessen Hand an seine Lippen. In diesem Augenblick ertönte wie in prophetischer Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, die Stimme der alten Klosterbettlerin Konstanzia unter dem Fenster des Refektoriums, welche das folgende Lied sang:

Umsonst drohst du, o schrecklicher Hussite!
Und wenn der Teufel selber mit dir stritte
Und wolltest du mit Schwert und Feuer uns bekriegen,
Du wirst nicht siegen.

Und sendetest du tausend Kriegerhorden
Und abertausend Schwerter, uns zu morden;
Wir fürchten weder Feuer, Schwert noch Blut,
Wir stehn in Gottes Hut!

„Da hätten wir das, was wir thun sollen," sagte Pater Kordezki. „Gott offenbart es uns durch den Mund der Bettlerin. Laßt uns das Kloster verteidigen, Brüder!"

„Wir wollen mit Freuden unser Leben opfern!" rief Peter Tscharniezki.

„Trauen wir dem Wrestschowitsch nicht!" riefen andere Stimmen, indem sie die Opponenten nicht zu Worte kommen ließen.

Man beschloß nun, eine Deputation an Wrestschowitsch zu schicken, mit der Bitte, von der Uebernahme des Klosters abzustehen, oder wenigstens solange damit zu warten, bis die Erlaub-

nis zur Uebergabe vom Pater Provinzial, der sich augenblicklich in Schlesien befand, eingeholt worden sei.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte die Deputation zurück. Die beiden Klosterväter waren ganz betrübt; ihre Köpfe waren tief auf die Brust gesenkt. Schweigend übergaben sie dem Pater Prior ein Papier, auf welchem acht Kapitulationsparagraphen verzeichnet waren.

Nachdem derselbe sie vorgelesen, blickte er eine Weile forschend in die Gesichter der Anwesenden, dann sprach er ernst und feierlich:

„Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

„Im Namen der allerheiligsten Gottesgebärerin! Auf die Mauern, liebe Brüder!"

„Auf die Mauern! Auf die Mauern!" rief es, wie aus einem Munde im Refektorium.

Eine Weile später beleuchtete ein helles Feuer den Fuß der Klostermauern. Wrestschowitsch hatte die Baulichkeiten an der Kapelle der heiligen Barbara anzünden lassen. Das Feuer verbreitete sich schnell; die alten Häuser standen sämtlich bald in Flammen. Hohe, rote Rauchsäulen stiegen empor, durchleuchtet von den helleren Flammen, bis zuletzt nur ein Flammenmeer zu sehen war.

Beim Scheine desselben konnte man sehen, wie die Reiterabteilungen ihr Kriegshandwerk ausübten. Sie eilten hin und her, zogen das Vieh aus den Ställen, welches brüllend umherrannte, während die Schafherden, dicht zusammengedrängt, blindlings in die Flammen hineinliefen. Wer von den Klosterbrüdern dem Kriege noch nicht in das blutige Antlitz geblickt hatte, den ergriff das Grausen, als sie sahen, wie die Menschen mit den bloßen Schwertern zusammengetrieben und die Frauen an den Haaren aus den Häusern geschleppt wurden.

Kmiziz stand neben Herrn Tscharniezki, geradeüber der Kirche; sie konnten daher alles genau sehen. Er trug eine ausgezeichnete Armbrust, die er von seinem Vater geerbt, welcher dieselbe in der Schlacht bei Chozim einem Aga abgenommen hatte. Alle Augenblicke kamen ein oder mehrere Schweden bis dicht unter die Klostermauern, und da vom Kloster aus nicht geschossen wurde, stießen sie die gräßlichsten Lästerreden aus.

„Ich schieße!" rief Kmiziz. „Ich halte es nicht mehr aus." Und schon senkte er die Armbrust, um den Pfeil abzulassen. Da fiel ihm Tscharniezki in den Arm.

„Die Lästerer wird Gott strafen," sagte er. „Der Prior

hat uns verboten, zuerst zu schießen; erst dann, wenn der erste Schuß von ihrer Seite fällt, dürfen wir unsere Waffen gebrauchen."

Kaum war das Wort gesprochen, da hob der Reiter unten seine Muskete, zielte, und die Kugel schlug sausend, ohne jedoch die Mauer zu erreichen, in das Gestrüpp zwischen den Felsen.

„Darf ich jetzt?" frug Kmiziz.

„Ihr dürft!" antwortete Herr Tscharniezki.

Kmiziz nahm als echter Krieger ruhig die Armbrust wieder auf. Der Reiter hatte die Hand an die Stirn gelegt, um die Wirkung seines Schusses zu erspähen. Da kam es pfeifend durch die Luft, und ehe noch der Reitersmann wußte, wie ihm geschah, sank er schon von dem Pfeile Kmiziz' getroffen vom Pferde und blieb leblos liegen.

„Das war der erste!" sagte Kmiziz.

„Macht einen Knoten!" versetzte Herr Peter.

Da sprang ein zweiter Reiter herzu, um zu sehen, was dem Gefallenen geschehen; doch schon ereilte ihn sein Schicksal. Von einem zweiten Pfeile des Herrn Andreas getroffen, sank auch er neben seinem Kameraden tot nieder.

Zu derselben Zeit fiel der erste Kanonenschuß aus den kleinen Feldgeschossen, welche Wrestschowitsch mitgebracht hatte, mehr um die Mönche damit zu schrecken; denn daß er damit und nur mit seinen Reitern die Veste nicht erobern konnte, wußte er selbst sehr gut.

Die Feindseligkeiten waren also eröffnet.

Der Pater Prior kam zu dem Herrn Tscharniezki; hinter ihm schritt Pater Dobrosch, welcher auch in Friedenszeiten die Klosterartillerie unter seiner Obhut hatte, an hohen Festtagen die Vivatschüsse abfeuerte und darum bei den Brüdern als tüchtiger Kanonier galt.

Der Prior sprach den Segen über das auf der Bastion stehende Geschütz und wies den Pater an, es abzufeuern. Pater Dobrosch streifte die Aermel seines Habits empor. Er richtete den Lauf der Kanone auf eine Lücke zwischen zwei brennenden Häusern, in welcher man beim Scheine der Flammen mehrere Reiter und einen Offizier sich hin- und hertummeln sah. Er zielte lange, denn seine Reputation stand auf dem Spiele; endlich ergriff er die Lunte und hielt sie an das Zündloch.

Der Schuß donnerte; eine Rauchwolke verhüllte die Lücke. Bald darauf hatte der Wind sie zerstreut. Die Reiter waren verschwunden. Einige von ihnen lagen samt ihren Pferden am Boden, die anderen waren geflohen.

Die Mönche fingen an zu singen, die brennenden Gebäude unten stürzten unter lautem Krachen zusammen. Es wurde dunkler, aber ganze Schwärme umherstiebender Funken bezeichneten die Stelle, wo die Häuser gestanden hatten. Wieder ertönte der langgezogene Ton der Drommeten, doch entfernte er sich. Die Feuersbrunst begann zu erlöschen, es wurde finster am Fuße des Berges, von Zeit zu Zeit unterbrach das Schnaufen eines Pferdes fern und immer ferner die eintretende Stille. Wrestschowitsch zog nach Krschepitz zu ab.

Pater Kordezki kniete auf der Mauer nieder.

„O, Maria! Mutter des ewigen Gottes!“ betete er mit lauter Stimme, „wirke uns aus, daß derjenige, welcher nach diesen kommt, ebenso abziehen muß, wie er.“

Während er betete, lichteten sich die Wolken, der Mond brach durch dieselben und goß sein blasses Licht über die Türme der Kirche, den betenden Prior, und den Trümmerhaufen dort unten neben der Kirche der heiligen Barbara.



13. Kapitel.

Am folgenden Tage herrschte tiefer Friede um das Kloster, welchen die Mönche benutzten, die Schutzvorrichtungen und Verteidigungsmaßregeln um so eifriger fortzusetzen. Man besserte noch einige schadhafte Stellen aus und schaffte noch mehr Geräte an, welche im Falle eines Sturmes auf die Mauern als Waffen dienen konnten.

Man hatte auch noch etliche Bauern aus Zdebowo, Krowodrschy, Lgota und Grabowka, welche früher in einem Linienregiment gedient hatten, zur Verteidigung aufgenommen. Der Pater Kordezki verdoppelte und verdreifachte sich. Er hielt die gebräuchlichen Andachten ab, ging in die Versammlungen, welche er zur Beratung über die Verteidigung des Klosters einberief, versäumte die Tagzeiten niemals und füllte die Pausen damit aus, die Mauern zu begehen und sich mit dem Adel und den Bauern zu unterhalten. Dabei bewahrte sein Antlitz den Ausdruck vollkommener Ruhe und Friedens. Wenn man sein bleiches, von der angestrengten Arbeit etwas mageres Gesicht betrachtete, mußte man glauben, daß dieser Mann süß und sorglos schlafe; aber die stille, fast freudige Resignation, die aus seinen Augen leuchtete, die Lippen, welche sich im Gebet bewegten, verrieten, daß er unaufhörlich wachte, dachte, betete und für alle sorgte. Ein starker, fester Glaube strömte von seiner Seele aus, wie ein breiter, alles mit fortreißender Strom, dem man sich willig überließ, weil seine klare Strömung kranke Seelen gesunden ließ. Wo das weiße Habit des Pater Prior sich blicken ließ, da erheiterten sich die Gesichter, die Augen leuchteten und die Lippen grüßten ihn: „Unser guter Vater, Tröster und Beschützer, unsere Hoffnung!" Pater Kordezki schrieb auch

Briefe an verschiedene hohe Persönlichkeiten im Interesse der Sicherheit des Klosters. So an Wittemberg, den Platzkommandanten von Krakau, mit der Bitte um Schonung, an Johann Kasimir, welcher in Oppeln die letzten Anstrengungen machte, ein Heer zur Rettung des undankbaren Vaterlandes zu sammeln. Ferner an den Kastellan von Kijow, der durch sein Ehrenwort zur Unthätigkeit gezwungen war, an Wrestschowitsch und an Sadowski, welcher ein Böhme und Lutheraner in Diensten Millers, dennoch ein edelgesinnter Mann, und eifrig bemüht war, Miller von dem Gedanken an die Belagerung Tschenstochaus abzubringen.

Während Wrestschowitsch, durch den Widerstand der Mönche am achten November gereizt, alles aufbot, um den General zum Zuge gegen das Kloster zu bewegen, indem er immer wieder betonte, daß nirgends in der Welt mehr Schätze aufgehäuft wären, als dort, suchte Sadowski alle Gründe hervor, die imstande waren, ihn davon zurückzuhalten.

„General!“ sagte er zu Miller. „Ew. Liebden wissen als erfahrener Krieger sehr gut, wie viel Zeit und Menschen es kostet, selbst die kleinste Veste einzunehmen, wenn die Belagerten auf Leben und Tod, bis zum letzten Atemzuge sich verteidigen.“

„Aber die Mönche werden sie nicht verteidigen!“ sagte Miller.

„Ich bin entgegengesetzter Ansicht. Je reicher das Kloster ist, desto verzweifelter wird die Verteidigung sein. Man wird dabei nicht nur der Macht der Waffen vertrauen, sondern der Heiligkeit des Ortes, welchen die Katholiken als unantastbar betrachten. Dazu kommt, daß das Kloster auf einem Berge liegt, dessen Granitfelsen keinen Durchbruch gestatten. Die Mauern sind in gutem Zustande, mit Proviant werden sie sich gut versorgt haben, der Fanatismus wird ihren Mut beseelen und . . .“

„Und sie werden mich zwingen, abzuziehen? Das denkt ihr, Herr Hauptmann, nicht wahr?“

„Nein; ich denke nur, die Belagerung wird sich sehr in die Länge ziehen, wir werden größere Geschütze nötig haben, als die, welche uns zur Verfügung stehen, und Ew. Liebden haben Ordre, nach Preußen zu gehen. Wenn nun Se. Majestät Ew. Liebden wegen wichtigerer Anlässe nach Preußen abrufen müßte, während ihr die Belagerung bereits begonnen, dann würden die Mönche überall verbreiten, sie hätten euch gezwungen, die Belagerung aufzugeben, was euern Ruf als Krieger nur schädigen

würde. Schon die bloße Absicht, das Kloster anzugreifen, wird, wenn sie bekannt wird, die größte Unruhe bei den Polen wachrufen und viele gegen uns einnehmen, während uns aber alles daran liegen muß, den Adel auf unserer Seite zu behalten."

Miller mußte unwillkürlich dieser Ansicht beistimmen; dazu kam noch, daß er alle Mönche, besonders aber die Tschenstochauer für Zauberer hielt, die er fürchtete. Aber er wollte das nicht merken lassen und um den Disput noch ein wenig in die Länge zu ziehen, sagte er:

„Ihr sprecht, als wäret ihr der Prior von Tschenstochau oder . . . als ständet ihr in Unterhandlungen mit ihm wegen des Lösegeldes."

Sadowski war ein heftiger, furchtloser Mann und da er sich seines Wertes bewußt war, fühlte er sich leicht beleidigt.

„Ich spreche kein Wort weiter!" sagte er stolz.

Durch den Ton der Antwort verletzt, entgegnete Miller barsch:

„Ich bitte auch nicht darum! Mir genügt Wrestschowitsch als Berater, welcher das Land hier besser kennt."

„Das wollen wir sehen!" sagte Sadowski und verließ das Gemach.

Wrestschowitsch trat nun wirklich an seine Stelle. Er brachte dem General einen Brief des Krakauer Herrn Warschyzki, den er soeben erhalten hatte. Derselbe enthielt die Bitte, das Kloster in Frieden zu lassen. Das nützte Graf Weyhard für sich aus:

„Sie verlegen sich schon auf das Bitten," sprach er. „Sie wissen also, daß sie sich nicht halten können."

Am nächsten Tage war der Belagerungszug beschlossene Sache. Man bemühte sich nicht einmal, den Beschluß zu verheimlichen. So konnte denn Pater Jazeck Rudnizki vom Konvent der Brüder in Wielun noch rechtzeitig nach Tschenstochau aufbrechen, um die Mönche zu benachrichtigen. Der arme Pater glaubte selbst nicht daran, daß sie sich verteidigen würden; er wollte sie nur vor der Ueberraschung bewahren und ihnen Zeit zum Ueberlegen gewinnen. Die Nachricht wirkte sehr niederdrückend auf einzelne der Brüder, aber der Pater Prior entflammte ihren Mut an der eigenen Wärme, mit welcher er ihnen erklärte, wie jetzt die Tage der Wunder kommen würden, an denen das ganze Reich sich aufrichten werde und wie selbst der Tod im Kampfe um das Heiligste etwas herrliches sei.

Draußen traf der Winter seine Vorbereitungen zum Ein-

zuge. Ein rauher Nordwind wehte, die Erde fror zu harten Schollen und morgens waren die Wasserpfützen mit einer dünnen Eiskruste überzogen. Pater Kordezki rieb sich vergnügt die Hände: „Gott schickt uns den Winter als Bundesgenossen. Wir werden hier im Warmen sitzen, während die draußen frieren müssen."

Miller führte neunzehn Geschütze bei sich. Mit neuntausend Mann wollte er gegen die Veste anrücken. Unter diesen befanden sich zwar zwei Fahnen polnische Reiter, welche erklärt hatten, keinen Anteil an den Kämpfen nehmen zu wollen, doch daraus machte sich der General nichts. Am achtzehnten November sollte das Heer die Belagerung beginnen, welche nach Ansicht des Generals höchstens zwei bis drei Tage dauern konnte.

An demselben Tage hielten die Klosterbrüder in Tschenstochau, von dem Anrücken des Feindes in Kenntnis gesetzt, ein feierliches Hochamt ab. Der Prior selbst zelebrierte, die Glocken läuteten und andächtiger Gesang stieg zum Himmel empor. Nach dem Hochamt bewegte sich eine feierliche Prozession hinaus auf die Mauern. Der Prior, von den Herren Samojski und Peter Tscharniezki geführt, trug das Allerheiligste. Als erste im Zuge schritten Knaben in weißen Chorhemden, welche Weihrauchkessel schwangen. Vor und hinter dem Baldachin, unter welchem der Prior ging, kamen die Ordensbrüder von den jüngsten Novizen bis zu den ältesten Vätern mit brennenden Wachskerzen in den Händen, welche die Lobgesänge sangen. Ihnen folgten Edelmänner mit ihren Frauen, die die verweinten Gesichter in ihren Handflächen bargen, Bauern in langen Kitteln mit lang herabwallendem Haar, Weiber, Knaben, Mädchen, die alle ihre dünnen Stimmchen ertönen ließen, um die Lobgesänge mitzusingen. Der Wind hatte sich gelegt, die Sonne schien blaß, aber doch warm hernieder.

Die Prozession verließ die Mauern nicht nach dem ersten Umgange; immer wieder schritt sie weiter. Der Glanz der Monstranz warf einen Schein auf das Gesicht des Priors, welches zu strahlen schien. Die Augen waren halb geschlossen, auf den Lippen schwebte ein überirdisches Lächeln voll Süßigkeit und Begeisterung. Von Zeit zu Zeit hob er die Monstranz empor, wie einem höheren Befehle Folge leistend, um die Gegenstände rings herum zu segnen. Er segnete die Mauern, die Hügel, die Geschütze und Kugeln, die Waffen und Verteidigungswerke, die nächste und fernste Umgebung des Klosters Nord, Süd, Ost und West.

Die zweite Nachmittagsstunde hatte geschlagen; die Prozession befand sich noch auf den Mauern. Da plötzlich tauchte am Horizont leichtes nebliges Gewölk auf und in diesem Gewölk begann es sich zu regen, zu flimmern, zu blitzen. Gestalten tauchten erst undeutlich, dann immer deutlicher und näher daraus auf, bis plötzlich wie aus einem Munde der vielstimmige Ruf ertönte:

„Die Schweden! Die Schweden kommen!"

Dann trat Totenstille ein. Die Stimmen versagten, die Herzen stockten. Und dann klang durch die Stille, begleitet vom Klange der Glocken, laut und vernehmlich die Stimme des Pater Prior, welche vollkommen ruhig die Worte sprach:

„Freuen wir uns, Brüder! Die Stunde der Wunder und Siege naht!"

Und ein Weilchen darauf:

„Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Mutter, Herrin, unsere Königin!"

Unterdessen war das Schwedenheer näher gekommen. Man konnte von den Mauern aus schon alles genau unterscheiden. Zuerst kamen die Reiter, hinter ihnen die geschlossenen Kolonnen der Füsiliere. Jedes Regiment bildete ein längliches Rechteck, über welchem ein kleineres, in Gestalt der hochemporgestreckten Lanzen schwebte. Zuletzt, ganz hinten in der Ferne, die Kanonen, Pulverkasten und ein endloser Wagenzug.

Es war ein schrecklich schöner Anblick dieser Kriegszug. Endlich löste sich die Reiterei in einzelne größere und kleinere Abteilungen, welche hin und her sprengten, gegen die Veste anritten, die Mauern und Thore betrachteten und in den umliegenden Dörfchen sich zerstreuten. Einzelne Reiter schienen über ihre gemachten Beobachtungen Bericht zu erstatten; sie ritten, was die Pferde ausgreifen konnten, hin und her. Endlich kamen auch die Füsiliere heran und suchten nach bequemen Plätzen zum Aufschlagen der Zelte. Die Abteilung Finnow, welche zuerst bis nach Tschenstochowka, einem zum Kloster gehörenden Vorwerk, vorgedrungen war, fiel wutentbrannt über die schutzlos dort zurückgebliebenen Bauern her. Man schleppte sie aus den Hütten, metzelte die Widersetzlichen nieder und vertrieb den Rest in alle vier Winde.

Währenddessen hatte ein Parlamentär Millers am Thore die Belagerten zur Uebergabe der Veste aufgefordert. Angesichts der in Tschenstochowka verübten Grausamkeiten aber hatten dieselben mit einer Kanonensalve geantwortet. Jetzt, da die feind-

lichen Soldaten es sich in den Hütten der Vertriebenen eben bequem machen wollten, hatte man beschlossen, dieselben schleunigst zu vernichten, damit nicht der Feind einen Hinterhalt an ihnen behielt. Die Kanonen wurden also mit Feuerkugeln geladen, wieder donnerten die Geschütze, daß die Scheiben in den Häusern oben klirrten, kleine weiße Wölkchen zogen in scharfen Bogen durch die Luft und fuhren in die Dächer unten. Gleich darauf wurden die Rauchwölkchen dichter, stiegen empor und — bald schlugen Flammensäulen hoch in die Höhe und verbreiteten sich mit großer Schnelligkeit über die Hütten.

Die kaum darin untergebrachten Truppen mußten sich schleunigst daraus retten. In Ungewißheit, wo sie ein neues Unterkommen finden sollten, rannten sie hin und her; dabei geriet die ganze Kolonne in Unordnung. Man mußte die noch nicht aufgestellten Geschütze in Sicherheit bringen. Miller wurde stutzig; einen solchen Empfang und solche Verteidigung hatte er nicht erwartet. Die Nacht brach an. Da er Ruhe brauchte, um Ordnung in seine Armee zu bringen, schickte er einen Trompeter ab, mit der Bitte um Waffenstillstand.

Die Mönche bewilligten denselben, doch zuvor setzten sie noch den großen Getreidespeicher in Brand, in welchen sich das Westermanland-Regiment einquartiert hatte.

Das Feuer griff so schnell um sich, daß die Soldaten weder die Waffen, noch die Munition retten konnten, sondern alles in die Luft flog. Die Schweden schliefen die ganze Nacht nicht; sie schütteten Batterien auf und füllten die Faschinenkörbe mit Erde. Die Erfahrungen des ersten Tages ließen die sonst kriegsfesten Soldaten vor dem Morgen zagen. Einige der Soldaten wollten auch beobachtet haben, daß das Pferd des Generals, als derselbe an der Kirche der heiligen Barbara vorüberreiten wollte, plötzlich kerzengerade aufgestiegen war, die Augen und Nüstern weit aufgerissen und die Ohren eingezogen hatte. Der alte General ließ sich zwar keine Furcht anmerken, am anderen Tage aber wies er seine Position dem Fürsten von Hessen an und bezog selbst die Nordseite des Klosters. Dort ließ er den Tag und die Nacht hindurch Schanzen bauen, um von dort aus das Kloster anzugreifen.

Kaum graute der Morgen, da begann auch das Feuer der Geschütze. Der Feind dachte noch nicht daran, eine Bresche in die Mauer zu legen; er wollte nur einen Kugelregen dorthin senden, vielleicht ein Gebäude in Brand setzen, ein paar Menschen töten, die Besatzung in Schrecken setzen.

Wieder zog die Prozession auf den Mauern um die Veste, denn nichts vermochte den Furchtsamen mehr Mut einzuflößen, als der Anblick des Allerheiligsten und der ruhig dahinschreitenden Mönche. Die Klostergeschütze erwiderten das Feuer Schuß auf Schuß, Blitz auf Blitz, soweit den Menschen die Kraft ausreichte. Das Kloster war ganz in Rauchwolken gehüllt.

Welche Stunden der Angst und der Sorge, welcher Anblick war das für diejenigen — und es waren ihrer viele in der Veste — welche noch niemals in ihrem Leben, das grausige Antlitz des Krieges geschaut hatten.

Da gab es keine Zeit zum Aufatmen, zum Ruhen, immer dichter fiel der Kugelregen in den Klosterhof und schon hörte man an verschiedenen Stellen der Veste, der Kirche und der Klosterbauten rufen:

„Es brennt! Wasser! Wasser!“

„Auf das Dach, auf die Dächer mit den Barfüßlern! ... Mehr nasse Planen!“

Und von außen die entfernten Kommandos:

„Richtet die Geschütze höher! ... noch höher! ... zwischen die Häuser zielen! ... Feuer!“

Gegen Mittag nahm das Werk der Vernichtung noch größere Dimensionen an. Die Belagerer meinten, es könne, wenn die Rauchwolken sich verzögen, von dem Kloster nichts mehr als ein Trümmerhaufen zu sehen sein. Zwischen die Rauchwolken mischte sich der Staub von abgeschlagenem Mörtel, welcher die Luft verdichtete. Die Patres kamen mit den Reliquien heraus, um die Rauch- und Staubwolken zu zerteilen, damit dieselben die Verteidigung nicht erschwerten.

Der Donner der Geschütze hörte sich an, wie das Aechzen eines im Kampfe ermüdenden Drachen.

Da ertönte vom Turme herab, demselben, welcher nach der vorjährigen Feuersbrunst neu erbaut war, die herrliche Melodie eines Kirchenliedes von Trompeten geblasen. Man hörte sie ringsum, die Töne drangen hinunter bis zu den schwedischen Batterieen; wenige Augenblicke darauf gesellten sich ihnen menschliche Stimmen, und durch das Chaos von Lärm, Geschrei und dem Donner der Geschütze drangen von der Luft getragen weit hinaus aus hundert Kehlen die Worte:

„Gottesmutter, Jungfrau, reine,
Gelobt seist du, Maria!“

Da übertönte ein Krachen von mehreren gleichzeitig einschlagenden Granaten, fallenden Dachsteinen, Balkensplittern

und gleich darauf der Ruf: „Wasser!“ einen Augenblick den Gesang, doch schon floß Melodie und Text ruhig weiter:

„Bei deinem Sohne wirke Herin!
Er schenke uns, er sende uns,
Gesegnete und gute Zeit.“

Kmiziz, welcher auf der Nordseite der Mauer neben demjenigen Geschütz stand, welches der Position Millers geradeüber lag, hatte den Kanonier, welcher dasselbe nicht besonders bediente, weggeschickt und sich selbst an die Arbeit gemacht. Er arbeitete so wacker, daß er, obgleich der Tag kalt war, bald seinen Fuchspelz abgeworfen hatte. Von Zeit zu Zeit lachte er laut auf, und das geschah jedesmal, wenn er die Wahrnehmung machte, daß sein Geschütz besonders großen Schaden angerichtet hatte. Er achtete nicht des Kugelregens, der ihn umgab, zielte mit der größten Sorgfalt und sprang nach jedem Schuß bis dicht an den Rand der Mauer, um mit seinen Adleraugen den Qualm und Rauch durchdringend, die Wirkung zu erspähen.

Gegen Mittag konnte er berichten, daß ein feindliches Geschütz zerschmettert sei und nur noch drei Stück dort unten arbeiteten. Herr Peter Tscharniezki bewunderte seine Treffsicherheit.

Am Nachmittag gegen drei Uhr brachte Kmiziz das zweite zum Schweigen und bemerkte zu seiner Freude, daß die beiden letzten von der Schanze gezogen wurden, wahrscheinlich, weil man erkannt, daß die Position unhaltbar geworden.

Kmiziz atmete auf.

„Ruht ein wenig!“ sagte Herr Peter zu ihm.

„Gut! ich bin hungrig“ antwortete der Ritter. „Soroka gieb mir etwas zu beißen!“

Der Alte reichte ihm ein Stück geräucherten Fisch und einen Schluck Branntwein. Während Kmiziz aß, beobachtete er die zahlreich daherfliegenden Granaten. Sie kamen von der Südseite her und flogen meist über das Kloster hinweg hinter die jenseitige Mauer.

„Sie haben schlechte Schützen dort drüben,“ sagte er, während er ruhig weiter aß. „Sie zielen zu hoch, darum treffen die Granaten nicht die Gebäude, sondern fliegen zu uns herüber.“

„Können sie uns denn treffen,“ frug ein junger Mönch, welcher schon lange bewundernd der Arbeit Kmiziz's zusah.

„Warum nicht!“ antwortete Herr Andreas. „Fürchtet ihr euch sehr?“

„Ich habe mir den Krieg immer schrecklich vorgestellt, aber

nicht so schrecklich. Am meisten fürchte ich mich vor den Feuerkugeln, den Granaten. Warum platzen sie denn mit so schrecklichem Krachen . . . Mutter Gottes hilf! . . . und verwunden so schrecklich?“

„Weil die eiserne Kugel hohl und mit Pulver gefüllt ist. An einer Stelle befindet sich eine kleine Oeffnung, in welcher eine dünne Röhre von Papier oder Holz mit einem brennenden Wergzapfen steckt. Fällt die Granate nun mit der Röhre auf, dann dringt die Röhre in das Pulver und entzündet es. Aber nicht alle Granaten fallen auf die Röhren . . . da, da seht! . . . da habt ihr das Experiment!“

In diesem Augenblick fiel eine Granate in den Klosterhof. Ein bläuliches Rauchwölkchen ging von ihr aus, sie sprang einige Male hin und her und kugelte zuletzt in einen Haufen nassen Sandes, dicht an der Mauer, auf welcher sie saßen.

„Jesus! Maria! Josef! Werft euch nieder! Versteckt das Gesicht!“ schrie es durcheinander.

Doch schon rutschte Kmiziz an dem Sandhaufen herunter, ergriff mit Blitzesschnelle die Röhre der Granate und riß sie heraus. Dieselbe mit dem brennenden Zapfen hoch in die Höhe haltend, rief er:

„Steht auf! ich habe dem Hunde den Zahn ausgebrochen, er kann nicht mehr beißen!“

Die Anwesenden waren starr vor Staunen, niemand konnte sprechen. Endlich rief Herr Peter!

„Das ist Tollkühnheit! Ihr konntet zu Staub zermalmt werden! Kennt ihr denn gar keine Furcht?“

Der junge Mönch faltete die Hände und blickte in stummer Bewunderung den jungen Ritter an. Aber auch Pater Kordezki, welcher gerade auf die Mauern gekommen war, hatte die That gesehen. Er eilte schnell herbei, nahm den Kopf des Herrn Andreas in seine Hände, machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und sagte:

„Solche Kämpfer wie du, mein Sohn, werden den heiligen Berg nicht in Feindeshand fallen lassen. Aber ich verbiete dir, dein Leben so aufs Spiel zu setzen. Der Feind stellt das Schießen ein, er räumt für jetzt das Feld. Nimm diese Kugel, schütte das darin befindliche Pulver aus und bringe sie in die Kapelle der allerheiligsten Jungfrau. Dieses Geschenk wird ihr wertvoller sein, als die Perlen und Edelsteine, die du ihr geschenkt.“

In den Augen Kmiziz's blinkten Thränen.

„Was ist es denn so Großes, das ich gethan, Vater?“ frug er. „Bin ich doch längst bereit, Leben, Tod, Qualen und Herzeleid auf den Altar des Vaterlandes und den Altar der Mutter Gottes niederzulegen.

„So komme zu ihr, ehe die Thräne in deinen Augen trocknet. Ihre Gnade wird auf dich herniederfließen, sie wird dich beruhigen, trösten, und dich mit dem Kranz der Ehre schmücken.“

Der Prior faßte Kmiziz unter dem Arm und führte ihn in die Kirche. Herr Tscharniezki sah ihnen lange nach, dann sagte er für sich:

„Ich sah viele mutige Kavaliere in meinem Leben, welche der Gefahren nicht achteten, dieser Litaue aber muß ein T...“

Hier schlug er sich mit der Hand auf den Mund, um den Namen an diesem geweihten Orte nicht auszusprechen.

14. Kapitel.

Während auf beiden Seiten die Kanonen fleißig ihr mörderisches Werk verrichteten, wurden zwischendurch Unterhandlungen gepflogen. Am nächsten Tage abends schickte Miller den Hauptmann Kuklinowski in die Veste mit der Aufforderung, dieselbe zu übergeben. Pater Kordezki zeigte ihm den Königlichen Schutzbrief, worauf der Hauptmann sich entfernte, jedoch bald mit einem anderen Königlichen Befehl zurückkehrte. Derselbe war späteren Datums als der Schutzbrief und bezog sich auf die Besetzung der Ortschaften Boleslawie, Wielun, Krschepitz und Tschenstochau.

Der Prior erklärte, der Herr General solle nur unbehindert jene Ortschaften besetzen. Unter Tschenstochau sei nur das Dorf verstanden, nicht aber der heilige Berg.

Als Miller diese Antwort hörte, erkannte er, daß die Mönche größere Diplomaten waren, als er; ihm fehlte das Recht der Besetzung. Ueber Nacht war Waffenstillstand. Die Schweden arbeiteten fleißig an der Herstellung höherer Verschanzungen, während man im Kloster die entstandenen Schäden ausbesserte.

Der Prior lächelte still vor sich hin. „Menschenleben sind nicht zu beklagen,“ sagte er, „und wir haben nach manchem Ablaß schon mehr Schäden auszubessern gehabt als diese. Der Feind ist also so schrecklich nicht, wie man ihn malt. Gottes Hand behütet uns.“

So war der Sonntag herangekommen. Die Andacht verlief ohne Störung, denn Miller wartete die endgültige Erklärung der Mönche ab, welche am Nachmittag erfolgen sollte. Als er die Prozession der Brüder auf den Mauern erblickte, kamen ihm unwillkürlich die Worte der heiligen Schrift in den Sinn, wo

es heißt: Und Israel trug zum Schrecken der Philister die Bundeslade um das Lager.

Die endgültige Antwort wurde um zwei Uhr nachmittags abgesandt und enthielt kurz eine Wiederholung der Antwort, welche man dem Hauptmann Kuklinowski gegeben, mit dem Zusatz: „Daher bitten wir Ew. Gnaden inständig, unsere Bruderschaft samt der Gott und der heiligen Jungfrau geweihten Kirche in Frieden zu lassen, damit die Stätte erhalten bleibe, wo wir um Gesundheit und Wohlergehen für den Allerdurchlauchtigsten König bitten können. Indem wir uns dem Wohlwollen Ew. Gnaden unterthänigst empfehlen, setzen wir unser volles Vertrauen in Ew. Gnaden Güte, von welcher wir jetzt und in Zukunft viel erhoffen . . ."

Beim Lesen des Schreibens waren zugegen: Wrestschowitsch, Sadowski, Horn, der Gouverneur von Krschepitz, de Fossis, ein berühmter Ingenieur, dann der Fürst von Hessen, ein stolzer junger Herr, welcher, obgleich dem General Miller unterstellt, jenem doch gern seine hohe Geburt fühlen ließ.

Der Fürst lächelte jetzt ironisch, indem er mit Nachdruck den Schlußsatz des Briefes wiederholte:

„Wir erhoffen von eurer Güte viel! Das klingt wie eine Bitte um milde Gaben, Herr General. Ich frage, meine Herren, was verstehen die Mönche besser, — das Betteln oder das Schießen?"

„Es ist wahr," sagte Horn, „wir haben in diesen Tagen so viele Menschen verloren, wie eine gute Schlacht nicht mehr gefordert hätte."

„Was mich betrifft," fuhr der Fürst fort, „ich brauche kein Geld, Ruhm giebt es für mich hier nicht zu ernten, dafür hole ich mir erfrorene Füße in diesen Lehmhütten. Wie schade, daß wir nicht nach Preußen gegangen sind. — Ein reiches Land, ein lustiges Land, eine Stadt besser als die andere."

Jetzt erst verstand Miller, daß er verspottet wurde. Er wurde dunkelrot vor Zorn, sprang auf und rief:

„Die Mönche spotten unser! Auf, zu den Schanzen! Das Feuer war bisher zu schwach!"

Im nächsten Augenblick flogen die Befehle von einem Ende des Lagers zum anderen. Blaue Rauchwolken kräuselten sich auf den Schanzen und vom Kloster her wurden die Salven kräftig beantwortet.

Da oben auf dem Berge aber sah es schlimm aus. Die feindlichen Geschosse flogen hageldicht. Bomben, Granaten,

brennende Fackeln und Wergzöpfe wurden in Mengen in den Klosterhof und auf die Gebäude geschleudert. Wer am Kampfe bei den Kanonen keinen Anteil nahm, der mußte auf die Dächer. Die einen schöpften Wasser, andere bildeten Reihen, die Eimer weiter zu reichen. Wieder andere löschten die sengenden Stellen mit nassen Planen, während wieder andere die hereinfliegenden Brennstoffe mit Stöcken von den Dächern stießen. Dieselben bildeten bereits ganze brennende Stöße an den Mauern der Gebäude, die Fensterscheiben sprangen von der Hitze und die in den Gemächern befindlichen Frauen und Kinder waren in Gefahr, vor Rauch und Hitze zu ersticken. Trotzdem gelang es den rastlos Arbeitenden, das Kloster und die Kirche zu bewahren, indes wieder, wie schon vorher, der Kirchenchor des Klosters hoch oben vom Turm fromme Lieder blies und sang. Diese Musik, die wie aus Himmelshöhen heruntertönte, erfüllte die Zaghaften mit Mut und entflammte allesamt zu heiliger Begeisterung und Todesverachtung.

Aber auch im schwedischen Lager verfehlte sie ihre Wirkung nicht.

„Wie ist es möglich, daß bei einer solchen Kanonade Menschen den Mut und die Lust finden können, zu singen und zu spielen?“

„Das sind Zauberkünste!“

„Die Kugeln prallen von den Wänden ab, die Bomben rollen wie Brodlaibe von den Dächern herunter, ohne Schaden anzurichten, das ist Zauber, Hexenkunst! Wir haben hier nichts Gutes zu erwarten!“

So flogen im Lager die Reden hin und her, von Mund zu Mund immer phantastischere Gestalt annehmend. Selbst die Offiziere begannen diesen Vorgängen eine besondere Wichtigkeit beizulegen. Nur Sadowski und einige andere dachten anders darüber und der erstere sagte absichtlich so laut, daß Miller es hören mußte:

„Sie müssen sich doch wohl befinden, da sie Musik machen. Wir haben also bisher unser Pulver verschwendet.“

„Wir haben ohnehin nicht viel mehr davon,“ sagte der Fürst von Hessen.

„Dafür haben wir einen berühmten General,“ sagte Sadowski in einem Ton, daß Miller ebensogut glauben konnte, er wolle ihm schmeicheln, als ihn verspotten.

Miller schien aber die Rede als Spott aufzufassen, denn er kaute am Schnurrbart und sagte:

„Wir wollen in zwei Stunden sehen!“ Damit wandte er sich an seine Stabsoffiziere und befahl das Feuer zu verdoppeln.

Es verfloß eine Stunde und noch eine; die Musik währte fort.

Miller stand mit dem Fernrohr in der Hand in Tschenstochau und blickte lange nach dem Kloster hinauf. Seine Umgebung bemerkte, wie ihm die Hand immer heftiger zitterte.

„Die Schüsse richten keinen Schaden an,“ sagte er. Eine unbezähmbare Wut packte den alten Krieger; er warf das Fernrohr an den Boden, daß es in Stücke ging.

„Diese Musik macht mich toll!“ schrie er.

In diesem Augenblick sprengte der Ingenieur de Fossis an den General heran.

„Herr General!“ meldete er, „wir können keine Laufgräben graben; dicht unter der Muttererde ist harter Felsen. Hier müssen Bergleute arbeiten.“

Miller fluchte. Aber noch war der Aerger für ihn heute nicht zu Ende, denn fast zugleich mit dem ersteren machte ein zweiter Offizier die Meldung:

„Unser größtes Geschütz ist zerschmettert; sollen wir aus Lgota ein anderes herbeischaffen?“

Der Kanonendonner wurde etwas schwächer — die Musik tönte lauter herüber. Miller ritt nach seinem Quartier ohne ein Wort zu sprechen. Er beschloß, durch andauernde Beschießung die Belagerten zu ermüden. Die Nacht brach an. Die Lagerfeuer wurden angezündet, sie boten den Belagerten ein gutes Ziel. Sie wurden von den Kugeln der Klosterkanonen zerstiebt, verlöscht, die daran Sitzenden entweder getötet oder auseinander getrieben. Um Mitternacht wurde das Feuern so stark, daß die Belagerer nicht mehr ein Hölzchen anzünden konnten. Es war, als wollten die Belagerten sagen: „Ihr wollt uns ermüden . . . wir fordern euch heraus! . . .“

Die Klosterturmuhr schlug die erste, die zweite Stunde. Ein feiner Regen fiel, eine dicke kalte Dunstschicht lagerte über der Erde. Zuweilen ballte der Luftzug sie, trieb sie auseinander und gab ihr die seltsamsten Formen. Eine unsichtbare Hand baute Arkaden, Gewölbe, zusammengesetzt aus Licht und Dunkelheit, weil durchleuchtet von den Feuerfunken der Granaten und den Feuern im Klosterhofe. Zuweilen wurde die ganze Luft über dem heiligen Berge durchsichtig hell, wie von zuckenden Blitzen durchflammt. Dann hoben die hohen Wände der Kirche,

der Turm und das Kloster sich deutlich von dem hellen Hintergrunde ab, um plötzlich wieder im Dunkel zu verschwinden.

Die schwedischen Soldaten starrten düster und voll abergläubischer Furcht vor sich hin. Von Zeit zu Zeit stieß einer den anderen an.

„Hast du gesehen?“ klang die angstvolle Frage. — „Das Kloster verschwindet und erscheint abwechselnd ... Das ist nicht Menschenwerk!“

„Ich habe mehr gesehen,“ sagte der andere. „Als ich mit diesem Geschütz, mit demselben, welches zerschmettert ist, zielte und losschoß, da fing die ganze Veste an zu hüpfen und hin und her zu zappeln, wie wenn sie jemand an einer Schnur hielte — und da soll einer nun treffen!“

Indem er das sagte, warf der Soldat die Kanonenbürste, welche er in der Hand hielt, zu Boden, und setzte hinzu:

„Wir werden nichts ausrichten! ... Wir werden ihr Geld nicht zu sehen bekommen ... Brr! es ist kalt! Habt ihr kein Pechfäßchen bei der Hand, zündet es an, damit man sich wenigstens die Hände wärmen kann.“

Einer der Soldaten versuchte das Pech mittels eines Schwefelfadens zu entzünden. Soeben fing es an zu glimmen, da rief einer der Offiziere: „Löscht das Feuer aus!“

In demselben Augenblick fuhr es zischend durch die Luft, ein kurzer Aufschrei ertönte und das Licht war erloschen.

Diese Nacht hatte den Schweden schwere Verluste gebracht. Eine Menge Menschen waren gefallen, stellenweise waren ganze Abteilungen so auseinander gesprengt, daß sie sich bis zum Morgen nicht wieder zusammenfinden konnten.

Oben auf den Mauern der Veste beleuchtete das Morgengrauen übernächtige blasse Gesichter, aus deren Augen fieberhafte Begeisterung leuchtete. Der Pater Kordezki hatte während der Nacht in der Kirche zu Kreuze gelegen; jetzt erschien er auf den Mauern und überall, wo er hinkam, ertönte seine wohlklingende Stimme in ermunternden Worten:

„Gott läßt den Tag erwachen, Kinder! ... Sein Licht sei gesegnet! ... Weder die Kirche, noch die anderen Gebäude haben Schaden gelitten ... Die Brände sind gelöscht, niemand hat sein Leben verloren. Herr Moschinski! ... unter die Wiege eures Kindlein ist eine Granate geflogen, aber Gott sei Dank, sie hat ihm nichts gethan! Dankt der heiligen Jungfrau dafür!“

Der Prior ging weiter. Es war fast ganz hell geworden, als er bei der Stellung Tscharniezkis anlangte. Er frug sogleich

nach Kmiziz, welchen er dort vermißte. Herr Andreas war nämlich jenseits der Mauer, um einen kleinen Schaden an dem Pfeiler auszubessern, welcher über Nacht entstanden war."

„Wo ist Babinitsch?" frug der Prior; „schläft er etwa?"

„Wie sollte ich wohl in einer solchen Nacht schlafen!" antwortete Herr Andreas, indem er über die Mauer zurückkletterte. „Wo bliebe denn da mein Gewissen, wo der Dienst der allerheiligsten Jungfrau?"

„Freilich! freilich!" entgegnete der Prior, „diene ihr nur treu, mein Sohn." Und er ging weiter; er ging in das Kloster, um den müden Arbeitern eine kräftige Biersuppe mit Käseklöschen darin zur Stärkung zu senden. Eine halbe Stunde später trugen Frauen, Mönche und Greise, auch die älteren Kinder eifrig dampfende Krüge und Töpfe mit der duftigen Labung nach allen Seiten hinaus. Hastig langten die mutigen Verteidiger nach dem warmen Getränk, sogen es behaglich schlürfend ein und lobten dessen Wohlgeschmack.

„Wir befinden uns sehr wohl im Dienste der heiligen Jungfrau," sagten sie. „Die Schweden haben es nicht so gut. Die durften heute Nacht nicht kochen und ihre Kanonen sind von dem fortwährenden Niesen heiser geworden."

Aber sie irrten, wenn sie glaubten, daß für jetzt Ruhe eintreten werde. Als am Morgen die Offiziere zu Miller kamen, um Rapport abzustatten, daß die nächtliche Beschießung gar keinen Erfolg gehabt hatte, dafür sie selbst aber großen Schaden erlitten, da befahl der General zähneknirschend, die Beschießung fortzusetzen.

„Das Pulver wird uns ausgehen," warnte der Fürst von Hessen.

„Auch jenen dort muß es ausgehen," antwortete Miller.

„Die dort müssen unerschöpfliche Vorräte von Salpeter und Schwefel haben. Die Kohle liefern wir ihnen, sobald es uns gelingt, ein einziges Gebäude in Brand zu stecken. Ich bin trotz der Kanonade heute Nacht bis dicht unter die Mauern der Veste geritten; da hörte ich deutlich eine Mühle gehen, das kann nur eine Pulvermühle sein."

„Wir werden den Tag über die Beschießung fortsetzen, dafür in der Nacht ruhen; vielleicht zwingen wir sie doch zur Kapitulation."

„Wissen Ew. Liebden, daß sie zu Wittemberg gesandt haben?"

„Und ich werde nach schwereren Geschützen senden. Wenn es uns nicht gelingt, sie zu schrecken oder das Kloster in

Brand zu setzen, dann müssen wir in die Mauer eine Bresche schießen."

„Und glauben Ew. Liebden, daß der Feldmarschall die Belagerung billigt?"

„Der Feldmarschall kannte meine Absicht und — er schwieg dazu," sagte Miller barsch. „Verunglückt die Belagerung, dann wird er es am Tadel nicht fehlen lassen und mir die ganze Schuld aufhalsen. Se. Majestät aber wird ihm Recht geben, nicht mir, das weiß ich. Ich habe schon viel von der üblen Laune des Feldmarschalls zu leiden gehabt, als ob ich schuld wäre, daß ihn, um mit den Italienern zu sprechen, die mal francese peinigt."

„Auch ich zweifle nicht, daß die Schuld Ew. Liebden zugeschoben wird, besonders wenn es sich zeigen wird, daß Sadowski Recht hat."

„Inwiefern Recht? Sadowski redet diesen Mönchen das Wort, als würde er von ihnen besoldet. Was sagt er denn?"

„Er behauptet, daß die Kanonade bei Tschenstochau im ganzen Reiche, vom Baltischen Meere bis zu den Karpaten viel Staub aufwirbeln wird."

„Dann soll Se. Majestät dem Wrestschowitsch das Fell über die Ohren ziehen und im Kloster als Reliquie aufhängen lassen, denn er ist es, welcher den König zu der Belagerung drängte."

Hier fuhr Miller sich in die Haare.

„Wir müssen ein Ende machen, auf alle Fälle; mir ahnt, daß in der Nacht eine Gesandtschaft vom Kloster kommen wird. Laßt schießen, was das Zeug hält."

Der Tag verlief wie der gestrige. Oben in der Veste hatten sich die Menschen allgemach an den Donner der Geschütze gewöhnt, da sie sahen, daß der angerichtete Schaden nicht bedeutend war. Die Soldaten, welche schon früher gedient und Feldzüge mitgemacht hatten, flößten den Bürgern und Bauern Mut ein, indem sie denselben ihre Erlebnisse und Erfahrungen mitteilten.

Ganz besonders verstand der alte Soroka es, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn er von der Belagerung von Sbarasch erzählte, die durchgemacht worden war, trotzdem die Lage dort eine viel schwierigere war als hier; denn — sagte er: „Hier sind wir wenigstens sicher vor bösen Geistern! Dort aber — hatten die Belagerten nur an drei Tagen, am Freitag, Sonnabend und Sonntag, vor ihnen Ruhe, weil sie an diesen Tagen keine Gewalt über die Menschen haben; an allen anderen Tagen

wurden sie unaufhörlich von ihnen geschreckt. Die Tartaren, Türken und Kosaken stehen alle mit bösen Geistern im Bunde. Ich weiß es von einem, der das Totengespenst mit eigenen Augen gesehen hat; es kam auf ihn zu, in ein schwarzes Laken gehüllt.

„In ein schwarzes? nicht in ein weißes?"

„Ein schwarzes! Im Kriege geht das Totengespenst immer schwarz um. Der Soldat rief es an: „Wer da!" es antwortet nicht. Der Soldat faßt es am Laken und erblickt ein Gerippe. „Was willst du?" frägt er. — „Dir sagen, daß ich dich in einer Woche hole!" — „So!" sagt der Soldat, „warum nicht schon heute?" — „Weil ich nicht darf!" antwortet das Gespenst und der Soldat packt es fest, wickelt es in das Laken und schlägt das Gerippe so lange auf die Steine auf, bis es keinen Laut mehr von sich gab.

„Seht ihr," fuhr Soroka fort, „man muß nur den Tod nicht fürchten."

Von jenem Tage an starb kein einziger Soldat mehr im Lager, obgleich sie noch manchen Ausfall machten.

„Werden wir nicht auch einmal einen Ausfall auf die Schweden machen?" frug einer der Zuhörer.

„Das kann ich nicht wissen," antwortete Soroka.

Diese Frage und Antwort hatte Kmiziz gehört, welcher unweit davon stand. Er schlug sich an die Stirn, dann blickte er hinunter auf die Schwedenschanzen. Es war Nacht. Seit einer Stunde herrschte dort tiefste Stille; die müden Kämpfer schliefen sicherlich; nur weit unten am Berge sah man ein paar kleine Feuerchen blinken.

„Wir würden sie sehr überraschen; es denkt gewiß keiner dort unten, daß wir einen Ausfall machen könnten," dachte Kmiziz bei sich.

Er ging sogleich zu Herrn Tscharniezki, welcher auf einer Lafette sitzend den Rosenkranz betete und dabei die Füße aneinanderschlug, denn ihn fror.

„Wißt ihr, woran ich denke?" sprach er. „Man könnte die dort unten beschleichen, wie den Bären im Nest; sie würden kaum erwachen, ehe wir hinkommen."

„Ihr denkt an weiter nichts, wie an Kampf und Blut."

„Helft mir doch! Wagen wir den Ausfall! Wir könnten eine ganze Anzahl Feinde töten, ihre Geschütze vernageln, ehe sie noch ahnten, was geschieht!"

Herr Tscharniezki stand schon auf beiden Beinen.

„Und morgen würden sie rasen! Sie denken, daß wir furchtsam und müde geworden sind! Ein prächtiger Einfall das! Kommt zum Pater Kordezki; er hat zu entscheiden."

Der Pater Prior saß mit dem Herrn Samojski zu Rate. Als er die nahenden Schritte vernahm, schob er die vor ihm stehende Unschlittkerze etwas zur Seite, um die Nahenden zu erkennen.

„Wer da?" rief er. „Ist etwas vorgefallen?"

„Ich bin es, Tscharniezki," sagte Herr Peter. „Hinter mir kommt Babinitsch. Dieser unruhige Geist kann es nicht aushalten, stille zu sitzen; er möchte gern hinunter zu den Schweden, um sie zu fragen, ob sie die Belagerung morgen fortsetzen wollen, oder uns in Ruhe lassen wollen!"

„Wie? Was?" frug der Prior. „Babinitsch will die Festung verlassen?"

„Aber in Begleitung!" antwortete Herr Peter schnell. „Mit mir und noch etlichen Leuten. Die da draußen schlafen wie tot auf den Schanzen. Sie bauen auf unsere Schwäche und Ermüdung."

„Wir wollen die Geschütze vernageln!" setzte Kmiziz lebhaft hinzu.

„Das ist ein Gedanke! Laßt euch dafür umarmen!" rief Herr Samojski. „Es ist ein großes Unternehmen, aber es kann die besten Folgen haben. Gott hat uns diesen Litauer gesandt! Der Plan ist nur zu loben; ich selbst erkläre mich bereit, mitzugehen."

Pater Kordezki war zuerst sehr erschrocken, denn ihn entsetzte das Blutvergießen, besonders, da er nicht thätigen Anteil an den Kämpfen nehmen und sein eigenes Leben in die Schanze schlagen durfte. Bei näherer Betrachtung aber mußte er selbst den Plan gutheißen.

„Laßt mich erst beten!" sagte er. „Und er kniete wieder nieder und betete kurze Zeit andächtig vor dem Bilde der Gottesmutter, dann stand er auf und sagte:

„Betet auch ihr zuvor, dann geht!"

Nach einer Viertelstunde gingen alle Viere auf die Mauern. Die Nacht war sehr finster, auf den Schanzen herrschte tiefste Stille.

„Wie viel Mann willst du mitnehmen?" wandte sich der Prior an Kmiziz.

„Ich?" frug Herr Andreas verwundert. „Ich bin hier nicht der Führer und kenne die Oertlichkeit nicht so gut, wie

Herr Tscharniezki. Der soll die Soldaten führen und mich mit; ich möchte nur bitten, daß mein Soroka mitgehen darf, denn er ist ein wackerer Kämpfer."

Diese Antwort gefiel sowohl dem Pater Prior, wie auch dem Herrn Tscharniezki. Sie war der beste Beweis, daß Kmiziz gelernt hatte, die Demut zu üben.

Die Vorbereitungen brauchten fast eine Stunde Zeit; man suchte die Leute aus, befahl ihnen dringend die größte Lautlosigkeit an und begann die Balken und Steine aus dem nächstliegenden Durchgange zu entfernen. Die Soldaten waren mit Säbeln, Musketen und Pistolen bewaffnet, während die Bauern ihre, an den Handhaben befestigten Sensen trugen, weil diese Waffe ihnen die handlichste war.

Bald befanden sie sich hinter der Mauer. Tscharniezki zählte die Köpfe, stellte sich an die Spitze des Zuges, Kmiziz beschloß denselben. Mit angehaltenem Atem schlichen sie längs der aufgeworfenen Schanze abwärts, wie der Wolf, welcher eine Herde Schafe umkreist. Man hörte nichts, nur zuweilen verriet ein leises Klirren das Rollen eines lose gewordenen Steines, daß sie weitergingen. In der Ebene angelangt, hielt Herr Tscharniezki an. Er ließ hier einen Teil seiner Leute unter dem Befehl Janitschas, eines alten Ungarn und tüchtigen Soldaten, zurück, und befahl ihnen, sich platt auf die Erde zu legen. Er selbst schlug auf dem jetzt weicheren Boden ein schnelleres Tempo ein.

Kmiziz hatte ihm geraten, die Schwedenschanze zu umgehen, da jedenfalls die Wachen, wenn welche ausgestellt waren, sich auf dem freien Raume zwischen der Schanze und der Veste befanden. Die Mannschaften hinter der Schanze sollten aus dem Schlafe geweckt, dem Kloster zu, Janitscha in die Hände getrieben werden.

„Sollten wir beim Eintritt in die Schanze angerufen werden, so erlaubt, daß ich antworte," hatte Kmiziz gesagt, „denn ich spreche das Deutsche so gut wie meine Muttersprache."

„Wenn nur im Rücken der Schanze keine Wache steht," meinte Herr Peter.

„Es ist Zeit zu wenden, man sieht schon das Ende der Schanze," bemerkte er nach einer Weile. „Rechts, haltet euch rechts! ... Jetzt ganz lautlos ... Dort stehen die Zelte ... In zweien ist noch Licht ... Man wacht dort ... Gewiß Offiziere, die noch nicht schlafen."

„Der Zugang ist leicht," sagte Kmiziz. „Von hier aus

haben sie, wie es scheint, die Geschütze hinaufgebracht . . . Da, hier beginnt die Schanze. Laßt mich zuerst zu denen, die nicht schlafen; erst, wenn ich schieße, folgt mir."

Er drängte schnell vor, bis zu dem erleuchteten Zelte, ohne daß ihn jemand aufgehalten hätte. Die anderen folgten ihm auf dem Fuße. Kmiziz nahm den Vorhang des Zeltes auf, trat ein und blieb am Eingange stehen, die Pistole mit gespanntem Hahn in der Rechten, den Säbelgriff in der Linken. Er war stehen geblieben, weil das Licht ihn etwas blendete.

Um einen Tisch, auf welchem ein Armleuchter mit sechs Kerzen stand, saßen drei Offiziere über Pläne und Zeichnungen gebeugt. Der eine hatte den Kopf so tief darüber gesenkt, daß seine langen Haare auf den Karten lagen. Als er den Eintretenden gewahrte, richtete er den Kopf in die Höhe und frug ruhig: „Wer ist da?"

„Ein Soldat," antwortete Kmiziz.

Da blickten auch die anderen beiden Offiziere auf und lenkten ihre Blicke auf den Eingetretenen.

„Was für ein Soldat? Woher?" frug der erste Offizier. (Es war der Ingenieur de Fossis, welcher hauptsächlich die Belagerungsarbeiten leitete.)

„Aus dem Kloster," antwortete Kmiziz.

De Fossis stand schnell auf. Er glaubte, daß vielleicht ein Deserteur zu ihm gekommen war. Kmiziz stand regungslos, hochaufgerichtet da; nur der drohende Ausdruck seiner Züge verriet die nahende Gefahr. Dennoch frug de Fossis noch, wenn auch schon erregt: „Was willst du hier?"

„Das will ich!" schrie Kmiziz. — In derselben Sekunde schoß er den Fragenden mitten in die Brust.

Ein gräßliches Geschrei, eine Musketensalve folgte dem Knall dieses Schusses. De Fossis war hingestürzt wie eine vom Blitz getroffene Tanne; der zweite Offizier griff Kmiziz mit dem Degen an, doch wich Herr Andreas aus und spaltete ihm mit einem Säbelhiebe den Kopf. Der dritte hatte sich platt auf die Erde geworfen und versuchte unter der Leinwand aus dem Zelte zu entkommen. Da sprang Kmiziz hinzu und spießte ihn an die Erde fest.

Die stille Nacht schien sich in die Nacht des letzten Gerichts zu verwandeln. Als die Ueberfallenen die Wahrnehmung machten, daß der Ueberfall nicht vom Kloster her, sondern vom Rücken aus stattfand, da wurde die Panik eine so entsetzliche, daß alles durcheinander rannte; die verschlafenen Krieger unterschieden

nicht mehr Freund und Feind, viele von ihnen stürzten geradezu in die Säbel der Polen, indes der Gouverneur Horn sich vergeblich bemühte, die vor Schrecken Sinnlosen um sich zu sammeln.

Noch war keine halbe Stunde vergangen, da war die Schanze genommen. Horn war von einem Bauern mit der Sense niedergestreckt worden, den Rest der Besatzung hatten Tscharniezki und Kmiziz getötet.

Im Hauptquartier war man bereits aufmerksam geworden, die Trompeten bliesen schon Alarm. Plötzlich flogen vom Kloster aus Leuchtkugeln in die Luft; der gute Pater Prior wollte seinen zurückkehrenden Getreuen den Rückweg beleuchten. Sie beeilten sich auch, denselben anzutreten; Herr Tscharniezki wanderte wieder an der Tête, während Kmiziz die Nachhut bildete.

Nach wiederum einer halben Stunde stießen sie auf die Abteilung Janitschas; aber er beantwortete den Anruf nicht, denn er war tot. Seine eigenen Leute hatten ihn, als er einen Schweden nachsetzte, in der Dunkelheit für einen Feind gehalten und ihn erschossen.

Die Rückkehrenden wurden im Kloster mit Kanonendonner und Freudenfeuern begrüßt. An dem Durchgange wartete Pater Kordezki schon auf sie, ließ sie einzeln an sich vorüber und zählte sie; sie waren alle da, nur Janitscha fehlte. Man sandte zwei Leute nach seinem Leichnam aus, denn der Pater Prior wollte ihm ein feierliches Begräbnis zu teil werden lassen.

Die einmal unterbrochene Nachtruhe wollte nicht wiederkehren. Das Kloster hatte die wieder eröffnete Kanonade nicht mehr eingestellt. Die Geschütze donnerten weiter. Im Lager unten aber herrschte die größte Verwirrung. Die Schweden flohen aus den dem Kloster zunächst gelegenen Schanzen; sie konnten sich gar nicht vorstellen, wie und woher das Unheil so plötzlich über sie hereingebrochen war. Ganze Abteilungen irrten obdachlos umher, selbst im Hauptquartier hatten die Offiziere und Mannschaften die Zelte verlassen und standen unter freiem Himmel.

Miller, Sadowski, der Fürst von Hessen und Wrestschowitsch nebst den anderen Offizieren gaben sich die erdenklichste Mühe, Ordnung in die entsetzten Scharen zu bringen. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es, doch nur zum Teil. Man beantwortete die Kanonenschüsse des Klosters ebenfalls mit Granaten, um die Finsternis zu durchleuchten und die Verlaufenen zu sammeln. Eine der Kugeln war in das Dach der Kapelle ge-

schlagen, aber an einem Vorsprunge abgeprallt und wieder dem Lager zugeflogen, eine Flut von Licht im Fluge verbreitend.

Endlich brach der Tag an. Im Kloster und im Lager wurde es still. Da machte sich Miller an der Spitze seines Stabes auf, um in der verwüsteten Schanze den Schaden zu besehen. Er machte sich nichts daraus, daß man ihn vom Kloster aus sehen und niederschießen konnte; er wollte mit eigenen Augen sehen, die Toten zählen. Traurig und ernst ritten die Stabsoffiziere neben ihm her. Bei der Schanze angelangt, stiegen sie von den Pferden und gingen zu Fuß hinauf. Die Spuren des Kampfes wurden um so grauenerregender, je weiter sie kamen; ihr Weg führte über ganze Haufen von Leichnamen, die Zelte waren umgestürzt, kurz, die Verwüstung war schrecklich.

Miller stieg hinauf bis zu den Geschützen. Sie standen da mit vernagelten Rohren, stumm und ungefährlich gemacht, nicht mehr wert wie ein Stück Holz. Miller betrachtete mit gerunzelter Stirn in düsterem Schweigen alles genau, und keiner wagte dieses Schweigen zu brechen.

Welchen Trost hätte man wohl auch dem alten General sagen können, da alles dieses zumeist durch seine eigene Unvorsichtigkeit geschehen war. Für ihn war dieser nächtliche Ausfall doppelt beklagenswert, da er die Veste immer nur einen Hühnerstall genannt hatte, den er mit einigen Handgriffen zu zerbrechen imstande sei.

Dieser Morgen war für den General der unglücklichste seines Lebens.

Unterdessen waren die Füsiliere herangekommen, welche die Toten forttragen sollten. Vier von ihnen, welche einen in ein Leinentuch geschlagenen Leichnam trugen, mußten vor ihm Halt machen. Der General schlug das Laken auseinander und bedeckte gleich darauf mit der Hand die Augen.

„De Fossis! . . .“ sprach er dumpf.

Gleich darauf brachten wieder vier Mann einen Körper getragen. Diesesmal sprang Sadowski auf die Männer zu und nachdem er einen Blick auf den Körper geworfen, rief er den Stabsoffizieren zu:

„Es ist Horn! Sie bringen Horn!“

Er lebte noch und hatte noch viele Wochen qualvoller Leiden vor sich. Der Sensenhieb des Bauern hatte ihm den Brustkasten geöffnet, ohne Horn zu töten. Als er Miller und die Stabsoffiziere sah, lächelte er und wollte etwas sagen,

aber der rote Schaum trat ihm auf die Lippen — er wurde ohnmächtig.

„Tragt ihn in mein Zelt!" befahl der General. „Mein Medikus soll ihn sogleich versorgen."

Dann hörten die Offiziere, wie er vor sich hinmurmelte:

„Horn! Horn! ... Ich sah ihn im Traume, gleich nachdem ich eingeschlafen war ... Gräßlich, unfaßbar! ..."

Er heftete dabei den Blick fest auf den Boden und verfiel dann in starres Grübeln. Plötzlich wurde er aus diesem Grübeln durch die Stimme Sakowitschs aufgeschreckt, welcher entsetzt schrie:

„Herr General, Herr General! ... dort, dort ... das Kloster ..."

Miller blickte auf und war von dem, was er sah, ganz betroffen.

Es war heller, lichter Tag. Ueber der Erde lagerten noch die Herbstnebel, aber der Himmel war klar und im Osten rötlich angehaucht von der Morgenröte. Der weiße Nebelmantel verhüllte den ganzen Gipfel des Berges. Nach dem natürlichen Gange der Dinge hätte er auch die Kirche und den Turm verhüllen müssen. Statt dessen, o wunderbares Spiel der Natur, erhoben sich die Kirche und der Turm nicht nur über dem Felsen, sondern sogar über dem Nebel hoch, hoch in den Lüften, gerade als hätten sie sich losgelöst von demselben und schwebten im Aether dicht am Himmel.

Die Rufe der Soldaten verkündeten, daß auch sie die Erscheinung sahen.

„Der Nebel täuscht die Blicke!" rief Miller.

„Aber der Nebel liegt unter der Kirche!" erwiderte Sadowski.

„Wunderbar! Aber die Kirche liegt zehnmal höher als sie gestern lag, sie schwebt in der Luft," sagte der Fürst von Hessen.

„Sie erhebt sich noch höher, seht! seht!" riefen die Soldaten. „Sie entschwindet den Blicken! ..."

Und wirklich; die Nebelwolke, welche über dem Berge lagerte, begann sich zu einer Säule zu sammeln und zu erheben, höher und höher, und oben auf der Spitze dieser Säule stand die Kirche, stieg mit dieser empor, bis sie hoch oben im Aether den Blicken der Schauenden allmählich verschwand.

Miller wandte sich den Offizieren zu. In seinen Augen malte sich Bewunderung, vermischt mit abergläubischer Furcht.

„Ich muß gestehen, meine Herren!" sagte er, daß ich ein

solches Phänomen in meinem Leben noch nicht gesehen habe. Das ist eine wunderbare Naturerscheinung, wenn nicht gar Zauberei."

„Ich hörte die Soldaten sagen," versetzte Sadowski, „wie soll man auf solch' eine Veste zielen und schießen? Wahrhaftig, ich weiß es auch nicht!"

„Was soll nun werden, meine Herren?" sprach der Fürst von Hessen. „Was meint ihr wohl? Steht die Kirche noch dort auf dem Berge oder ist sie mit dem Nebel entschwunden? Aber gesetzt den Fall, „es ist nur eine Naturerscheinung," sollten wir nicht dieselbe als Warnung betrachten? Sind wir bei der Belagerung dieser Veste schon um einen Schritt vorwärts gekommen?"

„Bah! — wenn es das nur wäre!" entgegnete Sadowski. „Fragen wir lieber, wie viel wir verloren, was für Niederlage wir erlitten haben? Nach der heutigen Nacht werden die Soldaten noch unlustiger werden, als sie es schon sind. Es gehen außerdem noch andere Dinge vor. Seit ein paar Tagen dürfen sich die Mannschaften gar nicht mehr einzeln oder zu zweien und dreien aus dem Lager wagen; sie verschwinden stets spurlos. Man könnte glauben, es treiben sich Wölfe um den heiligen Berg herum."

„Es wird noch schlimmer werden, wenn der Winter kommt; die Nächte sind schon jetzt unerträglich," sagte der Fürst von Hessen.

„Der Nebel zerteilt sich," sprach Miller plötzlich.

Wirklich begann der Wind schärfer zu wehen; die Ausdünstungen ballten sich zu mächtigen Knäueln, flogen in Fetzen herum, dann brach die Sonne durch, die Luft wurde klar.

Die Mauern des Klosters tauchten erst undeutlich, dann immer klarer, zuletzt auch das Kloster und die Kirche aus den Nebelwolken hervor. Die ganze Veste stand auf demselben Platze, wo sie immer gestanden, in ihr und um sie herum herrschte die tiefste Stille, als wäre sie ausgestorben.

„Herr General!" sagte der Fürst von Hessen energisch. „Ich rate dringend, es noch einmal mit der Kapitulation zu versuchen. Der Sache muß ein Ende gemacht werden."

„Und wenn meine Vorschläge wieder zurückgewiesen werden? Soll ich dann die Belagerung aufgeben?" frug Miller düster.

Keiner der Herren wagte zu antworten. Endlich sagte Sadowski:

„Ew. Excellenz werden am besten wissen, was zu thun obliegt."

„Jawohl, ich weiß es!" entgegnete der General stolz. „Wißt, daß ich die Stunde verfluche, in welcher ich hierher gekommen bin, ebenso den guten Ratgeber, welcher den Gedanken anregte, hierher zu gehen — dabei streifte sein Blick Wrestschowitsch. Nach dem, was hier geschehen ist, werde ich nicht weichen, bis ich diese Veste in einen Haufen Trümmer verwandelt habe, oder tot auf dem Platze bleibe."

Der Fürst von Hessen hielt diese Worte des Generals für leere Prahlerei; er hatte nie eine besondere Achtung vor Miller gehabt. Deshalb erachtete er seine Worte nicht für angebracht angesichts dieser Toten, dieser zerstörten Schanze, dieser vernagelten Geschütze. Er wandte sich also ärgerlich an ihn und sagte nicht ohne Ironie:

„Herr General! Ihr könnt das nicht so bestimmt versichern, denn ihr würdet eure Position, dem ersten Befehl Sr. Majestät oder Wittembergs folgend, verlassen. Zuweilen pflegen die Umstände aber noch dringender zu gebieten als Könige und Marschälle."

Miller runzelte die buschigen Brauen. Als Wrestschowitsch das sah, fiel er schnell ein:

„Versuchen wir es erst noch einmal, die Mönche zur Kapitulation zu bewegen. Sie werden, sie müssen sich ergeben."

Da ertönte laut und feierlich vom Berge herab die Glocke, welche die Brüder zur Frühmesse rief. Der General trat mit seinem Stabe den Rückweg nach Tschenstochau an, doch sie waren dort noch nicht angelangt, als ein Reiter auf schaumbedecktem Roß ihnen entgegengesprengt kam, welcher dem General ein Schreiben überreichte.

„Vom Marschall Wittemberg!" rief Miller. — Er erbrach das Siegel und überflog das Schreiben. Dann sagte er verlegen:

„Nein! Das Schreiben ist aus Posen . . . Schlechte Nachrichten . . . In Großpolen erhebt sich der Adel, das Volk schließt sich ihm an . . . An der Spitze der Bewegung steht Krschyschtof Schegozki, welcher dem Kloster Tschenstochau zu Hilfe kommen will."

„Wie ich es vorausgesagt habe," murrte Sadowski. „Die Belagerung Tschenstochaus wird den Aufstand im Reiche entflammen, vom Baltischen Meere bis zu den Karpaten . . . Dieses Volk ist zu wetterwendisch. Ihr kennt die Polen noch nicht, ihr werdet sie später noch kennen lernen."

„Gut, lernen wir sie kennen!" entgegnete Miller. „Mir ist ein ehrlicher Feind lieber als ein falscher Bundesgenosse . . .

Erst haben sie sich selber ergeben, nun erheben sie die Waffen gegen uns . . . Gut, sie sollen auch uns kennen lernen!“

„Und wir sie!“ polterte Sadowski. „Herr General, beenden wir die Belagerung unter jeder Bedingung . . . Es handelt sich hier nicht mehr um diese Veste, sondern um die Herrschaft Sr. Majestät in diesem Reiche.“

„Die Mönche werden sich ergeben, heute, morgen,“ sagte Wrestschowitsch.

Unterdessen hielten die Mönche ihre Frühmesse. Es herrschte große Freude im Kloster. Während sich diese überall laut machte, saß Kmiziz still auf der Lafette seiner Kanone und dachte an Olenka. Der Anblick der jungen Mädchen, welchen der Pater Prior samt den Frauen heute gestattet hatte, der Frühmesse beizuwohnen und nachher sich im Klosterhofe zu ergehen, hatte ihn an sie gemahnt und seine Sehnsucht nach ihr rege gemacht.

„O, du liebe Einzige,“ dachte er, „wenn du wüßtest . . .“

Und er nahm sich vor, gleich nach der Beendigung der Belagerung ihr zu schreiben und durch Soroka das Schreiben nach Kiejdan zu senden. Er kam ja nicht mehr mit leeren Händen, sondern hatte Thaten aufzuweisen, die er ihr nicht vorenthalten wollte, denn — sie sollte wissen, daß sie die Urheberin alles dessen war, was er im Dienste des Vaterlandes gethan!

Und ein Abglanz der Freude, die er bei diesem Gedanken fühlte, strahlte auf seinem Angesicht und verschönte die mageren, herben Züge desselben.

15. Kapitel.

In Uebereinstimmung mit den Wünschen seiner Offiziere machte General Miller nochmals den Versuch, die Mönche der Uebergabe der Veste geneigt zu machen. Er gebrauchte diesmal eine List, indem er einen polnischen Edelmann, der sich beim Heere befand, einen älteren, sehr redegewandten Herrn, zu den Vätern entsandte. Derselbe stellte sich gar nicht als Abgesandter vor, sondern erzählte, daß er die frommen Väter besuchen und ihnen einige Neuigkeiten aus der Welt bringen wolle, von denen sie in ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit sicher nichts wußten.

Neugierig umringten ihn die Patres im Refektorium, wohin man den Gast geführt, und lauschten mit Schrecken und Staunen zugleich den fabelhaften Berichten, welche der alte Edelmann vor ihnen auskramte. Manches Herz wurde da von zagem Bangen ergriffen, wenn derselbe in bilderreicher Sprache, händeringend und wehklagend das fürchterliche Elend schilderte, welches über das Vaterland durch die Schuld Johann Kasimirs hereingebrochen war.

Nur Pater Kordezki heftete forschend den Blick auf den Alten, als er den Namen Johann Kasimirs nannte, und seine Lippen bewegten sich in heißem Gebet, während seine ganze Haltung die größte Seelenruhe verriet. Der alte Edelmann fühlte diesen forschenden Blick auf sich ruhen; er mußte zur Sache kommen, seinen letzten Trumpf ausspielen.

„Warum, ehrwürdige Väter,“ sprach er, „widerstrebt ihr so sehr der Uebergabe des Klosters an die Schweden, da doch der König, an dem ihr mit so großer Treue festhaltet, euch, den Adel, das ganze Volk so schnöde verlassen hat, denn wißt,

— Johann Kasimir — unser angestammter Herr und König hat seine Regierung niedergelegt und zu Gunsten Karl Gustavs abgedankt. Ich frage euch nun: Wollt ihr die Veste noch länger verteidigen und damit den Zorn eures neuen rechtmäßigen Königs, seine schwersten Strafen über euch heraufbeschwören, oder wollt ihr gehorsam seinen Befehlen dasselbe übergeben? Ich erwarte eure Antwort. Ich beschwöre euch, kommt zu euch und nehmt Vernunft an.“ Bei diesen Worten fing er an zu weinen, sich hin und her zu winden und händeringend zu jammern.

Da richtete sich Pater Kordezki zu seiner ganzen Höhe auf und mit einer Stimme, in der volle Ueberzeugung lag, sprach er, wie einer, der in den Seelen der Menschen zu lesen vermag:

„Das, was ihr von der Abdankung Johann Kasimirs sagt, ist eine Lüge! Das Herz unseres landesflüchtigen Monarchen, hat nie mit mehr Fürsorge für sein Volk geschlagen, wie in dieser Zeit und nie hat er mühevoller an dessen Rettung gearbeitet, wie eben jetzt.“

Da ließ der Alte plötzlich die Maske fallen. Zorn und Enttäuschung entstellten sein Gesicht bis zur Häßlichkeit und wutschäumend rief er:

„Woher kommt euch denn diese Gewißheit? Woher?“

„Dorther!“ antwortete Pater Kordezki mit würdevoller Ruhe, indem er mit der Hand auf das an der Wand hängende Kruzifix wies. „Geht! legt eure Finger an die Wundmale der Füße unseres Herrn Jesu Christi und wiederholt noch einmal, was ihr sagtet!“

Der Edelmann wand sich, wie unter dem Griffe einer eisernen Hand. Der Ausdruck des Zornes in seinem Gesicht wich demjenigen des Schreckens.

Pater Kordezki stand noch immer hochaufgerichtet vor ihm, die Hand nach dem Kruzifix ausgestreckt. Seine Augen schossen Blitze.

„Geht doch! Wiederholt nur eure Erzählung!“ sprach er mit Donnerstimme, daß die Gewölbe des Refektoriums davon wiederhallten. „Geht doch! . . . Wiederholt eure Worte! . . .“

Eine lautlose Stille folgte diesem Zornesausbruch des Pater Prior; endlich ertönte leise die Stimme des Abgesandten, welcher sagte:

„Ich wasche meine Hände in Unschuld . . .“

„Wie Pontius Pilatus,“ vollendete der Prior.

Der Edelmann stand auf und verließ die Versammlung. Er schlüpfte schnell durch den Klosterhof und als er sich hinter

der Mauerpforte befand, da begann er zu laufen, als ob ihn jemand verfolge.

Unterdessen war Herr Samojski zu Herrn Tscharniezki und Kmiziz geeilt, welche nicht mit in der Versammlung waren, um ihnen zu erzählen, was vorgefallen war.

„Hat der Alte etwas Gutes gebracht?“ frug Herr Peter, „er hatte ein ehrliches Gesicht . . .“

„Gott bewahre uns vor solchen ehrlichen Gesichtern!“ antwortete der Herr Schwertträger von Sieradz. „Er hat Zweifel und den Versucher in unsern Klosterfrieden gebracht.“

„Was sagte er? Wie sprach er?“ frug Kmiziz, indem er die brennende Lunte etwas in die Höhe hob.

„Wie ein bezahlter Verräter.“

„Darum rennt er jetzt so davon,“ sagte Herr Peter. „Seht nur, seht! Wie er bergab läuft.... Ei, fast möchte ich ihm eine Kugel nachjagen.“

„Das soll geschehen!“ rief Kmiziz plötzlich. Und noch ehe jemand ihn hindern konnte, hatte er die Lunte an das Zündloch gebracht, der Schuß krachte.

„Um Gotteswillen!“ schrie Samojski. „Was habt ihr gethan; ... er ist ja ein Gesandter.“

„Ich habe nicht recht gehandelt!“ antwortete Kmiziz, „denn ich habe ihn gefehlt. Aber, Verzeihung Herr Schwertträger, ich hätte niemals einen Schweden, der als Gesandter kommt, in Lebensgefahr gebracht, doch dieser Verräter hätte uns nicht entkommen sollen.“

„Laßt in Zukunft solche Eigenmächtigkeiten. Uns muß viel daran liegen, Unterhandlungen einzuleiten und in die Länge zu ziehen; für uns bedeutet Zeit gewonnen, viel gewonnen, ihnen aber kann ein Verlust an Zeit andere große Verluste bringen.“

Damit ging er zurück in das Refektorium.

Ganz ohne schlimme Folgen für das Kloster war die Gesandtschaft des alten Edelmannes doch nicht geblieben. Seine Erzählungen von den Ausschreitungen und Grausamkeiten der Schweden hatten einen tiefen Eindruck hinterlassen. Sie hatten die ängstlichen Gemüter noch ängstlicher gemacht, man kam von verschiedener Seite mit Vorstellungen, um den Pater Prior zur Uebergabe der Veste zu bewegen, indem etliche besonders betonten, daß dieselbe doch höchstens drei bis vier Wochen gehalten werden könne und dann der Rachedurst der Schweden sich an den Heiligtümern und besonders an dem Gnadenbilde

gütlich thun würde, was auf keinen Fall geschehen dürfe. Als endlich alle Vorstellungen nichts fruchteten, der Prior in unentwegtem Gottvertrauen und in dem Glauben an den Beistand der Allerheiligsten Jungfrau erklärte, die Veste halten zu wollen, da traten die Widersacher zusammen und bildeten eine Verschwörung, welche der ebenso diplomatische wie fromme Pater Prior nur mit großer Mühe zu unterdrücken vermochte. Er jagte die Rädelsführer alle aus der Festung, unbekümmert darum, was sie den Feinden über den Stand der Veste sagen konnten oder wollten. Dann erhöhte er der Besatzung die wöchentliche Löhnung um das Doppelte, indem er sie gleichzeitig vereidete, bis zum letzten Blutstropfen die Veste zu verteidigen.

Ferner verdoppelte er die Wachsamkeit, um dieselbe vor plötzlichen Ueberfällen zu sichern; er besichtigte alle seine Streitkräfte und verteilte sie so, daß immer zu geeigneter Zeit die Mannschaften abgelöst wurden, wodurch eine Uebermüdung der Truppen verhütet wurde.

Hierauf bestimmte er für jede Bastion zur dauernden Besatzung je einen Edelmann mit seinem mitgebrachten Ingesinde, für das er verantwortlich war; je zehn jüngere Mönche und zwei sichere Schützen als Kanoniere.

So war die nordöstliche Bastion mit dem Herrn Sygmunt Moschinski (demselben, welchem Gott sein Kindlein so wunderbar bewahrt) und dessen Ingesinde, samt dem Pater Hilarius Slawoschewski als Vorgesetzter der anderen Brüder, besetzt, während die südliche dem Pater Mielezki und dem schweigsamen, aber von unerschrockenem Mute beseelten Herrn Nikolaus Kschystoporski unterstellt wurde. Auf der südöstlichen Bastion regierte Herr Peter Tscharniezki mit Kmiziz und dem Pater Stypulski, welcher im Notfalle gern sein Habit aufschürzte und als Kanonier eintrat, vortrefflich zielte und sich aus dem Kugelregen so wenig machte, wie der alte Wachtmeister Soroka. Endlich waren für die südwestliche Bastion der adlige Herr Skorschewski und der Pater Daniel Rychtalski bestimmt, welcher die gute Eigenschaft besaß, unbeschadet seiner Gesundheit und Kräfte drei Nächte hintereinander wachen zu können.

Ueber die Wachen erhielten das Kommando die beiden Pater Dobrosch und Zacharias Malachowski. Wer zum Kämpfen unbrauchbar war, der wurde zur Instandhaltung der Dächer und Beseitigung der entstandenen Schäden bestimmt. Ueber die Waffenkammern und Kriegsgerätschaften erhielt Pater Lassota die Aufsicht. Dieser mußte auch das Amt des Feuerwerkers

übernehmen. Nachts mußte er für die Beleuchtung der Mauern sorgen, damit der Feind nicht unbemerkt heranschleichen könne. Er brachte am Turme auch eiserne Leuchtkörbe an langen eisernen Stangen an, in welchen allnächtlich Pechfackeln und Kien brannten.

So leuchtete der Turm wie eine Riesenfackel, die eben so gut den Schweden als Zielscheibe dienen konnte, wie etwaigen nahenden Entsatztruppen als leuchtender Wegweiser. Ein Tag nach dem anderen verging. Zwar ruhten die Geschütze nicht, doch nahmen zwischendurch die Unterhandlungen lebhaften Fortgang. Die Belagerer machten keine Fortschritte, denn die Erde fror hart und das machte jede Erdarbeit auf den ohnehin steinigen Felsen unmöglich. Auf allen Lippen im Lager schwebte immer nur das eine Wort „Kapitulation," während die Mönche unter dem Vorgeben, sich zu ergeben, die Verhandlungen bis ins Unendliche hinauszuziehen bemüht waren.

So kamen eines Tages die beiden Väter Marzellus Dobrosch und der Gelehrte Pater Sebastian Stawizki als Gesandte zu Miller. Diese machten dem General eine leise Hoffnung, daß die Kapitulation zustande kommen werde. Miller hätte die Friedensboten fast umarmt; er lud sie zu Tische, trank auf die Gesundheit des Pater Prior und des Herrn Samojski, beschenkte sie mit Fischen für das Kloster, und nachdem er ihnen, nach seiner Meinung sehr annehmbare Friedensbedingungen aufgesetzt hatte, entließ er sie.

Die Paters dankten höflich, nahmen die Papiere an sich und gingen. Miller zweifelte nicht länger an der Erfüllung seiner Wünsche; er machte in seiner Freude im Lager bekannt, daß am nächsten Morgen um acht Uhr die Uebergabe stattfinden werde, worauf die Soldaten die Arbeit auf den Schanzen liegen ließen und zu den Mauern liefen, um mit den Belagerten zu plaudern.

Aber statt dessen kam aus dem Kloster die Nachricht, daß in einer so wichtigen Angelegenheit der ganze Konvent entscheiden müsse und noch um einen Tag Frist gebeten werde.

Miller bewilligte dieselbe. Am folgenden Tage entsandte Pater Kordezki zwei andere Brüder; sie überbrachten die Nachricht, daß die Klostergemeinde so lange an die Regierung Johann Kasimirs glauben und an ihm, als ihrem Könige festhalten müsse, bis ihr der Kardinal-Primas — ihr Vorgesetzter — die Installierung Karl Gustavs als König von Polen bekannt gemacht habe.

Als der Fürst von Hessen das hörte, lachte er laut auf. Sadowski maß den General mit spöttischen Blicken und Wrestschowitsch zauste an seinem Barte vor Aerger.

Miller wurde so wütend, daß er unverzüglich Befehl gab, die Gesandten einzusperren. Man führte die armen Brüder unter Schimpf- und Spottreden in eine Scheune. Unterdessen ließ Miller wieder die Kriegsdrommete erschallen und dem Konvent ankündigen, daß er die Gesandten gefangen gesetzt, und dieselben erst freigebe, wenn die Thore geöffnet seien.

Darauf erhielt er die Antwort, daß man die Unterhandlungen abbreche, weil man einem General, welcher Gesandte ihrer Freiheit beraube, nicht trauen dürfe, daß er die Friedensbedingungen halten wolle.

„Gut!" rief Miller, als er das hörte. „So sollen ihre Mönche aufgehängt werden."

Als der Pater Prior die Kunde von diesem Entschlusse Millers erhielt, war er der Verzweiflung nahe. Kmiziz tobte umsomehr, da Miller auf Anraten Wrestschowitschs in Schlesien eingebrochen war, die siebenhundert Mann Fußsoldaten, welche der Herr Kastellan von Kijow dicht an der Grenze bereits aufgestellt hatte, um dieselben mit auf seinen Zug zum Entsatz Tschenstochaus zu nehmen, nachts überfallen und gefangen genommen hatte. Diese Gefangene ließ nun Miller um die Mauern der Veste führen, um den Belagerten klar zu machen, daß sie auf Entsatz nicht mehr zu rechnen hatten.

Angst und Schrecken begann in der Veste wieder Oberhand zu gewinnen. Verschiedene der Edelleute traten an den Pater Prior mit der Bitte um Erbarmen mit ihren Frauen und Kindern heran. Er war im Verein mit dem Herrn Samojski kaum imstande, den Aufruhr zu beschwichtigen. Und dem guten Pater Prior lag vor allem die Errettung seiner Klosterbrüder am Herzen. Gott half ihm auch das rechte Mittel finden.

Er schrieb dem General, daß er dem Wohle der Kirche die beiden Brüder gern zum Opfer bringe in der Ueberzeugung, daß diese ihr Martyrium um Christi Willen freudig auf sich nehmen werden. Die ganze Welt aber werde ihn richten und nun wissen, was sie von dem Worte eines Generals zu halten habe.

Es war im Quartier Millers, in Anwesenheit der Stabs- und sonstigen Offiziere, als den beiden Paters das Todesurteil verkündigt wurde. Aller Blicke waren neugierig auf die Gesichter derselben gerichtet, um den Eindruck zu erforschen, welchen diese Nachricht auf sie machen würde. Wie erstaunt aber waren

die Offiziere und Miller selbst, als eine große, fast überirdische Freude ihnen aus den Gesichtern der beiden Verurteilten entgegenstrahlte. Ihre blassen Wangen röteten sich, die Augen glänzten und der Pater Malachowski sprach mit vor Rührung bebender Stimme:

„Ach! Warum sollen wir nicht sogleich sterben, wenn wir doch für Gott und den König unser Leben opfern wollen! ...“

Der General ließ die Gefangenen hinausführen, die Offiziere blieben allein zurück, aber keiner sprach ein Wort. Dieses Schweigen währte lange Zeit, eine drückende Schwüle herrschte im Gemach. Endlich wurde eine Stimme laut:

„Gegen solchen Fanatismus ist der Kampf ein vergeblicher!“

„Mit anderen Worten: einen so festen Glauben hatten nur die ersten Christen! ... Das wolltet ihr doch sagen?“ sprach der Fürst von Hessen.

Dann wandte er sich an Wrestschowitsch.

„Ich möchte gern wissen, Herr Weyhard, was ihr über die Strangulierung dieser Mönche denkt.“

„Das Denken hat der Herr General schon besorgt; ich brauche mir über diese Angelegenheit den Kopf nicht zu zerbrechen,“ antwortete Wrestschowitsch frech.

Da trat Sadowski dicht vor Miller hin.

„Ew. Liebden werden die Mönche nicht töten lassen!“ sagte er befehlend.

„Warum nicht?“

„Weil dann von Unterhandlungen nicht mehr die Rede sein kann, weil der Rachegeist dort oben in der Veste seinen Einzug halten würde und die Belagerten eher einer auf den anderen tot hinfallen werden, ehe sie sich ergeben ...“

„Wittemberg sendet mir schwere Geschütze; sie sind schon unterwegs.“

„Ew. Liebden werden das nicht thun,“ sprach Sadowski nochmals mit Nachdruck. „Die Mönche sind Gesandte, welche nicht an ihrem Vertrauen zu Grunde gehen dürfen.“

„Das sollen sie auch nicht; sie werden nicht an ihrem Vertrauen, sondern am Galgen aufgehängt werden.“

„Diese That wird das ganze Land in Aufruhr versetzen, aller Herzen uns abwendig machen.“

„Hört endlich auf mit euren Aufruhr! Ich habe das schon hundertmal gehört.“

„So thut es wenigstens nicht ohne Wissen Sr. Majestät.“

„Ihr habt kein Recht, mich an meine Pflicht zu erinnern!“

„Aber ich habe das Recht, um meine Entlassung zu bitten und die Gründe dafür selbst Sr. Majestät vorzulegen. Ich bin ein Soldat, kein Henker! . . .“

Da trat der Fürst von Hessen auf Sadowski zu und sagte ostentativ:

„Gebt mir eure Hand, Herr Sadowski. Ihr seid ein edler, braver Mann!“

„Was ist das? Was soll das heißen?!“ brüllte Miller, indem er aufsprang.

„General!“ antwortete der junge Fürst kühl, „ich habe mir nur erlaubt zu konstatieren, daß der Herr Sadowski ein braver Mann ist; haben Ew. Liebden etwas dagegen?“

Miller unterdrückte den weiteren Ausbruch seines Zornes, konnte sich aber nicht versagen, zu wiederholen:

„Morgen sollen die Mönche gehängt werden.“

„Das ist eure Sache!“ antwortete der Fürst. „Doch rate ich, zuvor die zweitausend Polen, welche sich in unserem Lager befinden, töten zu lassen, denn thut ihr das nicht, dann haben wir morgen die Rebellion im Lager.“

Damit ging er hinaus.

Unterdessen benutzten die schwedischen Soldaten den Waffenstillstand, um auf den Befehl Millers angesichts der Veste den Galgen für die beiden Paters herzurichten. Es hatten sich zu diesem Werke eine Menge Zuschauer eingefunden, welche in dichtgedrängten Haufen die Arbeitenden umstanden.

Da konnte Kmiziz nicht länger an sich halten; er richtete sein Geschütz gerade auf die Mitte des größten Haufens und feuerte los. Die Verheerung, welche das Geschoß anrichtete, war entsetzlich. Zudem schien dieser Schuß das Signal für die anderen Kanoniere zu sein, denn es donnerte von allen Seiten, und die Schweden, welche sich so plötzlich einem heftigen Feuer ausgesetzt sahen, mußten unter Zurücklassung vieler Toten in die Schanzen fliehen.

Herr Tscharniezki war beim Donner des ersten Schusses zu Kmiziz geeilt.

„Um Gotteswillen, was thut ihr? Wißt ihr, daß euch eine Kugel vor den Kopf gehört?“ rief er entsetzt.

„Ich weiß! Mir ist alles einerlei!“ antwortete der Ritter.

Er ahnte nicht, daß seine entschlossene That die beiden Paters vom Tode errettet hatte. Miller wußte recht gut, daß er es war, welcher durch das Todesurteil den Waffenstillstand zuerst gebrochen; daher wunderte ihn das Vorgehen der

Belagerten nicht, er mußte ihnen im Stillen recht geben, und da er überzeugt war, daß im Falle der Vollstreckung des Urteils die Kanonade von der Veste Tag und Nacht nicht mehr aufhören werde, so entschloß er sich schnell. Er ließ die Mönche frei und sandte sie in das Kloster zurück, nachdem er sie zuvor zu Tische geladen und gut bewirtet hatte.

Der Pater Prior brach in Freudenthränen aus beim Anblick seiner lieben Brüder, die von allen umarmt wurden. Wie aber staunten die Belagerten, als die beiden Zurückgekehrten ihnen sagten, daß sie nur der Kanonade ihr Leben zu danken hätten. Der Pater Prior rief Kmiziz zu sich und sprach zu ihm:

„Ich war sehr erzürnt auf dich, weil ich glaubte, du hättest ihren Tod beschleunigt. Dich hat jedenfalls die Allerheiligste Jungfrau erleuchtet, denn deine Entschlossenheit ist die Ursache ihrer Befreiung geworden. Betrachte das als einen Beweis ihrer Gnade und freue dich! . . .“

„Treuester, bester Vater, wollen wir noch kapitulieren?“ frug Kmiziz, indem er dem Prior die Hand küßte.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da ertönte das bekannte Trompetensignal an der Pforte — ein neuer Abgeordneter aus dem Schwedenlager meldete sich an.

Er hieß Kuklinowski, und war Hauptmann der Volontarier, welche überall sich den Schweden anschlossen. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, war in allen Teilen der Republik als Raufbold wohlbekannt und einer der gewissenlosesten und gefürchtetsten Männer.

Er selbst hatte sich zum Vermittler zwischen dem Lager und dem Kloster angeboten, teils um der Ehre willen, teils, um zu spionieren und möglichst Böses zu säen. Da er dem Herrn Tscharniezki persönlich bekannt war, so begehrte er bei ihm Einlaß, doch weil dieser gerade schlief, empfing Kmiziz ihn, als dessen Vertreter.

Kuklinowski betrachtete mit Kennerblicken die auffallend schöne Gestalt und militärische Haltung des Ritters.

„Der echte Soldat erkennt sogleich den echten Soldaten,“ sagte er, indem er die Hand salutierend an den Kolpack legte. „Ich vermutete nicht, daß die Mönche so artige Offiziere in ihren Diensten haben. Wie ist euer Name, bitte?“

„Ich bin Babinitsch, früher Hauptmann im litauischen Heere, jetzt Volontarier im Dienste der Allerheiligsten Jungfrau.“

„Und ich bin Kuklinowski, ebenfalls Hauptmann, von welchem ihr sicher gehört haben müßt,“ denn ich bin in der

ganzen Republik bekannt. Also ihr seid aus Litauen? ... Auch dort giebt es tapfere Krieger, das wissen wir genau ... Kanntet ihr einen gewissen Kmiziz?

Die Frage kam so plötzlich und unerwartet, daß Kmiziz wie angewurzelt stand.

„Warum fragt ihr nach ihm?" sagte er schnell.

„Weil ich ihn liebe, obgleich ich ihn nicht kenne. Wir gleichen uns wie ein Stiefel dem anderen, ich habe es immer gesagt: es giebt in der Republik (mit Verlaub, ich möchte euch ausschließen) nur zwei wirkliche Soldaten — in Kronpolen ich — in Litauen Kmiziz ... die reinen Täubchen, wie?! Kanntet ihr ihn persönlich?"

„Nein!" antwortete Kmiziz ruhig, eingedenk der Würde des Gesandten, als welcher dieser hierher gekommen war. „Aber bitte, tretet dort ein, man erwartet euch bereits."

Dabei wies er auf eine Thür, aus welcher soeben ein Pater trat, um den Abgeordneten zu empfangen. Kuklinowski wandte sich noch im Fortgehen um und rief Kmiziz zu:

„Es wäre mir angenehm, Herr Kavalier, wenn ich euch auf dem Rückwege noch einmal sprechen könnte."

„Ich werde euch hier erwarten," entgegnete Kmiziz.

Als Herr Andreas allein war, bäumte sich seine ganze Seele auf bei dem Gedanken, daß dieser sich erdreistet hatte, ihn als seinen Bruder, einen Gleichgesinnten und Genossen, zu bezeichnen. „Das Pech klebt nicht so fest an den Kleidern, wie die Unehre an einem Namen; jeder Galgenstrick darf sich mit mir messen. O, ich will dich lehren!" dachte er.

Die Sitzung der Versammlung dauerte lange. Es wurde dunkel. Kmiziz wartete noch immer; endlich erschien Kuklinowski. Kmiziz konnte seine Gesichtszüge nicht mehr erkennen, aus der Erregung aber, welche man ihm anmerkte, schloß Herr Andreas, daß der Erfolg der Verhandlungen nicht nach seinem Geschmack war; er hatte sogar die Lust verloren, sich zu unterhalten. Um den Sachverhalt zu erfahren, beschloß Kmiziz, ihm Teilnahme zu heucheln.

„Ihr kehrt wohl auch unverrichteter Sache zurück ..." frug er. „Unsere Paters sind eigensinnige Köpfe und unter uns gesagt, — hier dämpfte er seine Stimme — sie thunen übel daran, denn ewig können wir uns doch nicht verteidigen."

Kuklinowski zupfte ihn am Aermel.

„So, meint ihr, daß sie übel thun? Ihr seid verständig," sagte er. „Sie wollen den Kuklinowski nicht hören, so sollen sie sein Schwert fühlen."

„Seht!“ begann Kmiziz wieder. „Ich mache mir aus den Mönchen nichts! Mir ist es nur um den heiligen Ort zu thun, und je später die Uebergabe stattfindet, desto grausamer wird man ihm mitspielen . . . Oder, ist es wahr, was man erzählt, daß im Lande Unruhen entstehen, daß man sich gegen die Schweden aufzulehnen beabsichtigt, der Chan Hilfe verspricht? Dann freilich müßte Miller weichen.“

„Ich will es euch im Vertrauen sagen: Ja, es ist wahr! Aber Miller wird nicht weichen. Wir bekommen in einigen Tagen Festungsgeschütze und Sprengstoffe, dann graben wir die Füchse aus; geschehe, was da wolle! . . . O, ihr seid verständig!“

„Da, hier ist die Pforte; hier muß ich euch verlassen. Oder soll ich euch ein Stück den Berg hinunter führen?“

„Wenn es euch beliebt — ich hätte noch mit euch zu reden.“

„Und ich mit euch! Gut!“

Sie traten aus der Pforte und tauchten in das Dunkel der Nacht.

„Ihr seid ein so verständiger Kavalier,“ begann Kuklinowski wieder. „Dieses Haus — er wies hinter sich auf das Kloster — dieses Haus brennt . . . und dumm ist derjenige, welcher ein brennendes Gebäude nicht verläßt; er kommt um darin . . . Fürchtet ihr etwa den Namen Verräter? Ei, speit auf diejenigen, die euch so nennen. Ich, Kuklinowski, rate euch das. Sie alle, die bei den Schweden dienen, halten sich für tugendhaft, warum sollt ihr es nicht? Sapieha ist der einzige, welcher den Radziwill verfolgt.“

Kmiziz horchte auf.

„Ihr sagt, der Sapieha verfolgt den Radziwill?“ frug er.

„Jawohl! Er hat den Fürsten in Podlachien tüchtig verbläuet, jetzt belagert er ihn in Tykozin und wir stören ihn nicht dabei.“

„Wie? ihr duldet es?“

„Dem König von Schweden wäre es recht, wenn sie sich gegenseitig auffräßen. Radziwill spielt immer ein doppeltes Spiel; er denkt bei allem zuerst an sich . . . Jetzt scheint er aber aus dem letzten Loche zu pfeifen, denn wenn einer es erst zur Einschließung kommen läßt, dann steht es schlecht um ihn, dann ist er schon halb verloren.“

„Und die Schweden helfen ihm nicht?“

„Wer sollte es thun? Der König ist in Preußen, denn seine Anwesenheit ist dort nötig, in Großpolen ist die Revolution entbrannt, Wittemberg wird in Krakau gebraucht, Douglas hat

vollauf mit den Bergbewohnern zu thun, da haben sie den Fürsten sich selbst überlassen . . . Mag Sapieha ihn verschlingen! Auch an ihn wird die Reihe kommen, wenn unser Karlchen in Preußen fertig sein wird; vorläufig wollen wir nicht mit ihm anbinden, denn ganz Litauen steht bei ihm."

„Und Smudz?" frug Kmiziz.

„Darüber hält Pontus de la Gardie seine Tatzen und — die sind schwer; ich kenne sie."

„Soweit also ist es mit dem Fürsten Janusch gekommen," sagte Kmiziz nachdenklich. „Gottes Wege sind wunderbar!"

„Sagt lieber, das Kriegsglück ist wandelbar! Doch, wie ist es, habt ihr euch entschlossen? Wollt ihr meinen Antrag annehmen oder nicht? Es muß ja nicht heute sein."

„Ihr zieht mich auf die schwedische Seite, weil ihr schwedischer Abgeordneter seid," sagte Kmiziz, „und nicht anders könnt. Wer kann wissen, wie ihr denkt; es giebt manchen, der den Schweden dient, sonst aber ihnen den Tod wünscht."

„Auf Ehrenwort! ich spreche, wie ich denke. Hier, hinter dem Thore, hört meine Gesandtschaft auf; hier spreche ich als Privatmann."

„Wirklich? Als Privatmann?"

„Selbstverständlich."

„Und ich darf euch auch als Privatmann antworten?"

„Selbstverständlich."

„So hört, Herr Kuklinowski," hier bückte Herr Andreas sich und blickte seinem Begleiter ins Gesicht. „Ihr seid ein Schelm, ein Verräter, ein falscher Hund! Habt ihr genug oder soll ich euch noch ins Gesicht speien?"

Kuklinowski war so erschrocken, daß er eine Zeitlang kein Wort hervorbringen konnte. Endlich stammelte er:

„Wie? Was? . . . Höre ich recht?"

Er wollte seinen Säbel ziehen, doch Kmiziz packte ihn mit seiner eisernen Faust, drehte ihm den Arm fast aus, entriß ihm den Säbel und warf ihn fort. Darauf schlug er, ehe Kuklinowski noch zur Besinnung kam, ihm von jeder Seite eine schallende Maulschelle, drehte ihn auf dem Absatz herum, versetzte ihm einen Stoß, daß er ein Stück fortflog, und rief ihm nach: „Das dem Privatmanne, nicht dem Gesandten! . . ."

Kuklinowski kugelte wie ein Stein den Berg hinunter, Herr Andreas kehrte ruhig in das Kloster zurück. An der Pforte erwartete ihn schon der Pater Kordezki, welcher ihn schnell beiseite zog und frug:

„Was hattest du so lange mit Kuklinowski zu thun?"
„Ich habe Freundschaft mit ihm geschlossen," antwortete Kmiziz.
„Was hat er dir erzählt?"
„Er sagte mir, daß die Sache mit dem Chan ihre Richtigkeit hat."
„Gelobt sei Gott, welcher vermag, die Herzen der Heiden zu rühren und aus Feinden Freunde zu machen," versetzte der Prior.
„Er erzählte auch, daß in Großpolen der Aufstand ausgebrochen ist. . . ."
„Gott sei Dank!"
„Daß die Linientruppen nicht mehr gern bei den Schweden stehen, daß in Podlachien der Herr Wojewode von Witebsk, Sapieha, den Verräter Radziwill geschlagen hat, daß er die dortigen edlen Bürger auf seiner Seite hat und daß ganz Litauen zu ihm steht, ausgenommen Smudz, welches Pontus besetzt hält. . . ."
„Gott sei Dank! Habt ihr nichts weiter gesprochen?"
„O, doch! er redete mir sehr zu, zu den Schweden überzugehen."
„Das dachte ich mir!" sagte Pater Kordezki, „er ist ein böser Mensch. . . . Was hast du geantwortet?"
„Ja, seht, lieber, ehrwürdiger Vater, er sprach so zu mir: ‚Hier hinter dem Thore hört meine Gesandtschaft auf; hier spreche ich als Privatmann.' Ich aber frug ihn der Sicherheit halber, ob ich ihm als Privatmann antworten darf. ‚Selbstverständlich!' sprach er. Da . . ."
„Nun? Da . . ."
„Da schlug ich ihn in das Gesicht, daß er den Berg hinabkugelte."
„Um Gotteswillen!"
„Seid nicht böse, Vater. . . . Ich habe das sehr fein angestellt, und daß er kein Wort davon verlauten läßt, das ist sicher!"
Der Prior schwieg ein Weilchen.
„Du hast das aus Entrüstung gethan, das weiß ich!" sagte er endlich. „Mich grämt nur, daß du dir einen neuen Feind geschaffen hast . . ., denn er ist ein schrecklicher Mensch."
„Ach, einer mehr oder weniger! Was thut das?" sprach Kmiziz. Dann neigte er sich schnell zum Ohr des Priors und flüsterte hinein:
„Der Fürst Boguslaw ist wenigstens ein Gegner! So ein Kuklinowski ist nicht der Rede wert."



16. Kapitel.

Ein paar Tage darauf gab Arfuid Wittemberg ein Lebenszeichen von sich. Ein hoher Stabsoffizier brachte den Befehl an die Mönche, die Veste zu übergeben, und zwar an Miller und unverzüglich, unter Androhung der schwersten Strafen. „Ich will euren Starrsinn brechen,“ schrieb er, „ein Beispiel konstatieren und — die Schuld meßt euch selber bei!“

Die ehrwürdigen Väter beschlossen nach Empfang des Briefes, ihre bisherige Taktik fortzusetzen und die Belagerer hinzuziehen. Wieder vergingen mehrere Tage unter Verhandlungen, abwechselnd mit heftiger Kanonade. Miller versicherte, daß er das Kloster nur besetzen wolle, um dasselbe vor den umherziehenden Räuberbanden zu schützen.

Darauf antworteten ihm die Väter, daß sie derselben selbst Herr werden würden, nachdem sie bewiesen, daß sie einer regulären Belagerung Widerstand zu leisten vermochten. Sie beschworen Miller bei allem, was heilig, aus Ehrfurcht vor diesem heiligen Orte, Gott und der heiligen Jungfrau geweiht, doch fortzugehen, wohin es ihm beliebte. Diese scheinbare Demut der Belagerten, verbunden mit der ununterbrochenen Kanonade vom Kloster, erschöpfte endlich die Geduld Millers.

Was bezweckten eigentlich die Mönche mit ihrem Widerstande, wenn doch das ganze Land sich freiwillig den Schweden unterworfen hatte? Die Zeit klärte ihn trotz seiner großen Beschränktheit endlich über die Ursache desselben auf. Allmählich begann er zu begreifen, daß es sich hier um ganz andere Dinge handle, als um die Erhaltung des Klosters. Diese kleine Veste sollte der ganzen Republik als leuchtendes Beispiel dienen; an

dem Kampfesmut und der Ausdauer der Mönche sollte das ganze Land vom Baltischen Meere bis zu den Karpaten zu flammender Begeisterung für das Vaterland entfacht werden. Jetzt auch begriff Miller, was Sadowski mit seinen Einwendungen gewollt hatte.

Doch seine Reflexionen währten nicht lange. „Zum Kuckuck!" dachte er, „den schweren Festungsgeschützen kann das Nest nicht Stand halten, und wenn dieses Gespensterschloß in Rauch aufgegangen sein wird, dann wird auch die Ruhe im Lande wieder hergestellt sein.

In der Erwartung der großen Geschütze wurde aus den kleinen einstweilen weitergeschossen. Die Belagerer erlitten täglich neue Verluste, während das Kloster und die Kirche vor den feindlichen Kugeln gefeit schienen; denn jedesmal, wenn der Wind die Rauchwolken zerteilte, standen beide unverletzt vor den Blicken der Schweden. Außerdem wurden, wie schon erwähnt, auch noch Mannschaften vermißt, die einzeln oder zu Paaren das Lager verließen. Der Verdacht fiel auf die Polen, welche zwar im schwedischen Heere dienten, aber sich geweigert hatten, an der Belagerung Anteil zu nehmen. Sie gingen ohne Beschäftigung im Lager umher, verspotteten die schwedischen Soldaten, schürten Unfrieden und Zänkereien, so daß sie zuletzt zu einander standen, wie zwei feindliche Armeen, die nur auf den Anlaß zum Losschlagen warteten.

Die Belagerten erwiesen sich auch als bessere Schützen wie die Schweden; ihre Kugeln trafen sicher, während diejenigen der Schweden zu hoch gingen, und über die Veste hinausflogen, auf der anderen Seite niederfallend, oft die eigenen Leute töteten. Die schwedischen Kanoniere erklärten ihren Offizieren, daß sie sich außerstande fühlten, gegen einen solchen Feind zu kämpfen. Eines Tages entstand in der südöstlichen Batterie eine entsetzliche Panik; die Soldaten behaupteten, deutlich zu sehen, wie eine Frauengestalt in himmelblauem Mantel über dem Berge schwebe und mit ihrem Mantel Kloster und Kirche schützend umhülle. Sie warfen sich bei diesem Anblick alle mit dem Gesicht zu Boden. Umsonst erklärte Miller, umsonst die Offiziere, daß es eine Täuschung der Sinne durch Nebelgebilde sei, zuletzt drohte der General mit Strafen und Kriegsgericht, niemand wollte gleich wieder an die Arbeit gehen, niemand gehorchen, besonders da die Soldaten bemerkten, daß Miller selbst seinen Schrecken kaum zu verbergen vermochte. Sie alle waren überzeugt, daß keiner von ihnen eines natürlichen Todes sterben würde.

Zum letzten Mal kam ein Abgeordneter Millers in das Kloster und trat vor den Pater Prior und die Versammlung hin. Es war der Herr Unterkämmerer Sladkowski. Die Schweden hatten ihn aufgegriffen, als er von Preußen in die Heimat reiste. Er wurde streng und kühl empfangen, trotz seines ehrlichen Gesichtes; denn die Väter waren mißtrauisch geworden — auch die Verräter hatten oft ehrlich ausgesehen. Aber Herr Sladkowski ließ sich durch diesen Empfang nicht irre führen; er grüßte freundlich mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit!" antworteten die Versammelten — und Pater Kordezki setzte gleich hinzu: „Gesegnet seien, die ihm zu dienen bereit."

„Auch ich zähle mich zu seinen Dienern," sprach der Herr Unterkämmerer, „das soll sich bald zeigen . . . nur bitte . . . laßt mich, ehrwürdige Väter, erst zu mir kommen. Miller hat mich hergesandt, um euch zur Uebergabe zu bereden . . . ich aber bin gekommen, euch zu sagen: ergebt euch nicht, verteidigt euch, denn die Schweden spinnen schon langsam und ihr Glück sinkt täglich mehr!"

Und nun begann Herr Sladkowski einen Bericht über die Zustände im ganzen Reich; er bestätigte zuerst das, was Kuklinowski schon dem Herrn Andreas erzählt hatte. Darauf schilderte er sehr beredt, wie die Schweden das Land verwüsteten, wie die Abtrünnigen die ihnen auferlegten Plagen als gerechte Strafe betrachteten und wie durch das Beispiel der Veste und des Klosters Tschenstochau selbst die verhärtetsten Gemüter aus ihrer Versumpfung aufgerüttelt worden seien. Er schloß mit der nochmaligen Bitte an den Konvent, doch die Verteidigung nicht aufzugeben.

„Haltet euch, geliebte Brüder, denn auf euch beruht jetzt die Rettung der Republik. Ihr werdet noch schwere Tage zu bestehen haben, denn man wird eure Mauern zerschmettern wollen, die Geschütze sind schon unterwegs, aber Herr Tscharniezki, welchem die Schweden wortbrüchig geworden sind, fühlt sich dadurch auch seiner Eide entbunden; er wird zu eurem Entsatz von Schlesien herbeieilen, wenn ihr nur noch eine kurze Zeit vermögt, die Stürme der Feinde auf die Mauern auszuhalten. Wenn es mir gelingt, Miller zu entkommen, will ich zu Sr. Majestät Johann Kasimir eilen und ihm sagen, daß Tschenstochau und die Mutter Gottes seiner Hilfe bedürfen. Rettung — Ehre — Ruhm soll euch werden . . . bald! . . . bald! . . ."

Sladkowski sprach die letzten Worte fast schluchzend, denn seine Rede hatte die Mönche überwältigt. Endlich, ach, endlich eine frohe Botschaft für dieses kleine Häuflein treuer Vaterlandsverteidiger, für sie, die Sladkowski die Hoffnung, den Trost der ganzen Nation genannt. Viele von ihnen sanken einander in die Arme und weinten vor Freude, als gäbe es keine Schweden mehr im Lande. Auch der Pater Prior war aufgestanden und zu Herrn Sladkowski hingetreten; er breitete wortlos seine Arme dem Kündiger der Freudensbotschaft entgegen und beide Männer umarmten sich lange. Dann richtete Pater Kordezki sich auf und forderte die Versammlung feierlich auf, in die Kapelle zu gehen.

Er ging allen voraus. In der Kapelle wurden die Wachskerzen entzündet, das Gnadenbild enthüllt. Dann knieten die Mönche, Herr Sladkowski mit ihnen, vor dem Marienaltar nieder, und der Pater Prior begann nach längerer stiller Sammlung das Gebet:

„Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebärerin . . ." Weiter kam er nicht. Die wochenlang standhaft und still getragenen Sorgen, Lasten, Mühen und Entbehrungen lösten sich; er wurde schwach, und der Mann, auf dessen Schultern augenblicklich das Geschick eines ganzen Reiches lastete, fiel auf sein Antlitz und weinte wie ein Kind. Sein Körper bebte in konvulsivischem Schluchzen, während die anderen Brüder, die älteren Väter und die Edelleute, welche sich inzwischen ebenfalls in der Kapelle eingefunden hatten, leise vor sich hinweinten.

Erst viel später verließen die Anwesenden die Kapelle, nur der Pater Prior blieb dort die ganze Nacht zu Kreuze liegend. Man war besorgt, daß er der Anstrengung unterliegen könne, aber er ließ sich nicht davon abhalten, erschien am anderen Morgen wie immer auf den Bastionen, unterhielt sich mit den Soldaten fröhlich und tröstete sie mit den Worten:

„Kinder! Eure Not und Mühsale werden nicht mehr lange währen; mit Hilfe der allerheiligsten Jungfrau werden wir auch die neue Gefahr bewältigen, und dann kommen bessere Zeiten."

Es war der Festtag der unbefleckten Empfängnis. Einige Offiziere und Soldaten aus den polnischen Regimentern Millers hatten von diesem durch zudringliches Bitten die Erlaubnis ausgewirkt, dem Gottesdienst in der Klosterkirche beizuwohnen. Vielleicht rechnete Miller darauf, daß die Soldaten sich mit

der Besatzung in ein Gespräch einlassen und dieselbe durch die Erzählung von der Ankunft der Festungsgeschütze in Schrecken setzen würden. Vielleicht auch wagte er nicht, ihnen die Bitte abzuschlagen, aus Furcht, den Funken der Rebellion, welcher längst im Lager glimmte, hellauflodern zu machen.

Mit diesen Offizieren war ein Tartar in das Kloster gekommen, welcher zur allgemeinen Verwunderung die Mönche anfeuerte, die Veste ja nicht diesem Volke zu übergeben, da die Schweden binnen kurzem die Belagerung mit Schimpf und Schande von selbst würden aufgeben müssen. Auch die Soldaten wiederholten die Aussagen Sladkowskis. Das alles zusammen hob die Stimmung im Kloster und befestigte das Vertrauen und den Mut der Verteidiger.

Während der nächsten zwei Tage arbeiteten die Geschütze auf beiden Seiten immerwährend. Die Ladung der schwedischen bestand zumeist in Schiffstauen, welche stark mit Teer getränkt und in Brand gesetzt, gleich feurigen Schlangen dahergeflogen kamen und auf die Dächer niederfielen. Doch die Feuerwache des Klosters war so gut organisiert, daß sie die Gefahr stets schnell beseitigte.

Dann folgte eine Nacht, so finster, daß trotz der angezündeten Pechtonnen die Belagerten nicht zu sehen vermochten, was in der Nähe der Mauern vorging. Im schwedischen Lager herrschte ein außerordentliches Leben. Man hörte das Knarren von Wagenrädern, ein Geräusch von Menschenstimmen, zuweilen ein Schnaufen von Pferden und andere Laute. Die Soldaten auf den Wällen errieten, was vorging. Die Festungsgeschütze waren angekommen.

Als es endlich Tag geworden war, konnte man vom Kloster aus die nächtliche Arbeit der Schweden sehen. Auf zwei Seiten — im Norden und Süden — ragten mächtige Schanzen, an deren Fertigstellung noch Tausende von Menschenhänden arbeiteten. Sie waren bereits so hoch, daß sie fast die Höhe der Klostermauern erreichten. In den in regelmäßigen Zwischenräumen angebrachten Einschnitten des Schanzenkopfes konnte man deutlich die offenen Schlünde der Riesengeschütze sehen, dicht hinter ihnen die Soldaten, wie ein Haufen gelber Ameisen.

Noch ehe die Frühmesse beendet war, begann die Beschießung. Das, was die Belagerten bisher erlebt, war ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was nun kam. Die kleinen Geschütze verrichteten wie bisher ihre Arbeit, während die sechsundzwanzigpfündigen Geschosse der neu hinzugekommenen die Pfeiler von

den Mauern abrissen, in die Mauern und Wände eindrangen oder große Löcher hineinschlugen. Kalk und Mörtel stürzten herab, die Mauern bekamen leichte Sprünge, die Klostergebäude wurden mit Feuer und Brennstoffen überschüttet.

Die Spielleute im Kirchturm fühlten, wie die Mauern desselben zitterten. In der Kirche selbst fielen von der Erschütterung die Bilder von den Wänden, die Lichter von den Leuchtern. Die angerichteten Schäden begannen sich fühlbar zu machen; eine Granate schlug in die Pferdeställe, erschlug drei Pferde und setzte einen Teil derselben in Brand. Die Soldaten arbeiteten mit unentwegtem Mut in Rauch, Feuer und Kugelregen und schossen erbittert auf den Feind, indem sie die Kanonen mit eigenen Händen an jene Stellen rollten, wo die Gefahr am größten war, während Frauen mit aufgelösten Haaren umherrannten, die Löscharbeiten verrichteten und überall da eingriffen, wo Hilfe nötig war. Der Pulverdampf schien alle zur Begeisterung und Kampfeslust zu entflammen, denn man konnte sehen, wie manche der Frauen hinter Granaten herrannten, welche noch im Rollen waren, und dieselben mit einem Eimer Wasser begossen, damit sie nicht zum Platzen kamen. Alles das geschah, wie selbstverständlich, ohne Kommando. Nur die hilflosen Greise und die Kinder sangen in der Kirche die Bittgesänge um Hilfe in der Not.

Gegen Mittag hörte das Feuern plötzlich auf. Man atmete auf. Doch gleich darauf erschien am Hauptthore ein Parlamentär Millers mit der Anfrage: ob sie jetzt im Kloster genug hätten und sofort die Thore öffnen wollten.

Pater Kordezki erteilte selbst die Antwort: „sie würden es sich bis morgen überlegen!“ Kaum war die Antwort ins Lager gelangt, als die Beschießung wieder begann. Von Zeit zu Zeit näherten sich größere Abteilungen Fußsoldaten den Mauern, als wollten sie versuchen, zu stürmen; sie zogen sich aber immer mit Hinterlassung einer Anzahl Toter wieder in den Schutz ihrer Batterien zurück.

Miller ließ weniger die Bastionen als die Längsmauern beschießen, so daß dieselben bereits Lücken aufzuweisen hatten, welche jedoch nicht groß genug waren, einer größeren Truppe beim Sturm auf die Mauern Durchlaß zu gewähren.

Plötzlich trat ein Ereignis ein, welches der Beschießung ein Ende machte. Es war gegen Abend. An einem der größeren schwedischen Geschütze stand ein Artillerist mit der brennenden Lunte in der Hand, um dieselbe eben an das Zündloch zu

bringen, als eine Kanonenkugel vom Kloster ihn mitten in die Brust traf; doch da dieselbe nicht direkt gekommen, sondern erst einigemal an den herumliegenden Felsenstücken abgeprallt war, so tötete sie ihn nicht, sondern warf den Mann samt der brennenden Lunte auf den wenige Schritte davon stehenden Pulverkasten. Unter schrecklichem Donner flog dieser in die Luft. Nachdem Rauch und Dampf sich verzogen hatten, fand man, daß fünf Artilleristen tot da lagen und die Räder der Kanone zerschmettert waren. Auf dieser Schanze mußte für heute das Schießen eingestellt werden, der dichte Nebel aber, welcher jetzt begann, die Erde in vollkommene Finsternis zu hüllen, machte auch auf den anderen Schanzen das Schießen unmöglich.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Miller ließ wieder anfragen, ob die Mönche die Thore öffnen wollten; er erhielt die Antwort: „sie könnten es noch länger aushalten!“

Im Kloster wurden die Schäden besichtigt. Dieselben waren bedeutend. Mehrere Menschen waren getötet worden, außerdem waren die Mauern stark beschädigt. Besonders groß war der Schaden auf der Südseite, wo auf der dortigen Schwedenschanze eine riesengroße Feldschlange aufgestellt war. Ihre Geschosse hatten die Mauer so sehr erschüttert und eine so große Menge Steine und Ziegeln herausgerissen, daß voraussichtlich die Mauer fallen mußte, wenn die Beschießung noch ein paar Tage fortdauerte. Die Bresche mußte dann so groß werden, daß sie mit Holzwerk und Erde nicht mehr auszufüllen war.

Pater Kordezki betrachtete mit sorgenvollen Blicken diese Verwüstung, welcher er nicht Einhalt zu thun imstande war.

Am Montag begann die Attacke von neuem; das Riesengeschütz setzte sein Zerstörungswerk fort. Aber auch die Schweden erlitten verschiedene Unglücksfälle. Ein schwedischer Kanonier hatte in der Dunkelheit versehentlich den Schwestersohn Millers erschlagen, einen hoffnungsvollen jungen Krieger, welcher der Erbe seines Namens, seines Ruhmes und seines Reichtums hatte werden sollen und welchen Miller sehr geliebt hatte. Dafür schwur er den Mönchen um so grimmigere Rache.

Die Südmauer des Klosters hatte an diesem Tage so stark gelitten, daß für die Nacht der Sturm auf dieselbe beschlossen worden war. Um Deckung für die Stürmenden zu gewinnen, ließ der General im Dunkel des Abends eine Reihe kleiner Hügel bauen, bis dicht unter die letzte Steigung des Berges.

Aber es war Schnee gefallen; die Arbeiter zeichneten sich auf der weißen Decke deutlich ab. Sie wurden durch die Klosterkanonen vertrieben, zerstreut, so daß sie ihre Windschirme aus Faschinen, Körbe, Bretter und Balken im Stich lassen mußten.

Im Morgengrauen erblickte Herr Tscharniezki eine fertige Sturmleiter, welche man soeben im Begriff stand, gegen die Mauern vorzuschieben. Sie wurde mit Leichtigkeit von den Kanonen zerschmettert, dabei aber so viele Menschen getötet, daß dieser Tag als der Tag des Sieges für das Kloster hätte verzeichnet werden können, wäre nicht jene fürchterliche Feldschlange dort drüben gewesen.

Während der nächsten Tage trat Tauwetter ein; die Nebel wurden so dicht, daß die Mönche begannen, zu verzagen. Man konnte von den Belagerern und ihren Arbeiten nichts wahrnehmen, die Schweden konnten unbemerkt bis dicht unter die Mauern kommen. Am Abend nahm Tscharniezki den Prior, welcher wie immer die Mauern umschritt, bei Seite.

„Es ist schlimm, Vater,“ sagte er leise. „Unsere Mauer hält höchstens noch einen Tag.“

„Vielleicht halten die Nebel auch jene dort vom Schießen ab,“ antwortete Pater Kordezki. „Wir bessern unterdessen die Schäden aus.“

„Ihnen thut der Nebel nichts; ihre Geschütze sind gerichtet, die können auch nachts ihr Zerstörungswerk verrichten.“

„Unsere Hoffnung beruht auf Gott und der heiligen Jungfrau!“

„Wie wäre es, wenn wir einen Ausfall machten?“ sagte Herr Peter. „Wäre es auch nur, um einige Soldaten zu töten.“

Da tauchte eine Gestalt im Dunkel neben ihnen auf; es war Kmiziz.

„Wir sprechen von der Feldschlange, die so viel Schaden anrichtet,“ sagte der Pater Prior. „Herr Tscharniezki rät zu einem Ausfall.“

„Auch ich, ehrwürdiger Vater, denke nur an dieses Mordinstrument, seit es dort steht; mir ist ein Gedanke gekommen, aber gehen wir hinein, dort will ich mitteilen, was ich denke.“

„Gut!“ sagte der Prior, „kommt in meine Zelle.“

Als sie Platz genommen, blickten der Pater Prior und Tscharniezki dem Herrn Andreas aufmerksam ins Gesicht. Dieser aber sagte:

„Ein Ausfall hätte hier keinen Zweck; er würde von der Schanze her abgeschlagen werden. Hier muß ein Einzelner zum Retter werden.“

„Wie? Ein Einzelner?“ frug Herr Tscharniezki. „Wie soll ich das verstehen?“

„Es muß einer dorthin, um das Geschütz zu zersprengen; das kann nur geschehen, wenn der Nebel so dicht ist, wie heute. Wir haben im Kloster ein paar Waffenröcke, welche denen der Schweden gleichen. Im Notfalle muß er sich in dieser Verkleidung unter die Artilleristen mischen. Wenn aber diesseits der Schanze sich Soldaten nicht befinden, dann um so besser.“

„Das ist unmöglich!“ rief Herr Peter aus.

„Man braucht dazu nur eine ordentliche Ladung Pulver, die dem Geschütz von vorn in die Mündung gesteckt und durch einen Schwefelfaden entzündet wird. Wenn das Pulver explodiert, dann holt der Teu . . ., ich wollte sagen, dann platzt das Geschütz.“

„Aber was du redest, Junge!“ sagte Pater Kordezki. „Ich dächte, dieselbe bekommt täglich genug Pulver zu schlucken.“

„Aber, es ist etwas anderes, ob die Ladung von vorn, oder von hinten in den Lauf gesteckt ist. Fragt einmal den Herrn Tscharniezki, ob ich recht habe oder nicht.“

„Es ist so,“ bestätigte Herr Tscharniezki. „Das ist für den Soldaten kein Geheimnis.“

„Ist dieses Geschütz zerstört, dann sind die anderen unschädlich!“ sagte Kmiziz.

„Es ist aber unmöglich, diese That auszuführen,“ meinte der Pater Prior, „denn erstens, wer wollte es wagen?“

„Ein Taugenichts wird es thun,“ antwortete Herr Andreas, „ein Taugenichts, der aber sonst ein resoluter Mensch ist; er heißt Babinitsch.“

„Du? Ihr?“ riefen wie aus einem Munde der Prior und Herr Peter.

„Wie könnt ihr zweifeln, ehrwürdiger Vater, da ihr doch alle meine Uebelthaten kennt und ich kein Geheimnis vor euch habe. Dieses Unternehmen fordert nicht mehr Mut als jene.“

„Ein Held seid ihr, ein Ritter, so wahr ich Gott liebe!“ rief Herr Peter. Dabei faßte er Kmiziz um den Hals und küßte ihn.

„Bedenkt auch, daß ich deutsch sprechen kann, das will viel heißen; denn man würde umsoweniger merken, daß ein Fremder sich ins Lager geschlichen hat, besonders wenn die Verkleidung gelingt. Aber ich denke, daß niemand vor der Mündung der Kanone zu finden sein wird, und ich die Arbeit verrichte, ehe es jemand bemerkt.“

„Was denkt ihr darüber, Herr Tscharniezki?“ frug der Prior plötzlich.

„Unter Hunderten würde kaum einer glücklich dabei davonkommen,“ antwortete Herr Peter — aber— audaces fortuna juvat!

„Ich habe früher um des schalen Ruhmes willen schlimmere Dinge vollbracht,“ bat Kmiziz, „warum sollte ich das jetzt zu Ehren der heiligen Jungfrau nicht thun. Und gälte es wirklich den Tod, sagt selbst, giebt es irgendwo einen ruhmvolleren, als denjenigen im Dienste Gottes?“

Der Pater Prior dachte lange nach.

„Wäre es nur darum, für dich selbst Ruhm und Ehre zu gewinnen, niemals würde ich meine Einwilligung zu einem solchen Wagnis geben,“ sprach er endlich langsam. „Es handelt sich aber um viel wichtigere Dinge, ja um Dinge von unschätzbarem Werte, denn es gilt nicht nur die Rettung dieses Heiligtums, sondern die Rettung des ganzen Vaterlandes. Ob du das Werk vollbringst, ohne dabei zu Grunde zu gehen, ob der Tod dich dabei ereilt, immer wird dir die Palme unsterblichen Ruhmes und der ewigen Glückseligkeit bleiben. Ich halte dich nicht zurück, gehe! . . . Unser Gebet und Gottes Schutz werden dich begleiten . . . Gehe und kehre uns glücklich wieder, du wackerer Soldat, denn wir haben dich sehr lieb gewonnen. Der heilige Rafael möge dich geleiten und wieder bringen, mein lieber Sohn!“

So will ich gleich meine Vorbereitungen treffen,“ sagte Herr Andreas, „ich will mir schnell eine Verkleidung suchen. Der Nebel ist meinem Vorhaben günstig.

„Möchtest du nicht vorher noch beichten?“

„Wie sollte ich nicht. Ohne das wäre ich nicht fortgegangen.“

„So komme gleich mit.“

Nachdem Herr Andreas das heilige Sakrament empfangen hatte, ging er, sich bereit zu machen.

Eine, bis zwei Stunden später pochte er wieder an die Zelle des Pater Prior, wo auch Tscharniezki noch auf ihn wartete; er war kaum wiederzuerkennen. Sein Schnurrbart war hoch hinauf gedreht und an den Spitzen auseinandergekämmt. Mit dem Schlapphut auf dem Kopfe und dem Kollet um die Schultern konnte man ihn gut für einen schwedischen Reiteroffizier halten.

„Wahrhaftig,“ rief Herr Peter. „Man ist versucht, mit dem Säbel dreinzuschlagen!“

„Fort mit dem Licht!" befahl Kmiziz. „Hier seht! diese Ladung soll das Ungeheuer zu schlucken bekommen. Und er zeigte ihnen einen Sack von etwa einem und einem halben Fuß Länge, von der Dicke eines starken Mannesarmes aus gewachstem Leinen, welcher vollgepfropft mit Schießpulver war und an dessen einem Ende eine mit Schwefel getränkte Zündschnur lang herabhing.

„Womit willst du denn die Zündschnur anzünden," frug Pater Kordezki.

„Darin liegt eben die größte Gefahr, denn ich muß Feuer schlagen. Ich habe einen guten Feuerstein, einen ausgezeichneten Stahl und trockenen Zünder, aber, es macht doch Geräusch und die Feinde können aufmerksam werden! Die Zündschnur werden sie nicht mehr löschen können; sie werden sie kaum sehen, aber mich werden sie verfolgen, weil ich nicht geradeaus ins Kloster zurück kann. Der Luftdruck bei der Explosion würde mich töten, ich muß erst etwa hundert Schritt seitwärts laufen, mich glatt auf die Erde legen und kann erst nach erfolgter Explosion zurückkommen."

„O, Gott! so große Gefahren!" rief der Prior, indem er die Augen zum Himmel erhob.

Aber Kmiziz konnte sein Vorhaben in dieser Nacht noch nicht ausführen. Als er mit dem Prior und Tscharniezki an die Pforte kam, durch welche er hinausgehen wollte, hörten sie ein ungewöhnliches Geräusch im Schwedenlager. Sie warteten, bis sie im Morgengrauen sehen konnten, was vor sich ging. Zu ihrem Staunen bemerkten sie, daß die große Feldschlange an einen anderen Ort gebracht worden war. Später erfuhren sie, daß die alte Bettlerin Konstantia, welche täglich furchtlos außerhalb der Klostermauern umherging, einigen spionierenden Schweden erzählt hatte, daß ein Stück weiter nach der südlichen Bastion zu, die Mauer nahe am Einstürzen sei, deshalb wollten sie ihre Geschosse mehr nach jener Stelle richten.

Kmiziz verbrachte den folgenden Tag in größter Unruhe. Erst als es finster zu werden begann, wurde er ruhiger. Spät am Abend trat er wieder als Schwede verkleidet vor Herrn Peter hin.

„Ich gehe jetzt!" sprach er.

„Wartet, ich will erst den Pater Prior benachrichtigen."

„Gut! Gebt mir einen Kuß, dann geht."

Herr Tscharniezki küßte ihn herzlich und ging. Als er mit dem Pater Prior wiederkam, war Kmiziz fort.

„Er ist fort!“ sagte Pater Kordezki erschrocken und gerührt zugleich. „Heilige Jungfrau bewahre deinen Diener.“

„Mir ahnt, daß es ihm gelingen wird,“ versetzte Herr Peter.

Während sich beide noch eine Weile über Herrn Andreas unterhielten, trat Herr Samojski zu ihnen. Als dieser erfuhr, was Herr Andreas zu thun unternommen, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und schalt, daß ihm die Erlaubnis dazu erteilt worden war; er ließ sich den Plan ganz genau beschreiben, während er immer wieder den Kopf schüttelte.

„Beten wir für ihn,“ sprach Herr Samojski.

Und sie knieten nieder, aber die Angst und Unruhe ließ sie zu keiner Andacht kommen. Schweigend verharrten sie so etwa eine Stunde, — eine Ewigkeit für sie.

Da plötzlich! Eine Feuersäule, welche hoch aufsteigt! Eine fürchterliche Detonation folgt, als stürze das Firmament ein.

„Es ist geschehen!“ rief Herr Tscharniezki.

„Heilige Mutter! Schutzpatronin! — führe ihn uns zurück!“ betete der Prior.

Auf den Mauern wurde es lebendig. Die Besatzung, welche nicht begreifen konnte, was geschehen war, griff zu den Waffen, die Mönche stürzten aus den Zellen, sogar die Frauen kamen herbei. Fragen und Antworten flogen durcheinander. Endlich rief einer der Kanoniere:

„Das große schwedische Geschütz ist zersprengt.“

„O Wunder! O Wunder! Das größte Geschütz? Die Feldschlange? Wo ist der Pater Kordezki?“ schrie es durcheinander. „Er ist auf den Mauern. Er betet! Sein Gebet hat das bewirkt,“ antworteten andere Stimmen.

„Babinitsch hat die Feldschlange zersprengt!“ rief Herr Tscharniezki.

„Babinitsch? Gelobt sei die heilige Jungfrau! Die Feldschlange wird keinen Schaden mehr anrichten!“

Gleichzeitig tönten Schreckensschreie aus dem schwedischen Lager herüber. Auf allen Schanzen blitzten Feuer auf, Trompetensignale erschallten.

Der Pater Prior kniete noch immer im Gebet versunken. Die Nacht verging; sie begann dem Morgengrauen zu weichen, aber Babinitsch kehrte nicht in die Veste zurück.



17. Kapitel.

Was war denn nun eigentlich mit Herrn Andreas geschehen und auf welche Weise war es ihm gelungen, sein Vorhaben auszuführen?

Nachdem er die Veste verlassen, schritt er eine Zeitlang fest und sicher vorwärts. Am äußersten Ende der Plattform blieb er stehen und horchte. Es herrschte tiefste Stille, ja es war fast zu still, denn man hörte deutlich das Knirschen des Schnees unter seinen Tritten. Je weiter er sich vom Kloster entfernte, desto vorsichtiger ging er. Da er fürchtete, auszugleiten und beim Hinfallen seine teure Pulverladung feucht zu machen, zog er sein Rapier und stützte sich auf dessen Spitze, was ihm das Fortkommen sehr erleichterte.

Eine halbe Stunde mochte er gegangen sein, da hörte er ein leichtes Geräusch gerade vor sich.

„Aha! sie sind wachsam,“ dachte er.

Es freute ihn, daß er die Richtung nicht verfehlt hatte. Unwillkürlich überkam ihn aber allmählich ein Gefühl der Vereinsamung, doch nicht auf lange, denn plötzlich mußte er an Olenka denken, eine leise Rührung befiel ihn. Ach, . . . wenn sie ihn jetzt sehen könnte, wie würde ihr Herz jubeln. Aber sie glaubte ihn noch im Dienste der Schweden. O ja, er wollte ihnen ja eben jetzt einen Dienst erweisen, aber was für einen!

Doch diese Gedanken hinderten ihn nicht, auf seinen Weg zu achten. Er blickte sich einigemale um; es war weder vom Kloster, noch von der Kirche etwas zu sehen, undurchdringliches Dunkel umgab ihn. Nach der Zeit seiner Wanderung zu schließen, mußte er aber dicht vor der Schanze sein.

„Ich möchte gern wissen, ob Wachen ausgestellt sind?" dachte er.

In demselben Augenblick erklangen dicht vor ihm im Takte die Schritte einer Wachtpatrouille, während gleichzeitig von verschiedenen Stellen aus mehrere Stimmen riefen: „Wer da?"

Herr Andreas stand wie angewurzelt; es wurde ihm doch etwas heiß.

„Gut Freund!" antworteten andere Stimmen.

„Die Losung?"

„Upsala!"

„Das Feldgeschrei?"

„Die Krone! . . ."

Kmiziz freute sich. Es war für ihn außerordentlich günstig, daß die Wachen jetzt abgelöst wurden, nun konnte er die Linie sicher überschreiten. Er ging dreist dicht hinter den abgelösten Wachen her, bis dicht unter die Schanze. Sein Auge hatte sich etwas an das Dunkel gewöhnt, er meinte auch, es sei etwas heller geworden und dankte Gott dafür, er hätte sonst kaum die große Kolubrine herausfinden können. Er bog jetzt den Kopf tief ins Genick und erspähte mit angestrengtem Blick über sich die schwarze Linie, welche der Rand der Schanze bildete, ebenso die Umrisse der Körbe, zwischen welchen die Geschütze standen. Während er langsam im Laufgraben vorrückte, entdeckte er endlich das gesuchte, so gefürchtete Rohr. Jetzt blieb er stehen und horchte.

Oben auf der Schanze wurde gesprochen; es standen also Mannschaften neben den Geschützen. Aber die Schanze selbst entzog ihn ihren Blicken, sie konnten ihn hören, aber nicht sehen. Nun handelte es sich noch darum, wie er die Mündung des Geschützes erreichen sollte. Glücklicherweise waren die Grabenränder nicht zu sehr abgeschrägt und die Erde durch das eingetretene Tauwetter nicht hartgefroren. Er begann leise, Löcher in den Abhang zu reißen und kletterte langsam hinauf. Nach etwa einer Viertelstunde vermochte er die Mündung der Kanone mit der Hand zu erreichen. Mittels seiner ungewöhnlichen Körperkraft gelang es ihm, sich solange in der Schwebe zu erhalten, bis er die Pulverladung tief genug in die Mündung derselben hineingestoßen hatte.

Dann sprang er hinunter. Ein Weilchen noch mußte er nach der Zündschnur tasten, ehe er dieselbe erhaschte. Jetzt kam die größte, gefährlichste Arbeit; er mußte Feuer schlagen. Einen Augenblick wartete er noch in der Hoffnung, daß die Unter-

haltung dort oben etwas lauter werden würde. Endlich begann er damit. Doch in demselben Augenblick ertönte auch schon über seinem Kopfe in deutscher Sprache die Frage:

„Wer ist dort im Graben?“

„Ich, Hans!“ antwortete Kmiziz ohne Zögern. „Der Teufel hat mir den Ladestock in den Graben gerollt; ich muß Feuer schlagen, damit ich ihn finde.“

„Da kannst du von Glück sagen, daß jetzt nicht geschossen wird, denn der Luftdruck würde dir den Kopf abreißen,“ antwortete die Stimme von oben.

„Aha!“ dachte Kmiziz, „die Kanone hat also außer meiner Ladung noch ihre eigene, desto besser.“

In diesem Augenblick fing die Zündschnur an ihrem unteren Ende Feuer, kleine Fünkchen hüpften auf der trockenen Oberfläche nach oben. Jetzt war es Zeit zu fliehen; Kmiziz rannte, was er laufen konnte, im Graben entlang, unbesorgt um das Geräusch, welches seine Tritte verursachten. Etwa zwanzig Schritte mochte er gerannt sein, da fiel ihm ein, daß die Zündschnur verlöschen konnte. Die Neugier überwog das Gefühl der Gefahr — er blieb stehen und sah sich um. Die Schnur glimmte, aber schon viel höher als vorher.

„Ich bin noch zu nahe,“ dachte er. Wieder rannte er im Graben fort, was er zu laufen vermochte. Plötzlich stolperte er über einen Stein — er fiel hin. In demselben Augenblick erfolgte die Explosion. Die Erde unter ihm schwankte, Holzsplitter, Eisenstücke, Steine, Erde und Eisschollen sausten um ihn herum, so viel merkte er noch — dann verließ ihn das Bewußtsein.

Der ersten Explosion folgten noch mehrere andere, durch die umherfliegenden Brennstoffe verursacht. Die in der Nähe stehenden Pulverkasten, die nächststehenden Geschütze — alles flog in die Luft, aber von alledem hörte Kmiziz nichts mehr. Er hörte auch nicht die Jammerschreie der Verwundeten und das Herbeieilen Millers, welcher selbst den ganzen Schaden besah und als Ursache der Explosion sofort den Eingriff einer mutwilligen Hand erkannte. Er befahl, die nächste Umgebung der Batterie abzusuchen — die Soldaten fanden Kmiziz im Graben liegend. Es erwies sich, daß er nur betäubt war und für den Augenblick durch den Luftdruck den Gebrauch seiner Gliedmaßen verloren hatte. Man pflegte ihn auf das Sorgfältigste, erst gegen den Abend des nächsten Tages war er vollkommen wieder hergestellt.

Miller ließ ihn sogleich vor sich führen. Er nahm den Mittelplatz an dem Tische in seinem Quartier ein; neben ihm saß der Fürst von Hessen, Wrestschowitsch, Sadowski und andere höhere Offiziere des schwedischen Stabes. Von den Polen waren anwesend: Sbroschek, Kalinski und Kuklinowski.

Der Letztere wurde beim Anblick Kmiziz' blaurot im Gesicht; seine Augen glänzten wie zwei glühende Kohlen, und ehe noch jemand das Wort ergreifen konnte, rief er:

„Ich kenne diesen Vogel; er ist von der Tschenstochauer Besatzung und heißt Babinitsch!"

Kmiziz verharrte schweigend. Sein Gesicht trug die Spuren der überstandenen Anstrengung, aber sein Auge blickte ruhig und stolz.

„Ihr habt das Geschütz gesprengt?" frug Miller.

„Ja!" antwortete Kmiziz.

„Wie habt ihr das bewerkstelligt?"

Kmiziz erzählte kurz, ohne etwas zu verheimlichen, wie er zu Werke gegangen. Voll Staunen blickten die Offiziere einander an.

„Ein Held!" flüsterte der Fürst von Hessen Sadowski zu.

Und Sadowski neigte sich hinüber zu Wrestschowitsch und sprach:

„Was meint ihr, Graf Weyhard, werden wir bei solcher Verteidigung die Veste erobern?"

„Das werdet ihr nicht," fiel Kmiziz ein, „denn Tschenstochau wird sich verteidigen, so lange noch ein Mann dort oben ist."

Eine tiefe Stille trat ein. Dann ergriff Miller das Wort:

„Babinitsch also ist euer Name?"

Herr Andreas überlegte. Nach dem, was er gethan, war der Tod ihm sicher. Es war nicht notwendig, seinen wahren Namen länger zu verheimlichen. So mochte denn die Bekanntmachung seiner letzten That seine früheren Schulden im Gedächtnis der Nachwelt austilgen, mochte sein Nachruhm mit dem Strahlenkranz der Ehre und des Opfermutes geschmückt, im Munde der Menschen leben.

„Ich heiße nicht Babinitsch," antwortete er stolz. „Ich bin Andreas Kmiziz und war Hauptmann einer eigenen Fahne im litauischen Stammheere."

Kaum hatte Kuklinowski das vernommen, da sprang er wie besessen auf, und indem er die Augen weit aufriß, rief er:

„Herr General, ich bitte sogleich um ein Wort unter vier Augen! Auch unter den polnischen Offizieren entstand eine

große Bewegung zur höchsten Verwunderung der schwedischen, welchen der Name Kmiziz ganz unbekannt war. Sie vermuteten aber doch eine besonders berühmte Persönlichkeit in ihm, als Sbroschek aufstand und sich dem Gefangenen nähernd, sprach:

„Mein Herr Hauptmann! Ich kann euch zwar aus der Lage, in welcher ihr euch befindet, nicht befreien, aber — ich bitte, reicht mir eure Hand! . . ."

Da richtete Kmiziz sich hoch auf, seine Nasenflügel bebten, als er antwortete:

„Ich reiche meine Hand nicht Verrätern, welche die Waffen gegen das Vaterland führen."

Sbroschek wurde dunkelrot im Gesicht und Kalinski, welcher dicht hinter ihm stand, zog sich sogleich zurück, während die schwedischen Offiziere die Polen mit Fragen bestürmten, was es mit diesem Kmiziz für eine Bewandtnis habe.

Unterdessen hatte in der angrenzenden Kammer Kuklinowski den General an das Fenster gezogen und gefragt:

„Was beabsichtigen Ew. Liebden mit dem Gefangenen zu thun?"

„Ich müßte ihn hängen lassen; doch selbst Soldat, der persönlichen Mut und Tapferkeit zu schätzen weiß, kann ich mich nicht dazu entschließen. Dazu ist er ein Edelmann aus altem Geschlecht . . . Ich werde ihn noch heute erschießen lassen."

„Ich bin zwar kein großer Politiker, Herr General," versetzte Kuklinowski — aber, — wenn Ew. Liebden das thun, dann werden die zweitausend Polen, welche hier stehen, mit Sbroschek und Kalinski uns verlassen und zu Johann Kasimir übergehen.

„Wenn ich sie nicht vorher alle in Grund und Boden schießen lasse," entgegnete Miller.

„Das zu thun verbietet die Klugheit, Herr General." Er wollte weiter sprechen, doch Miller unterbrach ihn.

„Bei hunderttausend Teufeln" sprach er. „Wollt ihr etwa, daß ich diesem Kmiziz das Leben schenken soll? Das geht nicht an!"

„Nein," antwortete Kuklinowski, „aber ich bitte: schenkt ihn mir! Ew. Liebden sind dann jeder Verantwortung enthoben, die Polen können euch nichts anhaben."

„Was wollt ihr mit ihm thun? Ihr kanntet ja nicht einmal seinen Namen, was hat der Mensch euch gethan?" frug der General.

„Darüber will ich lieber nicht sprechen,“ lautete die Antwort. Miller dachte nach. Ein Verdacht stieg in ihm auf.

„Kuklinowski“ sagte er. „Wollt ihr ihn etwa in Freiheit setzen?“ Kuklinowski lachte so ungekünstelt höhnisch, daß Miller zu zweifeln aufhörte.

„Vielleicht ist euer Rat gut!“ sprach er.

„Ich bitte für alle meine Verdienste um diesen einzigen Lohn!“

„So nehmt ihn!“

Darauf gingen beide zu den anderen, welche noch versammelt waren. Miller wandte sich zu ihnen mit den Worten:

„Ich übergebe den Gefangenen dem Herrn Kuklinowski für seine Verdienste zur persönlichen Verfügung.“

Alle horchten auf. Staunen malte sich in den Gesichtern der Anwesenden, dann trat Sbroschek dicht vor Kuklinowski hin und frug mit untergestemmten Armen:

„Was beliebt dem Herrn Kuklinowski mit dem Gefangenen zu thun, wenn man fragen darf?“

Kuklinowski, welcher immer ein wenig gebeugt ging, richtete sich hoch auf; sein Mund verzog sich zu einem hämischen Lachen, die Pupillen in seinen Augen flogen hin und her.

„Wem das nicht gefällt, was ich mit dem Gefangenen zu thun gedenke,“ sagte er, „der weiß, wo ich zu finden bin.“

Dabei klirrte er mit dem Säbel.

„Auf Ehrenwort, Herr Kuklinowski!“ sagte Sbroschek.

„Auf Ehrenwort, gewiß!“

Während er das sagte, schritt er auf Kmiziz zu.

„Komm mit mir, mein Würmchen,“ wandte er sich an diesen. „Komm, du berühmtes Soldatchen ... Du bist ein wenig schwach, bedarfst der Pflege ... ich will dich kurieren!“

„Lump!“ antwortete Kmiziz.

„Schon gut! schon gut, du stolzes Seelchen ... Unterdessen komm!“

Die Offiziere blieben im Hause zurück, während draußen Kuklinowski sein Opfer an die Leine nehmen ließ und mit ihm und drei Soldaten sich auf den Weg nach Lgota begab, wo seine Abteilung stand.

Kmiziz betete unterwegs heiß und inbrünstig. Er wußte, daß der Tod jetzt seiner wartete, deshalb empfahl er seine Seele Gott; er war so sehr in sein Gebet versunken, daß er gar nicht auf das hörte, was Kuklinowski sagte, und nicht merkte, wie lange der Weg dauerte. Endlich hielten sie vor einer halb eingefallenen,

mitten im freien Felde stehenden Scheune. Dorthinein ließ der Hauptmann Kmiziz führen. Er selbst wandte sich an einen der Soldaten:

„Schnell! beschaffe mir aus dem Lager Stricke und ein Tönnchen mit brennendem Pech.“

Der Soldat trabte davon und kam nach einer Viertelstunde in Begleitung eines anderen zurück. Beide brachten die gewünschten Gegenstände.

„Zieht mir diesen Burschen nackt aus, bindet ihm die Hände auf den Rücken und die Beine zusammen, dann zieht ihn hinauf und bindet ihn am Balken fest!“

„Lump!“ sagte Kmiziz.

„Schon gut! Wir werden uns noch sprechen, wir haben Zeit dazu.“

Der eine Soldat kletterte auf den Balken, während die anderen Kmiziz entkleideten und banden. Sie legten ihn dabei auf das Gesicht, banden ihm die Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, schlangen ihm dann das Seil noch um den Leib, dann warfen sie das Ende desselben dem auf dem Balken sitzenden Soldaten zu.

„Jetzt zieht ihn hinauf!“ befahl Kuklinowski. „Der da oben soll das Seil um den Balken schlingen und festknoten.“

Im nächsten Augenblick war der Befehl vollzogen.

„Halt! Laßt ihn los!“ rief Kuklinowski den Soldaten zu, welche Kmiziz noch festhielten.

Das Seil knarrte. Herr Andreas hing wagerecht mitten über der Tenne, etwa drei Ellen hoch.

Nun nahm Kuklinowski einen Strohwisch, tauchte ihn in das glühende Pech und trat dann mit demselben an den in der Schwebe Hängenden heran.

„Wie nun, Herr Kmiziz? . . . Sagte ich nicht, es gäbe nur zweie solcher wie wir beide in der Republik? . . . Du aber wolltest dich nicht zur Kameradschaft mit mir bekennen und gabst mir einen Fußtritt . . . Du hattest recht, elendes Würmchen. Wir paßten nicht zusammen, denn Kuklinowski ist ein anderer Kerl als du, er hat dich Hauptmännchen jetzt in der Hand und wird dir deine Seiten etwas anbraten . . .“

Bei diesen Worten fuhr er mit dem glühenden Pechwisch an der rechten Seite des Herrn Andreas entlang. Dieser zuckte nicht. Er sagte nur zum dritten Mal: „Lump!“

„Langsam, langsam!“ sprach Kuklinowski gelassen. „Nicht zu viel auf einmal; wir haben viel Zeit.“

In diesem Augenblick hörte man Pferdegetrappel; es kam Jemand im Galopp herangesprengt und hielt vor der Scheune.

„Wer zum Teufel kommt denn?“ frug der Hauptmann.

Die Angeln des Thores knarrten, ein Soldat trat ein.

„Herr Hauptmann,“ sagte er, „der General Miller wünscht euch sogleich zu sehen; er hat befohlen, daß ihr unverzüglich zu ihm kommt.“

„Ah! du bist es, Alter? Was zum Teufel ist denn los? Wen hat denn der General geschickt?“

Ein schwedischer Offizier brachte den Befehl, sofort zu kommen. Er kam so schnell angesetzt, daß er samt dem Gaul atemlos war. Deshalb gab er mir den Auftrag, den Befehl auszurichten!“

„Gut,“ sagte Kuklinowski. „Dann muß ich fort.“ Und sich an Kmiziz wendend, setzte er hinzu:

„Dir ist etwas warm geworden, du kannst jetzt abkühlen; ich komme gleich zurück, dann sprechen wir weiter!“

„Was soll mit dem Gefangenen geschehen?“ frug einer der Soldaten.

„Er soll hängen bleiben! Einer von euch soll mich begleiten.“

Kuklinowski ging hinaus. Ihm folgte der Soldat, welcher zuvor auf dem Balken gesessen hatte — es blieben nur drei zurück. Gleich darauf traten drei andere in die Scheune.

„Ihr könnt schlafen gehen,“ sagte derjenige, welcher an Kuklinowski den Befehl überbracht hatte. „Der Hauptmann hat gesagt, wir sollen euch ablösen.“

„Wir wollen lieber hier bleiben,“ antwortete einer der Soldaten, „um das Schauspiel . . .“

Ein Röcheln unterbrach die Rede des Sprechenden, ein kurzer Aufschrei — er breitete die Arme aus und stürzte nieder. Gleichzeitig ertönte der Ruf: „Schlagt zu!“ ein kurzer, gräßlicher Kampf entstand, dann fielen noch zwei Körper leblos nieder und in demselben Augenblick rief dieselbe Stimme, welche schon vorher Kmiziz bekannt vorgekommen war:

„Wir sind es, Herr Hauptmann, Kiemlitsch und seine Söhne. Wir warten schon seit dem Morgen auf eine Gelegenheit, euch zu retten. Auf, ihr Schelme! schneidet den Herrn Hauptmann los, schnell!“

Und ehe Kmiziz verstehen konnte, was mit ihm geschah, sah er neben sich die Zottelköpfe der Söhne Kiemlitschs, welche seine Fesseln löften. Im Nu stand er auf den Füßen; er

schwankte. Seine Kinnladen waren steif geworden, kaum vermochte er zu stammeln:

„Ihr seid es?“ ... Ich danke! ...“

„Wir sind es,“ sagte der schreckliche Greis. „Zieht euch schnell an, vor der Scheune stehen Pferde, der Weg ist frei, die Wachen lassen niemanden herein, aber hinaus dürfen wir; ich kenne die Losung. Wie befinden sich Ew. Liebden.“

„Er hat mir die Seite verbrannt, meine Beine zittern.“

„Hier, trinkt etwas Branntwein, Ew. Liebden! Das wird euch stärken.“

Gierig trank Kmiziz die dargereichte Flasche zur Hälfte leer.

„Mich fror! Jetzt ist mir besser,“ sagte er.

Einen Augenblick darauf fühlte er sich ganz wohl und blickte mit vollem Bewußtsein auf die drei Gestalten neben ihm, welche von den gelblichen Flämmchen des schwelenden Pechs matt beleuchtet wurden.

Der Alte stand mahnend vor ihm: „Die Pferde stehen bereit, die Zeit drängt,“ sagte er.

Da erwachte der alte Kmiziz in ihm, dessen Leben aus einer langen Reihe tollkühner Thaten bestand.

„Nein!“ rief er. „Jetzt will ich diesen Verräter erwarten. Hört einmal. Hat Miller ihn wirklich holen lassen?“

„Nein!“ antwortete Kiemlitsch. „Ich habe den Befehl ersonnen, um ihn von hier fortzulocken.“

„Also hört! Er wird wiederkommen, entweder allein oder mit Begleitung. Kommt er mit mehreren, dann überfallt ihr sie gleich; ... ihn überlaßt mir. Dann zu den Pferden! .... Hat einer von euch Pistolen?“

„Ich!“ antwortete Kosma.

„Gieb her! Ist sie geladen? Pulver auf der Pfanne?“

Die Kiemlitsch blickten ihren Hauptmann verwundert an, doch wagten sie kein Wort zu erwidern, denn sie waren von früher her zu sehr an seine Befehle gewöhnt.

„Paßt auf!“ fuhr Kmiziz fort. „Kommt er allein, dann faßt ihn und verstopft ihm den Mund. Ihr könnt ihm seine eigene Mütze hineinstopfen.“

„Zu Befehl!“ sagte der Alte. „Ist es erlaubt, jenen dort die Taschen zu durchsuchen? Wir sind arme Bauern. ...“

Indem er das sagte, wies er auf die toten Soldaten.

„Nein!“ verbot Kmiziz. „Haltet gut Wache — was ihr bei Kuklinowski findet, das soll euch gehören!“

„Wenn er allein kommt, fürchte ich nichts,“ sagte der Alte.

„Ich werde vor dem Thore bleiben, und sollte jemand aus dem Quartiere kommen, dann sage ich, der Hauptmann hat verboten, jemanden einzulassen. . . .“

„Gut also! nehmt eure Plätze ein!“

Da, kaum war jeder auf seinem Posten, näherte sich Pferdegetrappel.

„Er kommt allein,“ sagte der Alte händereibend.

„Er ist allein,“ wiederholten die jungen Kiemlitsch.

Jetzt hielt der Reiter vor dem Thore und rief:

„Kommt doch einer heraus; nehmt mir das Pferd ab.“

Kiemlitsch sprang hinzu. Einen Augenblick war alles still, dann hörten die drinnen die folgende Unterredung:

„Du bist es, Kiemlitsch? Was zum Donnerwetter, bist du toll geworden? . . . Es ist Nacht! Miller schläft; die Wache hat mich nicht zu ihm gelassen, es ist gar kein Offizier abgeschickt worden. — Was soll das heißen?“

„Der Offizier wartet in der Scheune auf Ew. Liebden. Er hat euch verfehlt.“

„Was soll das heißen? . . . Und der Gefangene? . . .“

„Hängt noch.“

Die Angel knarrte, Kuklinowski trat ein. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, da packten ihn ein paar derbe Fäuste und unterdrückten den Schreckensschrei, den er ausstoßen wollte. Gleichzeitig leuchtete ihm Kmiziz mit einem Strohwisch ins Gesicht.

„Ah! Herr Kuklinowski!“ sagte er. „Wir haben noch miteinander zu reden . . . Zieht ihn aus und dann dort hinauf mit ihm!“

Kosmus und Damian machten sich mit einer Eilfertigkeit über ihn her, als wollten sie die Haut samt den Kleidern herunterreißen. Nach einer Viertelstunde hing Kuklinowski an derselben Stelle, wo Kmiziz zuvor gehangen hatte.

„Nun, Herr Kuklinowski,“ begann Kmiziz, „wer ist jetzt besser, Kmiziz oder Kuklinowski?“

Mit diesen Worten nahm er den Strohwisch und trat näher an ihn heran.

„Ich könnte euch schlachten lassen, wie einen Kapaun, aber ich ziehe vor, eure Seiten erst etwas anzubraten, wie ihr mir thun wolltet.“

Er hielt ihm das glühende Pech an die Seite, aber nicht so kurz wie Kuklinowski ihm gethan, sondern solange, bis der Geruch von verbranntem Fleisch sich in der Scheune verbreitete.

Kuklinowski, dessen Mund verstopft war, wand sich vor Schmerz wie ein Wurm; seine Augen flehten um Barmherzigkeit, und Kmiziz entfernte den Wisch von seiner Seite, versengte ihm eilig noch den Schnurrbart und die Augenbrauen, dann warf er das Marterwerkzeug weit fort.

„Ich schenke euch das Leben," sagte er, „damit ihr noch ein wenig über Kmiziz nachdenken könnt. Bittet Gott, daß man euch findet, ehe ihr erfriert."

Dann wandte er sich an Kosmus und Damian.

„Aufs Pferd!" befahl er. Darauf ging er hinaus. Eine halbe Stunde später ritt Kmiziz schon weit außer dem Bereich des schwedischen Lagers durch die stille Hügellandschaft. Von Zeit zu Zeit entrang sich ein leises Stöhnen seiner Brust, denn die verbrannte Seite schmerzte ihn sehr. Dennoch war ihm wohl zu Mute; er war frei, saß zu Pferde und hatte seinen Rachedurst an Kuklinowski gestillt. Dieses Gefühl der Freiheit erfüllte ihn mit solchem Wohlbehagen, daß der brennende Schmerz daneben nichts zu bedeuten hatte. Aus dem Sinnen, in welches er versunken war, riß ihn plötzlich das Gezänke der drei Kiemlitsch, welche sich um die Beute stritten.

„Kennt ihr den Weg zur schlesischen Grenze, Alter?" unterbrach er den Streit.

„O! O! freilich kennen wir ihn."

„Ist er frei von Schweden?" frug Herr Andreas.

„Ja, denn sie stehen alle bei Tschenstochau," antwortete Kiemlitsch.

„Ihr habt also bei Kuklinowski gedient?" forschte Kmiziz weiter.

„Ja, denn wir dachten, wenn wir nahe dem Kloster bleiben, könnten wir den frommen Vätern am besten dienen. Wir haben ohne Sold der Veste manchen Dienst geleistet und uns nur damit bezahlt gemacht, was wir den Schweden abgenommen."

„Wie? Den Schweden?" frug Kmiziz erstaunt.

„Wir wollten doch auch außerhalb des Klosters der heiligen Jungfrau dienen. Da sind wir nachts um das Lager herumgeschlichen, und wo einer oder ein paar allein sich blicken ließen, da haben wir . . . o Zuflucht der Sünder . . . da haben wir ihnen die Köpfe gewaschen," antwortete Kiemlitsch.

„Und hat das Kuklinowski gewußt?" fragte Kmiziz.

„Man hat es ihm zugetragen. Er ließ sich für jeden erschlagenen Schweden einen Thaler von uns bezahlen, sonst wollte er uns anzeigen."

Kmiziz lächelte still vor sich hin. „Das hätte ich von euch nicht erwartet," sagte er. „Ihr sollt reich belohnt werden . . ."

Da tönte Kanonendonner durch die Nacht. Er unterbrach seine Rede und hielt das Pferd an, während er aufmerksam lauschte. Ihm schien, als könne er gut unterscheiden, welche Geschütze vom Kloster her, welche vom Lager aus abgefeuert wurden. Dann ballte er drohend die Faust gegen das Lager hin und sagte laut:

„Schießt nur, schießt! Ihr thut der Veste doch nichts mehr! . . ."



18. Kapitel.

Die Zersprengung des größten seiner Geschütze hatte den General Miller der Verzweiflung nahe gebracht; ein Gefühl vollkommener Machtlosigkeit hatte ihn ergriffen. Die ohnehin schon entmutigte Armee gewann nach diesem Vorfall den festen Glauben an die Uneinnehmbarkeit der Veste. Er berief seine Stabsoffiziere zu einer Beratung am nächsten Morgen, nach der Auslieferung Kmiziz's an Kuklinowski. Sie erschienen vollzählig, nur die drei Polen fehlten. Anstatt zu den Beratungen überzugehen, ließ Miller Glühwein in reichlicher Menge bringen, um die Frierenden zu erwärmen, vielleicht auch, um die Sinne der Beteiligten etwas zu benebeln und auf diese Weise von den später gesprächig werdenden leichter zu erfahren, was jeder von ihnen wirklich dachte.

Endlich begann er:

„Ihr habt wohl schon bemerkt, meine Herren, daß keiner von den polnischen Herren Hauptleuten meinem Rufe gefolgt ist."

„Ew. Liebden ist sicherlich bekannt," versetzte einer der Herren, „daß die polnischen Troßbuben beim Fischen einen eisernen Kasten mit dem Silberzeug des Klosters gefunden haben und daß deswegen eine Schlägerei zwischen ihnen und unseren Soldaten stattgefunden hat, wobei etliche Menschen das Leben eingebüßt haben."

„Ich weiß," entgegnete Miller. „Es gelang mir noch, ihnen einen, und zwar den größeren Teil desselben, zu entreißen. Wahrscheinlich hat das die Polen gegen uns verstimmt. Nach reiflichem Ueberlegen habe ich beschlossen, das Silberzeug den Mönchen zurückzugeben. Vielleicht erreichen wir durch Güte und Entgegen-

kommen etwas bei diesen Geizkragen; sie sollen wissen, daß es uns nur um die Beste und nicht um ihre Reichtümer zu thun ist."

Die Offiziere machten bei dieser Großmutsäußerung des Generals ganz verblüffte Gesichter. Endlich sagte Sadowski:

„Das ist das Beste, was damit geschehen kann; denn gleichzeitig wird den polnischen Hauptleuten der Mund gestopft und im Kloster ein guter Eindruck gemacht werden."

„Den nachhaltigsten Eindruck werden sie durch die Kunde von dem Tode Kmiziz's erhalten," versetzte Wrestschowitsch. Kuklinowski muß ihn schon abgelodert haben."

„Auch ich denke, daß er schon tot sein muß," sagte Miller. „Dieser Name erinnert mich wieder an unseren großen Verlust. Ich hatte meine ganze Hoffnung auf dieses eine Geschütz gesetzt, die anderen taugen alle nichts. Je länger ich darüber nachdenke, desto größer erscheint mir die erlittene Niederlage, und das alles hat ein einziger Mensch zu Wege gebracht ... dieser Hund! ... Es ist zum Verrücktwerden."

Miller hatte sich so in Zorn geredet, daß er auf den Tisch aufschlug und eines der Krystallgläser herunterwarf. Das Glas zersprang in kleine Spitter.

„Ratet mir, meine Herren!" rief er. Aber keiner der Herren wollte das erste Wort sprechen, welches so leicht verhängnisvoll werden konnte. Endlich, nach längerer Pause sagte der Fürst von Hessen:

„Gebt uns einen Gegenstand der Beratung, Herr General. — Sollen wir darüber beraten, ob wir die Belagerung fortsetzen, oder darüber, ob wir sie aufgeben sollen."

Der General umging absichtlich die direkte Antwort auf dieses Entweder, Oder.

„Herr Sadowski," wandte er sich an diesen. „Eure Reputation sichert euch vor jeder Verdächtigung. Sprecht offen; ihr waret es ja auch, welcher zuerst riet, die Belagerung aufzugeben."

„Mit Verlaub, Ew. Liebden! Ich riet nur, sie überhaupt nicht anzufangen. Das ist ganz etwas anderes. Von da ab überließ ich dem Grafen Wrestschowitsch das Wort und lasse es ihm auch heute.

Miller fluchte wie ein Heide. „Wrestschowitsch muß für die ganze Expedition verantwortlich gemacht werden," rief er.

„Ich lehne diese Verantwortung ab," entgegnete Wrestschowitsch, „man hat nicht alle meine Anordnungen befolgt, sondern lieber die Stimme derjenigen gehört, welche stets zur Milde gegen die Mönche rieten. Wäre man energisch vorgegangen, so

säßen wir längst hinter jenen Mauern. Aber ich weiß noch ein Mittel, die dort drinnen zur Kapitulation zu zwingen."

„Welches ist das? Sprecht, Graf!" riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Wir müssen noch einmal einen Parlamentär hinaufschicken mit der Benachrichtigung, daß es unserem Ingenieur gelungen ist, eine Mine in den Felsen zu legen, welche in einen Gang mündet, der bis unter das Kloster führt, aber von oben vermauert ist. In diesen Gang sind eine Menge Pulverfäßchen gebracht worden, mittels welcher die Kirche und das Kloster in die Luft gesprengt werden sollen, wenn die Uebergabe nicht sofort stattfindet. Wenn diese Nachricht von einem unserer Polen hinauf gebracht wird, dann wird er selbst im Namen aller Polen zur Uebergabe raten."

„Der Gedanke ist gut," sprach Miller, welcher wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm griff. „Ob aber Kalinski oder Sbroschek die Botschaft übernehmen werden?"

„Wenn keiner von beiden, dann Kuklinowski bestimmt," meinte Wrestschowitsch. „Freilich wäre es gut, wenn man auch ihn überzeugen könnte, daß die Mine wirklich vorhanden ist."

In diesem Augenblick hielt ein Reiter vor dem Quartier.

„Herr Sbroschek ist angekommen!" sagte der Fürst von Hessen, welcher zum Fenster hinausgesehen hatte.

Gleich darauf stürmte der Angekommene in die Versammlung. Sein Gesicht war vor Erregung kreideweiß und ehe noch die Offiziere nach der Ursache dieser Bestürzung fragen konnten, rief der Hauptmann: „Kuklinowski ist tot!"

„Was? Wie? Was ist geschehen? Ist er ermordet? Von wem?" rief es entsetzt durcheinander.

„Ermordet! Wahrscheinlich von Kmiziz!" sprach Sbroschek. Und nun erzählte er stockend und in Pausen, wie er am Morgen mit zwei Sekundanten ausgeritten sei, um Kuklinowski zum Zweikampf zu fordern für den Fall, daß er eine widerrechtliche Handlung mit Kmiziz vorgenommen habe. Er sei dies seiner Reputation als polnischer Edelmann schuldig gewesen, da man ihm sonst hätte nachsagen können, er habe Anteil an dem Verbrechen eines Schuftes. Kuklinowski war aber weder im Lager, noch in seinem Quartier aufzufinden gewesen. Endlich habe ihm ein Soldat gesagt, daß der Hauptmann gestern Abend mit Kmiziz zu der einsamen Feldscheune geritten sei. Als er mit den Sekundanten dort angelangt und eingetreten war, da habe sich ihnen ein Anblick geboten, der aller Beschreibung spotte. Zuerst

hatten sie gemeint, Kmiziz dort hängen zu sehen, doch als sie die drei getöteten Soldaten auf der Tenne der Scheune erblickt, da hatten sie den Hängenden näher betrachtet und — Kuklinowski in ihm erkannt. Seine Seite war verbrannt; der Schnurrbart und die Augenbrauen versengt, seine eigene Mütze steckte ihm im Munde, man wußte nicht, war er erstickt oder erfroren."

Entsetzen machte die ganze Gesellschaft verstummen. Miller raufte sich die Haare. Endlich wandte er sich an die Offiziere:

„Wer von den Herren begleitet mich auf die Unglücksstätte?" frug er.

Es erklärten sich alle bereit, denn die Neugier trieb sie hin. Als sie sich der Scheune näherten, erblickten sie einige polnische Reiter, welche sich verstreut um dieselbe herumdrückten.

„Was sind das für Leute?" frug Miller.

„Sie müssen von Kuklinowskis Abteilung sein," antwortete Sbroschek, „die Mannschaften sind ganz toll vor Aufregung . . ."

Miller winkte einen der Reiter heran. „Seid ihr von der Abteilung Kuklinowski?" frug er.

„Jawohl!"

„Wo befindet sich die Abteilung?"

„Sie hat sich vollständig aufgelöst. Keiner von ihnen mag mehr den Kampf gegen das Kloster weiterführen; sie sind nach Schlesien geflohen und beabsichtigen sich unter das Kommando Kmiziz zu stellen."

Als Miller diese Aussage verdolmetscht wurde, blickte er besorgt vor sich hin. Das konnte eine bedrohliche, ernste Sache werden; die Gefahren häuften sich um ihn. Unterdessen waren sie in der Scheune angelangt. Man hatte den Toten zugedeckt. Miller befahl, die Hülle fortzuziehen.

Der Anblick war ein so entsetzlicher, daß die Offiziere sich voll Ekel abwandten und Miller am ganzen Leibe zitterte. Düsteres Schweigen bemächtigte sich aller.

Plötzlich erschollen Gewehrschüsse, Pferdegetrappel kam näher und eine Stimme vor der Scheune rief:

„Herr General! Die vom Kloster haben einen Ausfall gemacht. Die Ingenieure, welche an der Mine arbeiteten, sind alle tot, die Abteilung versprengt!"

„Ich werde noch wahnsinnig," schrie Miller und sprang auf das Pferd. Seine Offiziere folgten ihm; im Galopp gings zurück. Sie fanden das ganze Lager im Aufruhr und Unordnung und selbst diejenigen Schanzen verlassen, welche gar nicht gefährdet waren. Sie kamen noch rechtzeitig, um zu sehen, wie

die Sieger ruhig in das Thor der Veste einzogen und dasselbe hinter sich schlossen.

Der General Miller war wie gelähmt; er ritt nach seinem Quartier, schloß sich daselbst ein und blieb den ganzen Tag unsichtbar. Statt seiner ergriff Wrestschowitsch das Kommando. Er ließ sehr energische Vorbereitungen zur Erstürmung der Veste treffen, an Stelle der Ingenieure mußten Soldaten an den Sprengarbeiten weiterarbeiten. Vor allem aber verbreitete er im ganzen Lager die Nachricht von der Entdeckung des geheimen Zuganges zum Kloster, durch welchen man demselben das Verderben bereiten wolle. Im Lager wurden Friedensäußerungen laut. Man sang, lachte und auf allen Schanzen hörte man Rufe:

„Wir haben Tschenstochau! Endlich wird die Veste unser!“

Binnen kurzem war die Kunde davon auch in das Kloster gedrungen und hatte sich dort mit Blitzesschnelle verbreitet. Die Wirkung war eine niederschmetternde; selbst die Mutigsten überkam ein Angstgefühl und die Furchtsamsten bedrängten den Pater Prior arg. Besonders aber waren es die Frauen, welche seine Wohnung förmlich belagerten, um Erbarmen und Mitleid für sich und ihre Kinder flehend. Die Aufregung war unbeschreiblich. Man glaubte schon das Geräusch der an der Mine Arbeitenden dicht unter sich zu hören und zu spüren.

Die schwersten und schmerzreichsten Stunden seines Lebens hatte Pater Kordezki jetzt durchzumachen, denn auch ein großer Teil der Mönche erschien, der Pater Stradomski an der Spitze, bei dem Prior, um ihn zur sofortigen Uebergabe der Veste zu drängen. Der größte Teil der Soldaten und einige Edelleute hatten sich ihnen angeschlossen.

Es war mittlerweile, seit der ersten Kenntnisnahme der Kunde von der Unterminierung des Klosters und der drohenden Gefahr, der dritte Tag verflossen. Als der Pater Prior die aufgeregte Versammlung vor seinem Zellenfenster sah, trat er hinaus in den Klosterhof und dicht umringt von einem großen Kreise angstvoller Bittsteller hub er also zu sprechen an:

„Haben wir uns denn nicht gelobt, diesen heiligen, gottgeweihten Ort bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen? Wahrlich! ich sage euch! Sollte es wahr sein, daß die Feinde bis unter das Gewölbe der Kirche vorgedrungen sind, selbst dann — was haben wir zu verlieren? Sind es denn nicht nur unsere Leiber, welche zerschmettert zur Erde zurückkehren, während unsere Seelen zum Himmel emporsteigen, wo Christus,

unser Heiland, mit seiner gnadenreichen Mutter unser wartet? Gott hat mich auf diesen Platz gestellt; ich darf ihn also nicht verlassen und er, der mir dieses Amt verliehen, er wird mir auch die Kraft geben, dieses Heiligtum zu schützen. Ich sage euch! Und wären dort unten Hunderte von Pulvertonnen zusammengetragen und in Brand gesetzt, um uns in die Luft zu sprengen — ich fühle die Kraft des Geistes in mir, durch den Segen meiner Hand die Flamme zu verlöschen, die sie entzünden sollen. Der heilige Geist hat mich erleuchtet; er spricht durch mich zu euch: Es ist nicht wahr. Die Feinde lügen! Es giebt gar keine Mine unter dem Kloster, es ist nichts dort, was unser Leben und dieses Heiligtum bedroht! Und wenn ich nun im Namen Gottes zu euch spreche, wer wagt es noch zu zweifeln und mir dagegen zu reden?"

Er schwieg. Seine Stimme war fest, während er gesprochen, sein ehrwürdiges Antlitz durchleuchtet vom überirdischen Glanze eines felsenfesten Glaubens. Kein Mensch in der ganzen Versammlung sprach; Totenstille herrschte, die Gemüter begannen sich zu sammeln. Endlich ertönte aus der Mitte des Gedränges die Stimme eines schlichten Bäuerleins, welches rief:

„Gelobt sei der Name des Herrn! ... Sie drohen uns seit drei Tagen, uns in die Luft zu sprengen, warum thun sie es nicht?"

„Ja, warum nicht?" riefen einige andere Stimmen.

Plötzlich, wie eine Antwort auf diese Fragen, hörte man in der Luft ein leises Rauschen. Ueber den Köpfen der Versammelten erschien eine dunkle Wolke und eine Menge Wintervögel aller Gattungen schwebte flügelschlagend erst einen Augenblick über ihnen, senkten sich nieder und setzten sich furchtlos auf die Dächer, die Mauern und den Hof des Klosters.

Erstaunt blickte die Menge auf die Ankömmlinge. Pater Kordezki aber faltete die Hände und sagte:

„Sehet! Die Vögel des Waldes kommen zu uns; sie flüchten sich unter den Schutz der heiligen Jungfrau, wie wollt ihr da an ihrer Macht zweifeln?"

Trost und Zuversicht kehrte in die Herzen zurück. Die Frauen eilten, Körner für die Ankömmlinge zu holen und sie ihnen hinzustreuen.

Ein Soldat aber sagte, auf die Vögel weisend:

„Wenn diese da bis hierher geflogen kommen, so muß sehr viel Schnee draußen liegen, und daß sie nicht unten bei

den Schweden geblieben sind, ist der beste Beweis davon, daß sie im Lager nichts mehr zu beißen haben."

„Ist das wahr?" frugen mehrere Stimmen.

„So wahr, wie das Amen im Vaterunser."

Noch am Abend desselben Tages kam ein Brief von Miller, der ihnen androhte, das Kloster in die Luft zu sprengen. Der Konvent wurde einberufen, aber die ehrwürdigen Väter hatten wieder Mut gefaßt. Sie antworteten darauf: „Warum schont ihr uns noch? Je eher wir in den Himmel kommen, desto besser für uns!" Nachdem wieder ein ganzer Tag verstrichen war, ohne daß Miller seine Drohung wahr machte, da waren alle im Kloster überzeugt, daß der Pater Prior recht gehabt hatte.

Nur das Bombardement dauerte fort.

Unterdessen war der Weihnachts-Heilig-Abend herangekommen. Die alte Konstantia, die Klosterbettlerin, war mit einem Briefe des Pater Prior an Miller in das Lager gegangen, welcher die Bitte enthielt, die Beschießung des Klosters wenigstens am ersten Weihnachtsfeiertage einzustellen. Sie wurde von den Wachen mit Hohn und Gelächter empfangen, aber sie machte sich nichts daraus und antwortete ihnen dreist:

„Da ihr Gesandte wie Raubmörder behandelt, so wollte niemand zu euch kommen, und ich erbot mich für ein Stückchen Brot, hierherzugehen. An mir ist nichts gelegen; ich fürchte euch nicht, thut mit mir, was ihr wollt."

Sie thaten ihr aber nichts, sondern ließen sie unbehelligt gehen. Der General wollte noch einmal in Güte eine Auseinandersetzung versuchen. Er gewährte die Bitte, entließ für ein Lösegeld einen zu Tote gemarterten Bürger Tschenstochaus, Namens Brschuchanski, welchen die Schweden gefangen hatten, als er in Verkleidung Fische ins Kloster brachte, und sandte ihnen das aufgefischte Silbergerät zurück.

Der heilige Abend war angebrochen. Während die Schweden draußen auf den Schanzen froren und an die warmen Moos-hütten ihrer skandinavischen Heimat dachten, saßen oben im Kloster die Mönche an Tischen, welche statt des Leinenzeuges mit Heu überstreut waren, und brachen die Oblaten. Sie beglückwünschten sich gegenseitig der Sitte gemäß, waren guter Dinge und voll froher Hoffnung, daß die Belagerung bald ihr Ende erreicht haben werde. Neben dem Platze des Priors war ein Platz freigelassen. Ein Teller stand davor, auf welchem ein Päckchen mit blauem Bande zusammengehaltene Oblaten lag.

Als alle Platz genommen hatten und der Herr Schwertträger Samojski den leeren Stuhl gewahrte, sprach er:

„Wie ich sehe, habt ihr, ehrwürdiger Vater, alter Sitte gemäß einen Platz für die Herren vom Berge freigelassen."

„Doch nicht!" antwortete der Pater Prior. „Nicht für die Herren vom Berge, sondern zum Gedächtnis jenes Jünglings ist der Platz frei gelassen, welchen wir alle lieben wie einen Sohn, und dessen Seele vielleicht jetzt freundlich auf uns herniederblickt, weil wir ihm ein dankbares Andenken bewahren."

„Bei Gott! ihm ist wohler als uns," sagte Herr Samojski. „Wir sind ihm großen Dank schuldig."

Dem Pater Kordezki standen die Thränen in den Augen.

„Es werden weniger verdienstvolle Männer als er in den Annalen der Geschichte genannt," sprach Herr Tscharniezki. „Ich will dafür Sorge tragen, daß als größter Held bei der Verteidigung Tschenstochaus Babinitsch genannt wird."

„Er heißt nicht Babinitsch," versetzte der Pater Kordezki. „Ich kannte seinen wahren Namen schon lange; er hat ihn mir unter dem Beichtgeheimnis bekannt. Erst als er vor seinem Ausgange zu seiner letzten Heldenthat Abschied von mir nahm, sagte er zu mir: ‚Wenn ich falle, dann kann die Welt meinen wahren Namen erfahren, damit, wenn meine letzte That die früheren Sünden ausgetilgt hat, derselbe in Ehren genannt werden kann.' Er ist gegangen und im Dienste Gottes und des Vaterlandes gefallen, nun kann ich es euch sagen: — er hieß Kmiziz!"

„Wie? Jener litauische Kmiziz?" rief Herr Tscharniezki außer sich. „O, hätte ich doch das gewußt!"

„Mich nimmt nur Wunder," sagte Herr Samojski ebenso überrascht, „daß die Schweden sich seines Todes nicht gerühmt haben."

Der Pater Prior seufzte.

„Der Luftdruck muß ihn auf der Stelle zerrissen und unkenntlich gemacht haben," sprach er.

„Ich gäbe meine rechte Hand darum, wenn er noch lebte," sagte Herr Tscharniezki.

„Er hat sein Leben für uns zum Opfer gebracht," versetzte Pater Kordezki, „denn läge jenes Geschütz noch dort oben auf der Schanze, dann säßen wir hier nicht so fröhlich in Erwartung des kommenden Tages."

„Morgen wird uns Gott einen neuen Sieg bescheeren,"

setzte Pater Kordezki hinzu, „denn die Arche Noah ging in der Sintflut auch nicht unter."

Die Nacht war feierlich. Ganze Schwärme Sterne leuchteten am Himmel, der Mond warf einen blaßgrünlichen Schimmer über die Schneeflächen, welche sich zwischen dem Kloster und dem Lager hinzogen. Kein Lüftchen wehte, eine tiefe Stille waltete ringsum, ein Friede, wie er seit dem Beginn der Belagerung nicht mehr dagewesen war.

Um Mitternacht hörten die schwedischen Wachen die Klänge der Orgel und den Gesang der Andächtigen sanft herunter klingen. Die polnischen Soldaten von dem Kommando Sbroscheks und Kalinskis kamen bis dicht unter die Mauern, um aus der Ferne die Andacht mitzugenießen. Sie waren niedergekniet und lauschten den frommen Weihnachtsliedern, welche Erinnerungen an bessere Zeiten in ihnen wachriefen. Thränen liefen an den bärtigen Wangen herunter über das eigene und das Elend des ganzen Landes, während sie heiße Gebete zum Himmel entsandten. Auch die Wachen auf den Mauern, welche nicht mit in der Kirche sein konnten, stimmten in den frohen Weihnachtshymnus ein:

Ein Kind geboren zu Bethlehem.

Am Nachmittag des ersten Feiertags donnerten wieder die schwedischen Geschütze; das Bombardement hatte wieder begonnen. Kugeln und Granaten flogen dichter denn je in die Veste, aber die Belagerten waren schon so an dieses Schießen gewöhnt, daß sie nichts mehr fürchteten. Ein jeder von ihnen wußte genau, was er zu thun hatte, die Verteidigung ging fast ohne Kommando von statten.

Gegen Abend ritt Miller aus, um beim blitzenden Schimmer der sinkenden Sonne den Erfolg der Beschießung festzustellen. Zähneknirschend blickte er auf die Kirche mit dem vom blauen Himmel sich scharf abzeichnenden Turm.

„Dieses Kloster wird in Ewigkeit noch stehen," rief er wütend.

„Amen!" setzte Sbroschek ruhig hinzu.

Abends trat wieder der Stab zusammen, um noch eine letzte Beratung zu halten.

„Das heutige Bombardement ist wieder erfolglos geblieben," sagte der General. „Unser Pulver geht zu Ende, die Hälfte unserer Armee ist vernichtet, die andere Hälfte entmutigt. Auch unsere Lebensmittel sind zu Ende und Zufuhr können wir in der nächsten Zeit nicht erwarten."

„Und das Kloster steht noch fest, wie am ersten Tage der Belagerung," setzte Sadowski hinzu.

„Und uns bleibt die Schande!" sagte der Fürst von Hessen.

„Wir müssen unsere Ehre retten!" rief Wrestschowitsch.

Ein höhnisches Lachen folgte diesen Worten.

„Der Herr Graf will uns lehren, wie man Tote erweckt," sagte Miller zähneknirschend.

„Nur unsere Toten haben ihre Ehre gerettet!" versetzte Sadowski.

„Und dieser Hühnerstall steht noch immer dort oben? Ist er denn uneinnehmbar?" schrie Miller wütend.

„Und dieser Hühnerstall steht noch immer," äffte der Fürst von Hessen nach, „er ist uneinnehmbar und wir? — wir müssen abziehen . . . als Besiegte! . . ."

Tiefe Stille herrschte im Gemach; niemand mehr hatte Lust zu reden. Da ergriff Wrestschowitsch noch einmal das Wort:

„Es kommt in jedem Feldzuge wohl zuweilen vor, daß eine belagerte Festung sich von der Belagerung durch ein Lösegeld freimacht. Vielleicht thuen es die Mönche auch. Es könnte dann niemand sagen, daß wir Tschenstochau nicht einnehmen konnten, sondern es nicht wollten," sagte er.

„Wer weiß, ob sie darauf eingehen?" meinte der Fürst von Hessen.

„Ich stehe mit meinem Kopfe, nein, — mit meiner Ehre dafür ein, daß sie es thun," versicherte Wrestschowitsch.

„Es wäre möglich!" sagte plötzlich Sadowski. „Wir haben die Belagerung satt, sie aber müssen sie auch satt haben." Miller wandte sich an Wrestschowitsch:

„Ich habe euch die schwersten und kummervollsten Stunden meines Lebens zu verdanken. Wenn diesmal euer Rat sich bewähren sollte, dann will ich euch zeitlebens dankbar sein."

Alle atmeten erleichtert auf, denn ein jeder von ihnen hatte keinen anderen Wunsch, als einen ehrenvollen Rückzug.

Der folgende Tag war das Fest des heiligen Stephanus. Die Offiziere versammelten sich wieder, um die Antwort aus dem Kloster auf den Brief Millers, mit dem Vorschlag der Lösung, zu erwarten. Sie mußten sehr lange warten. Die Herzen aller schlugen unruhvoll. Der Fürst von Hessen stand am Fenster und plauderte mit Sadowski.

„Wie viel Lösegeld hat er verlangt?" frug der Fürst.

„Ich fürchte, er hat zu viel verlangt" antwortete Sadowski. „Vierzigtausend Thaler für die Mönche und zwanzigtausend für die Edelleute. Sie werden handeln wollen! Doch hoffe ich auf ein Uebereinkommen."

„Und ich sage euch, daß ich vor Zorn fiebere und viel tausendmal lieber jetzt einen Sturm auf die Mauern unternehmen wollte, als hier zu warten, obgleich ich den Rat des Wrestschowitsch gut finde," sagte der Fürst, „dieser Mensch kann noch einmal hochsteigen . . ."

„Ja, bis auf den Galgen!" versetzte Sadowski.

In demselben Augenblick donnerten die Geschütze vom Kloster. Die Offiziere eilten wie besessen hinaus.

„Um Gotteswillen, was soll das bedeuten? Ich verstehe nicht," rief Miller.

„Ich kann Aufklärung geben, Herr General," antwortete Sbroschek. Es ist heute Stephanstag; die beiden Herren Tscharniezki, Vater und Sohn feiern heute ihr Namensfest. Die Schüsse dort oben sind Vivatschüsse."

Da ertönten auch Vivatrufe vom Kloster her und eine neue Salve folgte.

„Sie müssen viel Pulver haben; ein Fingerzeig für uns," sprach der General.

Doch es folgte gleich ein zweiter. Die schwedischen Soldaten waren so erschreckt durch die unerwartete Eröffnung des Feuers, daß sie alles hinwarfen und die, auf den den Mauern zunächst liegenden Schanzen befindlichen Mannschaften die Flucht ergriffen und bis zum Quartier Millers zurückwichen. Miller sah das, und hörte auch, wie die Offiziere sagten:

„Es ist die höchste Zeit, ein Ende zu machen."

Allmählich beruhigte sich alles wieder, die Offiziere kehrten in das Haus zurück, und endlich, endlich wurde auch Sporenklirren im Flur laut. Ein Trompeter mit bereiftem Bart und vom Frost roten Wangen trat ein.

„Die Antwort aus dem Kloster," sprach er, indem er ein ziemlich großes Päckchen an den General aushändigte.

Mit zitternden Händen begann Miller die Hüllen zu entfernen. Etliche Augenpaare waren mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das Päckchen gerichtet, die Offiziere hielten den Atem an.

Der General entfernte eine Hülle nach der anderen; endlich fiel ein Päckchen Oblaten auf den Tisch.

Miller erbleichte. Er wußte genug.

„Nichts weiter?" frug eine Stimme.

„Nichts weiter!" antwortete der General dumpf. Gleich darauf schrie er mit fürchterlicher Stimme:

„Herr Wrestschowitsch!"

„Er ist schon fort!“ sagte einer der Offiziere.

Dann trat Totenstille ein.

Während der Nacht darauf herrschte reges Leben im Lager. Man hörte bis oben im Kloster Komandorufe, ein Hinundherreiten größerer Reiterabteilungen, den regelmäßigen Marschschritt der Füsiliere, Schnaufen von Pferden, Knarren von Wagenrädern, das Rasseln von Ketten, dumpfes Rollen, kurz, ein Gewirr von Stimmen vermischt mit allerhand Lauten.

Die Wächter auf den Mauern horchten hinunter.

„Bereiten sie einen neuen Angriff vor, oder was sonst?“ frugen sie einander.

Es schneite. Man konnte nichts sehen. Gegen fünf Uhr morgens verstummten die Geräusche, aber der Schnee fiel immer dichter; er bildete auf den Dächern neue Dächer, an den Mauern neue Pfeiler, er bedeckte das Kloster, die Kirche, die Veste, als wollte er sie ganz einhüllen und vor drohenden Gefahren schützen.

Endlich begann der Morgen zu grauen. Die Morgenglocke läutete eben zum Frühgebet, da hörten die Wachen am Südthor plötzlich das Schnaufen eines Pferdes. Sie erblickten in der Dämmerung vor dem Thore einen ganz mit Schnee bedeckten niedrigen Schlitten, mit einem elenden Klepper bespannt. Daneben stand ein Bauer, welcher eben begann seine Arme warm zu schlagen und von einem Beine auf das andere tretend, rief:

„Menschen, macht doch auf.“

„Wer da?“ wurde von oben gefragt.

„Einer von den eurigen,“ kam die Antwort zurück. „Aus Dsbowa; ich bringe Wild für die frommen Väter.“

„Haben euch denn die Schweden durchgelassen?“ frug die Wache.

„Welche Schweden?“

„Nun die, welche die Kirche belagern.“

„Oho, die giebt es hier nicht mehr; sie sind alle fort,“ rief das Bäuerlein.

„Alle guten Geister loben den Herrn! Sie sind fort?“ scholl es von der Mauer.

„Keine Spur mehr von ihnen!“

Da tauchten in der Ferne noch mehrere dunkle Gestalten auf der weißen Schneedecke auf; es waren Städter und Bauern. Sie kamen zum Teil geritten, zum Teil zu Fuß, Männer und Frauen. Schon von weitem riefen sie:

„Die Schweden sind fort!“

„Sie sind nach Wielun gezogen!"

„Oeffnet die Thore! Es ist kein Mensch mehr im Lager!"

„Die Schweden sind fort! Die Schweden sind fort!" riefen nun auch die Wachen auf den Mauern. Der Ruf wurde fortgepflanzt und machte mit Blitzesschnelle die Runde durch das Kloster. Die Soldaten liefen zum Glockenturm und begannen zu läuten, als gelte es ein Alarmsignal. Wer und was lebte stürmte aus den Zellen, den Wohnungen und aus der Kirche. Einer rief dem andern die frohe Kunde zu; der Klosterhof wimmelte von Mönchen, Edelleuten, Soldaten, Frauen und Kindern. Freudenrufe wurden laut. Die einen rannten auf die Mauern, um das leere Lager anzusehen, manche lachten, andere schluchzten, viele wollten die Nachricht erst nicht glauben.

Aber immer neue Häuflein Bürger und Bauern strömten herbei, die Wahrheit zu bestätigen. Sie kamen aus den umliegenden Dörfern, aus der Stadt Tschenstochau, aus den Wäldern, fröhlich singend und plaudernd, den Berg herauf. Immer neue Nachrichten kreuzten sich; ein jeder hatte abziehende Schweden gesehen und erzählte, wohin sie gegangen waren.

Ein paar Stunden später waren die Wege und Stege den Berg herauf mit Menschen bedeckt. Die Thore des Klosters waren weit geöffnet wie vor der Belagerung. Alle Glocken wurden ohne Unterlaß geläutet; ihr Schall trug die Kunde vom Siege Tschenstochaus weit hinaus in die Republik. Der Schnee fiel noch immer und verschüttete jede Spur der Schweden.

Gegen Mittag war eine nach Tausenden zählende Menschenmenge in der Kirche und im Kloster versammelt. Pater Kordezki zelebrierte selbst das Hochamt und betete das Dankgebet. Der Menge erschien er in dem weißen Gewande wie ein Engel. Sein Angesicht war verklärt und im Gesange schien seine ganze Seele zum Himmel zu steigen, während seine weiße Gestalt mit den Weihrauchwolken, die den geschwungenen Silberkesseln entstiegen, zu entschweben schien.

Nichts störte die Andacht, kein Kanonendonner erschütterte mehr die Mauern, ungehindert und weithin vernehmlich konnte der Dankpsalm ertönen, welchen jetzt der Prior unter den Freudenthränen der begeisterten Menge anstimmte:

„Te deum laudamus!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Rich. Stöhr, Leipzig-R.